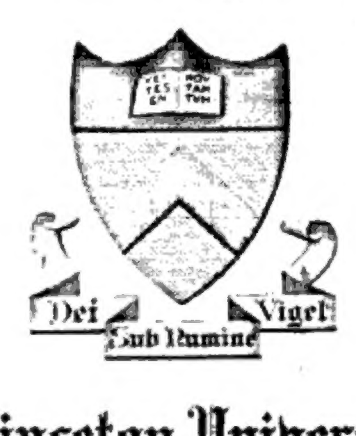
Die Grenzboten

Digitized by Google

2
7

ANNEX LIB.

Library of



Princeton University.

Elizabeth Foundation.

rinted. Printed in Germany

Digitized by Google

Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst

55. Jahrgang

Erstes Vierteljahr

HARMONIE ZU BAMBERG

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1896

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1896. Erstes Vierteljahr

Politik, Volkswirtschaft, Rechtspflege

Politische Zeitbetrachtungen. S. 1.
Unsre Pflicht im Transvaal. S. 83.
Zum 18. Januar. S. 105.
Weltpolitik! S. 108.
Unser Aschenbrödel. Von Georg Wislicenus. S. 209.
Deutsche Weltpolitik. S. 257.
Freiwillige Flottensteuer. Von Arnold Fokke. S. 259.
Deutschlands Beziehungen zu Transvaal. S. 305.
Der Kampf in den Ostmarken. 1. Die Figuren des Schachspiels. S. 401. — 2. Die neuen Figuren und ihre Züge. S. 449.
Der Ausnahmezustand im Reichslande. S. 554.

Die Monroedoktrin. S. 57.
Englische Bündnisbestrebungen. S. 353.
Grundbesitz, Landwirtschaft und Landarbeiter in England. S. 497.
Englands Macht. S. 546.
Die sozialen Zustände der Türkei und der Islam. Von A. Socin. S. 593.

Der Osten und der Westen des Reichs und der wirtschaftliche Ausgleich. Von Max Vosberg-Rekow. S. 5.
Das Weihnachtsgeschenk des preußischen Oberkirchenrats. S. 60.
Die Sittlichkeit auf dem Lande. S. 170.
Zur Hilfslehrerfrage in Preußen. S. 213.
Ein Buchdruckerstreik? S. 553.

Der Entwurf zu einem bürgerlichen Gesetzbuche vor dem Reichstage. Von Julius Petersen. S. 115.
Das Landtagswahlrecht in Sachsen. S. 129.
Der Gesetzentwurf gegen unlautern Wettbewerb. S. 161.
Die Prügelstrafe in den Gefängnissen. S. 408.
Richter und Anwalt. S. 511.

Litteratur und Kunst

Sudermanns neueste Dramen. S. 35.
Über allen Gipfeln. Von Arnold Fokke. S. 134.
Englische historische Romane. S. 187.
War Dürer ein Papist? Von Konrad Lange. S. 266.
Von den Berliner Theatern. S. 283.
Dramaturgisches und Dramatisches. S. 429.
Gustav zu Putlitz. S. 462.
Textbearbeitungen musikalischer Meisterwerke. Von Alfred Heil. S. 561.
Großvater. Ein norwegischer Roman. S. 564.
Daniel Chodowiecki. S. 605.

Verschiednes

Die Infektionskrankheiten. Von H. Böing. S. 19. 64.
Die Emser Legende. S. 26.
Hof und Bürgertum in der Geistesgeschichte Berlins. S. 72.
Aus den Denkwürdigkeiten des luxemburgischen Ministers Servais. S. 181. 233.
Der Untergang der antiken Welt. S. 223.
Die Ehre und der Zweikampf. Von Bruno Hase. S. 310.
Die Verwirrung in der Schreibung unsrer Straßennamen. Von J. Ernst Wülfing. S. 315. 415.
Wandlungen des Ich im Zeitenstrome. 10. Die Exkommunikation. S. 325. 370. 613.
Das Recht der Persönlichkeit. Von Adolf Bartels. S. 359.
Die Homerische Frage. Von C. Rothe. S. 379. 422. 456.
Ein Idyll aus der Belagerung von Paris. S. 387.
An Bord von S. M. S. Brandenburg. S. 476.
Ein Kapitel von der Narrheit. S. 522. 568.

Erzählungen

Die Kunst. Erzählung von Theodor Duimchen. S. 87. 141. 194. 238. 288. 334.
Die erste Liebe. Von Charlotte Niese. S. 484. 528. 575. 623.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Eine interessante Woche. S. 45. — Grundsätzliches zur sozialpolitischen Versicherung. S. 47. — Etwas über Goethe. S. 49. — Kierkegaard. S. 52. — Regis voluntas. S. 92. — Navigare necesse est! S. 93. — Die Angelpunkte unsrer innern Politik. S. 94. — Profit durch Baisse. S. 97. — Berolina. S. 98. — Schanddeutsch und Deutschenschande. S. 99. — Die Lehren der Afrikanerwoche. S. 146. — Zur Baissefrage. S. 148. — Das bürgerliche Gesetzbuch. S. 150. — Anatom und Künstler. S. 151. — Florian Geyer. S. 154. — Hochwohlgeboren. S. 158. — Das Ergebnis der vorigen Reichstagswoche. S. 200. — Zur Transvaalangelegenheit. S. 202. — England lehrt beten. S. 203. — Berlioz. S. 204. — Zu den Bildnissen Bachs. S. 204. — Nochmals das bürgerliche Gesetzbuch. S. 205. — Hausagrarier und Genossenschaften. S. 243. — Zum Schutze der Bauhandwerker. S. 246. — Vom Getreidehandel. S. 249. — Die Lage der preußischen Archivbeamten. S. 254. — Vom

619458

Digitized by Google

agrarischen Kriegsschauplatz. S. 294. — Briefe Roons. S. 297. — Karl Müllenhoff. S. 298. — Freiwillige Beiträge für die Kriegsflotte. S. 300. — Die Reinigung der konservativen Partei. S. 340. — Die amtlichen Erhebungen über das Handwerk. S. 342. — Die öffentlichen Prüfungen. S. 346. — Buntes von der Woche. S. 393. — Unentgeltlicher Arbeitsnachweis für gediente Soldaten. S. 396. — Vom bürgerlichen Gesetzbuch. S. 398. — Götternamen. S. 399. — Allerlei Konservatives. S. 435. — Das Elend der Berliner Hausarbeiterinnen. S. 438. — Zum Schaffnerprozeß in Frankfurt. S. 439. — Wieder ein kirchlicher Notschrei. S. 443. — Nochmals die Straßennamen. S. 446. — Berichtigung. S. 447. — Etwas von Inhalt und Form unsers politischen Lebens. S. 490. — Ein Vorschlag zur Reform des Staatsschuldenwesens. S. 493. — Zur Deportationsfrage. S. 494. — Billige Reichstagsberichte. S. 495. — Krieg überall. S. 539. — Kleinbahnen. S. 542. — Noch einmal die Straßennamen. S. 542. — Berichtigung. S. 543. — Byzantinisches. S. 583. — Die deutsche Übervölkerungs- und Auswanderungsfrage. S. 586. — Ein Schutzverband gegen agrarische Übergriffe. S. 588. — Dr. Peters im Reichstage. S. 589. — Unhaltbare Fiktionen. S. 633. — Unsre Ausländerei. S. 636. — Prügelstrafe in den Gefängnissen? S. 638. — Paragraphenregen und Volksbeglückung. S. 641. — Entgegnung. S. 642.

Besprochne Bücher

H. Sudermann, Die Schmetterlingsschlacht. S. 38.
H. Sudermann, Das Glück im Winkel. S. 38.
E. Kroker, Gesch. der griech. Litteratur. S. 56.
L. Geiger, Berlin. S. 74.
W. Ostwald, Die Überwindung des wissenschaftlichen Materialismus. S. 99.
Spamers Illustrirte Weltgeschichte. S. 100.
W. Rein, Handbuch der Pädagogik. S. 102.
Platens Werke. S. 102.
R. Woerner, Ibsens Jugenddramen. S. 104.
H. Brandstaedter, Erichs Ferien. S. 104.
P. Heyse, Über allen Gipfeln. S. 134.
W. His, Anatomische Forschungen. S. 152.
C. Wagner, Die Sittlichkeit auf dem Lande. S. 170.
H. Wittenberg und E. Hückstädt, Die sittlichen Verhältnisse der Landbewohner. S. 170.
R. Gerade, Erlebnisse als Dorfpastor. S. 170.
Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre. S. 170.
Autobiographie de feu M. Emman. Servais. S. 181. 233.
L. Wallace, Der Prinz von Indien. S. 188.
R. D. Blackmoe, Lorrna Doone. S. 190.
M. Corelli, Aus zwei Welten. S. 192.
H. Kohl, Bismarckjahrbuch. S. 205.
K. Th. Gaedertz, Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. S. 206.
J. Müller, Die Evangelisation unter den Entkirchlichten. S. 207.
O. Seeck, Untergang der antiken Welt. S. 223.
Homers Gesänge von A. Dühr. S. 256.
A. Weber, Albrecht Dürer. S. 266.
Ratzinger, Die Volkswirtschaft in ihren sittlichen Grundlagen. S. 301.
R. Stammler, Wirtschaft und Recht. S. 302.
J. F. Landsberg, Bettelei, Landstreicherei und Armenpflege. S. 303.
A. Koßmann, Arbeitslosigkeit. S. 303.
v. Thielmann, Deutsche Volkswirtschaft oder Weltwirtschaft. S. 303.
E. v. Selchow, Antrag Kanitz. S. 303.
P. Waldhecker, Rentengutsgesetzgebung. S. 304.
L. H. Hunzinger, Das beste Dorf. S. 304.
H. Wehlberg, Die Wohnungsfrage. S. 304.
W. Kulemann, Das Kleingewerbe. S. 304.
O. Olberg, Das Elend in der Hausindustrie der Konfektion. S. 347.
A. Croabbon, La science du Point d'Honneur. S. 350.
K. Borinski, Deutsche Poetik. S. 351.
A. F. R. Knötel, Homeros. S. 379.
H. Usener, Götternamen. S. 399.
Avonianus, Dramatische Handwerkslehre. S. 429.
E. W. Sievers, Shakespeares zweiter mittelalterlicher Dramencyklus. S. 430.
K. Fischer, Streifzüge wider die Unkritik. S. 430.
F. M. Mühlhausen, Luther. S. 431.
K. Bühring, Laura Marholm. S. 432.
F. Nissel, Ein Wohlthäter. S. 433.
F. Fontana, Nabuco. S. 433.
Göttinger Musenalmanach für 1896. S. 447.
Scheffelgedenkbuch. S. 448.
E. Ertl, Liebesmärchen. S. 448.
E. zu Putlitz, Gustav zu Putlitz. S. 462.
Ed. Trilling, Die soziale Lage der deutschen Ärzte. S. 496.
W. Hasbach, Die englischen Landarbeiter. S. 497.
F. Müller, Die Kleinbahnen. S. 542.
Conrad, Elster u. a., Handwörterbuch der Staatswissenschaften. S. 544.
J. Lie, Großvater. S. 564.
J. Nicole, Le Livre du Préfet. S. 584.
M. Benkemann, Die Auswanderung über Hamburg. S. 586.
F. Meinecke, Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen. S. 590.
J. Bolte, Das Danziger Theater. S. 644.
Die Frithjofssage von F. Ohnesorge. S. 644.

Digitized by Google

Politische Zeitbetrachtungen

Wenn die Publizistik ihre Hauptaufgabe, auf die Stimmung der Nation einzuwirken, erfüllen will, so muß sie sich vorher notwendig über die augenblickliche Beschaffenheit dieser Stimmung klar geworden sein. Die hauptsächlichste Erkenntnisquelle, die Tagespresse der verschiednen politischen Parteirichtungen, ist aber mit Vorsicht zu benutzen, da auch sie „Stimmung machen" will und als wirksamstes Mittel hierzu bewußt oder unbewußt den Kunstgriff gebraucht, die erst noch zu erregende Stimmung bereits für vorhanden, ja für herrschend zu erklären. Es ist deshalb nötig, bei ihr zwischen den Zeilen zu lesen und auch auf das zu achten, was sie verschweigt oder nur beiläufig erwähnt, worüber sie besonders klagt oder wogegen sie besonders ankämpft. Das so gewonnene Ergebnis läßt sich dann im Gespräch mit politisch Gleich- und mit Andersgesinnten nachprüfen. Die Hauptsache bleibt aber, die Tagesereignisse möglichst objektiv auf sich wirken zu lassen. Wer sich dabei von Voreingenommenheit wirklich frei und zugleich in lebendiger Verbindung weiß mit den unsichtbaren und geheimnisvollen Kräften, die das Gemüt seines Volkes lenken, dem mag es gelingen, auch die Grundstimmung oder die Durchschnittsempfindung der viri boni im Volke, oder mit andern Worten die öffentliche Meinung im guten Sinne zu erkennen.

Wir erheben nicht den Anspruch, diese Gabe der Intuition zu haben, und sind jedenfalls überrascht von dem verhältnismäßig ruhigen Verlaufe, den die Beratungen des unlängst eröffneten Reichstags genommen haben. Die Zurückhaltung, die gegenüber den Angriffen der Linken sowohl von der Regierung wie von den augenscheinlich in gedrückter Stimmung befindlichen Konservativen geübt wurde, giebt hierfür keine genügende Erklärung. Auch nicht, daß der Minister, der ganz besonders zur Vernichtung der Sozialdemokratie berufen schien, unmittelbar vor Eröffnung der Session plötzlich nach Walhalla

abberufen wurde. Denn darüber, daß sein System „unentwegt" werde fortgesetzt werden, wurde ja der Reichstag keinen Augenblick im Zweifel gelassen. Uns scheint, daß der Grundsatz des Septemberkurses, die bestehenden Gesetze zwar rücksichtslos und bis an die äußerste Grenze ihrer Auslegungsfähigkeit, aber doch nicht darüber hinaus anzuwenden, von der Nation immer noch wenigstens für erträglich gehalten wird. Man hatte ein Gefühl der Erleichterung, daß dem Lande nicht wieder zugemutet wurde, neue Verschärfungen der politischen Strafgesetze auf sich zu nehmen. Schlimmstenfalls ist man darüber beruhigt, daß weder der gegenwärtige Reichstag, noch im Fall seiner Auflösung sein Nachfolger hierzu jemals seine Zustimmung geben wird, und ohne diese Zustimmung können nun einmal verfassungsmäßig Reichsgesetze nicht zustande kommen.

Wenn die parlamentarische Opposition gegen die Art der Anwendung der bestehenden Gesetze durch die Gerichte ankämpft, so fehlt ihr der rechte Resonanzboden, solange es sich nicht um augenfällige und schreiende Gesetzesverletzungen handelt. Wir haben unsern schweren Bedenken gegen die neueste Richtung der Strafrechtsprechung Ausdruck gegeben und werden fortfahren, gegen ihre Irrtümer anzukämpfen. Immerhin sind es nur Irrtümer, nicht Rechtsbeugungen gewesen. Die Verurteilungen waren über Gerechte und Ungerechte, sogar über Staatsanwälte herniedergegangen, es war auch eine Anzahl freimütig und männlich begründeter Freisprechungen zu verzeichnen, und noch hat gerade in den bedenklichsten Fällen der oberste deutsche Gerichtshof nicht gesprochen. So haben gewisse gerichtliche Verfolgungen zwar hingereicht, den Zorn über die Ungezogenheiten der Sozialdemokratie gegen teure Empfindungen der Nation auszulöschen, aber nicht hingereicht, diesen Zorn geradezu in Mitleid mit den Opfern der Justiz zu verwandeln.

Auch wer die übermäßig scharfe Anwendung der bestehenden Gesetze für einen politischen Mißgriff hält, kann der Regierung nicht gut einen Vorwurf daraus machen, wenn sich nun diese Anwendung gleichmäßig gegen alle politischen Parteien richtet. Dies wäre z. B. auf dem Gebiete des Vereinsrechts sogar dringend zu wünschen, da es kein besseres Mittel giebt, die Ungereimtheiten jener polizeistaatlichen Überbleibsel dem ganzen Volke recht deutlich vor Augen zu stellen. Geschieht es nicht, so wird die Sozialdemokratie die Rechtsungleichheit im Rechtsstaate wieder gehörig ins Licht zu rücken wissen und die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung dadurch bekämpfen, daß sie — strenge Aufrechterhaltung dieser Ordnung gegen jedermann fordert. Das ist ja gerade die ungeheure Verblendung der sogenannten Staatserhaltenden, daß sie nicht sehen, wie alle Maßregeln ihnen früher oder später selbst zum Verderben ausschlagen müssen, die nicht vor dem natürlichen, gottlob noch immer lebendigen Rechtsgefühl des Volkes bestehen können. Soeben schickt sich der sächsische Landtag an, mit der Verschlechterung des Wahlrechts eine solche Ungerechtigkeit gegen die untern Klassen zu begehen, und für die Ent-

Digitized by Google

wicklung der Dinge im Reiche hängt alles davon ab, ob auch dort etwa ähnliche Maßregeln geplant werden. Niemand glaubt, daß das Ministerium Hohenlohe dafür zu haben sein werde, ein Grund mehr für die Opposition, dem würdigen alten Herrn an der Spitze der Reichsgeschäfte das Leben nicht zu sauer zu machen. Niemand will sich aber auch ausreden lassen, daß die Tage dieses Ministeriums gezählt seien, und es ist Sache des Temperaments, ob man diesen ewigen Unsicherheiten nur mit Unbehagen oder mit tiefem Mißtrauen gegenübersteht.

Wären freilich Pläne ernst zu nehmen, wie sie jüngst mit cynischer Offenheit ein Blatt entrollte, dessen Äußerungen öfter mit der Person des ersten deutschen Reichskanzlers in Verbindung gebracht werden, dann wäre nicht mehr bloß Mißtrauen, sondern laute Entrüstung am Platze. Der Gedanke, die deutschen Sozialdemokraten durch Ausnahmegesetze und rechtlose Willkür zur Verzweiflung und zum offnen Aufruhr zu treiben, um sie dann in einem großen Blutbad vernichten zu können, ist von so teuflischer Bosheit und zugleich so kläglich dumm, daß die Freunde des Fürsten Bismarck dringend wünschen müssen, er möge sich von einer unter seiner Flagge segelnden Ungeheuerlichkeit lossagen, die ihn mit einemmale des Ruhmes berauben würde, der beste Deutsche und der größte Staatsmann des Jahrhunderts gewesen zu sein. Amtlich hat ja Fürst Bismarck in Lehre und Wandel immer den Satz verfochten, daß man vor der Kriegserklärung den Feind ins Unrecht gesetzt haben müsse, und daß er die Verantwortung, loszuschlagen, nicht tragen möge, solange noch die Möglichkeit einer friedlichen Auseinandersetzung bestünde. Was den Franzosen oder Russen gegenüber recht war, sollte das nicht gegen die eignen Landsleute billig sein?

Wir leben des Glaubens, daß eine friedliche Auseinandersetzung der obern und der untern Klassen in Deutschland möglich ist, und daß sie zugleich die unerläßliche Voraussetzung dafür bildet, daß eine jugendkräftige, hochgebildete Nation von mehr als fünfzig Millionen, denen der heimatliche Boden schon längst zu enge geworden ist, im Wettbewerb um die Herrschaft der Erde ihre Zukunft behauptet. Zur Wiederherstellung des innern Friedens ist gar nichts weiter notwendig, als daß die in allen deutschen Verfassungen längst verbrieften Grundsätze der Gleichberechtigung jedes Staatsbürgers vor dem Gesetz und bei Ausübung der politischen Rechte von den höhern und den besitzenden Klassen endlich ohne Hintergedanken anerkannt werden. Wir leiden daran, daß diese Rechte vor einem halben Jahrhundert dem Volke doch nur widerwillig zugestanden worden sind, oder daß man, wie bei dem allgemeinen Wahlrecht, sich mit der Hoffnung geschmeichelt hat, die Massen stets in der Hand zu behalten. Diese Hoffnung hat — nicht ohne Schuld der Machthaber — getrogen, und heute weiß man sich keinen andern Rat, als ihnen die verliehenen Rechte wieder streitig zu machen. Auch für Deutschland scheint sich die geschichtliche Erfahrung aller großen Verfassungsstaaten zu wiederholen, daß die politischen Rechte, einmal errungen, erst in

Digitized by Google

zäher Abwehr verteidigt werden müssen, ehe sie als wirklicher, unentziehbarer Besitz der Nation gelten können. Die Engländer wären heute nicht schon zweihundert Jahre lang im ruhigen Genusse bürgerlicher Freiheit, wenn sie nicht im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts gezwungen gewesen wären, die wiederholten Übergriffe eines verblendeten Herrscherhauses zurückzuweisen.

Wir dürfen in Deutschland zu der Loyalität der Krone volles Vertrauen haben. Aber Wunder nehmen darf es nicht, wenn wir die einst zurückgedrängten alten Gewalthaber und im Bunde mit ihnen die satten Mächte des großkapitalistischen Bürgertums die gegenwärtige Erschlaffung des nationalen Gedankens benutzen sehen, um den verloren gegangnen Einfluß zurückzugewinnen oder die neugewonnene wirtschaftliche Übermacht zu befestigen. Das Schicksal Deutschlands hängt vielleicht davon ab, ob es jenen Mächten gelingen wird, auch die Krone in ihre Händel zu verflechten. Die Logik der Hamburger Nachrichten müßte zu dem Wunsche führen, daß sie dabei vor dem Äußersten nicht zurückschrecken möchten. Um so einmütiger und energischer würde der Widerstand, um so kürzer die Katastrophe, um so rascher und gründlicher die Genesung sein. Wir selbst vertrauen auf Deutschlands guten Stern, daß wir vor dem größten nationalen Unglück, dem Bürgerkrieg, bewahrt bleiben werden. Wir setzen dabei unsre Hoffnung auch darauf, daß im deutschen Bürgertum die Bewegung immer mehr erstarken werde, die man als die soziale zu bezeichnen sich gewöhnt hat. Sie fällt, wie heute sich die Dinge anschicken, immer mehr zusammen mit verfassungstreuer, mit konservativer, d. h. für Aufrechterhaltung des bestehenden öffentlichen Rechtszustandes eintretender Denkweise. Sie kam zuerst in größerm Umfange zur Erscheinnng während der Beratung über die verflossene Umsturzvorlage. Sie hat sich damals wegen ihrer Schwerfälligkeit von rechts wie von links viel verspotten lassen müssen. Aber gerade aus dem Beharrungsvermögen schöpft der Widerstand seine Kraft, und fast scheint es, als wenn nun auch noch das Element in die Geister hineingeworfen werden sollte, das, einmal erfaßt, die germanischen Nationen allezeit in die leidenschaftlichste Bewegung gebracht hat, wir meinen die religiöse Frage.

Wir geben von vornherein zu, daß der kürzlich veröffentlichte Erlaß des preußischen Oberkirchenrats, wenn man ihn Satz für Satz durchliest, manche Wahrheiten enthält, die von den evangelischen Geistlichen beherzigt zu werden verdienen, und wollen an einzelnen anfechtbaren Wendungen hier nicht mäkeln. Schwerlich aber wird man sich, wenn man die Zeichen der Zeit bedenkt, des Eindrucks erwehren können, daß aus ihm nicht sowohl die Kirche, die Gemeinschaft der Gläubigen oder auch nur die Hierarchie, als vielmehr der Staat und die Büreaukratie zur Kirche reden. Es ist der erste, wiewohl sehr vorsichtige und beinahe ängstliche Versuch, der Kirche vorzuschreiben, was sie in des Staates Interesse thun oder lassen soll. Wir fürchten, daß dabei der Staat nichts gewinnen, die evangelische Kirche aber schweren Schaden leiden wird. Man darf gespannt sein, wie sich die Geistlichen und die kirchlich ge-

Digitized by Google

sinnten Laien zu dieser und zu etwaigen schärfern Kundgebungen stellen werden. Namentlich wird viel auf die Haltung eines viel angefeindeten Mannes ankommen, dem, wie man auch sonst über ihn denken mag, der Ruhm gebührt, der Vater der sozialen Bewegung innerhalb des gebildeten Bürgertums zu sein. Wir können nicht glauben, daß Stöcker das Werk seines Lebens mit schnöder Fahnenflucht beschließen werde. Es ist kaum zu bezweifeln, daß den gegen die Geistlichen gerichteten Ermahnungen auch Maßregelungen gegen die Beamten, Lehrer und sonst dem Staate erreichbare Personen folgen werden, die man der sozialdemokratischen Gesinnung beschuldigt, weil sie den Arbeitern volle Koalitionsfreiheit, hohe Löhne, kurze Arbeitszeit und gesunde Wohnungen gönnen, weil sie in dem politischen Glaubensbekenntnis kein Hindernis bei Ausübung der staatsbürgerlichen Rechte oder gar einen Überführungs- oder Strafabmessungsgrund vor Gericht erblicken mögen, weil sie auch in den Deutschen der untern Klassen Deutsche von ihrem Fleisch und Blut erkennen. Erst wenn auch diese „Affiliirten“ der Sozialdemokratie denselben Verfolgungen ausgesetzt sein werden wie die wirklichen Sozialdemokraten, wird sich zeigen, wie tief die soziale Bewegung der gebildeten Klassen geht. Wir halten sie heute schon für zu stark, als daß ihre Widersacher sie zu dämpfen vermöchten.

Der Osten und der Westen des Reichs
und der wirtschaftliche Ausgleich

Von Max Vosberg-Rekow

Der Figaro hat neulich einen seiner Redakteure, Herrn St. Cère, ausgesandt, um die Stimmung der Italiener gegen Frankreich zu erkunden. Der Berichterstatter hat seinen Landsleuten eine Menge bitterer Wahrheiten heimgebracht. So lautet der letzte Satz seines Berichts: Il n'y a pas des sympathies entre les peuples, il n'y a que des intérêts. Die königlich preußische Regierung aber sandte jüngst Herrn Wasserbauinspektor Sympher nach Schlesien; ich glaube, er hätte seinen Reisebericht mit demselben Satze schließen können: Die Schlesier haben keine Sympathien (nämlich für den Rhein-Weser-Elbekanal), sie haben nur Interessen (nämlich die eignen). Die haben aber nicht nur die Schlesier, sondern die hat jedermann, und der Satz des Herrn St. Cère ist so richtig wie der des Herrn Sympher es wäre: zwischen Ost und West sind Interessengegensätze vorhanden, mit denen der Staatsmann wie der Volkswirt als mit gegebnen Größen rechnen muß.

Digitized by Google

Es wird jetzt so viel geschmäht über die Roheit der Interessenpolitik, und doch ist das sehr falsch. Aus vielen Steinen baut man ein Haus, aus vielen Interessen bildet sich der Staat. Aber die Steine müssen gegen einander abgepaßt werden, sonst geben sie kein Ganzes; scharfe Kanten und Ecken fallen dabei weg, sie schleifen sich von selber ab. Früher freilich liebte man es, seinen Interessen ein Mäntelchen umzuhängen. Ich ziehe den jetzigen Zustand vor: kehrt eure Interessen heraus und gleicht sie im Staate gegen einander aus, und worüber ihr euch nicht einigen könnt, das wird unerbittlich hinweggefegt von den wirtschaftlichen Gewalten, die auch ohne Zuthun des Einzelnen unablässig arbeiten an dem Ausgleich, an der Herstellung des Gleichgewichts, am sozialen Frieden.

Unstreitig ist die erste dieser Gewalten der Verkehr. Das ist so richtig, daß man sagen kann: Interessengegensätze entstehen, wo kein Verkehr ist. Oberdeutschland blühte empor und zog nach der Levante; Niederdeutschland ward stark und erbaute von der Hanse Gnaden seine Faktoreien im Norden. Keiner wußte vom andern. Oberdeutschland zog nach Italien, nach Bologna, um dort im römischen Geist seine Bildung zu suchen; Niederdeutschland studirte in Leyden und schuf die Richtung des Humanismus, die den Reformatoren die Wege geebnet hat. Sie wußten wenig von einander, und weil es am befruchtenden Verkehr zwischen ihnen fehlte, so ging ein Riß durch die Nation, ein Riß im wirtschaftlichen, ein Riß im geistigen Leben. Hätte der alte Grundsatz des liberum commercium, des freien Verkehrs, nicht bloß in Bullen und Büchern gestanden, wäre er im alten deutschen Reich lebendig geblieben, es hätte nicht zerfallen können. Und erst als im Zollverein die Verkehrseinheit gefunden war, konnte sich das neue Reich zusammenfinden. Als aber noch siebzehn Zoll- und Verkehrsgrenzen zwischen Köln und Posen lagen, sagte mit Recht der geistreiche Abbé de Pradt: „Die Deutschen sind eingesperrt wie Menagerietiere in den Käfigen; sie können einander brüllen hören, aber nicht zu einander gelangen, denn es sind Gitter im Wege."

Um im Bilde zu bleiben: es wird jetzt wieder gebrüllt. Die Käfige sind größer, die Tiere sind größer, ihr Kampf würde folgenschwerer sein, wenn sie einander in die Haare geraten sollten. Da kommt der Rhein-Weser-Elbekanal und wird als Thür zwischen beiden Käfigen aufgezogen: was Wunder, der schwächere fürchtet sich, er sucht sich zu schützen, die Thür wieder zuzuschlagen, und das Ergebnis ist — Ablehnung des Dortmund-Rheinkanals im preußischen Landtage.

Doch lassen wir das häßliche Bild, und untersuchen wir den zwischen Osten und Westen zu Tage getretenen Gegensatz auf seine Berechtigung. Wo kommt er her? Wie ist er entstanden? Er besteht von Alters her, das wissen wir alle, er ist geschichtlich geworden. Sehen wir zu, wie das gekommen ist.

Wenn man auf die deutschen Stämme zur Zeit der Völkerwanderung hinblickt, auf das Chaos, das damals war, so kann man Deutschland mit einem

Körper vergleichen, der sich, wie die Erde nach der Kant-Laplaceschen Welttheorie, aus einer Gasmasse verdichtet hat. Die einzelnen Bestandteile diffundiren über unbestimmte Grenzen. Der Verkehr zwischen ihnen ist gering. Der Gote ist Gote, was geht ihn der Chatte an? Das Reich Karls des Großen und seiner Nachfolger ist kein Staat, sondern eine Welthierarchie mit zwei Köpfen: Kaiser und Papst. Die eigentlichen Staatsaufgaben fallen örtlichen Gewalthabern und Mächten zu. Diese haben aber nur ihr eignes Interesse und schließen sich gegen einander ab. Der Verkehr bleibt in örtliche Fesseln gebannt, und nur wo er diese einmal durchbricht, zeigt sich eine kurze Blüte des Landes. So bleibt es bis in die neue Zeit.

Aber merkwürdigerweise sind alle diese abgeschlossenen Länderteile in einem Punkt einmütig bei der Arbeit: in der Kolonisation des Ostens. Das Deutschtum dringt vor in Österreich, Ungarn, Siebenbürgen, Mähren und Böhmen; es wirft im Ostseebezirk Slawen und Prutenen zurück, und in die Brandenburger Marken, nach Pommern, Mecklenburg, Schlesien wandern einträchtiglich mit einander Franken, Westfalen, Niedersachsen und Thüringer. Der deutsche Orden erobert Preußen; unter seinen Fahnen fechten fränkische, sächsische, schwäbische Edle. Bauern und Bürger schieben sich nach, in gleicher Mischung aus allen deutschen Gauen. Und die Slawengefahr, Kriegs- und Leibesnot schweißt die Scharen zusammen, daß sie ihre Stämme vergessen und sich fühlen als eine Nation, als Deutsche unter den halben Barbaren. Ein Gegensatz zur Heimat bildet sich hier noch nicht. Kaufleute ziehen von hüben und drüben. Das Reich giebt Hilfe, wenn die Not dringend wird. Man hält die Ostmarken wert. Die hohenzollerschen Franken bilden ein festes Bindeglied. Aber das Reich bekommt bald mit sich selbst zu thun. Der Orden der Deutschritter zerfällt, von der Heimat schnöde im Stich gelassen. Die Östlinge bauen ihren eignen Staat, und allmählich ist die nahe Beziehung im Westen und Süden vergessen. Der Osten macht von sich reden; aber es ist meist die Person einzelner großer Fürsten, die Interesse erweckt. Land und Leute, ihre Art und Sitte, Denkweise und Lebensgewohnheit kennt man nicht. Der Handel des Ostens geht über die See seine eignen Wege. So wird man einander fremd und bleibt einander fremd bis in den Anfang dieses Jahrhunderts. Es fehlt der Verkehr und damit die Gemeinsamkeit der Interessen.

Im Reiche aber ist man unterdes nicht vorwärts-, sondern zurückgekommen. Kriege zerfleischen das Land. Die wirtschaftliche Einheit kann sich nirgends durchringen. Denn die Adern ihres Organismus, die Verkehrswege, werden geschröpft und unterbunden, wo es nur angeht. Um der Landräuber, um der Zölle, Auflagen, Schoß- und Kopfgelder halben weicht der Verkehr von den Landstraßen auf das Wasser, um der Seeräuber, Passagezölle, Durchgangssteuern, Stapelgelder halben flieht er später wieder vom Wasser auf die neue, die freie Eisenbahn. Das Land, auch im Westen, ist wenig entwickelt. Frankreich giebt kein Absatzgebiet, denn ein englischer Schriftsteller jener Zeit sagt von ihm:

„In der Bibel steht, es sei schwer, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe; aber leichter noch geht das Kamel durch das Nadelöhr, als eine Nadel über die französische Grenze.“ Die kleinen Staaten kujoniren einander aufs erbärmlichste; oft ist der Rohstoff vom Fabrikat, das Halbfabrikat vom Ganzfabrikat getrennt, die Manufaktur vom Markt, der Produzent vom Konsumenten.

Da kommt Napoleon und die Fremdherrschaft. Er ist es, der zuerst das Land östlich und westlich von der Elbe auch politisch und ausdrücklich scheidet. Der Rheinbund blüht empor, ein großes einheitliches Wirtschaftsgebiet. Der Kaiser duldet keinerlei innere Schranken. Der Verkehr nimmt neuen Anlauf und braucht an Frankreichs Grenzen nicht Halt zu machen. Ein Hauch der Freiheit weht herein aus dem größern Lande, er giebt größern Blick, höhere Gesichtspunkte. Die Kontinentalsperre schützt; rasch wächst Industrie heran, und das Land befindet sich so wohl wie kaum zuvor. Wenn nur die Fremdherrschaft nicht wäre! Aber die Fremdherrschaft fällt, sie fällt, noch ehe der große Kanal von Paris über Maas und Schelde, Rhein, Weser und Elbe bis zum Schwarzen Meer zur Ausführung kommt.

Nun war Osten und Westen ein Wirtschaftsgebiet, wenigstens soweit es preußisch war. Aber das Antlitz des Westens blieb nach Frankreich gerichtet, dessen Grenze sich ihm wieder schloß wie ein verbotenes Paradies. Wohl war die nationale Begeisterung aufgeflammt, aber hinterher: was war hier der Osten? Im Königreich Westfalen hatte man eine überaus einfache Verwaltung gehabt, fern von jedem Büreaukratismus. Hatten doch die großen Gründer des Zollvereins, die Maaßen, Kühne, Motz, nach einander in König Jerômes Diensten gestanden; man hatte andern Wind um seine Stirn gefühlt. Die Kontinentalsperre fiel, und die junge Industrie kam in Not. Man schob es auf den Osten. Der aber sah seinerseits scheel auf den Westen. Denn er hatte, ausgesogen von kolossaler Kriegskontribution, in höherm Maße die Opfer des Freiheitskampfes getragen als der begüterte Westen. Und doch wandte sich diesem zunächst das Interesse der Regierung zu. Zwar die Verordnung vom 16. Juni 1816 hatte auch für den Osten alle Wasser-, Binnen- und Provinzialzölle beseitigt, und er hatte seit dem Großen Kurfürsten und Friedrich II. ein selbständiges gutes Kanalnetz. Aber sonst war ihm nichts geblieben, „als der nackte thatkräftige Arm und die warme Sorge für den Rest der von Krieg und Hunger verschonten Familienglieder.“

Das gab nicht nur Fremdheit, das gab auch Gegensätze, die scharf genug waren. Der berühmte preußische Tarif von 1818 schuf zwar Osten und Westen endgiltig zu einem einzigen Wirtschaftsganzen. Aber es waren ungleiche Brüder, die man zusammenschloß. Alle Feindschaft, die gegen diesen Tarif erstand, erstand auch gegen seine Geburtsstätte, den preußischen Osten. Der süddeutsche Barde Biedermaier griff in die Saiten seiner württembergischen Leier und sang im Stuttgarter Morgenblatt das schöne Distichon: „Hohenzollern, du Schloß,

dem die preußischen Kön'ge entstammen, welch einen schrecklichen Zoll hat uns dein Sprößling gebracht!" Nassau aber, der patriotische Großstaat, schloß um diese Zeit ein Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich ab contre la fiscalité prussienne. Und solche Stimmungen fanden ihren lebhaften Wiederhall auch im preußischen Westen, und was man dagegen sagte und schrieb, stieß im Osten an. Der östlich-preußische Büreaukrat und der zugeknöpfte westliche Patrizier paßten schlecht zu einander. Um diese Zeit war der Gegensatz zwischen Osten und Westen am stärksten.

Da beginnt spinnengleich die Eisenbahn das Land zu bestricken. Eine neue Zeit bricht an: Verkehr drängt Verkehr. Der Westen wird aufmerksam; die engherzige Wupperthaler Patriziergesellschaft blickt auf nach Osten, wo sie verdienen kann, sie gründet in Breslau Filialen. Von Aachen, von Düren geht man hinüber und kommt herüber. Freundschaften und Verwandtschaften bleiben nicht aus. Noch heute finden sich dieselben Namen am Rhein und in Schlesien. Der Osten ist noch roh, aber er verspricht doch viel. Es wandert Kapital hin und schlägt die Brücke. Der Westen ist Industrieland, der Osten soll es langsam werden. Es kommt die Vermittlung Stück für Stück: erst 1854 treten Hannover, Oldenburg, der „Steuerverein" dem Zollverein bei. Da wird noch in den „Bemerkungen über die Zollvereinsergebnisse für das siebente Semester 1854" die größere Wohlhabenheit Hannovers ausdrücklich angeführt, insbesondre seine Abneigung gegen Surrogate, namentlich den Rübenzucker. (!)

Es folgt die Schweißung von 1866. Sie war so segensreich, weil sie nicht nur ein örtliches, sondern auch ein wirtschaftliches Mittelglied schuf zwischen Osten und Westen und bei Frankfurt die Brücke nach Süden hin schlug. Hannover war etwas besondres; es war nicht Industrieland, aber auch nicht Agrarstaat. Jedenfalls war es wohlhabend und aufnahmefähig. Da zeigte sich ein neues Absatzgebiet für beide Enden des Reichs.

Noch ist die Scheidung stark, denn die Natur giebt sie. Aber sie giebt auch die Vermittlung. Mitten zwischen der oberschlesischen und der rheinischen Kohle liegt die sächsische, und zwischen beiden schiebt sich die böhmische Braunkohle ein. Im Königreich Sachsen entwickelt sich rasch eine Großindustrie, die sich allmählich bis in die Lausitz fortpflanzt und den agrarischen Charakter des Ostens verändert. Der Handel schlägt Brücken. Von der Ostsee geht das Getreide nach Mannheim; aus Danzig und Königsberg kommt nicht nur russische, sondern auch deutsche Fracht. Breslau, die alte Handelsstadt, hat freilich die Artikel gewechselt, die es früher als Stapelplatz der slawischen Gaue führte, aber sie handelt doch nach dem Westen. Schlesien, das „reiche Land, die Perle in der Krone Preußens," exportirt, und zwar nicht nur Getreide und nicht nur Produkte des oberschlesischen Hüttenreviers. Neue Gewerbsthätigkeit bricht sich Bahn: die Zuckerindustrie, die chemische Industrie, die Textilindustrie, die Industrie der Erde und der Steine. Und die Hauptsache: es

ersteht die Reichshauptstadt nicht nur als ein Handelsplatz, sondern als ein Industrieplatz ersten Ranges — Berlin hat nach der letzten Zählung 4444 Fabriken! —, der seinen Millionengürtel weiterspannt und die Fabrikschlote hinausschiebt in die friedlichen Äcker, bis nach Mecklenburg hinein, wo Zuckerfabriken begründet werden. Je mehr die Entwicklung vorwärtsgeht, desto rascher kommt der Ausgleich, er kommt ganz von selber.

Aber gewisse Gegensätze bleiben doch. Zweierlei regiert den Staat: der westliche Industriemagnat und der östliche Landmagnat. Die Regierung steht zwischen beiden. Giebt sie der Industrie, so denkt sie seit langem zuerst an den Westen, und giebt sie der Landwirtschaft, so denkt sie an den Osten. Die Landwirtschaft im Westen, die Industrie im Osten ist nicht selten unzufrieden. Ein Grund hierfür ist freilich nicht immer vorhanden. Aber es herrscht ein gewisser Neid, und bekommt der eine, so erwacht gleich im andern die Furcht, daß bei ihm die knappe Decke zu kurz werden könnte. Und dann: man liebt auch seinen alten Haß, und bietet sich die Gelegenheit, so hegt man gern die langgewohnte und kaltgestellte Empfindung. So steht die Schlacht.

Aber ehe wir untersuchen, welcher der beiden Gegner im Rechte ist, sehen wir erst einmal zu, ob denn der ganze Streit zu Recht besteht, ob man nicht beide Gegner nach Hause schicken sollte. Lebten wir in der Vereinsamung, und gäbe es nichts in der Welt als unser deutsches Vaterland, lebten wir ferner nur als eine Masse wirtschaftender Einzelwesen und bildeten keinen geschlossenen Staatsorganismus, so könnten wir dem Streite der Meinungen wohl mit verschränkten Armen zusehen. Aber wir leben im Staate, sogar in einer besondern Form des Staats, im Nationalstaate. Was ist heute seine Hauptaufgabe? Es ist der Ausgleich der wirtschaftlichen Interessen. Der Staat muß mit ihnen allen rechnen; aber auch sie alle müssen mit dem Staate rechnen, denn dieses Gebilde vereinigt in sich eine Potenz von Einfluß und Macht, gegen die jede Einzelströmung nichtig erscheint. Aus dieser Machtvollkommenheit aber erwächst dem Staate die Verpflichtung, mit höchster Einsicht und abwägender Gerechtigkeit zu verfahren, allenthalben und überall. Er darf keine Gunst und Ungunst kennen; wie die Justitia, muß er wägen, was recht, d. h. was für alle nützlich ist, aber er soll keine Binde vor den Augen haben, sondern er soll scharf zusehen, damit ihm nichts entgeht. Gesetzt den Fall, es wäre irgendwo eine Industrie entstanden, und diese Industrie, die viele Bürger nährte und mehrere schmückte und ihnen Brot und Heimstatt und Lebensinhalt gäbe, würde notleidend; es träte irgend ein Umstand ein, der ihr Dasein gefährdete und mit ihr die, die ihre Träger sind. Sie ruft nach dem Staate, dem starken Helfer. Wird er sie unter allen Umständen hören? Hören gewiß; aber helfen wird er ihr nur, wenn die Hilfe möglich ist ohne den Schaden der andern, die ebenfalls den Staat bilden und aufrecht halten. Denn der Staat ist ein Organismus, wie irgend einer, und er ist ein volkswirtschaftlicher Organismus oder vielmehr der einzige volkswirtschaftliche Organismus, den wir haben. Eine

sogenannte Volkswirtschaft, die nicht zugleich Staatswirtschaft ist, wie sie viele Nationalökonomen lehren, lehne ich ab, weil ich sie für eine Konstruktion halte, die der wirklichen Grundlage entbehrt. Das aber können wir zu unsrer Freude und Genugthuung sagen: wir haben in Deutschland und in seinen Interessenvertretungen eine sehr große Anzahl von Männern, denen diese Auffassung vom Staatsorganismus in Fleisch und Blut übergegangen ist, und die in ihrer Arbeit in Vereinen, Körperschaften und Handelskammern stets die Mäßigung und Klärung für die Forderungen ihrer Kreise finden, die ein gedeihliches Fortbestehen des Ganzen verbürgt. Darum dürfen wir auch hier, wo der alte Widerstreit zu erwachen scheint zwischen so gewaltigen Mächten, wie dem Osten und dem Westen des Reichs, hoffen, daß das Schwert der Feindseligkeit in die Scheide gesteckt werden wird, kaum daß es gezogen ist, zum Wohle des Ganzen; daß kein ersprießliches Werk gehindert werden wird, weil es in erster Linie den einem und vielleicht erst in zweiter Linie dem andern dient.

Ich sagte oben, wir lebten nicht nur im Nationalstaate, sondern wir lebten auch nicht allein in der Welt. Und in der That: der nationale Markt sei unsre erste Sorge, aber gleich die zweite sei unsre Stellung auf dem Weltmarkt. Und warum bedürfen wir dessen? Weil unser Land arm, unsre Erde nicht überall fruchtbar und der hungrigen Mäuler gar viele sind. Die Bevölkerung wächst, ihr Hunger wächst mit ihr, aber die Produktionskraft des Grund und Bodens ist nicht gleich schnell zu erhöhen. Schon heute können wir nicht mehr hervorbringen, was wir verzehren. Deutschland gehört zu den Getreideeinfuhrländern. Wohl dem Lande, innerhalb dessen Grenzen sich alles findet, was zur Nahrung und Notdurft seiner Bewohner nötig ist! Wohl dem Lande, das wenigstens den Löwenanteil dieses Bedarfs in der Heimat zu decken weiß! Darum soll die Landwirtschaft unser liebstes Pflegekind sein, und wir sollen sie unter allen Umständen so halten, daß sie alles erzeugen kann, was die natürlichen Verhältnisse gestatten. Aber für Deutschland genügt das schon heute nicht, und das Fehlende muß ersetzt werden. Es wird aber ersetzt durch den andern wichtigsten Bestandteil unsrer Wirtschaft, durch die Industrie. Der Fleiß der Hände und Köpfe ist nicht abhängig von der Ertragfähigkeit des Bodens; er kann schaffen und sich regen, solange die Kraft reicht, diese lebendige Kraft, die sich aus der Bevölkerung heraus in nie versiegendem Strome entwickelt. Der Gewerbfleiß, die Industrie tritt in die Lücke; sie geht hinaus in die Welt und tauscht gegen ihre Produkte Werte, die für die Heimat die Nahrung schaffen. Draußen auf dem Weltmarkte ist nicht immer gut sein; eisig pfeift da der Sturm der Konkurrenz, und wer nicht das Blut voller Lebensfähigkeit in seinen Adern fühlt, wird hinweggeweht aus der Gemeinschaft des Wettbewerbs. Unsre Industriellen, die sich und ihr Kapital hinauswagen in die unsichre Fremde, sie sind die Pioniere nicht nur unsers Fortschritts, sondern auch unsers Wohlstands, die Vorkämpfer für die Erhaltung unsrer Lebensfähigkeit. Sie holen von draußen, was drinnen fehlt. Sollen wir ihnen nicht dankbar sein und

ein übriges für sie thun, wenn es not thut? Die Schiffahrt bahnt die Wege nach außen. Unsre Reederei ist die zweite der Welt. Millionen über Millionen sind in ihr festgelegt. Sie erheischt gleiche Rücksicht, sie, die den deutschen Namen in fremde Länder trägt und zu Ehren bringt. Nach alledem ist also der Fortbestand unsrer Ausfuhr, die Behauptung unsrer Stellung auf dem Weltmarkte recht eigentlich eine Lebensfrage. Die Rücksicht auf die Bedürfnisse der Industrie als Exportindustrie stellt deshalb eine staatswirtschaftliche Richtschnur dar, von der eine weise Regierung nicht leicht abweichen wird. Erhaltung der Landwirtschaft daheim, Erhaltung der Exportfähigkeit der Industrie für den Auslandsmarkt — das sind wichtige Schranken, denen gegenüber jeder halt machen soll, der seine persönlichen Interessen in der Öffentlichkeit vertritt, und das sind auch die Gesichtspunkte, unter denen der Interessengegensatz zwischen dem Osten und Westen betrachtet werden muß.

Gehen wir nun zu der Frage über, die diesen alten Gegensatz — wir hoffen nur für einen Augenblick — wieder aufleben läßt: zur Frage des Rhein-Weser-Elbekanals. Die Regierungsvorlage betreffend den Kanal zwischen Dortmund und dem Rhein ist am 18. Mai v. J. im preußischen Landtage mit 186 gegen 116 Stimmen abgelehnt worden. Vielleicht war es nicht richtig, nur eine Teilstrecke der ganzen großen Wasserstraße zur Vorlage zu bringen, eine Teilstrecke, die weit im Westen liegt, und deren wirtschaftlicher Nutzen dem Osten etwas fern steht. Abgelehnt ist die Vorlage offenbar infolge von Verstimmung des Ostens, insbesondre des landwirtschaftlichen Ostens. Mit Bedauern aber haben wir hören müssen — wenn die Berichte darüber auch mehr oder weniger lückenhaft sind —, daß sich neuerdings auch der industrielle Osten gegen die Vorlage wendet. Er tritt als Gegner auf, wenn auch nicht als grundsätzlicher Gegner.

Die Frage der wirtschaftlichen Bedeutung des Rhein-Weser-Elbekanals ist meiner Ansicht nach noch lange nicht genügend studirt. Die Begründung der Vorlage vom vorigen Jahre weist arge Lücken auf. Die Regierung hat eine unglückliche Hand gehabt; sie hat die Prüfung der wirtschaftlichen Verhältnisse wiederholt in die Hände von Laien gelegt. Ich sage Laien, denn eine so tief in die wirtschaftlichen Verhältnisse einschneidende Frage kann unmöglich von Technikern genügend geprüft werden, wie es thatsächlich geschehen ist. Ich war einmal in einer Vorstands- oder Ausschußsitzung eines unsrer größten Kanalvereine. Da hörte ich aus dem Munde eines sonst sehr begabten und tüchtigen Regierungstechnikers, der hernach auch mit der Prüfung der wirtschaftlichen Seite der Frage beauftragt war, den Ausspruch, es sei noch sehr zweifelhaft, ob man den Rhein-Weser-Elbekanal bis in den Rhein selbst durchführen werde; hätte doch die holländische Konkurrenz dann freie Einfahrt ins Land, und das sei hoch bedenklich. Nun, den Mann, der das gesagt hat, schätze ich hoch als Autorität seines Faches; ich tadle ihn auch nicht um dieses Ausspruchs halber, denn er ist eben kein Volkswirt, und im deutschen Reiche

muß man Fachmann sein, um ein Urteil abzugeben. Ich tadle nicht ihn, sondern ich tadle die Regierung, die ihn an diese Stelle gesetzt hat. Wohl haben wir eine Reihe Geschäftsführer in unsern Kanalvereinen, die auch nicht von Haus aus Volkswirte waren; aber sie sind es doch geworden und haben Gutes geleistet. Wer aber bisher dem Fache fremd war und plötzlich einen solchen Auftrag bekommt, der kann nicht gerade der beste Verteidiger einer wirtschaftlichen Position im Kampfe genannt werden. Dessen sind sich auch unsre überaus tüchtigen Techniker bewußt, und die Übernahme derartiger Aufträge zählt nicht gerade zu ihren Freuden. Aber es heißt gehorchen. Außer den Arbeiten der hannöverschen Ausschüsse kenne ich nur eine Arbeit aus Breslau, die tiefer in die Sache eingedrungen ist. Die zahllosen Einzelgutachten von Handelskammern, Magistraten usw. aber sind nicht genügend benutzt und ausgebeutet, sind auch nicht überall mit der genauen Kenntnis der begutachtenden Stellen studirt worden, die die Urteile oder ihren Wert erst ins rechte Licht rückt. Die einzige Entschuldigung, die sich für die Regierung anführen läßt, klingt beinahe absurd, ist aber leider richtig: die Regierung hat eben keine Volkswirte.

Als ich zuerst an die Beurteilung der Sache heranging, dachte ich offen gestanden daran, einen statistischen Nachweis für die Unstatthaftigkeit des erwachten Gegensatzes zu liefern. Ich wollte zeigen, daß sich Vorteile auf beiden Seiten finden, sich aber mit den Nachteilen ausgleichen. Denn daß die Statistik dies ergeben muß, liegt für den objektiven Beurteiler auf der Hand. Ich türmte gewaltige Zahlenreihen auf: erst den Umfang der Ost- und der Westindustrie, die Transportmengen, die Transportwege, die Frachtsätze, die Ein- und Ausfuhr. Dann ging ich daran, den Konsum der Hauptmassenartikel für den Kopf der Bevölkerung festzustellen und ihn zu der Dichtigkeit in den einzelnen Provinzen in Beziehung zu setzen. Ich nahm die Wasserstände der bedeutenden Flüsse und Kanäle auf, ihre Tragfähigkeit usw. Aber je mehr ich Zahlen auf Zahlen häufte, desto mehr wurde mir klar, daß die Aufstellung solcher Exempel, wie fast überall, so auch hier zwecklos, ja sogar falsch und gefährlich sei. Warum? Weil sie bestimmten einzelnen Erwerbszweigen, Fabrikationsgruppen und Interessentenkreisen nur neue und schärfere Waffen zum Kampfe liefern würde, und zwar beiden Seiten, dem Osten wie dem Westen. Was wir wollen, ist aber nicht der Kampf, sondern der Friede. Es sollen nicht die einzelnen Sonderinteressen aufgerufen und gegeneinandergestellt werden; es soll nicht darnach addirt und subtrahirt werden, und wo sich die größere Schlußsumme ergiebt, etwa die Entscheidung hinfallen. Solche schematische Behandlung könnte zu schlimmen Fehlern führen: wer am lautesten schriee und seine Zahlen in die beste Beleuchtung zu setzen wüßte, der schösse den Vogel ab, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht. So manches könnte dabei auch übersehen werden. Gewiß, von einer vergleichenden Abwägung der Stimmen, die da laut werden, soll das Ergebnis beeinflußt werden. Aber ausschlaggebend

für die Entscheidung dürfen nur die Gesichtspunkte sein, die ich oben als wahrhaft staatswirtschaftlich bezeichnet habe. Bei einer einfach zahlenmäßigen Gegenüberstellung der Frachtsätze, Transportmengen, Absatzgelegenheiten würde beispielsweise eins ganz unberücksichtigt bleiben: das Interesse der Millionen von Konsumenten, die die Sache erst fühlen, wenn sie schon fertig ist, und die vorher kaum Veranlassung nehmen werden, ihre Stimme zur öffentlichen Erörterung zu erheben.

Da ich nun meine eignen Zahlen nicht reden lassen wollte, habe ich mich um die andern gekümmert, die bisher aufgetaucht sind. Ich kann die Fracht- und die Ruinberechnungen oder Gewinnberechnungen beider Parteien hier nicht vorlegen, denn ich habe nur vertraulich hineinblicken dürfen. Ich kann nur versichern, daß meiner Ansicht nach die Breslauer zu schwarz, die Westlinge zu rosig rechneten. Ich bedaure auch, aussprechen zu müssen, daß die Rechner über ihren Exempeln die allgemeinen Gesichtspunkte fast ganz versäumt haben. Wenn die Schlesier z. B. erklären: „wir erkennen die Wichtigkeit des Kanals an“ oder ähnlich — „aber,“ so zeigt dieses „aber,“ daß die erste Wendung wenig mehr ist als eine höfliche Verbeugung. Wer nicht anerkennen wollte, daß der Kanal für unser Vaterland von größter Bedeutung ist, der machte sich heute bereits zur lustigen Person. Wenn aber eine der ostländischen Körperschaften soweit geht, nackt und bloß zu verkünden, der Kanal sei nur wichtig „für den Güterabsatz der westlich von der Elbe gelegnen Gebiete,“ so erscheint mir das sehr kurzsichtig, und wenn sie gar sagt, daß der Mittellandkanal nicht eher ins Leben gerufen werden dürfe, als bis ihrem Bezirke für den Absatz seiner Industrieerzeugnisse eine vollständige und genügende Entschädigung gegeben worden sei, so ist das eine sehr bedauerliche Auffassung. Ich glaube, in Frankreich wäre sie in der einen Gegend des Landes gegen die andre nicht möglich gewesen.

Was ist vor der Konzessionirung der ersten Eisenbahn in Baiern alles geschrieben und geglaubt worden! „Die Eisenbahnen erleichtern*) das Vordringen eines fremden Kriegsheeres (es ist gewiß, daß Napoleon 1812 Rußland erobert hätte, wenn dort Eisenbahnen gewesen wären); die inländische Pferdezucht, an deren Erhaltung doch auch dem Militär viel gelegen sein muß, wird ruinirt. Deutschland hat weder die Kapitalien noch den Verkehr, eine Eisenbahn bauen zu können, in England und Frankreich, ja selbst in Rußland und Österreich sind ganz andre Verhältnisse. Süddeutschland hat keinen Handel auf weitere Entfernungen und braucht keine solchen Erleichterungen des Verkehrs, es fehlt an Verkehr; der bisher hier vorhandne in Mannheim, Heilbronn, Straßburg, am Main und in Nürnberg wird, weil er hauptsächlich Speditions- und Transithandel ist, vernichtet werden, die Staatsfinanzen werden ruinirt, denn

*) Siehe die sehr lesenswerte Schrift von G. Zöpfl, Mittelländische Verkehrsprojekte. Berlin, Siemenroth und Troschel, 1895.

die Domänengefälle sinken bei dem allgemeinen Sinken der Preise, die Weggeldeinnahmen hören auf, die allgemeine Verarmung wird sich in den Steuern geltend machen; die ausländische Konkurrenz in Fabrikaten wird das Gewerbe ruiniren, das Spannfuhrwerk wird vernichtet; die Landwirtschaft, die bisher Hafer, Heu und Stroh lieferte, schwer geschädigt; der Untergang aller mit dem Spannfuhrwerk zusammenhängenden städtischen und ländlichen »Nahrungen« an den bisherigen Landstraßen, also namentlich der Gasthöfe, Schmiede, Wagner, Sattler, Seiler, Gerber und der mit Viktualienverkauf sich beschäftigenden Gewerbe der Metzger, Bäcker, Brauer, Branntweinbrenner, Melker, Müller ist sicher; der Ruin der Flußschiffahrt, namentlich auch des projektirten Main-Donaukanals ist zweifellos; selbst die Schuhmacher und Schneider werden nichts mehr zu thun haben (denn wer wird den nachteiligen Einfluß der Eisenbahnen härter empfinden als diese, die nun, wenn alles fährt und niemand mehr geht, viele Millionen Schuhe, Stiefel, Hosen und Röcke weniger zu machen haben werden); der Untergang einer Menge von Fabriken und Gewerben, die bei der großen Konsumtion von Holz und Kohlen durch die Dampfwagen und dem dadurch bewirkten Steigen der Holzpreise den Betrieb werden einstellen müssen, ist besiegelt; die Eisenbahn ist ein absolut unzuverlässiges Verkehrsmittel, und ihre allgemeine Einführung kann zu den größten Verkehrsstörungen Anlaß geben. (Wie wenn der Blitz einschlüge und durch Fortleitung des elektrischen Feuers die Eisenbahn zerstört und somit die Kommunikation besonders zu Meßzeiten auf Wochen und Monate unterbrochen würde, wie sollten dann die Güter fortgeschafft werden? Etwa auf Bauerwagen?)"

Was lernen wir aus diesem Zitat: Wir lernen daraus, wie gefährlich es ist, irgendwo und irgendwie die Wirkung volkswirtschaftlicher Maßnahmen als verhängnisvoll hinzustellen. Oberschlesien mit seiner Industrie ist gewiß einer der wichtigsten Plätze des Reichs, aber sicher ist das von dem Rhein-Weser-Elbekanal berührte, und mehr noch, das von ihm beeinflußte Gebiet viel größer und wichtiger. Aber zu sagen: wenn man mit Kulturverbesserungen vorgeht, dürfe man nicht an einer Stelle des Landes beginnen, denn ehe man beginne, müsse man erst die andern entschädigen — oder der Kulturfortschritt müsse ganz unterbleiben, das ist doch stark. Wie sollte bei gleichen Anschauungen das Programm Freycinets in Frankreich verwirklicht werden? Die Agitation für den Mittellandkanal ist älter als dieses Jahrhundert, ist beinahe älter als die Herren im Osten selbst. Mögen sie doch erst einmal aus sich herausgehen, wie es der Westen gethan hat. Mögen sie erst einmal Agitationsgruppen über ihr ganzes Gebiet bilden, mögen sie soviel Stimmung für diese Fragen machen, daß es kein Gemeinwesen mehr giebt, das sich nicht dafür interessirte. Der Kanalverein in Breslau ist ja sehr rührig und arbeitsam. Aber er möge erst einmal Komitees zusammenbringen, in denen jeder Bürgermeister, Magistrat und Stadtverordneter sitzt, jeder Handelskammerpräsident und größerer Industrieller — denn so ist es

im Westen. Der Kanal ist nicht der Wunsch einer Anzahl Werks- und Zechenbesitzer, sondern er ist der Wunsch fast der gesamten Bevölkerung West- und Mitteldeutschlands und bis weit nach Süddeutschland hinein. Man sehe, wie die Bremer sofort für ihren Anschluß an den Kanal in Thätigkeit getreten sind; man blicke auf die Tausende und Hunderttausende, die für Agitation, Vorträge und Vorarbeiten ausgegeben worden sind, dann wird man nicht daran denken, dem Ergebnisse dieses jahrzehntelangen Ringens einfach in den Arm zu fallen und zu sagen: wir wollen hier in unsrer beschaulichen Ruhe nicht gestört sein, darum darf nichts daraus werden! Es wird doch etwas daraus werden und hoffentlich nicht trotz der Ostprovinzen, sondern mit ihnen. Wenn dort das Bedürfnis nach Verbesserung der Absatzgelegenheit so groß ist, wie neuerdings behauptet wird, gut, so entfalte man eine entsprechende Thätigkeit, man bringe die öffentliche Meinung auf, mobilisire das östliche Absatzgebiet. Man agitire für den Anschluß, für einen direkten Oder-Elbekanal, für die Oderkanalisation. Weder Rom noch der Rhein-Weser-Elbekanal ist an einem Tage gebaut worden, und ehe seine Osthälfte ihre Schleusen an der Elbe öffnen wird, können auch die östlichen Wünsche dem Thor der Erfüllung nahe sein. Es wohnen einflußreiche Magnaten im Osten; sie zu gewinnen, wo das Interesse so klar zu Tage liegt, ist leicht, und der Erfolg wird groß sein. Man sage nicht: Haltet ein mit dem guten Werke, weil es uns nicht gefallen kann, sondern man begrüße das Werk mit der Zustimmung, die ihm gebührt, fördere es nach Kräften, bringe es durch die Schifffahrtshindernisse und Untiefen des preußischen Landtags und sage dann: jetzt ist der erste Schritt gethan auf der Bahn des wirtschaftlichen Aufschlusses, nun wollen wir arbeiten, daß die Ausgestaltung für alle Teile gleich segensreich werde. Wenn der Osten diese Stellung einnimmt, wird ihn der Westen gern verstehen und wird helfen auch für das andre Ende des Reichs mit aller seiner Kraft.

Also: sind gegenüber dem Rhein-Weser-Elbekanal für den Osten „Kompensationen" nötig und geeignet, ihm die gleichen oder ähnliche Fortschritte zu bringen, wie sie der Westen von dem Bau des Kanals hofft, so fordere man Regierung und Volksvertretung zur Gewährung solcher Kompensationen auf. Aber nicht, indem man die Kanalvorlage ablehnt, sondern indem man ihr zustimmt als der Vorbedingung, auf Grund deren auch dem Gewerbfleiße am eignen Ende des Landes neue Absatzgelegenheiten erschlossen werden sollen.

Der Rhein-Weser-Elbekanal ist kein partikularistisches Unternehmen einzelner Provinzen, er will dem ganzen Lande dienen. Schon Napoleon I. hat einen besondern Plan für diesen Kanal ausarbeiten lassen, und er war sich dabei eines Umstandes sehr wohl bewußt, der lange nicht genug beachtet wird, und auf den auch Zöpfl hinweist: der gewaltigen Fernwirkung der Verkehrsmittel. Die Erkenntnis dieses Umstandes hat zur Folge, daß durch ganz Süddeutschland Anhänger des Planes zerstreut sind. Man sagt sich dort nicht etwa: Dadurch, daß sich Norddeutschland ein einheitliches Wasserstraßennetz baut, werden wir an die Seite

gedrängt und benachteiligt, sondern man sagt sich: die Fülle der Verkehrsvermehrung, die der Kanal erzeugt, wird bis zu uns überfluten, der Osten wird sich rasch angliedern, und der Oder-Donaukanal auf der einen, der Donau-Mainkanal auf der andern Seite wird sehr bald auch die Vereinigung des süddeutschen mit dem norddeutschen Kanalnetz erstehen lassen. Denn wie ein Blick auf die Karte lehrt, handelt es sich in der That um die endliche Vereinigung zwei ganzer getrennter Wasserstraßennetze. Was würde man wohl sagen, wenn irgendwo zwei riesige dichte Eisenbahnnetze in einem Lande neben einander lägen, und es wollte jemand dagegen aufstehen, beide durch einen Schienenstrang zu verbinden. Man würde ihn für toll halten. Merkwürdig! was bei Eisenbahnen klar auf der Hand liegt, soll bei Wasserstraßen nicht angehen!

Es ist aber noch eine andre Rücksicht beim Bau des Kanals in Betracht zu ziehen. Das ist der Einfluß des Nord-Ostseekanals. Moltke hat gesagt, wir erbauten diesen Kanal für das Ausland, und das ist in gewissem Sinne richtig: der Mittellandkanal soll ausgleichen, was der Kaiser-Wilhelmkanal etwa zu Gunsten der heimischen Wirtschaft verschiebt. Und käme selbst eine größere Menge westlicher Kohle und westlichen Eisens nach Osten als früher — wäre da nicht in erster Linie die englische Kohleneinfuhr in Gefahr, die noch immer, selbst bis nach Berlin (im Betrage von 200000 Tonnen) besteht? Sollte wirklich dem Osten plötzlich der Absatz verloren gehen? Wo soll denn plötzlich so viel mehr erzeugt werden? Dies könnte doch immer erst allmählich geschehen, und bis dahin dürfte doch für den Osten ein neues Absatzgebiet gefunden sein. Wo das liegen soll? Nun, das wird vor allem da liegen, wo durch das Anschwellen des Verkehrs auch ein rasches Anschwellen der Bevölkerung und damit der Aufnahmefähigkeit, des Verbrauchs ins Leben treten wird. Auch die weiter östlich gelegnen Gegenden werden ihre Bedürfnisse steigern, und Schlesien, das Ausfuhrland, das 20 Millionen Tonnen ausführt und nur etwa 3 Millionen Tonnen einführt, wird mit Freuden das reiche Füllhorn seiner Gaben über diese Gebiete ausschütten. Auch das Ausfallthor nach dem Süden dürfte durch den Oder-Donaukanal zu öffnen sein. Es hat schon mancher Industriezweig im Laufe der Entwicklung sein Absatzgebiet verschieben müssen, ohne daß er dabei zu Grunde ging; und gegen wirtschaftliche Notwendigkeiten sind auch Landesgrenzen keine haltbaren Dämme. Wer will sagen, wie lange noch Rußland handelspolitisch verschlossen bleiben wird?

Endlich noch eins. Es ist der Agitation gegen den Kanal nicht gelungen, aus dem Unternehmen einen Schaden für die Landwirtschaft herzuleiten. Das ist schon viel. Aber ich meine, wenn sich irgend ein Produktionszweig im Lande des Rhein-Weser-Elbekanals freuen sollte, so wäre das die ostelbische Landwirtschaft. Es giebt kein besseres Zeugnis für die wirtschaftliche Zweckmäßigkeit des Kanals, als die Thatsache, daß er einander ergänzende Produktions- und Konsumtionsgebiete mit einander verbindet. Der Westen braucht Brotfrüchte, Viktualien und Nutzholz: das produzirt der Osten. Der Osten

braucht Maschinen, Werkzeuge, Kohlen, Düngemittel: die erhält er vom Westen. Daß in der Verbindung beider ein Vorteil liegt, das wird keine künstliche Fracht- und Absatzverrechnung verdunkeln können. Ja, wenn man Kanäle baute, die das fremde Getreide hereinbrächten an Stellen, die ihm bisher nicht offen standen! Aber ein Kanal, der einen Wasserweg mitten aus dem Agrargebiet mitten ins Industriegebiet schafft innerhalb einer Umrahmung von Schutzzöllen, muß beiden Teilen Nutzen bringen. Wodurch soll denn der Landwirtschaft geholfen werden? Etwa durch die sogenannten kleinen Mittel? Wer glaubt das noch heute? Aber es kann ihr geholfen werden, wenn man sie aus ihrer Verkehrsisolirung herausholt, wenn man sie dem Verbrauchsgebiete näherrückt, wenn man ein Zuströmen der Bevölkerung, eine Steigerung des Verkehrs an der Grenze ihres Gebiets und bis weit hinein bewirkt, sodaß auch ihre Werte steigen, auch ihre Erzeugnisse bessere und willigere Nachfrage finden. Ich sagte schon: die Vorbereitung der Regierungsvorlage war unter anderm auch nach dieser Richtung mangelhaft und die Beschränkung auf den Westteil der Vorlage ein Mißgriff. Aber dieser Mißgriff läßt sich verbessern, und die Landwirte des Ostens werden wohl zu gewinnen sein. Ich habe irgendwo die Ansicht aussprechen hören, durch den Kanal werde Industrie in Mitteldeutschland geschaffen werden, diese werde neue Arbeitskräfte an sich ziehen, und diese würden der östlichen Landwirtschaft verloren gehen. Ich glaube, das Gegenteil von dem wird eintreten. Oder strömen vielleicht die östlichen Landarbeiter nach Oberschlesien? Nein, lasse man das gelobte Land der Industriearbeit nur näher an sich heranrücken, dann werden manchem die Augen aufgehen, wenn er es von nahe sieht, und mancher Sachsengänger wird daheim bleiben, daheim, wohin sich so mancher zurücksehnt, der fortzog, und dem nun Entfernung und Geldbeutel die Rückkehr zur väterlichen Pflugschar versagen. Der Verkehr bringt nicht nur den Ausgleich, er bringt auch den Wohlstand. Bahnen wir ihm die Wege, auf daß bessere Tage kommen.

Daß wir zwei getrennte Kanalnetze und unter den wirtschaftlichen Nachteilen dieser Einrichtung Gegensätze entwickelt haben, die nicht bestehen sollten, das ist nur möglich gewesen durch unsre nationale Zersplitterung. Daß wir jetzt, wo sich die Brücke bietet, zu ihrem Bau wieder nicht einmütig sind, erinnert an den Grundfehler unsers Volkes. Möge der Osten Wünsche und Anschlußpläne vortragen, er wird im Westen offne Ohren und Herzen finden. Aber zunächst helfe er mit an dem großen Werke, das die Brüder des Ostens und Westens einander nähern soll. „Wer prozessirt, verarmt; wer streitet, wird ein karger Schlucker." Frankreich ist reich durch das einheitliche Netz seiner Wasserstraßen. Streben wir ihm nach, nicht indem wir uns bekämpfen, sondern indem wir uns ergänzen und ausgleichen in Nord und Süd, in Ost und West.

Die Infektionskrankheiten

Von H. Böing (in Berlin)

Vor etwa Jahresfrist veröffentlichte ich in diesen Blättern einen Aufsatz über Behring und Virchow, worin ich für Behring eine Lanze brach und sein mannhaftes Eintreten für seine neue Entdeckung gegen die Schrullen der Wissenschaft und der Ärzte verteidigte. Heute wäre eine solche Verteidigung überflüssig; die Ohnmacht der Ärzte gegen die mörderische Krankheit verbunden mit den günstigen Berichten der Presse über das neue Mittel und mit der Notlage der Kranken haben genügt, dem Diphtherieheilserum rasch Eingang zu verschaffen. Dazu kam das Wohlwollen der höchsten Medizinalbehörde Preußens und die Freigebigkeit mancher Magistrate, die ziemlich bedeutende Mittel bewilligten, um Versuche im großen, in Krankenhäusern zu veranstalten und auf diese Weise sichere thatsächliche Unterlagen für die Prüfung des Mittels auf seine Heilwirkung und seine Ungefährlichkeit zu gewinnen. Diese Prüfung ist günstig ausgefallen: vor mir liegt der von Professor Guttstadt verfaßte Bericht des Ausschusses über die Ergebnisse der Sammelforschung, die der Kultusminister Dr. Bosse im Dezember 1894 über die bis zum Schlusse des Jahres mit Diphtherieheilserum behandelten Krankheitsfälle angeordnet hatte, und wenn auch dieser Bericht heute durch neuere Veröffentlichungen vieler Kliniker und Ärzte nach mancher Richtung überholt ist, so glaube ich doch, größern Kreisen einen Dienst zu erweisen, wenn ich ihnen aus diesem zuverlässigen Material, das aus sämtlichen Regierungsbezirken Preußens stammt, das mitteile, was zur Beurteilung des Werts des neuen Heilmittels wichtig ist.*)

Der Bericht enthält die Beobachtungen von 1349 Ärzten über 6626 Diphtheriefälle; von diesen wurden geheilt 5726, d. h. 86,5 Prozent, es starben 855, d. h. 12,9 Prozent, in Behandlung blieben 45, d. h. 0,6 Prozent.

Von der Gesamtzahl wurden behandelt in Krankenhäusern 4460 mit 80 Prozent Heilungen, in der Privatpraxis 2166 mit 91 Prozent Heilungen.

*) Auch Herr Virchow ist jetzt von der Heilwirkung des Behringschen Serums überzeugt: bei einem Besuch, den die Kaiserin Friedrich am 22. Dezember dem nach ihr und ihrem Gemahl benannten Krankenhause in Berlin machte, erklärte er, daß von 335 seit dem Monat April nach Behring behandelten Diphtheriekranken nur 35 gestorben seien, und daß die Sterblichkeit von 43 auf $9^1/_2$ Prozent gesunken sei.

Als unschädlich bezeichnet wurde das Mittel von den behandelnden Ärzten 4544mal, d. h. in 68,6 Prozent aller Fälle, als schädlich 60mal, d. h. in 0,88 Prozent; unentschieden gelassen wurde die Frage 82mal, d. h. in 1,2 Prozent; ohne Beurteilung blieb sie 1940mal, d. h. in 28,8 Prozent.

Über den Heilwert urteilten günstig 55,6 Prozent der Ärzte, wahrscheinlich günstig 30,8 Prozent, kein Urteil gaben ab 13,6 Prozent, ungünstig urteilten 0,88 Prozent der Ärzte.

Als nachteilige Folgen der Behandlung wurden angegeben: 1. Hautausschläge 548mal = 8,2 Prozent, 2. Gelenkschmerzen 144mal = 2 Prozent, 3. Lähmungen 177mal = 2,2 Prozent, 4. Herzaffektionen 102mal = 1,5 Prozent, 5. Eiweißharn 132mal = 1,9 Prozent.

Von den so erkrankten starben 18, und zwar 3 an zunehmendem Eiweißharnen, 5 an Herzstörungen und 3 an allgemeiner Schwäche, d. h. an Folgen der Diphtherie, die bei jeder Behandlungsart häufig sind, also dem Heilserum nicht zugeschrieben werden dürfen.

Bei 1822 Kranken war der Kehlkopf befallen, doch wurde bei diesen der Kehlkopfschnitt nur 886mal, d. h. in 43 Prozent notwendig. Bei den ursprünglich mit Rachendiphtherie behafteten Kranken stieg der Krankheitsprozeß nach Beginn der Serumbehandlung nur ein einziges mal zum Kehlkopf herab.

Diese Zahlen des gesamten Materials sind sehr günstig. Die Einzelberichte kommen bald zu einem sehr guten, bald zu einem schlechtern Ergebnis; so schwanken z. B. die Heilungsprozente in den Krankenhäusern zwischen 50 und 100, in der Privatpraxis zwischen 79 und 100.

Die ungünstigsten Zahlen für die Krankenhausbehandlung giebt Bromberg: 50 Prozent; doch beträgt die der Statistik zu Grunde liegende Krankenziffer nur 2, sodaß sie als Einzelgröße nicht berücksichtigt werden darf, namentlich wenn man bedenkt, daß in vielen Gegenden die Krankenhäuser nur als Zufluchtsstätten der Sterbenden benutzt werden. Ganz besonders geschieht dies bei der Diphtherie, aus Furcht vor der Operation des Kehlkopfschnitts. In der Privatpraxis betrug die Sterblichkeit in Bromberg bei 27 erkrankten Kindern nur 11,1 Prozent. Ähnlich liegen die Verhältnisse in Liegnitz mit 66 Prozent Heilungen bei 12 Kranken im Krankenhause und 91 Prozent Heilungen bei 175 Kranken in der Privatpraxis. Recht günstige Ergebnisse liefern Potsdam und Stralsund: dort betrug in den Krankenhäusern die Zahl der Genesenen bei 52 Kranken 86 Prozent, in der Privatpraxis bei 196 Kranken 95,5 Prozent; in Stralsund lauten dieselben Zahlen 91,4 Prozent bei 93 und 98,1 Prozent bei 52 Kranken. Verhältnismäßig ungünstig steht Berlin da: es hatte eine Genesungsziffer von 76,4 Prozent bei 605 Kranken in den Krankenhäusern; aus der Privatpraxis fehlen die Angaben.

Ohne Zweifel können aus diesen Zahlen nur günstige Schlüsse über die neue Behandlungsmethode gezogen werden. Dennoch begnügt sich die Unter-

suchungskommission mit der sehr vorsichtigen Folgerung, „daß die weitere Anwendung des Heilserums um so mehr gerechtfertigt sei, als durch die staatliche Kontrolle bei Herstellung des Präparats die Bedenken, die bisher hinsichtlich der Güte berechtigt waren, nach Möglichkeit gehoben seien.“ Diese Vorsicht im Urteil ist nur zu loben, schon deshalb, weil der ärztliche Stand eine Wiederholung der furchtbaren Niederlage, die er sich bei dem Tuberkulin durch eigne Kopflosigkeit ganz unnötig zugezogen hat, nicht ohne die schwerste Schädigung seines ohnehin in weiten Kreisen erschütterten Ansehens ertragen würde. Aber auch andre als diese Erwägungen empfehlen eine maßvolle Zurückhaltung. Die Diphtherie teilt mit den meisten Seuchen die Eigenschaft, der Ausdehnung wie der Gefährlichkeit nach auf- und abzuschwellen, und da wir uns jetzt in der Periode der Abschwellung befinden, so muß dieser Umstand bei der Beurteilung des Wertes eines in die Praxis neu eingeführten Heilmittels unbedingt mit in Rechnung gezogen werden. Um ein Beispiel zu geben: die Sterblichkeit an Diphtherie betrug im preußischen Staat auf 10000 Lebende berechnet im Jahre 1880 13,5; 1881 14,6; 1882 18,0; 1883 16,5; 1884 17,5; 1885 18,8; 1886 19,2; 1887 17,6; 1888 15,6; 1889 13,0; 1890 15,4; 1891 12,0; 1892 13,4. Ein ähnliches Verhältnis wiederholt sich für die Stadt Berlin: hier stieg die Sterblichkeit an Diphtherie auf 10000 Lebende berechnet von 13,0 im Jahre 1880 auf 24,3 im Jahre 1883, sank von da ab jedes Jahr bis auf 7,8 im Jahre 1888, stieg bis 1890 auf 10,5, sank 1891 auf 6,8, stieg bis 1893 auf 9,7 und fiel 1894 wieder auf 8,0. Demnach fällt die Einführung des Heilserums zweifellos in die Periode des Absteigens des Diphtherietodes, und zwar in die Zeit seines tiefsten Standes, sodaß in der That die mitgeteilten günstigen Zahlen nur mit großer Vorsicht zu Schlüssen über seine Heilwirkung benutzt werden dürfen. Allerdings steht die Ausdehnung der Seuchen nicht immer in geradem Verhältnis zu ihrer Gefährlichkeit: es giebt kleine, örtlich beschränkte Epidemien mit geringer Krankenzahl von wahrhaft mörderischem Charakter, und örtlich sehr verbreitete von ganz gutartigem Verlauf. Dieser Charakter der Seuche wird ausgedrückt durch das Verhältnis der Gestorbnen zu den Erkrankten. Leider aber versagt hier in der Regel die Statistik, weil die Zahl der Erkrankten entweder gar nicht oder nur unzuverlässig bekannt wird. Dies gilt, wenn wir von größern Gemeinwesen, Staaten usw. ganz absehen, selbst von Berlin, wo doch das Meldewesen über ansteckende Krankheiten etwa seit einem Jahrzehnt sehr streng durchgeführt wird; auch hier bleiben die Erkrankungszahlen immer sehr ungenau, weil viele leicht Erkrankte gar nicht in ärztliche Behandlung kommen, und manche Ärzte selbst in schweren Fällen die Anzeige aus Rücksicht auf die Familie und deren Geschäftsinteresse unterlassen. Deshalb muß die Erkrankungszahl immer zu niedrig, der Prozentsatz der Todesfälle immer zu hoch ausfallen. So waren z. B. von 100 Diphtheriesterbefällen in Berlin vorher nicht als erkrankt gemeldet in den Jahren 1883 bis 1892: 44, 34, 29, 22,

21, 29, 24, 11, 14, 17. Mit diesem Vorbehalt berechnet sich die Diphtheriesterblichkeit in denselben Jahren auf: 30,5; 27,6; 35,0; 25,5; 25,7; 24,8; 28,1; 32,1; 28,8; 32,7; im Durchschnitt also auf 29,1.

Vergleicht man nun mit diesen Todeszahlen die der im Jahre 1893 in den Berliner Krankenhäusern mit Serum behandelten Kranken (23,6, d. h. 11,4 weniger als die ungünstigste, 1,2 weniger als die günstigste und 5,5 weniger als die Durchschnittszahl), so ist die Wahrscheinlichkeit, daß das Serum einen vorteilhaften Einfluß auf den Verlauf und Ausgang der Krankheit ausgeübt habe, nicht von der Hand zu weisen. Dazu kommt, daß zur Berechnung der Prozentsätze in den Vorjahren auch die in der Privatpraxis behandelten Fälle mit benutzt worden sind, während die Zahlen der mit Heilserum behandelten nur aus den Krankenhäusern stammen, wodurch das Ergebnis wesentlich zu Ungunsten der letztern verschoben wird.

Trotzdem würde ein Pessimist immer noch manche Gründe vorbringen können, um die ganze Rechnung als nicht völlig zulässig hinzustellen und deshalb ihr Ergebnis zu verwerfen. Glücklicherweise liegen aber heute auch aus dem Jahre 1894 Beobachtungen vor, die selbst dem größten Zweifler eine günstige Auffassung abnötigen müssen. Diese Beobachtungen stammen ebenfalls aus den Berliner Krankenhäusern und beziehen sich auf 1332 ohne Serum und auf 1534 mit Serum behandelte Diphtheriekranke; von erstern starben 517, d. h. 38,8 Prozent, von letztern 293, d. h. 19,1 Prozent. Dazu kommt, daß in einzelnen Krankenhäusern für die Zeit, wo die Serumbehandlung ausgesetzt werden mußte, weil es ausgegangen und nicht sofort neu zu beschaffen war, die Todeszahl jäh in die Höhe schnellte und wieder sank, sobald die Serumbehandlung wieder aufgenommen werden konnte. Bei dieser Art der Statistik ist die subjektive Wertschätzung des Mittels durch die behandelnden Ärzte völlig ausgeschlossen; nimmt man aber diese hinzu, so gewinnt dadurch die günstige Beurteilung des neuen Mittels bedeutend. In der That wird kein Arzt, der sich am Krankenbett über die Bösartigkeit und Heimtücke der Diphtherie und über die Schwäche seiner Waffen gegen sie ausreichende Erfahrung erworben hat, in Abrede stellen, daß eine fast wunderbare Veränderung des Krankheitsbildes sowohl an den sichtbar ergriffnen Teilen als im allgemeinen fast unmittelbar nach der Einspritzung des Serums oft auch dann noch eintritt, wenn der tötliche Ausgang nicht mehr abgewendet werden kann. In Wirklichkeit hat der Arzt heute eine brauchbare Waffe gegen einen Feind, der sonst jedem unmittelbaren Angriff unzugänglich war und von seinem Schlachtopfer in der Regel erst abließ, nachdem er es entweder vernichtet oder nach vielerlei Richtungen aufs schwerste geschädigt hatte. Freilich ist es trotzdem mit der Serumbehandlung allein nicht gethan, und ich möchte mit voller Überzeugung und mit Nachdruck die Worte Professor Leidens in seinem Bericht über die Erfolge des Kochschen Mittels bei Tuberkulose auch auf die Diphtherie anwenden. „Ich muß es, sagt er, eine Herabsetzung unsrer Kunst

und Wissenschaft nennen, wenn man meint, die Behandlung der Tuberkulösen auf nichts weiter als die subkutanen Injektionen zu gründen. Der kranke Mensch verlangt, selbst wenn ein untrügliches Spezifikum gegeben wäre, noch mehr Rücksicht und ärztliche Behandlung. Wer in der ärztlichen Kunst nichts weiter sieht als einen schematischen Mechanismus, der sollte dem Krankenbette fern bleiben. Die Folgen eines so barbarischen Verfahrens können nicht ausbleiben und sind nicht ausgeblieben. Wenn nicht Wissenschaft und Kunst, Wissen und Humanität, Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt Hand in Hand gehen, so hat die ärztliche Kunst keine segensreiche Zukunft zu erwarten." Das sind goldne Worte, die verdienen, von Ärzten und Laien gleichmäßig gewürdigt und beherzigt zu werden: von den Ärzten im Interesse ihrer wissenschaftlichen und sittlichen Ausbildung, der humanen Ausübung ihres Berufs und der sozialen Hebung ihres Standes; von den Laien zunächst zu ihrem eignen Vorteil und dem der Gesamtheit in der Gesundheitspflege, sodann zum Zweck gerechterer Würdigung der Aufgaben des Arztes, der Schwierigkeiten seines Berufs und der Anerkennung seiner Leistungen nach der ideellen und materiellen Seite. Denn gerade auf diesem Gebiete, wo sich die Interessenkreise beider so vielfach schneiden, gilt der Spruch: Peccatur intra muros et extra und erschwert in hohem Maße nicht nur die Herstellung eines harmonischen, auf gegenseitigem Verständnis und Vertrauen beruhenden Verhältnisses, sondern auch ein dem Gesamtwohl förderliches Zusammenwirken auf dem doch so dankbaren Felde der öffentlichen Gesundheitspflege. Wen dabei der größere Teil der Schuld trifft, will ich hier nicht untersuchen; so viel steht fest, daß sich die immer stärker hervortretende Spannung zwischen der offiziellen Medizin und dem Publikum sehr rasch vermindern würde, wenn die Ärzte mehr Rücksicht nähmen auf die wirklichen Bedürfnisse der Kranken, deren erstes ist, die Gesundheit wieder zu erlangen oder, wie das Volk sagt, „kurirt" zu werden, und wenn sich die Laien ein wenig mehr Mühe geben wollten, in den Geist und die Methoden wissenschaftlicher Forschung einzudringen und die Beziehungen des gesunden und kranken Leibes zur Außenwelt kennen zu lernen. Und weil ich überzeugt bin, daß gerade die hier von mir besprochne Krankheit, die Diphtherie, dazu geeignet ist, weitern Kreisen einen Einblick zu gewähren in die Arbeitswerkstatt und die Ideenwelt hervorragender Ärzte, so will ich hier die wissenschaftlichen, theoretischen und experimentellen Grundlagen, die zur Entdeckung des neuen Diphtherieheilmittels geführt haben, zu entwickeln versuchen.

Es ist ein im Volke weit verbreiteter Satz: die Natur hilft sich — in Krankheiten — selbst. Etwas ähnliches galt früher einmal auch bei den Ärzten, als sie noch sagten: Der Arzt soll Diener der Natur sein. Freilich decken sich beide Aussprüche nicht ganz. Der volkstümliche Satz schiebt der Natur selbst d. h. dem erkrankten Organismus, die Rolle des Heilmeisters zu; der ärztliche schließt noch immer ein thätiges Eingreifen des Arztes in die Krankheitsprozesse ein, indem er ihm nur gebietet, den Winken und Fingerzeigen der Natur zu

folgen, und verbietet, etwas gegen sie zu unternehmen. Die jüngere Ärztewelt von heute, die die Schätze ihres Wissens hauptsächlich am Leichentisch und durch das Tierexperiment in „exakter" Weise sammelt, lächelt über jene veraltete Medizin mit ihren „obsoleten" Untersuchungsmethoden und Mitteln; ebenso scharfsinnige und sichere Diagnostiker (soweit der anatomische Sitz der Krankheit in Betracht kommt), als vorzügliche pathologische Anatomen, verfehlen sie nie, die Unfehlbarkeit ihrer Diagnose am Leichentisch mit dem Messer und mit dem Mikroskop festzustellen; was dazwischen liegt, die ganze Leidenszeit des Kranken, liefert ihnen stets aufs neue nichts als den ihnen selbst sehr schmerzlichen Beweis, daß der Krankheit selbst, ihrem eigentlichen Wesen in der Regel durch keinerlei direkt wirkende, sogenannte spezifische Mittel im weitesten Sinne des Worts, beizukommen sei, und daß man sich in den meisten Fällen darauf beschränken müsse, den Kranken unter möglichst günstige äußere Lebensbedingungen zu versetzen, Schädlichkeiten abzuhalten, die gefährlichen, lästigen und schmerzhaften Symptome des Leidens durch symptomatische Mittel zu mildern und es sonst „gehen zu lassen, wies Gott gefällt." Derartige symptomatische Mittel haben sie eine Legion, und ihre Zahl mehrt sich noch täglich durch die Geschäftigkeit der Chemie und die Neuerungssucht der Ärzte und des Publikums; alle diese „Anti"-Mittel aber, die die fieberhafte Körperwärme herabsetzen, den Pulsschlag mäßigen, den Durchfall stopfen, die Verstopfung heben, den Husten und den Schweiß unterdrücken, den Schlaf erzwingen, die Schmerzen stillen — sie haben leider fast alle die Eigenschaft, daß sie heftige Nerven-, Muskel- und Blutgifte sind, die, mißbraucht — und der Mißbrauch ist an der Tagesordnung —, zu der Notwendigkeit geführt haben, zahllose Krankenhäuser und Anstalten zu erbauen lediglich zu dem Zwecke, den unglücklichen Opfern dieses Mißbrauchs Zuflucht zu gewähren, um den durch diese Mittel vergifteten Organismus von ihnen selbst oder von ihren verderblichen Folgen wieder zu befreien. Diese Thatsachen sind offenkundig und ein Schandfleck für die sogenannte wissenschaftliche Medizin und für die auf ihr sich aufbauende Praxis; aber anstatt daß die Erkenntnis wenigstens zu einem Versuch der Beseitigung dieses schweren sozialen Übels führte, mehrt sich von Jahr zu Jahr die Zahl und der Besuch dieser Anstalten, zum Beweis, daß das Übel nicht nur nicht abnimmt, sondern wächst, und es ist erstaunlich, mit welcher Gleichgiltigkeit Ärzte und Publikum, Behörden und Staat diesen öffentlichen Notstand ertragen. Einen tröstlichen Lichtschein in dieses Dunkel wirft Behrings Heilmittel: noch dazu ist es nicht allein ein Heilmittel, ein unschädliches Heilmittel, das nicht den Teufel mit Beelzebub austreibt, sondern eins, das auch als vorbeugendes, als Schutzmittel gegen Diphtherie benutzt werden kann; und es erfüllt somit zugleich Forderungen der Hygieine, die bisher nur bei einem einzigen Krankheitsprozeß, der Pockenseuche, durch die Jennersche Schutzimpfung erfüllt werden konnten. In der That ist diese auch der Ausgangspunkt für die geistige Thätigkeit aller Forscher gewesen, die auf diesem

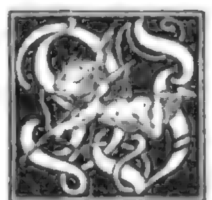
Gebiete, der Bekämpfung der großen Volksseuchen mit großen Mitteln, gearbeitet haben, und es ist eine der interessantesten und lehrreichsten Aufgaben, diesen Männern auf den vielfach verschlungnen und schwer zugänglichen Pfaden zu folgen, auf denen sie endlich des Volkes alten Weisheitsspruch bestätigt haben, daß sich die Natur in der That selber hilft.

Ein ganz moderner medizinischer Begriff ist der der Infektionskrankheiten, d. h. der Krankheiten, die dadurch entstehen, daß aus der Außenwelt stammende Körper in den menschlichen oder tierischen Organismus eindringen und in ihm Krankheiten erzeugen. Diese Körper heißen Infektionsstoffe und werden eingeteilt in belebte und unbelebte. Die belebten Infektionsstoffe sind für viele Krankheiten genau studirt und bekannt, z. B. für die Cholera, den Milzbrand, die Tuberkulose u. v. a.; es sind mikroskopisch kleine, pflanzliche Organismen, die sich isoliren, züchten und künstlich von einem Organismus auf den andern übertragen lassen, die, mit einem Worte, ihre besondre Lebensgeschichte haben wie jede andre Pflanze; die unbelebten Infektionsstoffe dagegen sind Gifte, die ihre Entstehung der Wechselwirkung zwischen den belebten Infektionsstoffen und dem Organismus verdanken, es sind Stoffwechselprodukte, und sie verursachen, wenn sie isolirt und einem Tierkörper einverleibt werden, ebenfalls heftige Krankheiten. Der wesentliche Unterschied zwischen beiden ergiebt sich aus dieser ihrer Herkunft und Natur; die belebten Infektionsstoffe keimen, entwickeln und vermehren sich und vermögen deshalb eine größere Zahl von Menschen gleichzeitig oder kurz nacheinander zu befallen: sie sind die Erreger der epidemischen Krankheiten, der Seuchen; die unbelebten Infektionsstoffe vermehren sich nicht aus sich heraus, demnach erlischt ihre Wirksamkeit in der Regel mit der Einzelkrankheit, die sie erzeugt haben, mag das Opfer dieser Krankheit genesen oder zu Grunde gehen. Häufig aber werden beide Krankheitsursachen an ein und demselben Organismus zusammen wirksam. Ein einfaches, leicht verständliches Beispiel dafür bietet die Lungentuberkulose. Hat sich ihr Erreger, der Tuberkelbazillus, auf der Lungenschleimhaut angesiedelt, und findet er dort den zu seiner Entwicklung geeigneten Nährboden, so sind die Folgen für den befallnen Organismus anfangs oft sehr geringfügig und kaum wahrnehmbar. Das subjektive Wohlbefinden wird kaum gestört, und höchstens mahnt ein leichtes Hüsteln an den Feind, der droht. Das kann jahrelang dauern, und es dauert oft so lange, weil sich die Bazillenkolonien manchmal nur sehr langsam entwickeln, sich nach der Fläche und Tiefe ausbreiten und nur ganz unbedeutende, oberflächliche, rein örtliche Veränderungen an der ergriffnen Schleimhaut hervorbringen. Endlich aber stellt sich Abnahme des Appetits, leichte Ermüdbarkeit und häufigeres Husten ein, mit dem dann plötzlich einmal blutig gefärbter Schleim oder reines flüssiges Blut entleert wird. Gleichzeitig mit diesen beunruhigenden Symptomen treten in der Regel noch andre Krankheitserscheinungen auf: Frösteln, Fieber, Schwäche, Schweiße u. a., und die anfangs harmlose Erkrankung hat mit einem Schlage einen bedroh-

lichen Charakter angenommen. Wird der Auswurf jetzt mikroskopisch untersucht, so zeigt sich, daß er die Krankheitserreger, die Bazillen in reichlichem Maße enthält. Woher aber dieser plötzliche Wechsel in den Krankheitserscheinungen? Daher, daß die durch die Ansiedlung der Bazillen anfangs wenig, später mehr veränderte Schleimhaut endlich anfängt, die durch den Stoffwechsel der Bazillen erzeugten Gifte, die früher durch die Flimmerbewegung der Schleimhautzellen oder durch Husten aus der Lunge entfernt oder in noch zu geringer Menge erzeugt wurden, um überhaupt wahrnehmbare Krankheitssymptome zu verursachen, nunmehr aufzusaugen und durch die feinsten Blut- und Lymphgefäße in den Kreislauf und in sämtliche Organe des Körpers einzuführen. Damit ist die früher rein örtliche Krankheit zu einer allgemeinen geworden, und ihre Gefahr sowie ihre verderbliche Wirkung auf den ganzen Körper außerordentlich gewachsen. Der Kranke befindet sich jetzt in einer doppelt unglücklichen Lage: die Stoffwechselprodukte der Bazillen vergiften seine Säfte und schwächen die Widerstandskraft seiner Gewebe gegen die Angriffe der Bazillen; diese entwickeln sich rascher, zahlreicher und kräftiger, zerstören immer mehr gesundes Gewebe und erzeugen dadurch ihrerseits immer größere Mengen von Gift, das seinerseits wieder in den Organismus aufgenommen dessen Lebensenergie immer mehr herabsetzt.

(Schluß folgt)

Die Emser Legende



Wenn Bebel immer wieder (noch am 10. Dezember 1895) die Meinung vertritt: die wahre Emser Depesche war der Friede, die gefälschte Depesche der Krieg, und wenn man in den Historisch-politischen Blättern für das katholische Deutschland (116, 4) wieder einmal die ruchlose „Fälschung" der Emser Depesche an den Pranger gestellt findet, so ist man geneigt, diese Dinge auf sich beruhen zu lassen, weil man sich sagt: Mögen auch mit Bebel Millionen diese Auffassung für wahr halten, mag auch die genannte Zeitschrift die verhältnismäßig am wissenschaftlichsten gehaltne ultramontane Zeitschrift sein, sie wollen eben doch in diesem Falle die Wahrheit nicht sehen, und da ist ihnen nicht zu helfen.

So einfach aber ist die Sache doch nicht. Wer die landläufige Darstellung der Zeitungen und Schulbücher im Sinne hat und das köstliche Lied „König Wilhelm saß ganz heiter" für buchstäbliche Wahrheit hält, der würde arg in

die Klemme geraten, wenn er mit einem Sozialdemokraten ins Gespräch käme, er würde dessen Argumente nicht so ohne weiteres, gewissermaßen aus dem Handgelenk, besiegen können. Denn wir müssen uns klar machen, daß die landläufige Erzählung zum Teil wirklich eine Legende ist. Müssen wir deshalb erschrecken? Ist jede Legende ohne weiteres eine geschichtliche Unwahrheit?

Auf diese Frage hat Adolf Harnack einmal eine treffende Antwort gegeben. Er sagt: Es giebt zwei Arten der Geschichte. Erstens die Geschichte der Thatsachen. Die Thatsache selbst ist brutal und stumm. Sie trifft aber nicht auf Holz und Stein, sondern auf den menschlischen Geist, und dieser nimmt sofort Stellung zu den Thatsachen, er beurteilt sie; und oft genug ist die Beurteilung der Thatsachen für die Weltgeschichte wichtiger geworden als die Thatsachen selbst. Diese Beurteilung der Geschichte nun in der Form der Geschichtserzählung ist die Legende. Wir alle leben täglich inmitten der Legende und helfen sie neu schaffen. Man kann die Legende der Schlingpflanze vergleichen, die überall aufwächst, wo Geschichte aufwächst. Sie umklammert die Thatsache ebenso wie die Person. Ein Stamm nach dem andern im Walde wird ausgesogen und verdorrt; die natürliche Mannichfaltigkeit der verschiednen Bäume stellt sich dem Beschauer nicht mehr dar; schließlich erscheint überall das einförmige Laub der Schlingpflanze.

Ist denn nun jede Beurteilung der Geschichte etwas bedenkliches? Nein, denn wo blieben sonst die großen Geschichtschreiber aller Völker! Wer von ihnen hat denn wirklich sine ira et studio geschrieben? Niemand hat diese Forderung weniger erfüllt als ihr Urheber. Darauf kommt es an, ob der Beurteiler Treitschke oder Janssen heißt; denn die echte Legende ist in der Weltgeschichte die Wahrheit, und die falsche Legende ist die Lüge. Die echte Legende sollen wir ruhig weiter hochhalten, selbst wenn sich nicht erweisen läßt, daß sich alles genau so zugetragen hat, oder gar daß es sich anders verhalten hat. Luther hat nach dem Teufel schwerlich mit dem Tintenfaß geworfen, und doch ist in dieser populären Form unübertrefflich zusammengefaßt, was Konrad Ferdinand Meyer so ausspricht:

Er trug den Kampf in breiter Brust verhüllt,
Der jetzt der Erde halben Kreis erfüllt.
Sein Geist ist zweier Zeiten Schlachtgebiet:
Mich wunderts nicht, daß er Dämonen sieht!

Gustav Adolf hat schwedische Politik getrieben und Deutschland Länder rauben wollen. Aber Gustav Adolf rettete den Protestantismus, wenn er auch Deutschland zerfleischen half, die Rettung des Protestantismus aber war mittelbar auch die Rettung Deutschlands, ja die einzige Rettung; denn ein spanisch-habsburgisch-jesuitisches Deutschland wäre kein Deutschland mehr gewesen. So kann man mit gutem Gewissen die Legende fortpflanzen, daß Gustav Adolf ein deutscher Held gewesen sei. Auf dem herrlichen Magdeburger Kriegerdenkmal

hat Hundrieser König Wilhelm dargestellt, umgeben von seinen Helden. Das Heer ist verkörpert durch zwei Soldaten, die ihm französische Adler zu Füßen legen. Ludwig von Baiern reicht dem König auf einem Kissen die Kaiserkrone. Hat der Künstler unrecht gehandelt, weil der König von Baiern gar nicht in Versailles gewesen ist und nur mit Mühe zu dem bekannten Briefe zu bewegen war? Wir brauchen kein Wort darüber zu verlieren: jeder fühlt, daß der Künstler von höherm Standpunkt aus ganz wahrhaft gewesen ist, obwohl der Hergang geschichtlich betrachtet ein andrer war. Wir könnten die Beispiele ins unendliche häufen, aber wir denken: das Prinzip ist klar. Und wenn wir schon nach einer wahren Legende lechzen, um uns eine Person menschlich recht nahe zu bringen, um wie viel mehr bedürfen wir (und nun gar das Volk!) einer solchen Geschichtsbeurteilung, wenn es sich um leblose Thatsachen oder um Abstrakta handelt! Damit denken wir den zweiten Teil unsrer Frage schon beantwortet zu haben: wir heißen jede Legende willkommen, sobald sie eine echte ist, d. h. sobald sie, wie Goethe sagt, die Wahrheit giebt im Schleier der Dichtung.

Wie weit besteht denn nun die verbreitete Darstellung der Vorgänge in Ems vor der Lupe des Forschers? Wir können uns dabei im wesentlichen an einen Aufsatz von Hans Delbrück anschließen, der unter dem Titel „Das Geheimnis der Napoleonischen Politik im Jahre 1870“ im Oktoberheft 1895 der Preußischen Jahrbücher erschienen ist.

Als die französische Regierung bei der preußischen wegen der Hohenzollernkandidatur anklopfte, erhielt sie die Antwort, das gehe die Berliner Regierung nichts an, das sei Privatsache der süddeutschen Hohenzollernfürsten. Aber Gramont schickte Benedetti nach Ems zu dem Chef des Hauses, zu König Wilhelm. Der König antwortete ebenfalls, sein Gouvernement habe damit nichts zu thun, und schob die Entscheidung ausschließlich dem Fürsten Anton (dem Vater) zu. Er konnte sich aber doch nicht entschließen, zu sagen, in dieser Sache habe er dem Erbprinzen nichts zu befehlen. Durch das vor einem Jahre veröffentlichte Tagebuch des Königs Karol von Rumänien ist unumstößlich erwiesen, daß die Kandidatur des Prinzen Leopold mit allen Mitteln von Bismarck betrieben worden ist. Allerdings wurde die Angelegenheit in den Mantel einer „reinen Familiensache“ gehüllt. Aber diese von Bismarck klug ersonnene Deckung war doch mehr künstlich, formalistisch, wenn sie auch vorher nach juristischem Beirat so festgelegt war. Deshalb ließ sich der König doch auf Verhandlungen mit Benedetti ein und sprach schließlich seine Zustimmung zu der Zurückziehung der Kandidatur aus. Durch diese Ehrlichkeit erhielt die Angelegenheit für die preußische Politik eine höchst gefährliche Wendung, denn der Name des Königs war nun doch mit hineingezogen worden, und so sah es aus, als ob Preußen und nicht Hohenzollern und Spanien vor den französischen Drohungen zurückweiche. Bismarck war außer sich und wollte den Abschied nehmen.

Dieser große Triumph aber genügte den Franzosen nicht. Denn nun erklärte Gramont dem deutschen Botschafter, Herrn von Werther: der Verzicht sei Nebensache, es komme darauf an, die Verstimmung, die aus dem preußischen Verfahren entstanden sei, wieder zu beseitigen, sie verlangten noch eine Sühne.

Bei Sybel*) ist es nun bloß die französische Eitelkeit und die Narrheit Gramonts, die den kranken Kaiser zu den neuen Forderungen treiben. Wenn man aber erfährt, daß Napoleon keineswegs bloß willenlos nachgab, sondern dem Herzog einige Stunden, nachdem sie beide konferirt hatten, eine eingehende schriftliche Instruktion schickte, worin der ganze neue diplomatische Feldzugsplan vorgeschrieben war, mit der Forderung, König Wilhelm solle sich verpflichten, „auch in Zukunft“ zu einer etwaigen Wiederaufnahme der Kandidatur seine Einwilligung zu versagen, so hat sich der Kaiser offenbar nicht bloß mitschleppen lassen, sondern war vollkommen Herr seiner Entschlüsse. Er beging den Fehler, daß er den „dynastischen“ Kriegsgrund, die Hohenzollernkandidatur, immer noch für brauchbar hielt, als dieser längst verbraucht war. Napoleon glaubte auch Österreichs im Grunde sicher zu sein, wenn auch der formelle Bündnisvertrag noch nicht fertig war. Denn aus den Veröffentlichungen des Generals Jarras**) und des Vertrauten Napoleons, des Generals Lebrun,***) wissen wir, daß ein regelrechter Kriegsplan zwischen Frankreich und Österreich-Italien festgestellt worden ist, daß aber der Erzherzog Albrecht den Spätherbst, besser noch den Frühling 1871 für den Zeitpunkt zum Losschlagen angesetzt wissen wollte. Die französische Regierung forderte 1870 Österreich sogar auf, Truppen in Böhmen zusammenzuziehen. Beust, dem sehr viel daran lag, daß Preußen nicht als der angegriffne Teil erscheine, mißbilligte nur das beleidigende Auftreten Gramonts gegen Preußen, verwarf jedoch keineswegs das Bündnis gegen Preußen an sich, und thatsächlich fing die österreichische Armee an mobil zu machen; die Delegationen haben dafür nachher zwanzig Millionen Gulden bewilligen müssen! Dabei wollte sich Beust jetzt natürlich nicht formell binden, da er bisher nicht gebunden war, es konnte doch schließlich im Kampfe auch anders kommen, als er und Frankreich sich dachten.

Was wäre nun geschehen, wenn die beiden neuen französischen Forderungen (1. „für alle Zukunft,“ 2. der Entschuldigungsbrief) nicht gestellt worden wären? Sybel, der das große Bündnis gegen Preußen (er schrieb ja vor Lebruns Veröffentlichung) für ein Hirngespinst erklärt, glaubt, dann wäre der Krieg überhaupt unterblieben; denn Napoleon, Beust und Bismarck seien

*) Im siebenten Bande seiner Begründung des deutschen Reiches, sowie in den beiden Ergänzungen: Die Phantasien des Herzogs von Gramont (Zukunft vom 6. April 1895) und Neue Mitteilungen zur Begründung des deutschen Reiches (Sonderabdruck aus der Historischen Zeitschrift, 1895).

**) Revue des deux mondes, 1892.

***) Souvenirs militaires 1866—70. Préliminaires de la guerre. Mission en Belgique et à Vienne. Paris, E. Dentu, 1895.

durchaus gegen den Krieg gewesen. Aber nach dem, was wir heute wissen, wäre der Krieg im September doch ausgebrochen, oder spätestens im nächsten Frühjahr. Wir können das jetzt beweisen; geahnt haben es ja schon seit 1870 sehr viele.

Wie ist es nun gekommen, daß der Krieg nicht im Herbst, sondern im Hochsommer ausbrach, also zu einer Zeit, wo uns die Russen noch den Rücken decken, nämlich auf ihren Landwegen noch marschieren konnten?

Wir müssen zunächst nach Ems zurückkehren. Dort mußte Benedetti am 13. Juli wiederholt versuchen, den König Wilhelm zu dem Zugeständnis zu bewegen, daß er auch „für alle Zukunft" seine Einwilligung verweigern werde, wenn die Hohenzollern je wieder auf die Kandidatur zurückkommen sollten. Diese Zumutung wurde jedesmal abgelehnt, ebenso die noch tollere, einen Entschuldigungsbrief an Napoleon zu schreiben. Aber alles geschah in durchaus höflichen Formen; ja am Abend, unmittelbar vor seiner Abreise, hat der König den Botschafter noch auf dem Bahnhof zu einer kurzen Abschiedsaudienz empfangen. Benedetti versichert in seinen Büchern, es habe in Ems keinen Beleidiger und keinen Beleidigten gegeben; und als ihm die Emser Depesche bekannt wurde, telegraphirte er nur an Grammont, die Sache sei richtig, er habe aber mit niemand darüber gesprochen, die Veröffentlichung sei also nicht von ihm ausgegangen.

Viele Leser, die die geschichtlichen Einzelschriften nicht verfolgt haben, werden fragen: Aber der Denkstein auf der Emser Promenade? Und jene Worte des Volksliedes?: „Sagte gar nichts weiter, sundern | Wandte sich so, daß bewundern, | Jener seinen Rücken kann." Ist denn das alles ungeschichtlich? Allerdings. König Wilhelm ist also von Benedetti nicht persönlich beleidigt worden? Nein. Wir Deutschen haben also kein Recht, uns durch die Emser Vorgänge gekränkt zu fühlen? Das haben wir nicht gesagt. Es gab allerdings einen Beleidiger und einen Beleidigten in Ems. Das waren das französische und das deutsche Volk. Durch die unverbrüchlichen gesellschaftlichen Formen, in denen so hohe Herren mit einander verkehren müssen, war der Schimpf, den man Deutschland angethan hatte, verdeckt worden, ja die diplomatischen Formen haben die Sachlage geradezu gefälscht!

Es gereicht König Wilhelm zum höchsten Ruhme (und wenige Menschen werden ihm das nachmachen, wenn sie Händel bekommen), daß er seine Ruhe bewahrt und die Form nicht verletzt hat, obwohl er über die Zumutungen sehr entrüstet war. Aber sein Minister hat durch Schärfung jener Emser Depesche den Fehler der höflichen Formen wieder korrigirt. Bismarck hat die höflichen Formen, die die Herausforderung der französischen Nation an die deutsche verhüllten, mit einem Ruck hinweggerissen und nackt und groß das ungeheure Bild der Wahrheit aller Welt vor Augen gestellt. Wohlgemerkt, das Bild der Wahrheit. Denn die Erzählung, daß König Wilhelm Herrn Benedetti den Rücken gewandt habe, ist eben auch nur eine Legende, glücklicherweise eine echte

Legende. Wir dürfen das Lied ruhig weiter singen und an dem Denkstein stehend uns dem ernsten Nachdenken über einen entscheidenden Tag der Weltgeschichte hingeben. Nur der kleinere Teil der Menschheit ist imstande, abstrakt zu denken. Das Volk will Anschauung, womöglich die stärkste der Anschauungen, die Personifikation, das Ereignis. Was ist ihm ein Begriff, wie „Vorrang" einer Nation vor der andern? General Jarras hat so treffend wie naiv ausgesprochen, was die Franzosen empfanden: 1866 war für uns Franzosen eine Niederlage, „denn wir konnten uns in unsrer Stellung als die große Nation nicht verkleinern lassen." Diese Stellung Frankreichs kennzeichnet Sybel am Schluß seines siebenten Bandes der „Begründung" vortrefflich mit folgenden Worten: „Während 1866 Österreich und Preußen wesentlich denselben Kampfpreis zu gewinnen strebten, die leitende Stellung im deutschen Bunde, hatten 1870 Frankreich und Deutschland völlig verschiedne Ziele: Frankreich die Bewahrung der bisher geübten europäischen Hegemonie, kraft deren es in Spanien die freie Königswahl verbot, Italien den Eintritt in seine nationale Hauptstadt verwehrte, dem deutschen Volke die Vollendung seiner Bundesreform bestritt, Holland wegen Luxemburg, Belgien wegen des Eisenbahnkaufs bedrohte und selbst der Schweiz ungnädige Mienen wegen des Gotthardtunnels zeigte. Dagegen lebte in Deutschland kein Gedanke an herrschenden Einfluß auf andre Nationen: das Volk hatte in patriotischem Zorne zum Schwerte gegriffen, um die seit Jahrhunderten erduldete fremde Einmischung in deutsche Angelegenheiten von Grund aus zunichte zu machen und die Unabhängigkeit und Einheit des Vaterlandes, hoffentlich für alle Zeiten, zu sichern. Frankreich ging für eine alte Ehrenstellung, Deutschland für sein junges Dasein in den Kampf."

Gewiß ist nur wenigen unsrer Leser Liebknechts Broschüre: „Die Emser Depesche, oder wie Kriege gemacht werden" unter die Augen gekommen. Ich habe sie gelesen, weil ich gern wissen wollte, was ein so großer Prozentsatz unsers Volkes für eine Ansicht über diese Vorgänge hat; denn was ein Führer schreibt, wird ja von Hunderttausenden von Genossen als Evangelium betrachtet. Zudem hat ja Bismarck selber auf die Schrift angespielt. Ich war erstaunt, wie unglaublich sich ein studirter Mann, was Liebknecht doch ist, verrennen kann. Alles mögliche ist durch einander gemengt. Unbefangenheit hatte ich ja nicht erwartet, aber da ich den überwiegenden Eindruck habe, daß Liebknecht glaubt, was er sagt, so war die Empfindung für mich niederdrückend, daß ein Mann, der doch sonst nicht auf den Kopf gefallen ist, gar nicht merkt, daß er eine grell rot gefärbte Brille auf der Nase trägt, und Scheuklappen auf beiden Seiten seines Gesichts das Eindringen klaren Sonnenlichts völlig verhindern. Denn thatsächlich ist seine Schrift von Anfang bis zu Ende eine „falsche Legende," mithin eine große Lüge. Die Lüge besteht in der Gruppirung und schiefen Beurteilung, nicht in der Verschweigung von Thatsachen. Die Urkunden und Parlamentsverhandlungen sind alle wörtlich abgedruckt, und insofern sind die dreißig Pfennige des Käufers nicht gänzlich hinausgeworfen. „Die Historie

und die historisch-kritische Methode ist eine viel zu schwierige Kunst, als daß auch grobe Fehler in ihrer Ausübung sofort in die Augen fielen," sagt einmal ein bedeutender Geschichtsforscher in Bezug auf Janssen. Bei Liebknecht aber liegt die Sache so, daß es jedem unsrer Leser nicht schwer fallen würde, den Mißbrauch der Urkunden zu sehen. Das Ergebnis freilich, zu dem Felix Dahn in seiner Festschrift zum 1. April 1895 kommt, können wir uns nicht zu eigen machen. Er findet, die Bismarckischen Streichungen hätten nur Milderungen des Textes bewirkt. So oft auch die beiden Depeschen schon gedruckt sind: die Sache ist zu wichtig. Wir bitten um eine nochmalige Prüfung in voller Ruhe. Die Urkunden lauten:

Im Original: Ems, den 13. Juli 1870. Seine Majestät der König schreibt mir: „Graf Benedetti fing mich auf der Promenade ab, um auf zuletzt sehr zudringliche Art von mir zu verlangen, ich sollte ihn autorisiren, sofort zu telegraphiren, daß ich für alle Zukunft darauf verzichtete, niemals wieder meine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur zurückkämen. Ich wies ihn zuletzt, etwas ernst, zurück, da man à tout jamais dergleichen Engagements nicht nehmen dürfe noch könne. Natürlich sagte ich ihm, daß ich noch nichts erhalten hätte, und da er über Paris und Madrid früher benachrichtigt sei als ich, er wohl einsehe, daß mein Gouvernement wiederum außer Spiel sei."

Se. Majestät hat seitdem ein Schreiben des Fürsten bekommen. Da Se. Majestät dem Grafen Benedetti gesagt, daß er Nachricht vom Fürsten erwarte, hat Allerhöchstderselbe, mit Rücksicht auf die obige Zumutung, auf des Grafen Eulenburg und meinen Vortrag beschlossen, den Grafen Benedetti nicht mehr zu empfangen, sondern ihm nur durch einen Adjutanten sagen zu lassen, daß Se. Majestät jetzt vom Fürsten die Bestätigung der Nachricht erhalten, die Benedetti aus Paris schon gehabt, und dem Botschafter nichts weiter zu sagen habe.

Se. Majestät stellt Eurer Exzellenz anheim, ob nicht die neue Forderung Benedettis und ihre Zurückweisung sogleich sowohl unserm Gesandten, als in der Presse mitgeteilt werden soll. gez. Abeken.

In Bismarcks Kürzung: Ems, 13. Juli 1870. Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der kaiserlich französischen Regierung von der königlich spanischen amtlich mitgeteilt worden sind, hat der französische Botschafter in Ems an Se. Majestät noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisiren, daß er nach Paris telegraphire, daß Se. Majestät der König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur zurückkommen sollten. Se. Majestät der König hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter zu empfangen, und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß Se. Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzuteilen habe.

Wer kann dem zustimmen, daß hier nur Milderungen vorlägen? Wir weisen nur auf das eine hin, daß in Bismarcks Fassung der Schlußsatz „. . . darauf abgelehnt . . . nichts weiter mitzuteilen habe . . ." sich auf etwas ganz andres bezieht, als in der Originaldepesche.*)

*) Vgl. auch Konstantin Rößlers Besprechung von Band 6 und 7 des Sybelschen Werkes in den Preußischen Jahrbüchern 1895, Januar, Seite 129.

Nein, eine Schärfung ist unzweifelhaft vorhanden, sie liegt vor allem im Tone. War aber deshalb wirklich, wie Liebknecht sagt, „die echte Emser Depesche der Friede, und die Bismarckische Kürzung der Krieg“? Nein! Weder nach Benedettis Auffassung ist der Krieg durch die Veröffentlichung der Depesche notwendig geworden, noch nach der Meinung des französischen Ministerrats, der am 14. Juli stattfand und fast den ganzen Tag dauerte. Denn die Emser Depesche war längst bekannt, als um 6 Uhr abends die Mobilmachung der französischen Armee rückgängig gemacht wurde. Allerdings ein Anruf war die Depesche: nehmt euch in Acht! Bismarck hielt ihnen gewissermaßen den Degen hin: seid ihr toll genug, euch darauf festzurennen, nur zu; ich fürchte mich nicht, sondern stoße euch dann den Degen bis ans Heft in die Brust. Aber den Degen gezogen hat nicht er zuerst, sondern die Franzosen, und zugestoßen hat er auch nicht, sondern sie rannten in den Degen hinein.

Was hat sie nun so toll gemacht? Offenbar die Angst, daß der angefangne Handel doch am Ende nicht in eine Demütigung Preußens auslaufen werde. Wie man es anfängt, Krieg zu vermeiden, wenn man will, das hat Bismarck in dem Karolinenstreit gezeigt. Als der Madrider Pöbel das Schild vom deutschen Botschaftshotel abgerissen und unter die Füße getreten hatte, erklärte Bismarck: „Um einer Sachbeschädigung willen führen zwei große Nationen nicht Krieg mit einander.“ Frankreich aber konnte sich 1870 nicht entschließen, wieder gut zu machen, was es Preußen angethan hatte.

Große Wichtigkeit legt Oncken und ihm folgend Delbrück dem Gespräch Bismarcks mit dem englischen Botschafter Lord Loftus bei. Die Bedeutung dieses Gesprächs wollen auch wir nicht verkennen, sie liegt aber doch nur darin, daß die Franzosen noch deutlicher merkten, die Preußen würden sich eine Demütigung nicht gefallen lassen. Aber den Krieg unvermeidlich gemacht hat auch dies Gespräch keineswegs. Lord Loftus gratulirte dem Grafen Bismarck, daß die Krisis (mit dem Verzicht des Erbprinzen) zu Ende sei. Bismarck antwortete, daß er das bezweifle, er habe Nachricht, daß sich die Franzosen mit der Lösung dieser Frage (dem Verzicht des Prinzen von Hohenzollern) nicht zufrieden gäben. Frankreich müsse den europäischen Mächten eine amtliche Erklärung geben, daß es die Lösung der spanischen Frage als ausreichend anerkenne. Ferner sei in dieser Erklärung die drohende Sprache Gramonts (Kammersitzung vom 6. Juli) zurückzuziehen oder zu erläutern. Geschehe das nicht, dann sei offenbar der Lärm über die spanische Thronfolge nur ein Vorwand gewesen.

Dieser Bericht ist es höchst wahrscheinlich gewesen, der am 14. Juli nachts um 11 Uhr den französischen Ministerrat zum Kriegsbeschluß veranlaßt hat. Aber diese Folgerung zogen eben nur die Franzosen aus dem Gespräch. Ganz objektiv betrachtet, folgte daraus durchaus nicht die Notwendigkeit, in den Krieg zu gehen; denn die verlangten Bürgschaften waren so maßvoll, daß eine Regierung, die den Frieden wirklich wollte, sie recht gut hätte geben können.

Allerdings mußte die französische Regierung den Schritt zurückthun, den Gramont mit seinem Säbelrasseln vom 6. Juli in der Kammer vorwärts gethan hatte. Und mit einer Niederlage Preußens schloß dann die Sache allerdings nicht ab.

Vor Europa stand Bismarck vollkommen gerechtfertigt da, weil er nicht mehr verlangte, als ein Staat mit seiner Ehre vereinigen kann. Eine andre Frage war, ob sich die Franzosen zu diesem Schritt würden entschließen können; und das war nicht der Fall. Man „konnte," das heißt man „wollte" sich seine Stellung als die große Nation nicht verkleinern lassen.

So log man denn, das namenlose Extrablatt der Norddeutschen Zeitung (die Emser Depesche) sei eine „amtliche" Note; man log ferner, Benedetti sei persönlich beleidigt worden, und so stürzte sich die „große Nation" in die Flut des Verderbens.

Einen Beweis, daß die Redigirung der Emser Depesche keine Milderung, sondern eine Schärfung bedeutete, haben wir übrigens noch zurückbehalten, nämlich Bismarcks eignen Hinweis auf Moltkes Scherz: „Vorhin wars Chamade, jetzt ists Fanfare." Ganz so arg war es ja nicht, aber jeder Witz übertreibt, sonst wirkt er nicht. Cum grano, cum grano! ruft Vischer in seinem unübertroffnen „Auch einer" der Menschheit zu, die sich immer an den Buchstaben klammert. Auch Bismarcks Äußerung ist nicht buchstäblich zu nehmen, wenn er erzählt (nach Maximilian Harden): „Es ist so leicht, ohne Fälschung, nur durch Weglassungen und Striche, den Sinn einer Rede vollkommen zu ändern. Ich habe mich selbst einmal in diesem Fache versucht, als Redakteur der Emser Depesche, mit der die Sozialdemokraten seit zwanzig Jahren krebsen gehen." Auch hier müssen wir sagen: Cum grano! Denn „vollkommen geändert" ist der Sinn nicht, es liegt nur eine Schärfung vor.

Mit dieser Äußerung Bismarcks aber wollen wir schließen. Beweist sie nicht besser als lange Abhandlungen, daß der Mann, der ohne jede äußere Veranlassung im Gespräch mit einem beliebigen Menschen diese Worte hinwirft, keinerlei böses Gewissen hat in dem Gedanken an die Redigirung der Depesche, sondern daß er mit vollkommenster Gemütsruhe an sie zurückdenkt?*)

Elberfeld **H. R.**

*) Während des Druckes geht uns ein Aufsatz Konstantin Rößlers in der Post vom 22. und 25. Dezember 1895 zu: Die vorbereitenden Ereignisse des Krieges von 1870. Rößler ist in der Hauptsache mit Delbrück einig (er hält also Sybels Auffassung in den entscheidendsten Punkten für irrig). Betreffs des äußern Anstoßes zur Kriegserklärung führt Rößler die Erörterung einen Schritt weiter, indem er geradezu eine „österreichische Mitteilung an Napoleon" für wahrscheinlich hält. Sein Schlußsatz lautet: „Ich will nicht unterlassen, zu bemerken, daß mir Delbrücks Vermutung sehr scharfsinnig und wahrscheinlich vorkommt, daß, als man in Paris vor dem Kriege stand, ohne ihn erklärt zu haben, wo man also noch einen gewissen Aufschub gewinnen konnte, der Ausschlag gegeben worden ist nicht durch die angebliche Fälschung der Emser Depesche, sondern durch eine österreichische Mitteilung, daß, wenn der Kaiser Napoleon, den vermeintlichen Vorsprung seiner Mobilmachung nutzend, jetzt bis in die Mitte Deutschlands vordränge, Österreich ihm nach einer durch die Erfordernisse der österreichischen Mobilmachung bemessenen Frist zu Hilfe kommen werde."

Sudermanns neueste Dramen

Die vor und seit einem Jahrzehnt angekündigte große Revolution unsrer Litteratur hat die wunderbarsten Früchte gezeitigt. Sie hat zugleich den nacktesten Cynismus und das stärkste Raffinement entwickelt, die in irgend einer Litteraturperiode neben und gegen einander gewirkt haben, sie hat die sozialdemokratische Phrase von der ursprünglichen Gleichheit aller zweibeinigen Kreatur dicht neben die Phrase vom neuen Herrentum und vom Übermenschenbewußtsein gerückt, sie hat die grammatischen Fehler der Alltagsrede, die fragmentarischen Laute des Stammlers und das Zischen des Zahnlosen „behufs Charakteristik“ litteraturfähig gemacht und in wunderbarem Widerspruch mit der nackten Kopie abnormer Wirklichkeit einen neuen estilo culto erzeugt, in dem Wort, Bild und Klang gleich unnatürlich sind. Sie hat die Bildung als solche zu ächten versucht und gleichwohl einen absonderlichen Bildungsdünkel wachgerufen, der jedem Einzelnen das Recht giebt, seine Zeitgenossen als Barbaren gering zu schätzen. Sie hat mit gewaltigem Getöse Originalität begehrt und ist nach einander bei der sklavischen Nachahmung von Zola, von Ibsen, von Tolstoi, von Jacobsen und Pontoppidan, von Bourget und Maupassant angelangt. Sie hat sich gegen die Autorität der klassischen Dichtung erhoben und ist eben dabei, die Mustergiltigkeit der Lohenstein, Hoffmannswaldau und Ziegler zu preisen. Vor allem aber, sie hat das litterarische, die Welt niederzwingende Genie, den litterarischen Bismarck gefordert und prophezeit (der freilich innerhalb von zehn Jahren zehn verschiedne Namen getragen hat) und ist am Ende höchlich zufrieden, wenn aus ihr ein paar Talente hervorgehen, die ernst genommen werden können, und bei denen überhaupt von einer Entwicklung die Rede sein darf. Die Bewegung hat sich darüber freilich zerspalten, und der gewöhnliche Gang aller Revolutionen läßt sich auch bei ihr beobachten. Sowie sich ein paar Schriftsteller aus dem engsten Kreise der Parteischlagworte und des sinnlosen Wütens emporhoben, ein paar Dramen und Romane das Interesse und die Teilnahme eines größern Publikums erweckten, splitterte sich von der Linken eine äußerste Linke ab, die mit verächtlichem Achselzucken von Zugeständnissen an das Philisterium oder den ästhetischen Janhagel sprach. Sowie Hermann Sudermann in den Cottaschen Verlag überging und „hoftheaterfähig“ wurde, begann von denselben Stellen her, von denen man früher die Dramen „Ehre“ und „Heimat“ rückhaltlos und überschwänglich gepriesen hatte, ein

Digitized by Google

Kreuzfeuer gegen die spätern Anläufe des Romanschriftstellers wie des Dramatikers. Unumwunden wurde ausgesprochen, Sudermann gleite auf einer schiefen Ebne reißend schnell abwärts und fordre eigentlich schon jetzt zum Vergleich seiner Gesellschaftsschilderung und seiner dramatischen Technik mit der Lebenswiedergabe und der theatralischen „Mache" Paul Lindaus heraus. Jedenfalls konnte sich der vielbesprochne und vielbeneidete Schriftsteller der Thatsache getrösten, daß zwar die Kritiken gewisser litterarischer Organe scharf wie das Messer der Guillotine sind, daß aber kein verständiger Mensch und gesunder Ostpreuße seinen Kopf unter dieses Messer zu legen braucht.

Geradezu falsch und gänzlich sinnlos war bei alledem die mörderische Rückverweisung auf den Verfasser der „Maria und Magdalena" und der „Gräfin Lea" nicht. Es giebt eine gewisse Einwirkung einer gewissen Berliner Luft auf poetische Erfindung und poetische Gestaltung, die schon längst vor Lindau weit höherstehenden Schriftstellern, wie Friedrich Spielhagen, verhängnisvoll geworden ist. Ein undefinirbares Etwas von gerade in Zeitungen und an Stammtischen herrschender Anschauung, von gesellschaftlicher Sitte und Unsitte, von modischer Schätzung gewisser Typen und modischer Geringschätzung andrer, ein weitverbreitetes Rotwelsch, das für eine vorübergehende Zeit an die Stelle lebendigen und unmittelbaren Seelenausdrucks tritt, bereitet der echten und unmittelbaren poetischen Erfassung und Wiedergabe des Lebens spezifisch Berlinische Hemmnisse. Natürlich war es noch ein Unterschied, ob dieses Berlinische Etwas mit dem Glauben an den Fortschritt, einer immerhin ernst zu nehmenden und in gewissem Sinne selbst idealen politischen Überzeugung und Selbsttäuschung zusammenfiel, oder ob es einer spätern Periode, im Beginn der siebziger Jahre, mit der Raffgier, der frivolen Genußgier und dem halb widrigen, halb lächerlichen Dünkel der neuen Emporkömmlingsgesellschaft im Westend eins wurde. Kraft der Zeitströmung und natürlich kraft allereigensten Zuges zu dem höchst vergnüglichen Leben und der vorurteilslosen Auffassung aller Zustände und Vorgänge in der goldnen Gründerzeit spiegelte Lindau in seinen Dramen und Erzählungen dies gewisse Etwas und hatte hinterdrein die Ehre, als der litterarische Hauptvertreter der flachen Frivolität und der schnödesten Mammonanbetung angesehen und angegriffen zu werden. Vorausgesetzt, die erbarmungslosen Kritiker Hermann Sudermanns hätten Recht mit ihrer Behauptung, daß auch dieser Schriftsteller auf dem besten Wege sei, von dem proteischen und zweideutigen Lebensgeiste nicht der Reichshauptstadt (wer wird glauben, daß das große Berlin wirklich keinen andern Lebensgeist hätte als den, dessen Niederschläge man allnächtlich in den Reichshallen und im Café Bauer studiren kann), aber gewisser lauter und lärmender Kreise Berlins abhängig zu werden, so würde Sudermann noch immer Erkleckliches vor seinem Herrn Vorgänger voraus haben. Andre Lebenskreise als die, die in den siebziger Jahren den Ton angaben und zwar in verschwiegner Brust noch immer die Überzeugung hegen, daß sie weit vortrefflicher wären als die Götter, denen aber nach außen hin allmählich bei

ihrer Gottähnlichkeit bange geworden ist, eine schärfere Luft, in der die kurzlebige Blüte des Genusses hinwelkt, ehe sie recht entfaltet ist, umgaben Sudermann bei seinem ersten Auftreten, schwerere und dunklere Probleme waren Mode geworden, die Börse erschien nicht mehr als der alleinige Mittelpunkt des modernen Lebens, ein andrer Jargon als der von 1875 wurde um ihn her geredet. Selbst wenn der Verfasser der „Frau Sorge" nichts besseres mitgebracht hätte, als ihm das jüngste Berlin geben konnte, so würde sich doch ein andres Stück Welt und Leben in seinen Arbeiten gespiegelt haben, als in denen der Trias Lindau-Blumenthal-Lubliner. Ob ein besseres, größeres, innerlich wahreres, poetisch wirksameres, wäre erst noch zu untersuchen gewesen, denn daß sich in der ganzen neuesten Richtung, so weit sie Sache der Mode und der Klique und nicht lebendiger Antrieb lebendigen Talents ist, ein wahrer Rattenkönig von schlechter Pose, von Eitelkeit und flachster Äußerlichkeit breit macht, das gestehen die besonnenern Vertreter dieser Richtung schon längst unumwunden ein.

Doch die Voraussetzung ist falsch, und es hieße kritisch so blind sein, wie sich gewisse Lobredner der neuesten Litteratur zuzeiten stellen, wenn man verkennen wollte, daß Sudermann in seinen Jugendeindrücken aus der ostpreußischen Heimat, in seinen poetischen Anfängen und einem entschiednen Drange seines Talents zu robuster Natürlichkeit eine Mitgabe besaß, die ihn von Haus aus über die Welt zwischen dem Wedding und der Kölnischen Heide hinausblicken ließ. Und wie groß auch immer der Einfluß war, den er dem Leben Berlins und dem mehrerwähnten Etwas in diesem Leben über sich einräumte, so war doch leicht zu erkennen, daß der frischere, stärkere Zug seiner Natur und, trotz aller angeblichen Geringschätzung künstlerischer Ziele, ein instinktives Kunstbewußtsein, das dem Gesunden, Dauernden zustrebte, ihn vor der unbedingten Unterordnung unter die Berliner Augenblicksforderungen schützten. Ja mehr als einmal schien es, als ob der Dichter ganz er selbst sein und sich mit Entschlossenheit der Geistesstimmung entreißen würde, die, während sie eigentlich darnach lechzt, in der großen und ewigen Natur unterzutauchen, es doch nicht verwinden kann, daß die Ackererde und der Eichwald keine neuesten Erfindungen sind, und daß die Natur wenig geneigt erscheint, den nächsten Frühling rot statt grün aufgehen zu lassen. Sudermanns Roman „Es war" sah mit allem, was sich gegen Einzelheiten der Anlage und Gestaltung sagen ließ, doch wie eine sehr kräftige Erhebung über den Boden und die Atmosphäre aus, auf dem und in der die gegenwärtig modische Menschendarstellung atmet. Die bedeutendsten Partien des Romans müssen als das beste und eigentümlichste angesehen werden, was Sudermann seit „Frau Sorge" und bis jetzt gelungen ist. Daß die neuesten Schöpfungen des Dramatikers nicht auf gleiche Höhe mit dem epischen Gebilde gelangen können, beweist nach unsrer Empfindung keineswegs, daß Sudermanns Stärke ausschließlich auf dem Gebiete der Erzählung und nicht auf dem des Dramas liege, aber es beweist

Digitized by Google

allerdings, daß die Mitwirkung und der Einfluß der realen Bühne, die Rücksicht auf die Neigungen der Darsteller und des Parkets bei dem Wettbewerb um die großen Tantiemen die Unabhängigkeit eines Schaffenden stärker gefährden, als es der Gedanke an die künftigen Leser bei den Werken der epischen Phantasie thut. Vor allem aber, während sich der Erzähler nicht zu scheuen braucht, was er sieht, fühlt und meint, frei zu gestalten und herauszusagen, sieht sich ein Dramatiker von so besondrer Lebensanschauung und so bewußter Gegensätzlichkeit zu so vielen Grundlagen und noch immer herrschenden Mächten unsers Lebens in dem übeln Falle, mit bewußter und unbewußter Zweizüngigkeit zu arbeiten und in Konflikten mit Fragezeichen zu schließen, wo wir berechtigt wären, eine klare, bestimmte Antwort zu fordern und der Dichter vielleicht eine solche Antwort bereit hat, für die er die Gründlinge des Parterres nur nicht reif genug hält.

Eine Wiener Theatersage berichtet, daß zu der Zeit, wo auf dem k. k. Hofburgtheater König Lear und Cordelia in Shakespeares Tragödie auf Zensurbefehl leben bleiben mußten, die hervorragenden Darsteller des alten Königs und seiner Tochter beide Figuren mit allen Zügen und Zeichen des bald bevorstehenden Todes darzustellen und trotz der erzwungnen Versöhnung doch den tragischen Ausgang anzudeuten pflegten. Ein Gran von dieser Kunst ist offenbar in H. Sudermanns neueste dramatische Anläufe, in die vieraktige Komödie: Die Schmetterlingsschlacht und das dreiaktige Schauspiel: Das Glück im Winkel übergegangen. Die Komödie wie das Schauspiel enden die eine mit einer Folge kleiner, das andre mit einem gewaltigen Fragezeichen. Und Leute, die die Miene von Wissenden annehmen, flüstern uns zu, daß wir doch nicht so armselige Tröpfe sein und mit den gerührten Zuschauern an den glücklichen Ausgang des einen wie des andern Stückes glauben sollen. Sie sagen uns mehr oder minder unumwunden, daß in der „Schmetterlingsschlacht" die große Szene, in der der frivole Keßler und die junge Witwe Elsa das Rendezvous mit Champagner haben und die arme kleine Rosi betrunken machen, den eigentlichen theatralischen Höhepunkt und die konzentrirte Atmosphäre des Stückes zugleich darstellt, und jedermann weiß, daß alles, was auf derartige Szenen im Leben zu folgen pflegt, anders verläuft und anders aussieht, als der um der Philister willen drangeklebte vierte Akt des sittenschildernden Stückes. Sie geben zu verstehen, daß die Schlußszene des dritten Aktes im „Glück im Winkel" eben auch nur ein theatralischer Notbehelf sei, und daß der Dichter bestimmt genug zu erkennen gegeben habe, daß Frau Elisabeth, seine Heldin, darnach lechzt, in den Armen eines Kraftmenschen wie Baron Röcknitz zu leben und nicht an der Seite des erbärmlichen Schulmeisters dahinzusiechen. Wenn dem in beiden Fällen nicht so ist, wenn der Dichter wirklich beabsichtigt hat, den versöhnlichen Ausgang beider Dramen als den möglichen, wirklichen und innerlich wahren erscheinen zu lassen, so hätte er einerseits den Wünschen nach frappanter Modernität, den Angewöhnungen neuester Welt- und Sittenschilderung

weniger Rechnung tragen, andrerseits die starken Zweifel, die sich gegen die letzte Lösung, namentlich des „Glücks im Winkel," erheben, durch einen Ausgang, der kein Fragezeichen läßt, überwinden sollen.

Die „Schmetterlingsschlacht" hat ein Dresdner Kritiker nach der dortigen ersten Aufführung ganz zutreffend als ein Stück bezeichnet, „das auf dem dunkeln Grenzpfade zwischen Tragödie und Schwank nachtwandlerisch einher gehe." Im wesentlichen handelt es sich darin um ein großstädtisches Sittenbild, dessen originell amüsante Szenen sich von dem dunkeln Hintergrunde des modernen Elends abheben, das in den gleichen vier Wänden, im Leben derselben Gestalten die Ansprüche auf Lebensgenuß dicht neben die härteste Entbehrung und Arbeit, das die thörichte Verschwendung neben den heroisch erduldeten Hunger stellt. Die „Mutter" des Stücks, die Witwe eines Beamten, die mit 640 Mark Pension drei hübsche Töchter großziehn, ihnen standesgemäße Bildung geben muß, die keinen andern Gedanken hat als den, ihren armen Mädchen durch eine reiche Heirat künftig ein vergnüglicheres Dasein zu sichern (sich an diesen Gedanken auch noch klammert, nachdem die älteste Tochter Else einen Lump genommen hat, der nach wenigen Monaten Bankerott machte und sich erschoß), die ihre Töchter lügen, heucheln und kokettiren lehrt und ihnen, bis sie sich für das Wohl der Familie opfern müssen, erlaubte und zweifelhafte Vergnügungen gönnt, diese Frau Steuerinspektor Hergentheim, die am Schluß, als der Effekt ihrer Lebenskunst zu Tage kommt, zornig ausruft: „Ob ich mich schäm, Herr Winkelmann? Wegen all dem Lug und Trug, Herr Winkelmann? Nein, ich schäm mich schon nicht mehr. Ich hab zu viel betteln und runterschlucken müssen im Leben. Es ist so schwer gewesen, die Kinder so weit zu bringen. Wissen Sie denn, was ein Pfund Fleisch kostet, Herr Winkelmann?" ist von einer schneidenden und zugleich kläglichen Wahrheit. Ja das einzige, was nicht als ganz typisch und echt an der Frau Steuerinspektor und ihren ältern Töchtern Else und Laura erscheint, ist die brutale Offenheit, mit der sie ihre Lebensphilosophie der Verkommenheit zur Schau tragen, während im Leben diese Art der Gesinnung hinter bürgerlich respektabeln, ja sogar hinter frommen Redensarten versteckt wird. Diesem Jammer und seinem Verhältnis zu dem pfiffigen ausbeuterischen Geiz, den der plumpe Kaufmann Winkelmann vertritt, kann freilich nur die absolute Gemütsroheit Humor abgewinnen. Diese Gemütsroheit und die ihr verwandte leichtsinnige Genußsucht trägt der Bonvivant des Stückes Herr Richard Keßler zur Schau, ein Teufelskerl in seiner Art, der zwar die junge Witwe Else nicht heiraten, aber lieben will und im übrigen gutmütig dafür sorgt, daß der gedrückte Sohn seines Prinzipals, der junge Winkelmann, sich mit einer der Hergentheimschen Töchter verlobt. Daß es gerade Else sein muß, die sich opfert, verschlägt ihm nicht viel, macht das Abenteuer um so pikanter. Zwischen all diesen Figuren steht nun die jüngste Hergentheimsche Tochter Rosi, das kleine Genie, das hübsch erfundne Schmetterlingsschlachten auf Fächer malt und durch ihre Arbeit

Digitized by Google

die Familie durchbringen hilft. Sie allein ist eine innerlich wahre, warme, einfache Natur geblieben, an der die Dressur zur Männerjagd um jeden Preis noch nichts verdorben hat, deren unbewußte reine Neigung sich dem neuen Verlobten der ältern Schwester, dem armen, von seinem Vater schwer mißhandelten Max Winkelmann zuwendet. Sie ist es, die von allen als Vertraute mißbraucht wird, bis sie gegen den Schluß hin alle Schranken der heuchlerischen Rücksicht durchbricht, nur um von dem Manne, den sie liebt, und in dem sie eine erste tapfere Regung männlichen Selbstgefühls erweckt, nicht in falschem Lichte gesehen zu werden. Sie siegt damit selbst über das dickfellige Geldprotzentum des alten Winkelmann und steht am Schlusse als die quasi Verlobte des jungen Winkelmann da, obwohl sie vor der Hand zu ihren Schmetterlingsfächern zurückgeschickt wird. Als Fragezeichen bleiben übrig: ob Herr Max Winkelmann wirklich so viel Mut dem grimmigen Alten gegenüber behaupten wird, um für sich und Rosi auch nur ein Endchen stillen Glückes dabei herauszuschlagen, was aus der Frau Steuerinspektor und ihren ältern Töchtern werden wird, denen Papa Winkelmann gar nicht geneigt scheint, eine Pension zu zahlen, wie sich Herr Richard Keßler weiterhin zu Frau Else stellen will, lauter Fragen, auf die keiner, der Sudermanns Komödie aufmerksam auch zwischen den Zeilen liest, eine Antwort geben kann. Gewiß bleibt nur, daß Frau Hergentheim in ihren letzten pathetischen Ansprachen Herrn Winkelmann als den Vertreter der heuchlerisch tugendhaften Welt betrachtet, wozu der Alte wahrhaftig nicht das Zeug hat, und daß sie dieser Welt mit einer Art von Recht gegenübergestellt wird.

Viel höher steht, viel tiefer in die Wirklichkeit hinein führt uns das Schauspiel „Das Glück im Winkel.“ Das Hauptmotiv des Stücks hat eine Art Verwandtschaft mit einer der schönsten Episoden in Dickens bestem Roman „David Copperfield.“ Kenner brauchen wir nur an die Ehe der jugendlich schönen Annie mit dem wackern Philologen und Institutsdirektor in Canterbury Doktor Strong zu erinnern, deren Eheglück durch die Werbung eines herzlosen, unehrenhaften Vetters, des Mr. Jack Maldon, und durch den Schatten des Verdachts, der auf Annie ruht, schwer gefährdet wird, bis eine offne ergreifende Aussprache zwischen den beiden Gatten Glück und Vertrauen wiederherstellt. Wir mutmaßen nicht etwa, daß Sudermann das Motiv seines Schauspiels aus Dickens entlehnt und entsprechend variiert habe. Das Leben ist so unermeßlich reich und groß, daß es jedem Dichter, der offne Augen hat, Handlungen und Gestalten zuführen kann, ohne daß er litterarische Anleihen zu machen braucht, und ohne daß er die überlieferten Motive kümmerlich hin- und herdrehen muß, um eine bisher unbeleuchtete Seite auszuspüren. Aber wir werden unwillkürlich an die poetische Verwertung und die edle Lösung des Motivs bei Dickens erinnert, wenn wir die Bedenken mustern, die gegen die Schlußwendung von Sudermanns „Glück im Winkel“ erhoben worden sind. Mrs. Annie Strong liebt ihren alternden Gemahl und dankt es ihm vor allem,

daß er sie vor den ersten mißverstandnen Regungen eines unerfahrnen Herzens bewahrt hat. Die Heldin Sudermanns, Frau Elisabeth Wiedemann, steht ihrem Gatten ganz anders gegenüber, und es ist zwar nicht zweifelhaft, daß sie ihm gleichfalls zu danken hat, aber zweifelhaft, ob sie ihm wirklich danken will und kann.

Der Winkel, in dem die Handlung des Sudermannschen Schauspiels vor sich geht, ist das Haus des Rektors Wiedemann in einer kleinen norddeutschen — sagen wir gleich ostpreußischen — Kreisstadt. Rektor Wiedemann hat sich als Philolog nicht auszeichnen können, hat die Lehrberechtigung für die höhern Klassen nicht erlangt und am Ende froh sein müssen, in dem Rektorat einer Volksschule mit Progymnasium Unterkunft und Unterhalt zu finden. Aber er ist in jungen Jahren Hauslehrer des Freiherrn von Röcknitz auf Witzlingen, eines stattlichen Vollblutjunkers, gewesen und hat mit dem Haus und dem Gut dieses Landedelmanns eine Art Verbindung behalten. So ist es möglich geworden, daß er, ein Witwer mit drei Kindern, von denen die älteste erwachsene Tochter blind ist, sich den zahlreichen Anbetern einer schönen jungen Dame zugesellen konnte, die eine Waise, als Gast und Freundin der jungen Baronin Bettina von Röcknitz in derem Schlosse lebte. Fräulein Elisabeth erscheint dem Schulmann und allen andern als ein königliches, stolzes Mädchen, die Ansprüche auf ein großes Glück im Leben hätte. Dennoch begegnet der wackere Rektor in einer denkwürdigen Nacht dem schönen Fräulein im Schloßpark von Witzlingen, findet sie verzweifelnd, rat- und hilflos, nahezu entschlossen, nicht bloß dieses Haus, sondern womöglich die Welt zu verlassen. Er deutet sich die entsetzliche Lage der von ihm Bewunderten dahin, daß Elisabeth das schuldlose Opfer irgendeines Gewissenlosen aus ihrer Umgebung geworden sei, und gewinnt unter diesen Umständen den Mut, der Bedrängten den Schutz seines bescheidnen Herdes und seine Hand anzutragen: Elisabeth wird die zweite Frau des Rektors. Wie der Vorhang aufgeht, lebt sie bereits zwei oder drei Jahre hindurch in dem Rektorhause, in der Übung ihrer Pflichten hat sie Sonnenschein ins Haus getragen, hat die kleine Landwirtschaft, die mit dem Rektorat verbunden ist, zu einer Musterwirtschaft emporgebracht, Behagen und bescheidnen Wohlstand gefördert und das Herz ihrer Stiefkinder gewonnen. Sie ist das Wunder des Nestes, in dem sie lebt, jedermann beneidet, aber keiner begreift den Rektor, wie ers hat wagen können, diesen fremden Goldvogel zu den Lebensaufgaben und Lebensstimmungen einer Haushenne zu verurteilen. Alle fühlen, daß die Verhältnisse des Winkels, des Rektorhauses wie des Städtchens, der ungewöhnlichen schönen Frau nicht zu Gesicht stehen, alle erraten, daß hier gleichsam stolze, üppige Glieder in ein viel zu knappes und ärmliches Gewand eingepreßt sind. Der Rektor selbst, eine Seele von einem Menschen, dessen reiner Gutmütigkeit es freilich an aller Schärfe des Blutes gebricht, hegt mitten in dem wohligen Glück und Behagen starke Zweifel, ob Frau Elisabeth selbst sich glücklich fühle. Nicht für sich, aber für die edle, groß-

angelegte Frau empfindet er die kleinen Demütigungen, die ihm in seiner bescheidnen Stellung von Landratsdünkel, Schulratsdünkel und kleinstädtischem Kastenstolz gelegentlich auferlegt werden.

Auf diese Sachlage baut Herr von Röcknitz, der frühere Gastfreund Elisabeths, der es nicht verschmerzt hat, daß diese Frau nicht seine Beute geworden ist, den Plan, sich ihrer doch noch zu bemächtigen. Er ist seiner eignen Frau, die angeblich „immer schläft“ und nun zum Glück einen Jungen hat, gründlich müde, und die Weiber, mit denen er sonst sein Spiel treibt, befriedigen ihn auch nicht mehr. Also bricht er bei Gelegenheit eines Pferdemarktes im Städtchen, bei dem er außerdem ein paar Pferdejuden gründlich „bemogelt,“ mit selbstherrlicher Liebenswürdigkeit in das Haus des Rektors und ehemaligen Zöglings ein und nötigt die Wiedemanns, ihm und seiner Gemahlin Gastfreundschaft zu gewähren. Er eröffnet dem Rektor, daß er sich in den Reichstag wählen lassen wolle, und da ihm nach seiner Versicherung alles gelingt, wird wohl das nicht besonders schwer halten. Er versichert, daß er einen Vertrauensmann und Stellvertreter brauche, dringt in den Schulmann, seine Stelle zu verlassen, als sein Verwalter, Pächter, alles, was Wiedemann will, auf seinen, des Freiherrn, Gütern ein neues Leben zu beginnen. Um seines Weibes willen und ohne Ahnung, daß der Antrag des Barons Röcknitz in ganz anderm Sinne, um der Frau willen, erfolgt, tritt der Rektor der für ihn doch ein wenig fremdartigen Aussicht näher. Röcknitz aber drängt zur raschen Entscheidung. Er hat bis hierher die früher vor ihm Geflohene in ihrem Winkel geschont, jetzt trägt er es nicht länger, sie soll sein werden, soll wenigstens wieder neben ihm leben, das weitere wird sich von selbst finden. Stürmisch flehend, gewaltsam fordernd überfällt er die Abwehrende mit seinen Vorschlägen, seiner unverhohlen bekannten Leidenschaft. Frau Elisabeth windet sich zitternd unter der Hand, die so in ihr Leben eingreifen will, sie giebt umsonst immer deutlicher kund, daß sie dem Andringen des Freiherrn niemals nachgeben werde. Und wie Röcknitz in seinem Herrengefühl und mit der Witterung eines erfahrnen Jägers für den Wind, leidenschaftlicher und zugleich demütiger in sie dringt, kommt es zu Tage, daß Frau Elisabeth seinerzeit vor ihm geflohen ist, um ihm nicht zu erliegen, um nicht Verrat an ihrer Freundin Bettina zu üben, daß sie ihn geliebt hat, ihn noch liebt. Einen selbstvergessenen Augenblick hängt sie am Halse des Mannes, der ihr heimliches Ideal war und bis zur Stunde noch ist, ein langer, banger Kuß soll den Abschied auf Nimmerwiedersehen besiegeln. Doch Röcknitz jauchzt auf, jetzt glaubt er sich Elisabeths gewiß, er wird die Frau, die ihm das gestanden hat, nie wieder loslassen. Brutal droht er, wenn sie sich nicht füge, die ganze Rektorbude in die Luft zu sprengen, er will sie zwingen, seine Geliebte zu werden und zu bleiben. Was kümmert ihn der einfältige Rektor mit seiner Brut, der ganz unberechtigt die Hand nach einer solchen Perle ausgestreckt hat! Schaudernd erkennt Frau Elisabeth in diesem rücksichtslosen Fordern, in

der Ausbeutung seines Sieges über ihre Schwäche die wahre Natur des Mannes, zu dem sie emporgeblickt hat. Eine Sturzwelle von Scham- und Schuldgefühl betäubt die unglückliche Frau, sie will den Tod im nahen Wasser suchen. Doch weil sie Liebe gesät hat, erntet sie jetzt Liebe: die Feinfühligkeit der blinden Stieftochter spürt es zuerst, daß ein Unheil drohe, die treue Sorgfalt des jungen Lehrers Dangel, der die blinde Helene liebt, schreckt den ahnungslosen Gatten empor, auf ihrem Todesgange tritt der Rektor unerwartet Frau Elisabeth in den Weg, und in einer erschütternden Szene entlasten und enthüllen sich die schwerbelasteten Herzen. Frau Elisabeth wird dem Leben erhalten, ihr ist zu Mute, als hätte sie in dieser Stunde ihren Mann zum erstenmal gesehen, und obwohl wir nicht erfahren, wie der Rektor mit dem Freiherrn, der oben im Hause ruhig und siegesgewiß schläft, abrechnen und auseinanderkommen wird, sollen und müssen wir das Glück im Winkel für gerettet halten.

Daß wir es müssen, ist keine Frage, der Dichter hat eben sich und uns die unerläßliche letzte Szene, die mit ihren Gewitterschlägen erst die Luft vollständig reinigen würde, geschenkt oder versagt, wie man will. Ob wir es sollen, steht wenigstens für einen Teil der Bewundrer Sudermanns stark im Zweifel. Glaubt doch nur nicht, flüstern sie, daß dieser Rektor Wiedemann die Kraft haben wird, den trotzigen Junker abzuschütteln! So oder so wird Röcknitz die schöne Elisabeth doch an sich reißen, sie ist für einen Übermenschen und nicht für einen kläglichen Tropf wie den ostpreußischen Schulmeister geboren. Nichts als ein Aktschluß, wie ihn das heutige Theater verträgt, ist diese Rührszene, den wahren Abschluß errät der wissende und fühlende Mensch, der (wie wir Modernen alle, setzen sie hinzu) ein Stück Übermensch ist, ganz von selbst.

Wir haben kein Recht und maßen uns nicht an, diese Annahme zu machen. Wie geschrieben steht, so sei der stille Winkel vor jedem Einbruch des Röcknitzschen Herrengefühls und Herrenrechts gesichert, das neugeborne Glück gefestigt! Dann aber ist klar, daß die Darstellung der Gegensätze in diesem Schauspiel viel zu sehr dem modischen Zug, der in allen brutalen Egoisten Übermenschen, in allen sich nicht frech überhebenden, wenn noch so vorzüglichen Menschen Sklaven und Gesindel sieht, gefolgt ist. Wenn es von vornherein die Absicht Sudermanns war, das gute Recht des Winkels gegen die herzlose Anmaßung des mit neuester Philosophie aufgefrischten uralten Dünkels zu vertreten, so mußten allerdings der vorzüglich beobachteten und prächtig gezeichneten Gestalt des Freiherrn von Röcknitz andre Gestalten als dieser Rektor mit seiner Demut und halben Selbstverachtung, als diese Frau Bettina, die jeden Tag erwartet, daß es aus dem Munde ihres Gemahls „Paschol!“ erklingen wird, entgegengesetzt werden, so mußte selbst die fesselnde Gestalt der Frau Elisabeth stellenweise eine tiefere Beseelung erhalten. Denn sowie wir fragen, wo die Wahrheit des so energisch angelegten und wenigstens in zwei Szenen

zu den stärksten und nachhaltigsten dramatischen Wirkungen erhobnen Schauspiels von innerer Unwahrheit und Unwahrscheinlichkeit verdrängt wird, so sehen wir bald, daß sich auch hier Spiel und Gegenspiel auf abnorme Extreme gründen. In Berliner Kneipen und geistreichen Gesellschaften mag man das eigne Volk in eine Minderheit von Tigern und Wölfen und in eine ungeheure Mehrheit von armseligen Hammeln einzuteilen belieben und jedem Röcknitz einen armen Rektor Wiedemann entgegenstellen; im Leben sieht auch jetzt noch die Sache wesentlich anders aus. Weder wird der „harte, heitere, helle Herrenmensch“ von soviel bereitwilligen Schultern emporgetragen, wie es im „Glück im Winkel“ scheinen will, noch stehen ihm im Durchschnitt bloß Jammergestalten gegenüber.

Ein Dichter von dem Talente Sudermanns muß wissen, daß dieser ganze Gegensatz ein eingebildeter und willkürlicher ist, muß den Glauben aufgeben, daß mit Vermeidung der großen Mitte der Welt, in der der Strom des Lebens am vollsten und frischesten rinnt, je eine überzeugende und siegende Weltdarstellung zu gewinnen sei. Daß die Schule das Panier des Extrems aufgeworfen hat, die ausschließliche Darstellung der Abnormität zu den Kennzeichen des „modernen Stils“ rechnet und fortwährend verkündet, daß sie in diesem Zeichen siegen werde, daß sie die Mitte des Lebens als eins mit der den Göttern und Menschen verhaßten Mittelmäßigkeit verdächtigt, darf einen Dichter von wirklicher Kraft, von tiefdringendem Blick in die Menschennatur auf seinem Wege nicht aufhalten. Geradezu verhängnisvoll aber wäre das Emporkommen einer Lebensdarstellung, in der etwas andres gesagt als gemeint würde, und in der die Versöhnung für die philiströsen Zuschauer und Leser das Gelächter der Wissenden erzeugte. Der kälteste Hauch trostloser Weltanschauung und der schrillste Klang einer Wahrheit, die Wahrheit wenigstens für den Dichter ist, würde dem vorzuziehen sein. Wenn die Schlußwendung des Schauspiels „Das Glück im Winkel“ trotz der fehlenden letzten Szene (die um so weniger fehlen durfte, als uns der Dichter den Rektor Wiedemann vorher nicht ein einziges mal so gezeigt hat, wie er jetzt binnen wenigen Stunden sein und auftreten muß) die Überzeugung des Dichters ausspricht, so bedeutet dieses Drama, trotz entschiedner dramatisch-technischer Mängel, auf die wir heute nicht eingehen wollen, einen Fortschritt auf dem Wege des Dichters und kann unser Interesse an Sudermanns Entwicklung nicht abschwächen. Möge uns gegenüber seiner nächsten Schöpfung dies fatale Wenn erspart bleiben!

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Eine interessante Woche. Die Börsenfläue der dritten Dezemberwoche und die amerikanischen Vorkommnisse, die als verstärkende Ursache dazugetreten sind, laden zu einem Rückblick auf einige unsrer alten Themata ein, mit denen die moderne Kulturwelt sich so lange theoretisch zu beschäftigen gezwungen sein wird, bis sie ihre praktische Erledigung gefunden haben werden. Die Ersparnisse, d. h. die Ansprüche auf Verbrauchsgüter, die man im Augenblick nicht erwerben und genießen will, Ansprüche also, deren Verwirklichung man auf eine spätere Zeit verschiebt, diese Ersparnisse wachsen weit rascher an als die Verzehrkraft der Massen. Sie können deshalb nur zum Teil in wirklich produktiven Unternehmungen angelegt werden. Der überschüssige Teil sucht Unterkunft in unsichern Unternehmungen in entfernten Gegenden und in Staatsanleihen auf unproduktive Zwecke, deren Vermehrung, die gleichbedeutend ist mit Verstärkung des Steuerdrucks, demnach von den Kapitalbesitzern erstrebt werden muß. So entsteht jenes internationale Papiervermögen, das, im Gegensatz zu sichern Hypotheken, Rentenbriefen und Eisenbahnaktien, nur Papiervermögen ist und nur so lange Zinsen abwirft, als solche irgend welchen nicht eigentlich verpflichteten Personen ausgepreßt und abgeschwindelt werden können, bis eines Tages die Seifenblase zerplatzt, das Papier seinen Scheinwert verliert. Damit nicht zufrieden, schafft das anlagebedürftige Kapital noch ein zweites Scheinvermögen, von dem man sagen kann, daß es auf Einbildung oder Schwindel der zweiten Potenz beruhe. (Entspringt die Kurssteigerung der wirklichen Wertsteigerung des beliehenen zinstragenden Gegenstandes, z. B. der Ertragsteigerung einer Eisenbahn, so schafft sie nicht einen Scheinwert, sondern ist nur der angemessene Ausdruck der eingetretenen Wertsteigerung.) Die ungeheure Vermehrung dieser Scheinwerte, der Umstand, daß so viele Millionen Menschen ihre Existenz auf solche Scheinwerte gegründet haben, daß sie niemals genau wissen, ob ihr Vermögen wirkliches Vermögen oder eine bloße Seifenblase ist, die unheimliche Wirrnis des modernen Zustandes, bei dem der größere Teil der Menschen nicht mehr auf eigner Scholle sitzt, sondern von dem Ertrag entfernter Schollen und ihm fremder Unternehmungen lebt, die er nicht kennt, von denen er oft gar nicht weiß, ob sie überhaupt vorhanden sind, der wachsende Druck, den dieses System auf die produktiv arbeitenden, die Erzeuger der mit den Zinsen zu erwerbenden Güter ausübt, und deren entsprechend wachsende Unzufriedenheit, die sich in immer schnellerm Tempo folgenden Krisen und Krachs, in denen zu Tage tritt, wie die Verwirklichung der Papierwerte immer schwieriger wird, das alles zusammen mahnt an einen nahen großen Kladderadatsch, der freilich anders verlaufen und zu andern Ergebnissen führen wird, als Bebel und die Seinen hoffen.

Es trifft sich gut, daß die Grenzboten gerade in diesen Wochen die Petroleumartikel gebracht haben, in denen der Verfasser (namentlich auf S. 622 bis 625), ohne unsre Ausführungen zu kennen, das Wesen des Geldkapitals und den Unterschied des Vermögens im Zeitalter der Geld- und Kreditwirtschaft von dem Grundbesitz der naturalwirtschaftlichen Zeit genau so dargestellt hat, wie wir es so oft gethan haben. Nur möchten wir die Leser bitten, einige zur Ergänzung des von Duimchen entworfnen Bildes notwendige Züge, die seinem Gegenstande fernlagen, nicht zu übersehen. Der Interessenkonflikt, wonach die einen niedrige, die andern hohe Warenpreise wünschen müssen, besteht nicht allein zwischen der Gesamtheit aller Produzenten und Dienste leistenden einerseits und den Besitzern des Geldkapitals andrerseits, er macht, wie wir in der Besprechung des Marxischen Haupt-

werks (vorjährige Hefte 27 und 29) gezeigt haben, bei der gegenwärtigen Lage der Dinge auch die Arbeiter und die Unternehmer, die Landwirte und die Industriellen, die Vertreter der verschiednen Gewerbe, ja die konkurrirenden Angehörigen eines und desselben Gewerbes zu unversöhnlichen Todfeinden. Sodann darf man nicht übersehen, daß das internationale Geldkapital fast über alle Stände und Klassen verteilt ist; kauft doch auch der kleine Rentner Aktien und „Griechen.“ Insbesondre aber sind heute nicht allein alle Großgrundbesitzer zugleich Großindustrielle und alle Großindustriellen zugleich Großgrundbesitzer, sondern beide Klassen sind zugleich Besitzer großer Geldkapitalien. Je mehr in unsrer Zeit auch die reichen Leute durch die öffentliche Meinung zu einer bürgerlich einfachen Lebensweise gezwungen werden und sich vor der bei den Reichen früherer Jahrhunderte üblichen unsinnigen Verschwendung hüten müssen, desto unmöglicher wird es ihnen, ihre zwei oder vier oder sechs Millionen Reineinkommen zu verbrauchen, desto mehr also sehen sie sich genötigt, ihre Überschüsse in Papier anzulegen und, wie sich das bei einem bedeutenden Papiervermögen von selbst ergiebt, Mitglieder und Mitbeherrscher der Börse zu werden. Andrerseits verwandeln sich die erfolgreichen Börsenspieler, Spekulanten, Schwindler und sonstigen Schmarotzer mit der Zeit in Großgrundbesitzer und Großindustrielle; die das versäumen, die werden über kurz oder lang von den Wogen der Spekulation, die sie emporgetragen haben, wieder verschlungen; eines schönen Tages, nach einem Krach, stehen sie als Bettler da. Was dem flüssigen Kapital auf die Dauer Macht verleiht, sich einen so großen Teil des Arbeitsertrages der Völker anzueignen, das ist also doch zuguterletzt der gewöhnlich damit verbundne Besitz der Arbeitsmittel. Auch Rockefeller übt seine Macht als Erpresser durch den Besitz: den Besitz der Raffinerien, der Tankwagen, der Röhrenleitungen, und er hätte diese Macht nicht erringen können, wenn es ihm nicht gelungen wäre, andre Besitzer, die Besitzer von Eisenbahnen, als Bundesgenossen zu gewinnen. Mag also der Schwindel auch die Millionen im Nu erraffen, sie festzuhalten und als ein wohlgefügtes Pumpwerk zur Auspressung der Völker zu verwenden, das vermag er nur, wenn diese Millionen wenigstens zum Teil in Arbeitsmittel verwandelt werden. Was Rockefeller im Großen gethan hat, das thun unzählige Amerikaner, Gewürzkrämer und Fabrikanten z. B., im Kleinen: sie ruiniren ihre ärmern Konkurrenten durch Unterbieten, um einen größern Kundenkreis zu monopolisiren. Aber das können sie offenbar nicht durch Schwindelkünste allein erreichen, wenn solche auch mit zu Hilfe genommen werden, die Hauptsache bleibt doch immer, daß sie selbst eine Fabrik oder einen Kramladen haben. Was Macht und Geld oder Geld und Macht verleiht, das ist heute wie ehemals der Besitz, nur daß die Geld- und Kreditform den Besitz elastischer, flüssiger macht, seine Verwendbarkeit erhöht und ihm, je größer er ist, desto mehr das Wachstum erleichtert.

Wie aber der große Besitz Macht verleiht, den kleinen unsichern Besitz aufzusaugen und die Arbeit zu unterjochen, so verleiht der kleine sichere Besitz Widerstandskraft gegen das Großkapital. Der unverschuldete Bauer, und es giebt auch bei uns noch solche, ist so unabhängig von der Weltmacht des Großkapitals, daß er gar nichts davon spürt und von ihrem Dasein nichts wissen würde, wenn er keine Zeitungen läse. Die Kernfrage der Zeit bleibt also: Vermehrung des unabhängigen kleinen Grundbesitzes, und daher ist der Stumpfsinn erstaunlich, mit dem die Völker Europas die Berufung Clevelands auf die Monroedoktrin hingenommen haben. Selbstverständlich hegen wir keine Sympathie für das unersättliche England. Aber darum handelt es sich nicht, ob die Engländer einen Fetzen Land von Venezuela abreißen oder nicht, auch nicht darum, ob die Yankees so verrückt sind,

sich dieses Fetzens wegen in einen Krieg mit England zu verwickeln. Sondern es handelt sich um den Satz in Monroes Botschaft vom Jahre 1823: „Die amerikanischen Kontinente sollen infolge der freien und unabhängigen Stellung, die sie erlangt haben und behaupten, von nun an nicht mehr als offen für die Kolonisation irgend einer europäischen Macht betrachtet werden." Diesen Grundsatz dürfen die europäischen Völker nicht anerkennen, seine Durchführung nicht dulden, wenn sie selbstbewußte Kulturvölker und nicht Schafherden sein wollen. Es wäre unsinnig, wenn die Völker Europas zugeben wollten, daß die 45 Millionen Bewohner Südamerikas über 300000 Quadratmeilen des fruchtbarsten Bodens der Erde als ihr unumschränktes Eigentum betrachten und behandeln dürften; noch unsinniger wäre es, den Satz: Amerika den Amerikanern, so auszulegen, daß den nordamerikanischen Spekulanten und Kapitalisten nebst einigem südamerikanischen Raubgesindel das Monopol auf die Ausbeutung des beinahe noch jungfräulichen herrlichen Erdteils gebühre. Was für unbehilfliche Wesen sind doch die Völker selbst nach ihrer Organisation in Staaten noch immer! Jahrzehntelang sehen sie müßig zu, wie überall in der Welt das Kapital der Arbeit zuvor und diese immer zu spät kommt, wie die Arbeit selbst auf jungfräulichem Boden, wo sie alles aus dem Rohen zu schaffen hat, gleich vom ersten Anfang an dem Kapital frohnden muß, und wie demnach das einzige durchgreifende Mittel zur Lösung der Wirren unsrer Zeit, die Vermehrung des freien landwirtschaftlichen Kleingrundbesitzes, immer schwieriger wird, binnen kurzem vielleicht unmöglich geworden sein wird!

Endlich erregen die gleichzeitig mit der allgemeinen Depression der Börse akut gewordnen Finanzschwierigkeiten der Vereinigten Staaten unser lebhaftestes Interesse. Der nach England reichste Staat der Erde — in dem dreifachen Sinne reich, daß er eine Menge Hundertmillionäre und nach der Markrechnung sogar einige Milliardäre zu Bürgern hat, daß in ihm der Wohlstand bis tief in den untersten Schichten verbreitet ist, und daß er noch über dünn bevölkerte, wenig ausgebreitete Landreserven verfügt —, dieser reiche Staat gerät in finanzielle Schwierigkeiten und sieht sich von der Zahlungsunfähigkeit bedroht, weil er sich von den Silbergrubenbesitzern zu einer falschen Münzpolitik hat verleiten lassen!

Grundsätzliches zur sozialpolitischen Versicherung. Die Konferenz zur Beratung über die Abänderung unsrer sozialpolitischen Versicherungsgesetzgebung hat fast in überraschender Weise gezeigt, wie sehr man selbst an maßgebender Stelle daran zweifelt, ob sich die getrennte Fortführung der drei bestehenden Versicherungszweige — Krankenversicherung, Unfallversicherung und Invaliditäts- und Altersversicherung — empfehle. Das Gefühl, daß der gegenwärtige Zustand unhaltbar sei, ist von der Peripherie, wo es sich zuerst geltend machte, nachgerade zum Mittelpunkt gedrungen.

Erfreulich ist, daß der amtliche Bericht über die Konferenz, wenn er es auch zunächst für besser zu halten scheint, daß man es mit der Verbesserung der bestehenden Gesetze noch versuchen solle, doch die Frage offen läßt, ob man nicht lieber mit der Reform überhaupt warten solle, bis sich ein einwandfreier Weg zur Verschmelzung der verschiednen Versicherungszweige gefunden habe. Ich glaube, wenn die zuständigen Behörden diese Frage recht im Ernste prüfen, werden sie nur zu der Antwort kommen, daß wenigstens solche Änderungen zunächst zu vermeiden sein werden, die sich im Falle einer spätern gründlichen Reform als wertlos erweisen würden.

So darf denn die Erörterung über einen vollständigen Neubau der sozial-

politischen Versicherung als eröffnet gelten, und es mag jeder, dem die Sache am Herzen liegt, in freiester Weise zu der Sache Stellung nehmen; d. h. ohne ängstliche Rücksicht auf Bedenken, die lediglich dem Wunsche entspringen, die einmal geschaffnen Einrichtungen und Formen so weit als möglich zu erhalten.

Das Verlangen nach der Reform ist von dem schwerbelästigten Publikum und von Männern der Praxis ausgegangen und richtet sich demgemäß nur nach dem praktischen Ziel einer Vereinfachung und Verbilligung, ohne viel darnach zu fragen, ob nicht auch die Grundsätze, auf denen die Versicherung beruht, einer Revision bedürftig seien. Mir scheint das aber doch der Erwägung wert zu sein, und zu solcher Erwägung anzuregen, ist der Zweck dieser Zeilen.

Die kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 hat die sozialpolitische Versicherung ausdrücklich darauf gegründet, daß mit der Niederdrückung sozialdemokratischer Ausschreitung eine positive Förderung des Wohles der Arbeiter Hand in Hand gehen müsse, da diese Klasse der Bevölkerung in der That Anspruch habe auf ein höheres Maß staatlicher Fürsorge, als es ihr bisher zu teil geworden sei. Staatsmännische Weisheit hat aber weiterhin vielfach — und das ist schon in den ersten Reichstagsverhandlungen über den Gegenstand zu Tage getreten — die Förderung des Wohles der Arbeiter überhaupt nicht als Selbstzweck aufgefaßt, sondern lediglich als ein Mittel, der Sozialdemokratie den Wind aus den Segeln zu nehmen. Nun sind ja beide Zwecke, sowohl die Besserstellung der Arbeiter als auch die dadurch etwa zu erreichende Zurückdämmung gefährlicher Wühlereien, nur zu billigen. Aber es fragt sich doch, ob die sozialpolitische Versicherung nicht auch ohne dies ein Erfordernis der Zeit gewesen wäre, und ob sie nicht auf eine breitere Grundlage zu stellen wäre.

Ich glaube, diese Frage bejahen zu müssen. Ich glaube, daß der Staat mit der Annahme des Grundsatzes der obligatorischen Armenpflege schon den Schritt gethan hat, der notwendigerweise in früherer oder späterer Zeit den Versicherungszwang zur Folge haben mußte und ihn auch in den Ländern, in denen man jetzt noch nicht daran denkt, zur Folge haben wird. Es ist gewiß recht, wenn der Mensch seinem unverschuldet in Not geratenen Mitmenschen aushilft, und es ist schließlich auch recht, daß er dazu gezwungen wird, wenn er es nicht freiwillig thut. Aber daß man den Fürsorglichen zwinge, für den Unfürsorglichen einzutreten, das ist doch nicht so ohne weiteres gutzuheißen. Es läßt sich ja verteidigen vom Standpunkt christlicher Milde aus, die durch die Schuld des Notleidenden einen dicken Strich macht; aber selbst wenn man gern diesen Standpunkt gelten läßt, muß man doch Vorkehrungen verlangen, daß nicht auf diesem Wege die Zahl der Unfürsorglichen vermehrt werde. Wenn der Staat der wirtschaftlichen Gesamtheit verbietet, einen Menschen verhungern zu lassen, so muß er ihr auch auf der andern Seite das Recht geben, von jedem Einzelnen zu verlangen, daß er in seinen guten Tagen für seine schlimmen Tage Fürsorge treffe. Diesem Erfordernis kann wohl auf keinem andern Wege Genüge geleistet werden, als auf dem des Versicherungszwanges.

Diese Auffassung des Zweckes der sozialpolitischen Versicherung hat natürlich auch Einfluß auf die Beantwortung der Frage nach den Zielen, denen die einschlägige Gesetzgebung in ihrer weitern Entwicklung entgegenzustreben hat. Als letzte Forderungen ergeben sich: 1. daß der Versicherungszwang (wenn auch nicht die Zwangsversicherung) auf alle Reichseinwohner ausgedehnt werde; 2. daß die Versicherung gegen Not jeder Art stattfinde, also nicht nur gegen die aus Krankheit, Invalidität, Alter oder Unfall, sondern auch gegen die aus Arbeitslosigkeit, Tod des Ernährers usw. hervorgegangne; 3. daß die Notrente nebst dem etwa

noch vorhandnen eignen Einkommen nicht hinter dem zurückbleibe, was der Mensch unbedingt zum Leben braucht.

Wie ich mir die Ausgestaltung einer so umfassenden Versicherung in der Praxis denke, das dürfte hier, wo ich nur zum Nachdenken über Grundsätzliches anregen möchte, nicht zu erörtern sein. Ich betone nur, daß nicht alles, was grundsätzlich als wünschenswert erscheint, auf einmal durchgeführt werden muß, und daß es den aufgestellten Grundsätzen schließlich auch keinen Abbruch thun würde, wenn man in dem einen oder andern Punkte aus praktischen Rücksichten (Umständlichkeit, Kosten) davon absehen müßte, ihre äußersten Folgerungen zu ziehen.

Ein wichtiger Punkt bleibt noch zu berühren. Es ist wohl ohne weiteres klar, daß eine Versicherung, die stattfindet, weil die Gesamtheit den Einzelnen zur Fürsorge für Tage der Not zwingen will, auch voraussetzt, daß jeder seinen Beitrag wirklich aus seiner eignen Tasche bezahle. Es müßte also auch der Arbeiter die volle Zahlung seines Beitrages übernehmen; es gäbe keinen Zuschuß der Arbeitgeber und keinen Reichszuschuß. Gerade hierin würde ich aber nicht eine Verschlechterung, sondern eine Verbesserung des Versicherungswesens sehen. Denn für die Zuschüsse weiß ja doch der Arbeiter dem Arbeitgeber und dem Reiche nur des Teufels Dank. Seine sozialdemokratischen Führer erzählen ihm, er sei um den Betrag dieser Zuschüsse und um noch viel mehr in dem ihm gebührenden Lohne verkürzt. Daran ist so viel wahr, daß der Arbeiter allerdings neben den Kosten seines laufenden Lebensunterhalts auch das verdienen sollte, was ihn für Zeiten der Krankheit, der Invalidität usw. sicher stellt. Ohne Zweifel würde er diesen Anspruch auf dem Arbeitsmarkte durchgesetzt haben, wenn ihn nicht die obligatorische Armenpflege in dieser Beziehung sorglos gemacht hätte. Sobald und soweit nun die Armenpflege durch den Versicherungszwang ersetzt ist, gewinnt der Arbeiter notgedrungen die genügende Festigkeit, sich auf dem Arbeitsmarkte binnen kurzer Frist die Lohnerhöhung zu sichern, die zur Bestreitung seiner Versicherungsbeiträge erforderlich ist, und es wird ihm um so leichter werden, als der Arbeitgeber in dem Augenblick, wo ihm neben seinem bisherigen Anteil an den Beiträgen noch eine Menge von Mühe und Ärger abgenommen wird, sich gewiß nicht allzu zähe zeigen wird. Gewiß aber kann es nur zur moralischen Hebung des Arbeiterstandes beitragen, wenn er nicht mehr als halbes Almosen zu nehmen braucht, was nun doch einmal nach seiner Überzeugung eigentlich aus seinem Verdienste bestritten wird. Damit kommen wir auf die Anschauungen einer für den Versicherungsgedanken grundlegend gewesenen 1868 erschienenen Schrift*) von Engel zurück, in der bereits ausgesprochen war, daß die Versicherung gegen Krankheit, Invalidität, Alter, Arbeitslosigkeit und Todesfall notwendig einen Teil des Verdienstes eines jeden Arbeiters bilden müsse. Man hätte diesen Gedanken von vornherein auch in der Praxis festhalten sollen.

Eberbach in Baden **J. G. Weiß**

Etwas über Goethe. Professor Lorenz in Jena hat auf der achten Generalversammlung der Goethegesellschaft in Weimar einen Vortrag gehalten, worin er Goethe ein sehr weitgehendes Interesse an der äußern Politik zuspricht. In Goethes Kopfe wäre der Gedanke entstanden, den Fürstenbund zu gründen, und der Herzog hätte ihn dann später über alle Vorgänge in der Politik unterrichtet. Karl August wäre also Goethes politischer Lehrmeister gewesen. Die Goethegesellschaft hat dem Vortragenden mit reichem Beifall gelohnt, und ihr Jahresbericht bestätigt diese

*) Engel, Der Preis der Arbeit. Berlin, 1868.

Anerkennung, nachdem der Vortrag im Druck erschienen ist, in einer, so zu sagen, amtlichen Form. Sie dankt Lorenz für seine „inhalt- und gedankenreichen Ausführungen"; erst nach dem Drucke zeige sich, „welche vielseitige Anregung und neuen Gesichtspunkte der Vortrag gegeben habe" usw.

Aber wir andern, die nicht zu den glücklichen Genießenden an jenem Vortragstage gehört haben, sollten uns des vermeintlichen Gewinns nicht lange freuen, zu dessen Anerkennung sich jene durch ihren voreilig gespendeten Beifall vielleicht auch nachträglich verbunden fühlen. Denn nun ist ein angesehener Veteran der Goetheforschung auf dem Plan erschienen und zeigt uns in einem Buche von acht Bogen,*) daß das alles eingebildet und erfunden sei, leichtfertigerweise erdichtet und —, doch wir wollen keine zu starken Ausdrücke gebrauchen, damit sie uns nicht als Originalleistungen angerechnet werden. Der Leser wird sie besser aus dem Buche Düntzers selbst entnehmen, wo sie ihm wie Schnellfeuer in der Schlacht entgegenfliegen und er sich freuen kann, daß sie nicht ihn zu treffen bestimmt sind, sondern den Jenaer Professor, den unberufnen Eindringling in das Gehege der Goetheforschung, an dem hier, wie man zu sagen pflegt, kein gutes Haar gelassen wird. Man könnte das Buch von Düntzer als eine Art von Arsenal für Zwecke der litterarischen Polemik benutzen.

Aber in dieser Lage befinden wir uns ja glücklicherweise nicht. Wir, die wir doch auch Goethe auf unsre Weise lieb haben, möchten nun vor allem gern wissen, wer denn eigentlich Recht hat. Lorenz ist einer unsrer geistreichsten Historiker; seinen Büchern verdankt man vielfache Belehrung und Anregung. Düntzer ist ein bewährter Goethephilologe, und die Goethegesellschaft endlich, die Lorenz Beifall klatscht, sollte doch auch wohl etwas verstehen von dem, was ihr so zu sagen auf den Leib zugeschnitten ist, wie jener nun gedruckte Lorenzsche Vortrag.

Wir sind also ziemlich ratlos und möchten fast meinen, hier liege nicht eine einfache Thatsachenfrage vor, sondern etwa ein Problem der Erkenntnistheorie. Je nachdem ich mich eben stelle, erscheint mir die Sache. Lorenz hat den Eindruck gehabt, daß der Herzog wohl noch etwas andres getrieben haben müsse als Sauhatz und Kirmesschwänke (worüber man die Einzelheiten in Düntzers Buche sehr hübsch zusammengestellt findet), er hat vielleicht auch als Historiker ganz bestimmte Erinnerungen, z. B. daran, wie musterhaft und großartig sich dieser kleine Fürst an Friedrich Wilhelms II. Seite gegen Napoleon benommen hat. Er denkt ferner: ist Karl August als Fürst auch noch so geringfügig, mehr Ahnung von der großen Politik als der ehemalige Frankfurter Rechtsanwalt wird er immer noch gehabt haben; also wer der Gebende, wer der Nehmende auf diesem Gebiete ist, scheint klar usw. Schließlich wird aus solchen Gedanken ein Vortrag über Goethe; keine schwere Denkarbeit, sondern das Ergebnis einiger Feierstunden, und die Sache hat ihren Zweck erreicht, denn der Goethegesellschaft hat sie ausnehmend gefallen, nicht nur an jenem Tage in festlicher Stimmung, sondern auch noch bei näherer Überlegung, wie der Jahresbericht zeigt. Und die Goethegesellschaft wird so etwas doch wohl „verstehen," oder, wenn man darüber nicht ganz sicher sein sollte, für sie war der Vortrag doch bestimmt. Sie ging es vor allem an, ihr hat Lorenz genug gethan. Er kann also zufrieden sein.

Muß man denn gegen jeden Spatz eine Batterie von Kanonen auffahren? Düntzer scheint dieser Meinung zu sein (obwohl das Verfehlte an Lorenzens Vortrag bereits in Sybels historischer Zeitschrift hervorgehoben worden ist) und darum

*) Goethe, Karl August und Ottokar Lorenz. Ein Denkmal von Heinrich Düntzer. Dresden, Dresdner Verlagsanstalt, 1895.

hat er in diesem Buche ausgeführt, wie nach seiner Auffassung Goethe zu Karl August zu stehen kommt. Daß Goethe, wie in allen Stücken, so auch hier der Gebende, der Lehrer und Mentor des unreifen Herzogs ist, versteht sich für diese Auffassung von vornherein. Dazu giebt das Buch zahlreiche Belegstellen aus Goethes Werken, aus Briefen und Aufzeichnungen Goethes und andrer. Wir empfehlen es den Lesern angelegentlich. Aber was die prinzipielle Seite des Streits zwischen Lorenz und Düntzer betrifft, so sind wir doch nicht der Ansicht, daß jemand, der einmal einen Vortrag über Goethe halten und drucken lassen will, die Verpflichtung hat, vorher die ganze Goethephilologie auswendig zu lernen, vollends wenn er dabei fürchten muß, den Stoff in dem betreffenden Hauptwerke „nach der Anlage desselben nicht vollständig und sehr zerstreut" zu finden, wie Düntzer in Bezug auf seinen „Goethe und Karl August" selbst zugesteht. Oder aber die Goetheforschung müßte diese Vorstudien dem Suchenden durch die Art ihrer Arbeit wesentlich erleichtern. Wenn sie selbst z. B. neben der sachlichen Durchdringung auch die angenehme Leichtigkeit der Darstellung erstreben wollte, die ja Lorenz in so verführerischer Weise — nach Düntzers Meinung — erreicht hat, so würde solche gefahrdrohende Konkurrenz von selbst verschwinden. Und eigentlich sollte doch wohl, was über Goethe und für den größern Kreis der Gebildeten geschrieben wird, auch gut geschrieben sein. Leider können wir das von dem vorliegenden Buche Düntzers nicht sagen. Aber es widersteht uns, gegenüber den unleugbaren Verdiensten des verehrten Forschers mit Kleinigkeiten als Splitterrichter aufzutreten.

Wir bitten ihn statt dessen, sich zu vergegenwärtigen, was er Seite 38 f. über Goethes erstes Anknüpfen mit Karl August geschrieben hat, und sich zu fragen, ob das wohl jemand, der nicht „Goetheforscher" ist, verständlich sein möchte. Goethe sagt in „Dichtung und Wahrheit," als er Karl Augusts Besuch empfangen habe, hätten auf seinem Tische Mösers „Patriotische Phantasien" gelegen. Das bestreitet Düntzer und hält es für freie Erfindung Goethes. Wer aber eine solche Behauptung aufstellt, muß doch seine Gründe und ihre Fassung ganz besonders sorgfältig prüfen. Nun liest man aber bei Düntzer, daß sich Goethe am 28. Dezember 1772 bei Mösers Tochter für das Buch bedankt habe, und wer nicht zufällig weiß, daß der erste Band der „Phantasien" überhaupt erst zwei Jahre später erschienen ist, wird schwerlich einen Druckfehler vermuten, wodurch denn die ganze Auseinandersetzung unverständlich werden muß. Ebenso fehlt gleich darauf in einem Satze über Knebel die Hauptsache, das Verbum, und wir bleiben völlig im Unklaren, was es eigentlich an jener Stelle mit Knebel auf sich hatte.

Unter den mancherlei Stellen, wo Düntzer gegen Lorenz Verwahrung einlegt, scheint eine besonders bemerkenswert. Goethe sagt über Wolfs Prolegomena: „Am Ende ist mehr Subjektives in diesem ganzen Krame." Lorenz bezieht „Kram" auf die Kritik Wolfs, und man sollte meinen, das wäre richtig. Aber Düntzer behauptet, es sei ein „Mißverständnis, Goethe eine solche Albernheit aufzubürden." Denn „Kram" stehe dort im Sinne von „Sache." Wollte uns Düntzer doch den Sinn seines „Sinnes" und den Zweck seines Widerspruchs deutlich machen! Überhaupt wäre bei vielem, was er gegen Lorenz vorbringt, weniger mehr gewesen.

Nach dieser Kanonade ist die Lektüre einer kleinen Schrift von Kuno Fischer*) eine Erholung. Im Frommannschen Hause in Jena hatte Goethe Minna Herzlieb kennen gelernt, das Vorbild der Ottilie in den „Wahlverwandtschaften." Als sie achtzehn Jahre alt war, dichtete der Sechsundfünfzigjährige auf sie, die damals

*) Goethes Sonettenkranz, Heidelberg, Karl Winter, 1896.

keine Ahnung davon hatte, Sonette. Zehn Jahre später erhielt sie sie als Geburtstagsgabe. Von diesen Sonetten aber hatte Goethe einige an Bettina geschickt, die sie auf sich bezog und dann dichtend sich und andre täuschte, bis die Kritik diesem anmutigen Spiel einen andern Namen gab und sich, je nach dem Standpunkte der Beurteiler, verschieden über den „Briefwechsel mit einem Kinde" ausgelassen hat. In der Hauptsache war das ja alles bekannt. Es ist bereits manches darüber geschrieben worden, zunächst im Anschluß an ein 1870 erschienenes Buch aus dem Frommannschen Familienkreise. Kuno Fischer faßt das Problem bestimmter. Er bezieht alle siebzehn Sonette in sorgfältiger Erklärung auf Minna. Aber gegenüber den Versuchen, ihr ein Empfinden oder ein Verstehen Goethes zuzuschreiben, wie man es bei Bettina oder Marianne von Willemer voraussetzt, hebt er schärfer als seine Vorgänger die überaus einfache, schwerfällige, passive Natur des äußerlich anmutigen Wesens hervor. Die Darstellung ist leicht und angenehm, wie man das bei solchen Schriften Fischers gewohnt ist.

Kierkegaard. Was ist echtes Christentum? Wenn wir gläubige Katholiken wären, so würden wir uns einbilden, es zu wissen. Da wir aber keinen unfehlbaren Papst haben, woher sollten wir es da wissen? Die größten Männer aller christlichen Jahrhunderte haben sich darüber gestritten; welche Anmaßung wäre es, wenn wir Mittelmäßigen entscheiden wollten! Natürlich hindert uns diese Ungewißheit und Unwissenheit nicht, aus der Bibel, sowie aus dem Leben und den Worten bedeutender Christen Belehrung und Erbauung, Trost und Stärkung zu schöpfen, wie ja auch der nicht wissenschaftlich gebildete Mensch sich an den Speisen erquickt und damit seinen Leib aufbaut, obwohl er von ihrer chemischen Zusammensetzung und von ihrer Wirkungsweise keine Ahnung hat. Ist es also unmöglich, zu wissen, was das Christentum eigentlich sei, so ist es dafür ziemlich leicht, zu wissen, was es nicht ist. Beim Blick auf das Leben der Christenheit und auf die kirchlichen Einrichtungen haben in allen Jahrhunderten fromme Männer ausgerufen: Das ist nicht Christentum! Die unbequemsten unter den Richtern und Tadlern der Kirche wurden als Ketzer verfolgt. Zuletzt gelang es einer großen und mächtigen Ketzerei, dem Protestantismus, selbst Kirche zu werden, orthodoxe Kirche mit Glaubensgericht und allem sonstigen Zubehör, aber in ihrem Schoße starben die ernsten und frommen Männer nicht aus, die behaupteten, auch dieses erneuerte Christentum sei noch gar kein Christentum. Nun ja, gestanden schließlich die amtlichen Vertreter aller Konfessionen zu; wenn ihr das gar so streng nehmen wollt —; unvollkommne Christen sind wir ja alle, manche von uns sogar recht schlechte, und unvollkommen sind die kirchlichen Einrichtungen wie alle irdischen Dinge; aber die Kirche ist eben im Diesseits noch nicht die Gemeinde der Heiligen, das wird sie erst drüben sein; hier ist sie die Schule der Heiligkeit, die Erziehungsanstalt; wären wir schon erzogen, so brauchten wir sie gar nicht. Worauf die Gegner mit den Worten antworten, die (Apokalypse 3, 14 bis 16) dem Engel der Gemeinde zu Laodicea gesagt werden: weil du weder kalt noch warm, sondern lau bist, will ich dich ausspeien aus meinem Munde; ein schlechter Christ ist ein Unding; man hat sich entweder bekehrt, und dann ist man ein Christ, oder man lebt das natürliche Leben weiter, dann ist man ein Heide.

In unserm Jahrhundert, wo alle Naivität verloren gegangen und schon der Schulknabe ein Kritiker ist, wird der Widerspruch der Sitten und Einrichtungen der Christenheit gegen die Bibel um so allgemeiner bemerkt, je eifriger die Obrigkeiten beflissen sind, im Namen des Christentums offenbar unchristliche Einrichtungen mit offenbar unchristlichen Mitteln aufrecht zu erhalten. Der Widerspruch wird

gleichmäßig von den Freunden wie von den Feinden des Christentums aufgedeckt. Das ist ja gar kein Christentum, rufen einmütig David Strauß und Carlyle, die Sozialdemokraten und die Männer der innern Mission, Egidy und Tolstoi. Die Kritiker der gläubigen Seite haben das gemeinsam, daß sie alle, der eine in diesem, der andre in jenem Stück, katholisiren. Einige neigen zur Askese und dringen auf Keuschheit nicht im Sinne Luthers, sondern im mönchischen Sinne, andre nennen den Prediger Priester und das Abendmahl Altarssakrament und wollen die Beichte wieder einführen, noch andre halten viel auf Kirchenschmuck und symbolische Handlungen, und durch das Ordensgewand der Diakonissinnen wird die protestantische Welt ganz sänftiglich und allmählich wieder ans Klosterwesen gewöhnt.

Unter allen modernen Richtern der Christenheit ist der in Deutschland und wohl überhaupt in der Welt am wenigsten bekannte, Sören Kierkegaard (1813 bis 1855), der radikalste gewesen. Er hatte, wie er selbst oft beklagte, das Unglück, ein Däne zu sein, also ein sehr kleines Publikum zu haben, aber jetzt, vierzig Jahre nach seinem Tode, wird er es vielleicht zu einer deutschen Gemeinde bringen. Nachdem in den letzten Jahren von einigen seiner Schriften neue Übersetzungen veranstaltet worden sind, von denen wir drei angezeigt haben (1890, erstes Vierteljahr, S. 341 und drittes Vierteljahr, S. 480), giebt jetzt Chr. Schrempf, den das anhaltende Studium des dänischen Theosophen aus der Landeskirche hinausgedrängt hat, zusammen mit dem Pfarrer A. Dorner, der ebenfalls sein Kirchenamt aufgegeben hat, die polemischen Schriften seines Meisters in zweckentsprechender Anordnung unter dem Titel: Sören Kierkegaards Angriff auf die Christenheit (Stuttgart, Fr. Frommann, 1896) heraus. Die „Akten" des Angriffs liegen in dem zweiteiligen ersten Bande vor; ihnen soll ein Kommentar folgen.

Wer Kierkegaard noch nicht kennt, der möge sich nicht etwa einen polternden Kapuziner oder einen salbungsvollen Pietisten vorstellen. Er ist ein Genie, das Gedankenblitze schleudert, philosophisch und ästhetisch durchgebildet, theoretischer und praktischer Psycholog ersten Ranges, Herzensergründer und Herzenskünder, und er arbeitet mit allen Mitteln des modernen Publizisten. Seine ersten Schriften, in denen er sich „verstellte," wie er es selbst nennt, seine religiöse Absicht unter der ästhetischen Maske verbarg und den Standpunkt seines Publikums einnahm, um es zu gewinnen,*) machten Furore. Nachdem er sich so ein Publikum gebildet hatte, schritt er zum Angriff. Euer Christentum, sagte er den Leuten, ist eine Sinnestäuschung. Ein geistlicher Stand, dessen Mitglieder für die Verkündigung des Christentums mit Pfründen und Titeln bezahlt werden, ist ein heilloser Unsinn. Denn das Christentum besteht eben darin, daß man allen diesen Dingen entsagt, „daß man nicht bloß nach solchem nicht trachtet, nein, daß man es um keinen Preis annehmen will, wenn es angeboten wird; daß man es ängstlicher flieht, als der irdische Sinn Elend und Leiden flieht; daß man es leidenschaftlicher flieht, als der irdische Sinn darnach begehrt." Christ sein heißt: den Willen Gottes thun; Christ sein heißt: leiden, verfolgt werden, aus den Synagogen gestoßen werden; wer selber in irgend einer Synagoge sitzt, der ist kein Christ. Christus hat nach allen menschlichen Gesetzen den Tod verdient, denn wenn er auch niemandem sein Vermögen oder seine Königskrone geraubt hat, so hat er doch schlimmeres gethan:

*) Während er ein Büßerleben führte, besuchte er täglich das Theater, wenn auch nur, weil Arbeit seine ganze Zeit in Anspruch nahm, auf wenige Minuten, und zeigte sich täglich auf der Straße, um ja keinen Verdacht zu erregen, um die Meinung zu erwecken, er sei ein „Tagedieb" wie die übrigen Honoratioren. Anders als durch solchen Betrug (der der sokratischen Ironie verwandt ist) könne man der Wahrheit keinen Eingang verschaffen. Der reine Jesuit!

er hat allen Gütern, die das Gesetz schützt, den Wert geraubt. Was Kierkegaard von den Geistlichen im einzelnen sagt, was er von den Königen als Beschützern des Christentums und der Geistlichkeit sagt, davon kann man bei der heutigen Laune der Herren Staatsanwälte in einer Zeitschrift nicht einmal eine Probe abdrucken; kein fanatischer Atheist, kein französischer Encyklopädist hat die „Pfaffen" so wirksam verhöhnt und so vernichtend kritisirt wie dieser gläubige und heilige Christ, der in der Anschauung Gottes und, wie er selbst sagt, im Kloster lebte, obwohl er sein Haus in Kopenhagen nicht verließ. Denn für ihn, das glaubte er erkannt zu haben, gab es nur ein Entweder — Oder: entweder völlige Hingebung an die Sinnlichkeit oder das Kloster.

War er in diesem Punkt und als Mystiker ganz katholisch (auch seine täglichen geistlichen Übungen und Lesungen muten ganz katholisch an), so stand er dafür mit seiner Verachtung alles äußerlichen Kirchentums und mit seiner Verspottung des opus operatum auf dem äußersten Gegenpol des römischen Katholizismus. Einen „rein bestialischen Unsinn" nennt er es, daß man ein Christ werden solle, „indem man als Kind durch einen Staatsbeamten ein paar Tropfen Wasser auf den Kopf bekommt und die Familie zur Feier dieser Feierlichkeit ein Gastmahl arrangirt." Daß das gar zu toll sei, scheine die „Christenheit" selbst einzusehen; deshalb habe sie die Konfirmation eingeführt, die aber nicht weniger ein Unsinn sei. „Handelte es sich um zehn Thaler, so würde der Vater sagen: »Nein, mein Junge, das kann man dir nicht überlassen, dafür bist du hinter den Ohren noch nicht trocken genug.« Wo es sich aber um die ewige Seligkeit handelt, und wo eine wirkliche Persönlichkeit hergehört, da ist das Alter von fünfzehn Jahren das passendste." Nur der vollkommne Mann könne ein Christ sein. (Ei ei, du großer Philosoph und Bibelleser! hat Christus nicht gesagt: Wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein, so könnt ihr nicht in den Himmel kommen?) Nicht minder verächtlich spricht er von der Trauung. „In seinem Wort empfiehlt Gott den ehelosen Stand. [Wo wärst du, o Kierkegaard, wenn alle Welt oder auch nur dein Vater Pauli Rat befolgt hätte?] Nun ist da ein Paar, das sich heiraten möchte. Dieses Paar dürfte ja freilich, da sie sich Christen nennen, selbst darum Bescheid wissen, was Christentum ist; allein, lassen wir das nun dahingestellt sein. Die Liebenden wenden sich dann an den Pfarrer — und der Pfarrer ist ja eidlich auf das Neue Testament verpflichtet, und das empfiehlt den ehelosen Stand. Wenn er nun kein Lügner und Meineidiger ist, der auf die gemeinste Weise schnödes Geld verdient, so muß sein Verhalten folgendes sein. Er kann höchstens mit menschlicher Teilnahme für diesen menschlichen Affekt (daß sie verliebt sind) zu ihnen sagen: »Kinder, an mich hättet ihr euch zuletzt wenden sollen; in dieser Sache sich an mich zu wenden, ist ebenso sonderbar, wie den Polizeidirektor zu fragen, wie man es beim Stehlen angreifen solle.« . . . Eben der Umstand, daß ein Pfarrer dabei ist, ist das schlimmste am Ganzen. Willst du heiraten, so laß dich doch lieber durch einen Schmied trauen, da könnte es vielleicht noch am ehesten, so zu sagen, der Aufmerksamkeit Gottes entgehen; ist aber ein Pfarrer dabei, so kann es der Aufmerksamkeit Gottes unmöglich entgehen."

Man würde sich aber täuschen, wenn man Kierkegaard zu den Reformatoren im gewöhnlichen Sinne des Wortes rechnete. Das will er schlechterdings nicht sein, er will nicht an die Stelle der schlechten kirchlichen Ordnung eine bessere setzen. Er fragt für seine Person: wie werde ich ein Christ? und nachdem er die Antwort gefunden zu haben glaubt, will er dem einzelnen Menschen, an den er sich wendet, zu derselben gefundnen Wahrheit verhelfen. Nur an die einzelne Seele richtet er das Wort, und nur um ihr zu zeigen, wie man nicht ein Christ wird,

kritisirt er die Kirche. Rudelbach hatte einmal geschrieben: „Wahrlich, gerade das tiefste und höchste Interesse der Kirche in unsern Tagen ist, daß sie vom Gewohnheits- und Staatschristentum emanzipirt werde. Das trifft ganz zusammen mit dem, was Sören Kierkegaard allen denen, die hören wollen, einzuprägen, einzuschärfen und, wie Luther sagt, einzutreiben sucht.“ Zu dieser Emanzipation, zur Herstellung der Religionsfreiheit sei die Zivilehe ein unentbehrliches Mittel. Dagegen protestirt Kierkegaard auf das lebhafteste. Ein Feind des Gewohnheitschristentums sei er allerdings; er hasse es, in welcherlei Form es auch immer auftritt, das Gewohnheitschristentum der Sektirer, Erweckten, Hyperorthodoxen, Parteimenschen noch mehr als das der Leichtsinnigen, die sorglos in der Einbildung dahinleben, sie seien trotz ihres irdischen Sinnes immer noch Christen. Dagegen habe er niemals nach „freien Institutionen“ oder irgend etwas dergleichen gestrebt, sondern stets gelehrt, das Christentum sei Innerlichkeit, die Formen seien völlig gleichgiltig; der echte Christ kümmere sich gar nicht um Formen, sie gingen ihn gar nichts an. „Die Apostel gingen nicht hin und schwatzten mit einander und sagten: »Es ist unerträglich, daß der Hohe Rat Strafe auf die Verkündigung des Wortes setzt; das ist Gewissenszwang. Doch was sollen wir thun? Sollen wir nicht einen Anhang werben und dann eine Adresse an den Hohen Rat einreichen, oder versuchen, wie wir in eine Synode kommen? Es wäre nicht unmöglich, daß wir so durch ein Kartell mit unsern sonstigen Gegnern bei der Abstimmung die Majorität bekämen und so Gewissensfreiheit erlangten.« Gott im Himmel! Ihr ehrwürdigen Gestalten, vergebt, daß ich so habe reden müssen; es war notwendig. Wie benahmen sie sich vielmehr? Der Apostel ist wesentlich ein einzelner Mann. [Alle Gewissensfragen, heißt es weiterhin, betreffen nur den einzelnen Mann, denn ein Kollektivgewissen giebt es nicht; der einzelne Mann hat für sich allein leidend zu streiten und das Martyrium zu wählen]; Apostel halten sich nicht als Partei zusammen, das ist gar nicht zu denken; denn der eine sieht nicht auf den andern, was er thun soll; jeder ist für sich an Gott gebunden. So berät sich der Apostel mit Gott und seinem Gewissen. Darauf schließt er seine Thür auf und geht mir nichts dir nichts, aber mit Gott, auf die Straße, um das Wort zu verkünden. Angenommen, es begegnet ihm einer und sagt: »Weißt du, daß der Hohe Rat Geißelung auf die Verkündigung des Wortes gesetzt hat?« Der Apostel erwidert: »So, hat der Hohe Rat das gethan? so werde ich also gegeißelt werden.« »Morgen droht der Rat mit Todesstrafe.« »So? Hat der Hohe Rat das gethan, so werde ich also hingerichtet werden.« Er läßt also das Bestehende bestehen; nichts von Veränderung im Äußern, nicht ein Wort, nicht eine Silbe, nicht ein Buchstabe davon, nicht der flüchtigste Gedanke in seinem Kopfe, nicht ein Blinzeln mit den Augen, kein Zucken mit einer Miene in dieser Richtung. »Nein, sagt der Apostel, laß dieses Bestehende nur unverrückt feststehen, denn es steht mit Gottes Hilfe auch unverrückt fest, daß ich heute gegeißelt und morgen hingerichtet werde; oder, was dasselbe ist, heute verkündige ich das Wort, und morgen, Amen.« O, habe Dank, Dank, daß du dich so benahmst; hättest du dich so benommen wie die modernen Christen, so wäre das Christentum nie in die Welt gekommen.“ Ebenso stellt er dar, wie sich Luther bei seiner Verehelichung benommen und nicht benommen hat; das muß man an Ort und Stelle, Seite 383, lesen, es ist köstlich.

Eine Persönlichkeit wie Sören Kierkegaard kann man nicht auf ein paar Seiten darstellen und noch weniger kritisiren; wir wollten nur darauf aufmerksam machen, daß Worte wie die seinen bei der gegenwärtigen Stimmung in Deutschland einen tiefen Eindruck hervorbringen müssen. Unsre eigne Stellung dem Radikalismus gegenüber, den er und mancher andre moderne Apostel vertritt, werden wir viel-

leicht später einmal darlegen, zunächst aber wollen wir Schrempfs Kommentar abwarten. Vorläufig verrät dieser von seiner eignen Stellung zu Kierkegaard einiges in der Einleitung; unter anderm, daß er von den Ergebnissen der Gedankenarbeit des großen Grüblers manches (wie einige Äußerungen über die Ehe) kurzerhand als widersinnig abweist, daß ihm dagegen die Fragestellung und Methode des religiösen Denkens bei Kierkegaard als das eigentlich Wichtige erscheint.

Litteratur

Geschichte der griechischen Litteratur. Von Ernst Kroker. Erster Band: Die Poesie. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1895

In den weitern Kreisen der Gebildeten besteht heute zur griechischen Litteratur nur ein sehr entferntes Verhältnis. Wer nicht von der Schulbank her Homer und Sophokles kennt, lernt sie im Leben selten anders als vom Hörensagen kennen. Der Schreiber dieser Zeilen gehört zu den Leuten, die das bedauern. Er erinnert sich, wie in seiner Jugendzeit — die Litteratur hatte sich kaum erst von der Romantik freigemacht — auf dem Bücherbrett gebildeter Frauen Vossens Homer stand, und wie in litterarischen Zirkeln aus der Donnerschen Sophoklesübersetzung gern vorgetragen, auch wohl ein Stück daraus mit verteilten Rollen gelesen wurde. In den letzten Jahrzehnten haben wir freilich etwas schnell gelebt und viel vergessen, in der Litteratur manches beiseite geschoben, was unsre Väter anzog und begeisterte, und manches aufgegriffen, vor dem ihnen grauen würde, und vor dem uns nachgerade selber zu grauen anfängt. Aber das hindert uns ja nicht, zurückzukehren zu dem Quell der Poesie: wie wäre es, wenn wir uns wieder einmal nach Homer umsähen und der von ihm begonnenen und beherrschten griechischen Litteratur? Einen Wegweiser in ihr schönes Reich giebt es jetzt, wie sich kein liebenswürdigerer denken läßt, in dem hier genannten Buche Krokers. Es ist ein Buch beileibe nicht zum Nachschlagen, sondern zum Lesen, wirklich wie ein Unterhaltungsbuch genußreich zu lesen, in kräftiger und feiner Sprache, mit anschaulichen Schilderungen und gediegenen Urteilen. Es steckt viel Wissen darin, aber der Verfasser ist zu geschmackvoll, den Blick darauf zu lenken; statt viel über die Litteratur zu reden, läßt er die Litteratur selbst gern reden, und sie redet in seiner Verdeutschung eine klangvolle, modulationsreiche Sprache. Mit großem Geschick hat er ohne jede Gewaltsamkeit die einzelnen Erscheinungen der Dichter und Dichtungsgattungen in einen fortlaufenden Zusammenhang gebracht und durch treffende Verteilung von Licht und Schatten die Hauptpunkte vor den übrigen hervorgehoben. Homer und das Epos, die scharf gezeichneten Charakterköpfe der Lyriker und die Blüte attischer Poesie, das Drama, zieht in wechselnden und immer fesselnden Bildern an uns vorüber. Der Berichterstatter müßte sich sehr täuschen, wenn an diesem Buche nicht auch unsre Frauen Gefallen fänden. Aber nicht nur ihnen, sondern allen Freunden edler Kunst empfiehlt er es, und er ist sogar der Meinung, daß es sich vortrefflich dazu eignen würde, in den obern Klassen unsrer höhern Schulen ohne Griechisch, auch der für Mädchen, in die alten und ewig jungen Werke der griechischen Dichter einzuführen. Möge sich der zweite Band, der in der Prosa einen sprödern Stoff zu bewältigen hat, dem ersten in gleicher Vorzüglichkeit bald zur Seite stellen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die Monroedoktrin

Die deutsche Presse zeigt wieder einmal einen bedauerlichen Mangel an politischem Gefühl, nämlich in der Beurteilung des venezolanischen Grenzstreits zwischen England und den Vereinigten Staaten von Amerika. Da wird mit vollem Ernst die Frage erörtert, ob die Vereinigten Staaten das Recht hätten, die Monroedoktrin auf diesen Fall auszudehnen. Ein Recht! Als ob es überhaupt Rechte in diesem Sinne zwischen den Staaten gäbe, und als ob vollends die Monroedoktrin ein solches Recht wäre! Leuten, die von den politischen Dingen einige Kenntnis haben — und das sollten doch Zeitungsleute —, braucht man nicht zu sagen, daß die Monroedoktrin kein Recht ist, sondern ein Machtanspruch, ein Anspruch, der soweit reicht, als die Macht reicht. Als der Anspruch „Amerika den Amerikanern“ zuerst von jenem Staatsmann der Vereinigten Staaten erhoben wurde, war ihre Macht geringer als jetzt. Man darf daher wohl annehmen, daß es damals nur eine Forderung nach Oberherrschaft in der nördlichen Hälfte des Weltteils war, die Forderung, daß auf diesem Gebiete keine wesentliche Machtverschiebung ohne Zustimmung der Vereinigten Staaten vor sich gehe, die Forderung, daß insbesondre kein europäischer Staat seinen Machtbereich dort ausdehne. Nun, da die Kraft der Vereinigten Staaten beträchtlich gewachsen ist, wie selbstverständlich erscheint es da, daß sich jener Anspruch erweitert! Warum soll er nun nicht lauten: Ausdehnung des Anspruchs auf Südamerika, Verminderung des europäischen Machtbereichs in Nord- und Südamerika? Ist darin ein Unrecht enthalten, wenn jemand diesen Anspruch erhebt? Ja paßt überhaupt der Grundsatz von Recht und Unrecht auf den ganzen Vorgang? Wird irgend einem Menschen damit zu nahe getreten? Es ist doch nichts weiter als der Wunsch des nordamerikanischen Volks, die Grundgedanken seiner Gesittung da zur Geltung zu bringen, wo bisher der Engländer schaltete.

Digitized by Google

Wenn man zugesteht, daß dies das Wesen des nordamerikanisch-englischen Streitfalles sei, so ergiebt sich die Stellung, die wir Deutschen dazu einzunehmen haben, von selbst, soweit wir nicht am politischen Leben unmittelbar im öffentlichen Dienste teilnehmen und dadurch unsre Gedanken zu verbergen oder zwingenden Verhältnissen unterzuordnen Anlaß haben. Diese Stellung aber ist die, daß wir an die Beurteilung des Streitfalls überhaupt nicht mit sittlichen oder gar rechtswissenschaftlichen Untersuchungen hinangehen, sondern einfach fragen: wie kommt dabei der größte Vorteil für uns heraus?

England und die Vereinigten Staaten sind für uns Nebenbuhler, um nicht zu sagen Feinde, deren Schaden in der Regel unser Vorteil ist. Jedes Volk, das nicht sich selbst aufgiebt, muß sich für das beste, das edelste halten. Ich denke, wir Deutschen haben auch diesen Glauben. Nur wenn wir unser eignes Volkstum in der Zukunft erlöschen sähen, müßten wir fragen: welche Gesittung erscheint uns besser, die englische oder die nordamerikanische? Ich hoffe, kein Deutscher nimmt sich heraus, so etwas in der Zukunft zu sehen. Es ist vielmehr zweckmäßig, zu hoffen, daß unser Vaterland bald größer sein werde, größer durch den verbreiterten Einfluß seiner Gesittung und größer durch die Ausdehnung seines Machtgebiets.

Die Vereinigten Staaten und England sind also gleichmäßig unsre Widersacher. Wäre es da nicht von Vorteil für uns, wenn sie sich eine Zeit lang veruneinigten? Und welchen Weg muß dieser Streit nehmen, damit wir den meisten Vorteil und den geringsten Schaden davon haben? Und wie können die Zeitungen darauf einwirken, daß der Streit diesen Weg nehme?

Hier stößt man nun wieder auf eine geradezu klägliche Hilflosigkeit der deutschen Presse in dem, was für politische Dinge nach der Wahrscheinlichkeit vermutet werden darf. Es ist doch klar, daß die amerikanische Flotte der englischen außerhalb der amerikanischen Küstengewässer nicht Widerstand leisten kann; höchstens würde sie einige kühne Handstreiche ausführen, wenigstens es versuchen. Es ist ferner klar, daß Südamerika zu Lande von Nordamerika aus nur äußerst schwer zugänglich, ja man darf sagen für die der Strapazen ungewohnten nordamerikanischen Milizen zunächst unerreichbar ist. Sollte man es bei dieser Sachlage für möglich halten, daß deutsche Zeitungen im Ernste die Wahrscheinlichkeit erwägen, der englisch-amerikanische Kriegsschauplatz werde am Orinoko sein? Das ist doch eine Hilflosigkeit in der Wahrscheinlichkeitsberechnung, die an die größte Unwissenheit grenzt. Kaum eine Zeitung erwähnt an versteckter Stelle Kanada. Der Kriegsschauplatz wird aber in Kanada und an den Küsten der Vereinigten Staaten sein. Durch einen Krieg an diesen Stellen wird unser Handel, unsre Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten leiden. Sie wird verhältnismäßig am wenigsten leiden, wenn die Amerikaner glauben, daß wir ihre Freunde seien, und gleichzeitig die Engländer keinen Anlaß haben, über offne Unfreundlichkeiten von unsrer Seite zu klagen. Diese

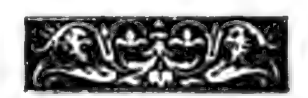
äußere Freundlichkeit und versteckte Unfreundlichkeit kann aber nur eine unamtliche sein, sie kann nur gemacht werden von der sogenannten öffentlichen Meinung, durch Kundgebungen, durch die Zeitungen. Die amtliche deutsche Welt muß sich selbstverständlich kühl, höflich und geheimnisvoll nach allen Seiten verhalten, bis sie Gelegenheit hat, Vorteile, vielleicht Gebietsvorteile zu erlangen, sobald dritte Mächte in den Kampf eintreten. Das sind Ungewißheiten, die nur der einigermaßen überblickt, der selbst im politischen Amte ist, die man nicht stören darf, wenn man außen steht, und die man nur erörtert, damit der Beamte merkt, er habe die Volksmeinung hinter sich.

Wenn Englands Handel leidet, so gedeiht der unsre. Also müssen wir uns freuen, wenn die Vereinigten Staaten wirksame Kaperei gegen England treiben sollten. In Asien und Afrika ist es für uns von Vorteil, wenn England Abbruch geschieht; thatsächlich sowohl, als auch in der Anschauung der Völker muß die Presse hierzu mithelfen. Sie muß die Schäden und Verluste Englands verbreiten und den fremden Völkern England als Deutschlands Widersacher erscheinen lassen. Was ist dem gegenüber die Faselei der Kirchturmsstaatsmänner, Europa dürfe von Amerika nicht diesen Faustschlag der Monroedoktrin hinnehmen? Ist etwa Europa eine Einheit? Haben die Staaten Europas mehr Verbindung unter einander, als die Vereinigten Staaten mit Deutschland? Europa ist die ganze Erde. Und wir brauchen nicht zu fürchten, daß die Vereinigten Staaten eigennütziger gegen uns verfahren werden, wenn sie der Monroedoktrin die allerweiteste Anwendung geben, als wenn sie in ihren jetzigen Grenzen bleiben. Sie werden immer so eigennützig und rücksichtslos verfahren, wie sie können. Und warum sollten sie das auch nicht? Wir wollen es auch thun; ihr Schaden ist unser Vorteil. Nicht deswegen müssen wir den Vereinigten Staaten zur Zeit freundlich erscheinen, weil die Freundlichkeit auf Dankbarkeit zu rechnen hätte — denn Dank steht nicht im Wörterbuch der Politik —, sondern weil das freundliche Gesicht gegen Amerika, der Schein der Freundlichkeit uns die beste Sicherung nach allen Seiten bietet.

Darum dürfen wir auch nicht wehklagen über die englische List, wenn sie die amerikanischen Papiere auf den Markt schleudert und dadurch die Geldsäcke der Wallstraße in Newyork schädigt. Es wird uns nicht schaden, wenn wir die bisher guten amerikanischen Papiere zu tieferm Preise aufnehmen. Sie werden gewiß während eines Krieges hier oder dort Not leiden, aber sicherlich wieder gut werden. Denn die Vereinigten Staaten sind das Zukunftsreich aller ausbeutenden Geldfürsten trotz aller Freiheitsredensarten der Zukunftsstaat einer rücksichtslosen Sklaverei. Möge es den Vereinigten Staaten wohl bekommen — und ihren Gläubigern!

Darum, liebe Freunde von den deutschen Zeitungen, bedenkt den deutschen Vorteil, der auch euerm Absatz an Zeitungen zuletzt Vorteil bringen muß. Werft euch nicht zu Richtern über die Menschheit auf, sondern seid rücksichts-

lose Anwälte des deutschen Nutzens. Kümmert euch nicht darum, wenn ihr für andre Völker und Länder empfehlt und betreibt, was ihr bei uns verwerft und hindert. Gerade darum! Was wir Fremden zufügen, ist noch lange nicht Fremden uns gegenüber erlaubt. Denn wir sind Partei, Anwälte, nicht Richter. Und fürchtet endlich nicht, daß es gefährlich sei, so offen die böse Meinung zu sagen. Denn die Wahrheit wird nie geglaubt. Und dann: wer kann beweisen, daß wir unsre wirkliche Meinung ausgesprochen haben?



Das Weihnachtsgeschenk des preußischen Oberkirchenrats

Non placet

Ich bin weder Geistlicher, noch habe ich die Absicht, Geistlicher zu werden; aber ich habe lebendiges Interesse an dem Wohlergehen unsrer evangelischen Kirche und meine, daß wir Laien nicht bloß das Recht haben, unser Urteil zu dem abzugeben, was die oberste Kirchenbehörde sagt und thut, sondern daß gerade in ecclesiasticis das Aussprechen der eignen Ansicht Pflicht ist. Und warum sollten wir Laien nicht mit derselben Berechtigung urteilen wie die Büreaukraten, mögen sie nun Juristen oder Geistliche oder beides zugleich sein? Ich glaube vielmehr, daß der das erste Recht zu einem Urteil hat, der das in der Kirche und der Geistlichkeit herrschende Leben unbefangen und ohne Vorurteil beobachtet hat, ohne in unmittelbarer Verbindung mit der Kirche zu stehen. Das aber glaube ich seit Jahren gethan zu haben, und auch das darf ich versichern, daß ich um das Wohl und vor allem um die Ehre der evangelischen Kirche aufrichtig bekümmert bin, und daß mich zur Kritik des jüngsten Erlasses des Evangelischen Oberkirchenrats allein die Sorge treibt.

Juristenarbeit in pastoraler Einkleidung, graue Theorie mit Salbung vorgetragen — das war der erste Eindruck beim Lesen dieses Manifestes, worin unsrer Geistlichkeit die soziale Arbeit untersagt und die Rückkehr zu den Grundsätzen von 1879 verkündet wird. Soviel Worte, soviel — schöne Worte, und was übrig bleibt, zeigt, von welchem Gesichtspunkt aus unsre führenden Herren die große Bewegung der Geister ansehen, welches Verständnis sie der weltgeschichtlichen Bedeutung der gegenwärtigen Zeit entgegenbringen. Quieta non movere, die Augen zumachen: das ist die Parole, die vom Kirchenregiment ausgegeben wird. Nun, für die Fortentwicklung der Weltgeschichte wird dieser

Erlaß kein Hemmnis sein; es ist nur zu bedauern, daß die vom Staat und den Herren des grünen Tisches gefesselte Kirche Gefahr läuft, bis an den Rand des Abgrunds geschleift zu werden, und daß wir an der Kette der Verfassung mitgezogen werden. Doch genug davon!

„Wir haben zu unsrer Befriedigung die Überzeugung gewonnen, daß in der Haltung der weitaus überwiegenden Mehrzahl unsrer Geistlichen diejenige Besonnenheit nicht zu vermissen ist, deren Bewahrung die Würde des geistlichen Standes erheischt, und welche für eine gedeihliche Ausübung des Pfarramts und den Frieden der Gemeinde erforderlich ist." So ist zu lesen im Eingange des Erlasses. Wir haben dagegen leider die Überzeugung gewonnen, daß diese Besonnenheit unsrer Geistlichkeit nur allzuhäufig die Gestalt der Bequemlichkeit, des dolce far niente, angenommen hat, bei der wohl eine gewisse äußerliche Würdigkeit, aber nicht die innere Würde gewahrt wird, daß ferner diese „Besonnenheit" — ich meine diese zu große Besonnenheit, die sich nur bei Kasualien und Predigten amtlich kund giebt — alles andre eher als eine fruchtbare Ausübung des Pfarramts gewährleistet, und daß endlich der Friede, der unter dem Regimente solcher Besonnenheit gedeiht, ein fauler Friede ist.

„Einstimmig ist jedoch zugleich bezeugt worden, daß auch die Kreise der Geistlichen nicht unberührt geblieben sind von der das öffentliche Interesse beherrschenden sozialpolitischen Reformbewegung [also doch Reformbewegung!] auf wirtschaftlichem Gebiete, und daß die an einzelnen Stellen vorgekommenen Ausschreitungen [wo?] einen gewissermaßen symptomatischen Charakter haben." Gott sei Dank, daß diese „Ausschreitungen" einen symptomatischen Charakter haben, und nicht bloß „gewissermaßen," sondern wirklich und wahrhaftig! Gott sei Dank, daß es sich endlich regt, daß sich die evangelische Geistlichkeit auf ihre Aufgabe besonnen hat, nämlich Lehrer, Rater und Helfer des Volks zu sein! Gewiß, das letzte Ziel der geistlichen Thätigkeit ist ohne Zweifel die Bannung der seelischen Not. Aber dazu ist vor allem das Vertrauen des Volks nötig. Vertrauen aber entsteht nicht aus der bloßen Predigt oder der Spendung der Sakramente, sondern die willige Hinnahme beider setzt Vertrauen voraus. Schon wer gläubig zur Predigt kommt, nimmt oft nicht viel mit hinweg, und ließe sich die Wirkung der Predigt auf innerlich Widerstrebende in Gewicht und Zahl ausdrücken, so dürfte man jährlich vielleicht in der Welt ein paar Pfündlein herausrechnen können. Nun denke man erst an alle die, die überhaupt nicht kommen. Der Oberkirchenrat geht, in völliger Verkennung der Wirklichkeit, von der unbegründeten Voraussetzung aus, es herrsche in den Gemeinden Vertrauen gegen die Geistlichen, und er fürchtet, dieses Vertrauen könne durch die soziale Thätigkeit der Geistlichen geschädigt werden. Im Gegenteil: dieses Vertrauen besteht nicht, aber wir hofften, es würde durch diese Thätigkeit erworben werden. Oder was versteht der Oberkirchenrat unter Gemeinden? Es ist doch eine bekannte Thatsache, daß die große Masse derer,

die evangelisch getauft sind, vollständig entkirchlicht und von dem stärksten Mißtrauen gegen die Geistlichkeit erfüllt ist, und zu dieser großen Masse gehören nicht bloß Sozialdemokraten! Diese Stimmung ist auch psychologisch ganz begründet. Die Bevölkerung ist heute in zwei Teile gespalten, der Riß ist tief, und die Geistlichen stehen für den größten Teil ihrer Gemeinden jenseits des Risses, auf der Seite der sozial besser Gestellten, vielleicht nicht mit ihren Sympathien, aber doch thatsächlich, und die Thatsache ist eine Macht. Nun kommt ein Geistlicher zu einem Armen. Womit? Mit Reden und noch dazu frommen, d. h. Reden, die ihrer Natur nach stark nach Ermahnungen schmecken. Bloßes Reden aber, nichts als Reden, erweckt Mißtrauen, frommes Reden erst recht, und nun vollends, wenn es den Anschein hat, im Dienste der andern Partei zu stehen! Und wie selten hat der Geistliche Gelegenheit, in der Arbeit am Einzelnen dieses Mißtrauen zu überwinden! Der Oberkirchenrat weist auf die Seelsorge hin. Ja, das ist ja gerade der Punkt, um den sich der Streit dreht. Wie kommst du denn an die Seele des kleinen Mannes heran, der dir mit Mißtrauen begegnet, oder vielmehr, wie kommst du Einzelner an die vielen tausend mißtrauischen Seelen? Ich bezweifle, daß dies schon einem der Herren des Oberkirchenrats gelungen ist. Durch Predigen kommt man nicht an die Masse, sondern dadurch, daß man sich lebendig ihrer berechtigten Interessen annimmt, durch soziale Thätigkeit, sei es im großen oder im kleinen. Wer da nicht einsetzt, bringt weder als Pastor noch als Prediger Früchte, er ist überflüssig, ein Parasit, nicht schlechter, aber auch nicht besser als die andern Parasiten. Selbstverständlich richten sich die Mittel nach der Art der sozialen Not. Wer Ruten schneiden will, nimmt ein Messer zur Hand und keine Axt; aber ein Thor ist der, der den Baum mit dem Taschenmesser fällen will. Unter einfachen Verhältnissen in kleinen Gemeinden mögen die Mittel ausreichen, die bisher ausgereicht haben. Aber man denke an unsre Riesengemeinden, an die Verhältnisse in Industriestädten, und dann lese man, was der Oberkirchenrat schreibt: „Gelingt es den Geistlichen, durch treue, den Einzelnen nachgehende Seelsorge, durch liebevolle Bewahrung der Jugend, sonderlich der konfirmirten Jugend, durch Ausgestaltung einer alle Hilfsbedürftigen umfassenden Gemeindepflege, unter Umständen auch durch Pflege einer die verschiednen Kreise der Gemeinde verbindenden edeln Geselligkeit bei den begüterten Klassen den Gewissen einzuprägen, daß Reichtum, Bildung und Ansehen nur anvertraute Güter sind, die sie zum Besten ihrer Mitmenschen zu verwalten haben [die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube!], die unter dem Druck des Lebens stehenden Klassen aber zu überzeugen, daß Wohlfahrt und Zufriedenheit auf gläubiger Einfügung in Gottes Weltregierung, auf tüchtiger, ehrlicher Arbeit und Sparsamkeit, sowie auf gewissenhafter Fürsorge für das heranwachsende Geschlecht beruhen, daß dagegen Neid und das Gelüste nach des Nächsten Gut dem göttlichen Gebot zuwider

sind, so tragen dieselben viel zur Hebung der sozialen Not usw. bei." Difficile est satiram non scribere. Eine geradezu klassische Voraussetzung, klassisch nach Inhalt und Form: „Gelingt es den Geistlichen!" Es gelingt ihnen eben nicht! Denn erstens ist die Einzelseelsorge, da wo die Not am größten ist, unmöglich, zweitens ist die Bewahrung der Jugend unmöglich, denn die Geistlichkeit hat die Jugend nicht in der Hand, drittens kann die Gemeindepflege nicht alle Hilfsbedürftigen umfassen (sonst wäre ja die Lösung der sozialen Frage höchst einfach), viertens glauben vielleicht manche Reichen daran, daß ihr Reichtum anvertrautes Gut ist, aber darnach zu handeln übersteigt das Mittelmaß menschlicher Kräfte, fünftens fällt es dem Armen viel schwerer als den Herren des Oberkirchenrats, an Gottes Weltregierung zu glauben, sechstens stammt die soziale Unzufriedenheit durchaus nicht in erster Linie aus Neid und „Gelüste" nach des Nächsten Gut, sondern sie hat ihre höchst berechtigten Ursachen. Man giebt also für die Lösung schwieriger Aufgaben unzulängliche, ja unbrauchbare Mittel an die Hand, setzt das Gelingen dieser Lösung mit diesen Mitteln voraus, macht aus alledem einen langen Satz und — hat einen wichtigen Beitrag zur Lösung der sozialen Frage geliefert. Nein, diese Aufgaben müssen mit ganz andern Mitteln gelöst werden, und unsre sozialen Geistlichen sind auf dem richtigen Wege, wenn sie, selbstverständlich ohne ihre geistliche Fürsorge außer Acht zu lassen, die sozialen Nöte des kleinen Mannes erst verstehen lernen und dann auch den guten Willen zeigen, sich an der Heilung des Schadens durch soziale Hilfe zu beteiligen. So erwerben sie sich Vertrauen, und säen sie dann Gottes Wort, so werden sie auch reiche Frucht ernten. Darum kann die Bahn der sozialen Arbeit gar nicht früh genug betreten werden, und die Thätigkeit des Oberkirchenrats muß um so mehr verurteilt werden, wenn sie sich, wie der Erlaß ebenfalls andeutet, gar noch darauf richtet, das soziale Streben der Studenten und Kandidaten der Theologie zu unterbinden. Ob es gelingt? Ich glaube, es werden mit mir viele der Meinung sein, daß die evangelischen Geistlichen sozial sein müssen, oder — sie werden nicht sein, und unsre Kirche stürzt in den Abgrund der Bedeutungslosigkeit und verfehlt ihre weltgeschichtliche Aufgabe.

Was will es dem gegenüber besagen, wenn wirklich einzelne Geistliche zu viel Zeit auf Reisen zu „Versammlungen, Kongressen, Kursen" verwenden? Es soll auch unter den „besonnenen" Geistlichen manche geben, die viel reisen und ihre sonntäglichen Amtsgeschäfte durch Amtsbrüder oder Küster besorgen lassen. Und dann habe ich gefunden, daß Geistliche auf dem Lande viel zu leicht verbauern und versauern, denen schadet das Reisen gewiß nichts. Was übrigens die „Kurse" betrifft, so hat meines Wissens bisher immer der Grundsatz gegolten, daß der Mensch nie zu viel lernen kann, auch der Geistliche nicht, im Gegenteil. Es wird auch behauptet, die soziale Thätigkeit hindre die innere Sammlung. Was heißt das? Ich gestehe, daß ich im Laufe der Zeit betreffs

dieser besondern Art von innerer Sammlung, die eigens für die Geistlichen vorbehalten zu sein scheint, sehr skeptisch geworden bin, und will annehmen, daß es nicht die geistlichen Herren des Oberkirchenrats gewesen sind, die die Aufnahme dieses Satzes in das Manifest veranlaßt haben. Endlich, wer sind die Leute, die sich durch die soziale Arbeit des Pastors haben stören lassen, vorausgesetzt, daß diese sich in den Schranken der sozialen Reform hält? Ich meine, der echte Christ steht vielmehr dem Geistlichen darin bei, wenn dieser die allgemeine Durchführung des Gebotes miterstrebt: Lohn, dem Lohn gebührt, und vor allem: Ehre, dem Ehre gebührt. Hier ist gerade Gelegenheit gegeben, die Schafe von den Böcken zu sondern, und damit die Möglichkeit, die Böcke in der richtigen Weise seelsorgerisch zu behandeln. Bis jetzt stehen immer noch die Schafe und die Böcke, die Heuchler, in demselben Stalle und werden gepflegt, draußen aber gehen viele in der Irre, um die sich niemand kümmert. Die Zeit ist da, in der das Evangelium wieder als werbende und thätige Macht ins Leben eingreifen muß. Oder war die alte Kirche nur eine lehrende?

Es war einmal ein kluger Mann, der saß auf einem Baum und sägte und sägte; und er sah nicht, daß er eben den Ast ansägte, worauf er saß. Unter dem Baume aber standen viele Leute und sahen zu, die waren auch klug; nur einige wenige „Thörichte" waren darunter, die dem Manne oben sein gefährliches Thun zeigten. Der hörte aber nicht und sägte ruhig weiter, und die wenigen Rater waren zu schwach und standen zu fern, um ihm in den Arm fallen zu können. Da krachte es plötzlich, und der Mann oben stürzte mit dem Ast herab und begrub von den klugen Leuten, die da ruhig zuschauten, viele im Falle, und sie brachen Arme und Beine. Man weiß aber heute noch nicht, wer klüger war, der Mann oben oder die Leute unten.

Die Infektionskrankheiten

Von H. Böing (in Berlin)

(Schluß)

Wenn ich sagte, der Begriff der Infektionskrankheiten sei ein moderner, so ist das natürlich cum grano salis zu verstehen; denn er ist der Neuzeit keineswegs unvermittelt in den Schoß gefallen, wie etwa ein neuer Komet plötzlich am Himmel erscheint und mit seinem hellen Lichte die dunkle Nacht erleuchtet. Denkende Ärzte hatten schon längst die Vermutung geäußert, daß die Volksseuchen, die man mit dem Namen der ansteckenden (contagiösen) Krank-

Digitized by Google

heiten bezeichnete, durch unsichtbare lebende Wesen erzeugt würden, ja der Deutsche Henle und der Franzose Bretonneau hatten es bereits in der Mitte unsers Jahrhunderts mit klaren Worten ausgesprochen, daß sich die Entstehung und Verbreitung, sowie das Erlöschen der ansteckenden Krankheiten gar nicht anders erklären lasse als durch die Annahme, daß sich niedere Wesen, die wie jeder andre lebende Organismus keimten, wüchsen, sich vermehrten, Frucht trügen und wieder zu Grunde gingen, in dem menschlichen Körper ansiedelten und in ihm ihren natürlichen Lebensprozeß durchmachten. Aber was damals nur eine Forderung des suchenden Verstandes war, also mehr ein Glaubensartikel als eine bewiesene Lehre, ist heute durch die genialen Untersuchungen Robert Kochs zu einer unumstößlich feststehenden, streng wissenschaftlich begründeten Thatsache geworden. Koch ist es nicht nur gelungen, das Dasein jener kleinsten Wesen nachzuweisen, sondern sie auch zu isoliren, sie außerhalb des menschlichen Organismus auf geeigneten Nährböden zu züchten, ihre Lebensbedingungen festzustellen und den Nachweis zu liefern, daß sie bei den betreffenden Krankheiten stets in den Organen oder den Säften des erkrankten Organismus vorhanden sind und rein gezüchtet und künstlich in den gesunden Organismus eingeführt, in diesem mit Sicherheit dieselbe Krankheit erzeugen.

Damit war ein gewaltiger Fortschritt in der Lehre von den Ursachen der Krankheit, ihrer Ätiologie, gegeben: man hatte es nun nicht mehr mit nebelhaften, mehr oder weniger der Einbildungskraft angehörigen Vorstellungen zu thun, sondern mit sicht- und faßbaren, gleichsam handgreiflichen Wesen, aus deren Lebensgeschichte und Lebensbedingungen man die Mittel zu ihrer Bekämpfung aufzufinden hoffen durfte. Und in der That, die Kliniker und Ärzte säumten nicht, die praktischen Folgerungen aus der neuen Entdeckung zu ziehen: es begann das Zeitalter der Antiseptik, die schon vorher empirisch von Lister auf dem Felde der chirurgischen Krankheiten mit großem Erfolge geübt worden war, auch für die innere Medizin. Lag doch nichts näher als der Gedanke, die durch Infektion, d. h. durch Eindringen der Krankheitserreger in den Körper erzeugten Krankheiten dadurch zu heilen, daß man diese Erreger vernichtete und zu ihrer Vernichtung dieselben Mittel gebrauchte, die in den künstlichen Kulturen ihre Entwicklung zu hemmen und ihr Leben zu zerstören vermochten. Die Zahl der „antiseptischen" Mittel wuchs ins Unendliche.

Aber der Erfolg entsprach nicht den Erwartungen; er blieb sogar vollständig aus, und zwar aus einem sehr einfachen Grunde: dieselben Mittel, die die Krankheitserreger vernichteten, waren auch Gifte für den menschlichen Organismus, und um sie in wirksamer Weise anzuwenden, hätte es der Einführung so großer Mengen bedurft, daß man damit nicht nur die Krankheitserreger, sondern auch den Kranken selbst unfehlbar vom Leben zum Tode befördert hätte. Führte aber dieser Weg auch nicht zum Ziele, so hatte er doch eine für das Schicksal mancher Kranken sehr erfreuliche Folge, insofern er die

Chirurgen und Geburtshelfer lehrte, die Antiseptik in allen den Fällen durch die Aseptik zu ersetzen, wo es sich um nicht schon vorher infizirte Wunden handelte, also bei allen Wunden z. B., die der Operateur selbst erst beim operiren schuf. Hier bemühte man sich jetzt, durch die sorgfältigste Reinlichkeit, die sich nicht bloß auf den Kranken, sondern auch auf den Arzt, seine Gehilfen, die Instrumente und das Verbandzeug erstreckte, das Eindringen von Krankheitserregern in die Wunde abzuhalten, und zwar mit dem besten Erfolg; man erreichte nicht nur dieselben günstigen Ergebnisse wie früher, sondern man vermied auch die schweren Vergiftungen, die sonst, z. B. durch Sublimat und Karbolsäure, heftige Erkrankung, ja den Tod erzeugt hatten.

Aber freilich, das Hauptziel war verfehlt: für die wirksame Behandlung der Seuchen mußte ein andrer Weg eingeschlagen werden. Robert Koch suchte ihn im Anschluß an die Entdeckung Jenners, der gezeigt hatte, daß es möglich sei, durch die Impfung des Menschen mit dem Eiter der Kuhpocke den Impfling gegen die Menschenpocken zu schützen. Jenners Entdeckung beruhte auf einer doppelten Beobachtung: er hatte gefunden, erstens, daß Mägde, die mit Kuhpocken an den Eutern behaftete Kühe melkten, häufig dieselben Pocken an den Fingern und Armen, zuweilen auch im Gesicht bekamen, zweitens, daß eben diese Mägde beim Ausbruch von Pockenepidemien von den Pocken verschont blieben, selbst wenn sie sich durch den Verkehr mit den Kranken der Gefahr der Ansteckung aussetzten. Vielleicht hatte Jenner auch von dem damals schon im Volke verbreiteten Glauben gehört, daß solche Mägde pockenfest seien, kurz, er verfolgte diesen Gedankengang jahrelang, ging dann zu Versuchen am Menschen über und setzte es endlich im englischen Parlamente durch, daß die Kuhpockenimpfung vom Staate begünstigt und eingeführt wurde. Auf eine theoretische Erklärung der neuen Thatsachen verzichtete man; die Kuhpockenimpfung wurde als ein wunderbares Geschenk Gottes gefeiert, das man in Dankbarkeit und Demut als solches hinzunehmen habe. Heute kennen wir den Zusammenhang der Erscheinungen genau: durch zahlreiche Forschungen und Versuche, namentlich Bollingers in München, wissen wir, daß die am Euter der Kühe auftretenden Pocken nichts andres sind als eine abgeänderte Form der Menschenpocken, die durch Ansteckung von pockenkranken Menschen auf das Euter übertragen werden und sich hier, auf dem veränderten Nährboden, auch anders, abgeschwächt entwickeln, daß also der Mensch, wenn man auf ihn diese Kuhpocke künstlich durch die Impfung wieder überträgt, lediglich von einer schwächern Form der ihm selbst eigentümlichen Pockenkrankheit ergriffen wird. Damit ist aber zugleich eine Erklärung der Schutzwirkung gegeben, insoweit, als man wenigstens das weiß, daß dieser Schutz auf demselben Prinzip beruht, wonach ein Mensch, der einmal die Pocken überstanden hat, zum zweitenmal nicht mehr daran zu erkranken pflegt. Das Problem ist so wenigstens vereinfacht und seines wunderbaren Charakters entkleidet.

Durch Jenners Entdeckung war eigentlich thatsächlich schon ein Begriff in die Medizin eingeführt, der in der neusten Zeit von der größten Bedeutung für die Wissenschaft und für die Heilkunde geworden ist, der Begriff der Immunität, d. h. des Geschützt- oder Gefeitseins vor einer Krankheit. Damals war er aber noch eine wirre Mischung von falschen und unklaren Vorstellungen. So erklärte man sich z. B. den Schutz, den das einmalige Überstehen der Pockenkrankheit gegen ein wiederholtes Befallenwerden von derselben Krankheit gewährt, durch die Annahme, daß jeder Mensch den sogenannten Pockenstoff mit auf die Welt bringe, und daß dieser einmal im Leben aus dem Körper ausgeschieden werden müsse. Dies geschehe durch Verschwärung der in der Haut befindlichen Pockendrüsen; erfolge diese vollständig, so sei der Mensch in Zukunft pockenfest. Aus dieser Annahme erklären sich viele uns modernen Menschen ganz unverständliche Vorstellungen und Handlungen unsrer Vorfahren: so der Glaube, daß jeder Mensch in seinem Leben einmal die Pocken bekommen müsse; daß es also ebenso vergeblich wie thöricht sei, irgendwelche Maßregeln zu ihrer Abwehr zu treffen oder sich vor Ansteckung zu schützen; so ihre Behandlungsmethode dieser Krankheit, die lange Zeit darauf gerichtet war, den Pockenstoff durch ein erhitzendes Verfahren möglichst gründlich aus dem Körper zu entfernen; ferner ihr Wunsch, daß ihre Kinder möglichst frühzeitig diesen Reinigungsprozeß durchmachten, und deshalb ihr Bestreben, die Gesunden durch häufigen Verkehr und innige Berührung mit Pockenkranken, ja durch künstliche Einimpfung des Pockengiftes pockenkrank zu machen. Die natürliche Folge war, daß die Pocken in der That zu einer unvermeidlichen Krankheit für jeden wurden und sich jahrhundertelang in größern oder kleinern Zwischenräumen und bald in milden, bald in mörderischen Epidemien über die Erde verbreiteten. So wirkte Jenners Entdeckung in doppelter Weise wohlthätig: sie begünstigte einerseits die Abschaffung der besonders von Hufeland empfohlenen Methode, die Jugend durch künstliche Einimpfung des Pockengiftes absichtlich zu durchseuchen, einer Methode, durch die das Gift geradezu gezüchtet und zahllose schwere Epidemien herbeigeführt worden waren; andrerseits bewirkte sie die Einführung von hygienischen Maßregeln, die die Verbreitung der Pocken, namentlich durch strenges Isoliren der Pockenkranken und Desinfektion oder Vernichtung der von ihnen gebrauchten Sachen, bekämpften, weil man ja nun in der Lage war, durch die Einimpfung der Kuhpocken und die durch sie erzeugte verhältnismäßig sehr leichte Erkrankung die schwere und oft tötliche Pockenkrankheit selbst zu vermeiden. Der Erfolg war überraschend günstig: in den Ländern, die die Impfung zwangsweise einführten und strenge vorbeugende Maßregeln gegen die trotzdem auftretende Seuche ergriffen, wurden die Pocken so selten, daß in den Gesichtern ihrer Bewohner eine vollständige Veränderung eintrat: während es noch in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts in Deutschland zu den Ausnahmen gehörte, einen fünfzehn- bis

zwanzigjährigen Menschen zu sehen, der nicht mehr oder weniger deutlich die Spuren der überstandnen Krankheit an sich getragen hätte, ist heute der Anblick eines durch Pockennarben entstellten Gesichts eine große Seltenheit geworden.

Ein andrer mit der Entdeckung Jenners thatsächlich gegebner Begriff, der aber ebenfalls erst in der Neuzeit zur vollen Entfaltung gekommen ist, nachdem es Koch gelungen war, ;die Krankheitserreger zu isoliren, zu züchten und sie durch seine Färbmethode streng von einander zu unterscheiden, ist der Begriff des abgeschwächten Krankheitsgiftes oder vielmehr, unsern Anschauungen entsprechend, der abgeschwächten Krankheitserreger: diese, wie jedes pflanzliche Wesen, in ihrer Lebensenergie und in ihren Stoffwechselprodukten abhängig von dem Nährboden, auf dem sie wachsen, können durch willkürliche Abänderung des Bodens, sowie der übrigen äußern Lebensbedingungen, die zu ihrem Gedeihen erforderlich sind, der Luft, des Lichts, einer gewissen Temperatur, mannichfach beeinflußt werden; für die Heilkunst am wichtigsten ist die Thatsache, daß sich diese ihre Veränderlichkeit auch bezieht auf den Grad ihrer Giftigkeit, und daß man imstande ist, diesen Grad der Giftigkeit sowohl für die Krankheitserreger selbst, also für die belebten Infektionsstoffe, als auch für ihre Stoffwechselprodukte, d. h. für die unbelebten Infektionsstoffe zu steigern und abzuschwächen.

Von diesen Begriffen der Immunität und der Abschwächung ausgehend stellte sich Koch die Aufgabe, ein Mittel zu finden, mit dem er, ähnlich wie bei der Kuhpockenimpfung, einen andern Feind des Menschengeschlechts, der seit Jahrtausenden zahllose Opfer forderte und allen Anstrengungen der Ärzte, ihn zu bändigen, Widerstand leistete, die Tuberkulose, bekämpfen könne. Ein solches Mittel fand er nun zwar nicht, wohl aber ein andres, mit dem er zwar nicht die Gesunden vor der Erkrankung an Tuberkulose schützen, aber doch die Krankheit in ihrem Entstehen erkennen und, wie er glaubte, die erkannte Krankheit heilen konnte. Er gewann es in künstlichen Kulturen der Tuberkelbazillen aus ihren Stoffwechselprodukten und nannte es Tuberkulin. Die Eigenschaften dieses Mittels waren eigentümlich genug: in großen Gaben auch für den gesunden Menschen ein heftiges Gift, störte es in kleinen Gaben das Wohlbefinden nicht, während es, in denselben kleinen Gaben bei den Tuberkulösen angewandt, sowohl eine starke allgemeine, als auch eine örtliche für die von der Krankheit ergriffnen Organe charakteristische Wirkung ausübte. Das Mittel wurde mit ungeheurer Begeisterung aufgenommen, erfüllte aber leider nicht die Hoffnungen, die Ärzte und Laien darauf gesetzt hatten: in kürzester Frist verwandelte sich der Triumph, den die ärztliche Wissenschaft und Kunst gefeiert hatte, in eine furchtbare Niederlage, die dem Ansehen des ärztlichen Standes um so mehr schadete, als nicht nur die Laien, sondern auch die Ärzte selbst die neue Methode ebenso kritiklos verließen, wie sie sie aufgenommen hatten. Denn ihr Mißerfolg war nicht begründet in dem Mittel selbst, sondern in

seiner falschen Anwendung nach dem Grundsatz: Viel hilft viel, der in Verbindung mit der unglückseligen rein symptomatischen Behandlungsweise die offizielle Heilkunde fast um alles Vertrauen gebracht hat: sowohl Koch selbst, als auch seine Schüler bedienten sich so großer Gaben des Tuberkulins, daß nicht seine Heil-, sondern seine Giftwirkung in den Vordergrund trat, und viele Kranke anstatt der gehofften Genesung Verschlimmerung des Übels, wenn nicht den Tod fanden. Dagegen hatten die Ärzte, die das Mittel in so kleinen Mengen anwandten, daß es keinerlei Krankheitserscheinungen erzeugte, in der That gute Erfolge zu verzeichnen: doch war ihre Zahl so gering, daß sie in der Menge der andern verschwanden.

Wenn aber auch die Einführung des Kochschen Tuberkulins in die ärztliche Praxis vorläufig mit einem großen Mißerfolg endete, so waren doch die Ergebnisse seiner Arbeiten von großer Bedeutung auf erkenntnistheoretischem Gebiet; alle Forschungen, die seit den letzten fünfzehn Jahren über die Infektionskrankheiten, ihr Wesen und ihre Bekämpfung angestellt wurden, nahmen entweder von hier ihren Ausgangspunkt oder mußten sich wenigstens von vornherein mit Kochs Untersuchungen auseinandersetzen. Von großer Wichtigkeit sind zunächst die Versuche, die künstlich abgeschwächten Giftkörper so zu verwenden, daß man sie anfangs in den allerkleinsten, vollständig unschädlichen Gaben in den Tierkörper einführte, diese allmählich steigerte, und so das Tier endlich dahin brachte, Giftmengen zu ertragen, die andre, unvorbereitete Tiere unfehlbar töteten. Beispiele dafür sind der Milzbrand, der Schweinerotlauf und die Tollwut.

Für die Tollwut, die ja auch durch den Biß tollwütiger Tiere auf den Menschen übertragbar ist, sind die Arbeiten Pasteurs deshalb von besondrer Bedeutung, weil es ihm gelang, ihre Ergebnisse auch für die Praxis verwertbar zu machen. Sie beruhen auf folgenden, durch mühsame, langwierige und scharfsinnige Untersuchungen ermittelten Thatsachen: 1. das Wutgift ist ein Nervengift: von der Bißstelle kriecht es längs der Nervenscheiden langsam aufwärts bis zum Rückenmark und den Zentralorganen und übt erst, wenn es dort angekommen ist, seine furchtbaren, fast stets mit dem Tode endigenden Wirkungen aus; 2. das Gift ist stets in dem Rückenmark wutkranker Tiere vorhanden, und es gelingt fast ausnahmslos, gesunde Hunde dadurch wutkrank zu machen, daß man ihnen kleine Teilchen des Rückenmarks wutkranker Tiere in eine Wunde bringt; 3. durch langsame Austrocknung des Rückenmarks läßt sich das Gift abschwächen; die Abschwächung ist um so stärker, je länger die Austrocknung dauert, sodaß man sich Wutgift schwächsten wie stärksten Grades künstlich bereiten kann.

Nach Feststellung dieser Thatsachen begann Pasteur mit den Versuchen, gesunde Hunde gegen das Gift zu immunisiren. Indem er anfangs die schwächste Form des Giftes anwandte und dann von Tag zu Tag zu stärkern Formen

überging, erreichte er endlich, daß seine Versuchstiere das stärkste Gift, das die unvorbereiteten, gesunden Kontrolltiere unfehlbar wutkrank machte und tötete, ohne jede Schädigung ihrer Gesundheit ertrugen. Ebenso blieben sie gesund, wenn sie von wutkranken Tieren gebissen wurden. Für die Tollwut hatte also Pasteur das Jennersche Problem gelöst, eine vorbeugende Methode zu finden, die, wie die Kuhpockenimpfung vor den echten Pocken, vor der Tollwut schützte. Aber eine Übertragung der Tierversuche auf den Menschen war unthunlich: wer sollte sich bei der Seltenheit der Krankheit dazu hergeben, sich gegen diesen fast imaginären Feind im voraus schützen zu lassen? Pasteur ging darum weiter: er benutzte die Thatsache, daß das durch den Biß auf gesunde Tiere oder Menschen übertragne Wutgift in der Regel mehrere Wochen braucht, ehe es den seine Wirkung vermittelnden Teil des Körpers, das Rückenmark, erreicht, zu dem Versuch, gebissene Hunde möglichst bald nach dem Biß durch rasch auf einander folgende Einspritzungen seiner abgeschwächten Gifte in der Nähe des Rückenmarks gegen die Wirkung des natürlichen Giftes zu immunisiren. Als auch diese Versuche gelangen, zögerte er nicht, sein Verfahren auch bei Menschen, die von tollen Hunden gebissen waren, anzuwenden, und zwar mit so günstigem Erfolge, daß das französische Parlament sehr bald bedeutende Mittel bewilligte, um von Staats wegen große Institute zu erbauen, in denen Pasteurs Heilmethode ausgeübt wurde.

Einen andern Weg, den Infektionskrankheiten vorbeugend und heilend beizukommen, schlug Dr. Behring bei seinen Untersuchungen über Diphtherie ein. Er legte sich die Frage vor, in welcher Weise wohl der Schutz, den die durch langsame Gewöhnung an das Infektionsgift gegen die Erkrankung gefeiten Tiere genössen, zustande kommen möge, und stellte die Vermutung auf, daß sich durch die Wechselwirkung des Gifts mit dem lebenden Organismus im Tierkörper selbst immunisirende Substanzen bildeten, die in irgend einer Weise, sei es durch chemische Bindung, sei es durch Veränderung des Nährbodens oder wie immer, die verderbliche Wirkung auch des stärksten Giftes aufhöben. Da, wenn dieser Gedanke richtig war, die immunisirenden Substanzen sich höchst wahrscheinlich im Blute befanden, so entnahm er dem Blute solcher Tiere, die er durch Gewöhnung gegen die stärksten Gaben seines Diphtheriegiftes fest gemacht hatte, seinen wässerigen Bestandteil, das Blutwasser oder Serum, und versuchte nun gesunde Tiere dadurch, daß er ihnen dieses Serum unter die Haut spritzte, gegen Diphtherie zu schützen. Das Ergebnis bestätigte seine Vermutungen: die mit Serum von durchseuchten Tieren behandelten gesunden Tiere waren fest gegen die Infektion, während sowohl die unvorbereiteten als auch die mit Blutserum von gesunden Tieren behandelten Kontrolltiere der Infektion erlagen. Gleichzeitig ergab sich, daß das Schutzserum keine Leben oder Gesundheit gefährdenden Eigenschaften hat, daß es unschädlich ist. Nach Feststellung der Schutzkraft suchte Behring nun noch zu ermitteln, ob dem

Serum auch Heilwirkungen gegen die bereits bestehende Krankheit eigentümlich seien: er begann, diphtheriekranke Tiere mit Einspritzungen von Blutserum durchseuchter Tiere zu behandeln. Auch hier hatte er so günstige Erfolge, daß er nun kein Bedenken mehr trug, seine Methode auch auf den Menschen zu übertragen. Ihre Ergebnisse haben wir im vorigen Hefte geschildert.

Überblicken wir zum Schluß noch einmal den Gang dieser Erörterungen, so sehen wir als Endergebnis einen zwar langsamen und oft unsichern, aber doch stetigen Fortschritt in der Erkenntnis und Behandlung der Infektionskrankheiten. Die Grundlage bildete für alle Forscher die geniale Arbeit Kochs, der die Erreger der Infektionskrankheiten nicht nur entdeckte, sondern sie auch isoliren, in Reinkulturen züchten und durch seine wunderbare Färbmethode als Wesen eigner und bestimmter Art erkennen lehrte, der ihre Stoffwechselprodukte, den Einfluß des Nährbodens auf ihre Entwicklung und ihre Lebensenergie, die Antiseptik, die Begriffe der Immunität und Anpassung studirte und endlich dazu überging, in den von den Krankheitserregern im befallnen Organismus selbst erzeugten Substanzen auch die Heilmittel der von ihnen verursachten Krankheiten zu suchen. Während aber Koch, Pasteur und die große Mehrzahl ihrer Schüler die Gifte und ihre Abkömmlinge selbst als Heilmittel verwerteten, gelang es Behring, ausgehend von denselben Grundlagen, aber seine Forschungen nach andrer Richtung ausdehnend, gegen eine der verderblichsten Infektionskrankheiten, den Würgengel der Kinderwelt, die Diphtherie, ein Mittel zu finden, das mit seiner vorbeugenden und heilenden Kraft zugleich die Eigenschaft verband, auf den Organismus, dem es einverleibt wird, keine schädigende Nebenwirkung auszuüben, und er erreichte somit das erhabne Ziel, zunächst eine der großen Volksseuchen mit großen Maßregeln ohne Gefährdung der Gesundheit erfolgreich zu bekämpfen. Darin liegt ein ebenso großer Triumph der wissenschaftlichen Arbeit als ein herrlicher Fortschritt in der Heilkunde, der uns einen tröstlichen Ausblick in die Zukunft eröffnet. Freilich werden auch hier die Bäume nicht in den Himmel wachsen: auch bei dieser scheinbar so zuverlässigen Heilmethode wird der Erfolg nicht immer sicher sein: denn es hat Epidemien gegeben und wird sie immer geben — jeder erfahrne Arzt hat sie erlebt bei der Diphtherie, beim Scharlach, bei der Cholera —, wo die Infektionsstoffe von solcher Giftigkeit sind, daß der Ergriffne wie vom Blitz getroffen zusammenstürzt und keine Macht der Erde ihn zu retten vermag. Auch die vorbeugende Behandlung, die Schutzimpfung würde hier schwerlich Hilfe gewähren; denn abgesehen davon, daß sie vom Staate zwangsweise eingeführt werden müßte, um zur vollen Geltung zu kommen, würde es wahrscheinlich notwendig sein, sie sehr häufig zu wiederholen, weil die Dauer des durch einmalige Impfung gewährten Schutzes nur kurz ist. Wenigstens bei der Diphtherie: sie befällt nicht, wie die Pocken, den Menschen in der Regel nur einmal, sondern wiederholt, und schon aus dieser Thatsache hätte man

den nur zeitweiligen Schutz der Impfung erschließen können, wenn ihn nicht Behrings Untersuchungen geradezu bestätigt hätten. Darin liegt aber gleichzeitig für alle eine Warnung und eine Mahnung: die Warnung, von den neuen Heilmethoden zu viel zu erwarten, und die Mahnung, die Bestrebungen der öffentlichen Gesundheitspflege, die durch ausgiebige Benutzung der freiwilligen Gaben der Natur, des Wassers, der Luft und des Lichts die Volksgesundheit zu heben sucht, nach wie vor mit allen Kräften zu unterstützen. Denn erst aus der Verschmelzung der praktischen Heilkunde mit der Hygiene wird der Volksgesundheit der mächtigste Schutz und die wirksamste Förderung erwachsen.

Hof und Bürgertum in der Geistesgeschichte Berlins

Die Entwicklung der deutschen Städte vor der Reformation und nach der Reformation ist grundverschieden. Bis zum sechzehnten Jahrhundert haben sie sich aus eigner Kraft entwickelt, von unten herauf, mit allen ihren materiellen und geistigen Trieben im Nährboden des deutschen Volkes wurzelnd, im wesentlichen unmittelbare Gebilde der Nation; vom sechzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert sind die wichtigsten von ihnen — Wien, Berlin, München, Dresden — in vieler Beziehung von oben her, anfangs von Fürsten selbst, dann mehr durch die Fürstenhöfe vorwärts gegängelt worden; und neben diesen tauchen damals eine Reihe kleinerer Residenzen in das Licht der Geschichte empor, die weder vorher noch nachher eine bedeutende Rolle im Geistesleben unsers Volkes gespielt haben: Kassel, Wolfenbüttel, Weimar.

Es ist die große Zeit des deutschen Landesfürstentums, die mit der Reformation endgiltig anhebt. Der Fürst stand nicht nur vermöge seiner Macht, sondern vielfach auch geistig geradezu an der Spitze seiner Unterthanen. Das hervorragendste Beispiel dafür, das aber keineswegs allein steht, ist um 1600 der hochbegabte und vielseitig gebildete Moritz „der Gelehrte" von Hessen-Kassel. Er war in der Theologie und in der Philosophie seiner Zeit zu Hause, in den alten wie in den neuen Sprachen bewandert, er hat eine Ethik und eine Metrik geschrieben, seine pädagogische Einsicht wie seine Gewandtheit im Disputiren wird gerühmt, er hat das Schauspiel nicht nur begünstigt, sondern selbst lateinische Dramen gedichtet, und mehr als das alles scheint ihn die Musik beschäftigt zu haben: wir haben zahlreiche geistliche und weltliche Kom-

positionen von ihm, die von seiner entschiednen musikalischen Begabung und von seinem Kunstverständnis zeugen; wir wissen, daß er die Orgel und andre Instrumente mit Beherrschung gespielt hat, er hat seine Hofkapelle erweitert und gebessert, für die drei Kirchen seiner Residenz neue Orgeln angeschafft und in den Kirchen und Schulen seines Gebietes zwei von ihm selbst bearbeitete Choralbücher eingeführt.

Gerade die Musik haben fast alle mit einer künstlerischen Ader begabten Fürsten bis zum Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts gehegt und womöglich ausübend gepflegt. Schon Heinrich Isaac war seit 1492 am Wiener Hofe symphonista regius, sein größter Schüler, Ludwig Senffl, war Kapellmeister in München, Heinrich Fink am polnischen und Leo Hasler am kursächsischen Hofe. Heinrich Schütz, ursprünglich ein Zögling von Moritz von Hessen, war eine Zeit lang hessischer, dann fünfundfünfzig Jahre sächsischer Kapellmeister, dazwischen haben Hessen und Sachsen vier Jahre lang um seinen Besitz korrespondirt. Bald nach 1600 blühten an vielen deutschen Residenzen Hofoper und Kammermusik empor — unsre Hofopernsänger und Kammervirtuosen sind ein Andenken an jene Zeit. Eine reiche Fülle von Kompositionen der habsburgischen Kaiser aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert wird jetzt ans Licht gezogen, Karl den VI. und Fux vermögen wir ebenso wenig zu trennen wie Friedrich den Großen und Quanz, und noch Kaiser Franz war ein leidenschaftlicher Freund des Quartettspiels: als er während der Schlacht bei Leipzig vier Tage hatte aussetzen müssen, rief er am fünften: Gottlob, jetzt können wir wieder Quartett spielen!

Das alles nicht von ungefähr. Die neuen Bestrebungen und Schöpfungen einer Zeit finden sich leicht zusammen, weil sie bei ihresgleichen nicht den mindesten passiven Widerstand der Tradition zu überwinden haben, so seit dem sechzehnten Jahrhundert das aufblühende Fürstentum und die neue Kunst, die Musik, die sich damals eben von der Sprache zu lösen begann. Freilich ist fast die ganze höfische Musik etwa von 1600 bis 1800 kein einheimisches Gewächs, und ausländisch, dem nationalen Leben fremd, ist die gesamte höhere Kultur der deutschen Fürstenhöfe jenes Zeitalters überhaupt gewesen.

Die bürgerliche Kultur tritt seit der Reformationszeit hinter der der Fürsten und ihrer Höfe zurück. Aber auch in diesem Schatten hat sich das protestantische deutsche Geistesleben doch verhältnismäßig kräftig weiter entwickelt. So gedeiht in Berlin bereits zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts unter und neben der landesherrlichen Musikpflege eine städtische an dem Kantorat der Nikolaikirche, und der Ruhm Johann Eccards, des kurfürstlichen Kapellmeisters seit 1608, wird abgelöst durch den des Kantors Johann Crüger. Eine kleine Zahl von Handelsstädten im Norden ist selbständig weiter gewachsen, namentlich Hamburg, in zweiter Linie Leipzig und Königsberg, und hier wurden überall neben den kommerziellen Interessen auch litterarische und künstlerische aller

Art gepflegt. So hat sich namentlich in ihren Mauern die neue heimische Kultur vorbereiten können, die in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die fürstliche ablösen sollte; man denke nur an Gottsched und Gellert, an Lessing und Kant. In Hamburg fanden in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts holländische Maler gute Kundschaft, eine zweite Heimat und Nachfolge, Denner und Schlüter, sonst freilich nicht in einem Atem zu nennen, stammen beide aus Hamburg; oder um bei der modernen Kunst jener Zeit zu bleiben: in Hamburg hat sich die erste deutsche Oper entwickelt, die den Namen verdient, und Händel gelernt, in Königsberg schuf Heinrich Albert, volkstümlichen Klängen sich nähernd, die Musik zu den bürgerlichen Dichtungen des Königsberger Kreises, und in der Leipziger Thomasschulkantorei erwuchs der fremden höfischen Kunst eine deutschere Schwester, die an Kraft und Tiefe das gesamte damalige Musikleben auf deutschem und außerdeutschem Boden übertrifft. Freilich auch Bachs Musik war doch noch eine Standeskunst, bürgerlich, halb gelehrt, trotz manches volkstümlichen Zugs nicht eigentlich volkstümlich, und darum hat auch sie nicht unmittelbar weiter leben können. Die erste wahrhaft deutsche Kunst, das erste rein deutsche Geistesleben seit den Tagen Dürers und Luthers quillt um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts: Mensch sein, natürlicher Mensch, frei von überlieferten gesellschaftlichen und geistigen Schranken, nur aus sich heraus, aber als Eines und als Ganzes leben und denken, das war das neue Ziel, von allen Seiten her vorbereitet und zunächst in der Dichtung mit Hilfe des Volksliedes errungen.

Wie dieses neue, individuellere, demokratischere, deutschere, wie unser Zeitalter das alte in unsrer Reichshauptstadt abgelöst hat, versuchen die folgenden Zeilen in flüchtigen Umrissen zu zeigen. Den Stoff zu einem ausführlichen Bilde hat Ludwig Geiger mit großem Fleiße in seinem Buche: Berlin. Geschichte des geistigen Lebens der preußischen Hauptstadt 1688 bis 1840 (Berlin, Gebrüder Pätel, 1894/95) zusammengetragen. Er hat keine Einleitung dazu geschrieben; wer es gelesen hat oder lesen wird, läßt sich vielleicht das folgende als nachträgliche oder vorläufige Einleitung dazu gefallen.

Das tiefste geistige Interesse überhaupt, das religiöse, hat dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert seinen Stempel besonders aufgeprägt. Die religiöse und kirchliche Entwicklung Berlins seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts ist mit den beiden Thatsachen des reformirten Hofes und einer lebenskräftigen protestantischen Bürgerschaft gegeben.

Dieser Zustand mußte aufseiten des Hofes zu versöhnenden, womöglich vereinigenden Versuchen führen oder doch Toleranz anraten, und in der That sind das die beiden Bahnen gewesen, in denen das preußische Königstum in der Hauptsache gewandelt ist, je nachdem der Herrscher persönlich eifriger in Glaubenssachen oder lässiger war. Toleranz, das auf dem Kasseler Gespräch 1661 zunächst bezeichnete Ziel, wurde auch zuerst erreicht, Paul Gerhard, der

treue, aber unduldsame Lutheraner, mußte 1666 aus Berlin weichen. Eine Berliner Konferenz von 1672 bis 1673, die über den Standpunkt der Toleranz hinausführen sollte, verlief ergebnislos, weil sich das orthodoxe Luthertum bedroht ahnte und von vornherein nur mißtrauisch teilnahm. Bezeichnend für das Gewicht der Landesherrschaft als politischen Körpers auch in religiösen Fragen ist der wiederholte Versuch, die kirchlichen Gegensätze zwischen Protestantismus und Katholizismus mit staatspolitischen zu verquicken. Schon um 1650 hatte Waldecks großartiger Unionsplan gegenüber Habsburg diesen Gedanken durchzuführen versucht, von neuem regte ihn Leibniz zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts an. Seine Pläne waren in erster Linie auf eine wirkliche Verschmelzung, nicht bloß friedliche Duldung beider Konfessionen gerichtet, dabei griff er aber sofort weit über Preußen hinaus, bis auf die Schweiz und England über: er sah im Geiste eine solidarische Verbindung des europäischen Protestantismus, deren Herz in Berlin schlagen sollte. Friedrich I. mußte sich für diesen Gedanken umso empfänglicher zeigen, als ihm die Wissenschaft soeben theoretisch die oberste Gewalt in allen äußern Fragen der Religion zugewiesen hatte — 1696 hatte Thomasius seine Schrift „Vom Rechte evangelischer Fürsten" veröffentlicht —, und ließ sich nicht auch die Unionsfrage theologisch als eine äußere Angelegenheit der Religion betrachten, nachdem bereits das Kasseler Gespräch die Lehrunterschiede für nicht fundamental erklärt hatte? So ging man denn mit bessern Erwartungen als vordem ans Werk: Ernst Jablonski, seit 1693 Hofprediger in Berlin, schrieb als Unterlage seine „Kurze Vorstellung der Einigkeit im Glauben," und 1703 trat die unerläßliche Konferenz, diesmal unter dem Namen collegium charitativum, zusammen. Weniger an ihr, als an der Hartnäckigkeit der Gemeinden hat es gelegen, daß auch dieser Anlauf zu einer Union völlig umsonst war, ja der Berliner Witz, schon damals im Volke lebendig, übergoß die Konferenz alsbald mit seinem Spott. Mit einigen Simultankirchen, die Friedrich I. trotzdem bauen ließ, war natürlich auch nichts gethan.

Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große haben sich auf Toleranz beschränkt, der Vater erklärte in seiner geraden Einfachheit den ganzen Unterschied für Pfaffengezänk, der Sohn that es in dem Bewußtsein seiner völligen Ablehnung nicht nur der lutherischen Orthodoxie, sondern des christlichen Glaubens überhaupt, zu der ihn der radikal-subjektive Charakter seiner französischen Bildung führen mußte. Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III. endlich sind in religiöser Beziehung wie andern geistigen Interessen gegenüber nur als Nachzügler zu verstehen. Mit Friedrich Wilhelm II., einer schwachen, anlehnungsbedürftigen Natur, deren Neigung zum Mystischen sich der Orthodoxie näher fühlen mußte als jeder andern religiösen Haltung der Zeit, mit diesem Nachfolger des großen Königs hatte Wöllner, der „intrigante Pfaff," wie ihn Friedrich der Große charakterisirt hat, leichtes Spiel. Am

3. Juli 1788 war Wöllner zum Leiter der geistlichen Angelegenheiten und zum Justizminister ernannt worden, und am 9. Juli bereits ist sein berüchtigtes Religionsedikt*) erlassen, ein selbstverständlich aussichtsloser Versuch, die längst — nicht zum wenigsten durch den Hof**) — im Grunde erschütterte Orthodoxie von oben her aufrecht zu erhalten; mit vollem Rechte fiel es dem Berliner Witz zum Opfer. Und Friedrich Wilhelm III., so rasch er auch Wöllner entließ, und so entschieden er auch sonst im Gegensatz zu seinem Vater stand, darin ähnelte er ihm doch, daß es mehr ein Rückwärts- als ein Vorwärtsschauen war, das ihm seine Kirchenpolitik eingab, das ihn veranlaßte, den Unionsgedanken seiner Vorfahren nun endlich durchzuführen. Daß der fürstliche Wunsch diesmal erfüllt wurde — am 31. Oktober 1817, an dem Jubeltage der Reformation, wurde die Union feierlich in Berlin eingeführt —, daß die Gemeinden jetzt nicht mehr widersprachen, war nicht das Werk des Königs und seiner geistigen Helfer von damals, sondern die Folge eines inzwischen im Volke herangereiften, vertieften protestantischen Denkens, das sich diese formale Entscheidung gefallen ließ, weil es ihr doch eine gute Seite abzugewinnen vermochte. Wo dagegen der reaktionäre Charakter der Kirchenpolitik des Hofes rein zu Tage trat, wie in dem Versuche des Königs, eine Liturgie einzuführen, wurde der energischste Widerstand laut; Schleiermacher scheute sich 1827 nicht, öffentlich auszusprechen: „Je mehr der Landesherr fortfährt, die Kirche von seinem Hoflager aus zu verwalten, die Behörden sich für Staatsdiener anzusehen, die Geistlichkeit sich der Autorität zu freuen, die sie auf ihrer Seite hat, und mit Großwürdenträgern und Ordensobern aus ihrer Mitte zu prunken, um desto mehr wird auch die Verrichtung***) des geistlichen Amts zu einem opus operatum herabsinken, und um desto mehr auch, ist einmal der Weg gebahnt, wird alles, was vom Geist bewegt wird und Ernst machen will mit dem kirchlichen Leben, zum Behuf wahrer Frömmigkeit sich von dieser Gemeinschaft ab und Kleinerem zuwenden."

Aus sich heraus hat das protestantische Bürgertum die Orthodoxie im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts überwunden. Das subjektiver werdende Gefühl hat die erste, der subjektiver werdende Verstand die zweite tiefere Bresche in den Dogmatismus gelegt, beide zusammen haben ihn, wenn man auch nicht sagen kann vernichtet, außerhalb des geschichtlichen Daseins gesetzt, so doch außerhalb des geschichtlichen Werdens. Und an Pietismus wie Aufklärung hat gerade das Berliner Bürgertum sein redliches Teil.

---

*) Dem noch im Dezember 1788 das Zensuredikt und 1798 die nicht weniger berüchtigte Schulmaßregelung folgten.

**) Man denkt natürlich zunächst an Friedrich den Großen, aber schon am Hofe Friedrichs I., namentlich in den Kreisen um seine französisch gebildete Gemahlin Sophie Charlotte, hatte das Freidenkertum großen Beifall gefunden.

***) Bei Geiger steht: Verachtung.

Daß die lutherische Gemeinde Berlins 1703 so wenig auf die Unionsbestrebungen ihres Fürsten einging, war die Folge des Pietismus, der in ihr damals Platz gegriffen hatte, und der ihr religiöses Interesse, an dem es nicht fehlte — zwischen 1695 und 1715 sind fünf neue protestantische Kirchen in Berlin gebaut worden —, völlig ausfüllte. 1694 war Spener an die Nikolaikirche berufen worden, und seine Bemühungen um ein individuelleres, gläubiges Verhältnis des Einzelnen zu Gott, um eine lebendige Volkskirche, um private Seelsorge über die Predigt hinaus fanden nicht nur Boden in Berlin, sondern siegten hier: noch Jahrzehnte nach Speners Tode sind die meisten Stellen an Kirchen und Schulen durch seine Anhänger besetzt gewesen. Kein Wunder, daß auch die Reden des Grafen Zinzendorf während seiner vorübergehenden Anwesenheit im Winter 1737 auf 1738 großen Zulauf und Dank in der Berliner Bürgerschaft fanden.

Kurz darauf trat Friedrich II. die Regierung an. Man hat oft gesagt, und auch Geiger sagt es wieder: „Unter ihm und durch ihn wurde Berlin die Stadt der Aufklärung." Das ist insofern richtig, als Friedrichs freigeisterisches Beispiel und das Beispiel seines Hofes nicht ohne Wirkung nach unten blieb, und daß seine Toleranz für jede Art religiösen Lebens die Bahn frei gehalten hat. Im Grunde ist aber doch auch die Aufklärung in der Bürgerschaft erwachsen, sie war ein notwendiger Seitentrieb zum Pietismus. Das hindert nicht, daß ihre Hauptverfechter aus den Reihen der Pietisten hervorgegangen sind: gerade die Übertreibung des Gefühls in der Religion wurde der Anlaß, den Kampf gegen die Orthodoxie auf das Gebiet des Verstandes überspringen zu lassen. Schon der seltsame „Sturmvogel der Aufklärungszeit," Johann Konrad Dippel, war von Haus aus Pietist: von 1704 bis 1707 agitirte er in Berlin für seine rationalistischen Ideen. Zu einem dauernden Ferment in Berlins Geistesleben ist die Aufklärung erst viel später geworden, aber auch damals war ihr wirksamster Vertreter ein Kind des Pietismus. 1747 kam Johannes Edelmann nach Berlin, und zwanzig Jahre stellte er hier eine geistige Macht dar, schon 1755 waren nicht weniger als hundertvierundvierzig Gegenschriften gegen ihn erschienen, teilweise dreibändige Werke, ein ebenso starker Beweis für die Größe seiner Anhängerschaft wie seiner Gegnerschaft. Und in der That fand er thätige Anhänger nicht etwa bloß unter den Geistlichen, sondern erst recht im Kaufmanns-, Gelehrten- und Beamtenstande: Nicolai, Biester, Gedike sind als die rechten Träger der Berliner Aufklärung bekannt. Sie trat mit sehr verschiednem Nachdruck, bald milder, bald heftiger auf, ihre populäre Wirkung aber ist gar nicht zu überschätzen. Daneben griffen die beiden Gruppen der Berliner Franzosen und Juden, durch ihre überwiegend verstandesmäßige Anlage dazu befähigt, zu Gunsten der Aufklärung ein, Moses Mendelssohn ist ihr bekanntester Vertreter geworden. Sie durchdrang den schon damals ansehnlichen Schwall von Berliner Zeitungen und Zeitschriften, sie be-

mächtigte sich — allerdings nicht in allen Gemeinden — des Berliner Gesangbuchs, und in den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts bürgerte sie sich schließlich auch im Volksunterricht ein, überall predigte sie eine nüchterne Nützlichkeitslehre und ersetzte die Religion mehr oder weniger durch einseitig subjektive Moral.

So waren zu Ende des Zeitalters Hof und Bürgerschaft Berlins in der religiösen Entwicklung immer weiter auseinandergegangen. Die Union, die 1817 erreicht wurde, konnte das nicht mehr bedeuten, was vor hundert Jahren in dem praktischen Interesse der preußischen Fürsten gelegen hatte. Der territoriale Gedanke hatte sich überlebt, die Geschichte spielt immer mehr in den bürgerlichen Schichten. Auch in Wissenschaft und Kunst wurden Fürst und Hof aus ihrer thatsächlich führenden Stellung im Verlaufe des Zeitalters schließlich in die von bloßen Rahmengebern für das geistige Leben gedrängt, und kaum diese Rolle blieb ihnen.

Welch glänzendes Bild des geistvollen, wissenschaftlich interessirten Berliner Hofes am Ausgange des siebzehnten Jahrhunderts! Leibniz, seit 1694 mit ihm in Verbindung, ist die Licht und Leben spendende Kraft, die Hand reichen ihm die gescheite und liebenswürdige Sophie Charlotte — die Theodicee zieht die Summe einer Reihe von Gesprächen zwischen ihr und Leibniz — und ein deutscher Fürst, der den Plan zur Begründung einer Berliner Akademie mit Verständnis und Begeisterung durchführte und dem eingehenden Arbeitsentwurf eigenhändig hinzufügte, daß die Akademie auch wirken solle zur „Erhaltung der Reinigkeit der deutschen Hauptsprache.“ Wie bald sollte sie den umfassenden Charakter verlieren, den ihr Leibniz zugedacht hatte, wie bald den einer deutsch gesinnten Genossenschaft, wozu sie Friedrich hatte machen wollen! Friedrich Wilhelm I. vernachlässigte sie völlig, er interessirte sich mehr für gelehrte Wunderkinder, und in dieser altmodischen Richtung aufs Kuriose folgte ihm die Akademie; Friedrich II. französirte sie. An Stelle des alten Namens einer „Sozietät der Wissenschaften“ trat der neue Académie royale des Sciences et des Belles Lettres de Prusse, an Stelle der lateinischen Sprache der Abhandlungen nicht wie anderwärts die deutsche, sondern ausschließlich die französische. Der religiöse, der nationale und der praktische Zug wurden getilgt zu Gunsten eines „rein“ wissenschaftlichen, internationalen Charakters, d'Argens, d'Alembert, Condorcet waren die Hauptberater des Königs in Sachen der Akademie. Dieser französische Charakter wurde ihr zwar unter Friedrich Wilhelm II. wieder genommen, aber nicht aus einer positiven, sondern aus einer negativen Überzeugung: zugleich mit dem Franzosentum dachte man die Aufklärung zu treffen, Obskuranten drängten sich ein, Biester und Nicolai bewarben sich damals vergeblich um Aufnahme. Die bürgerliche Wissenschaft, die sich ihr anfangs selbstverständlich unter- und eingeordnet hatte — das schönste Beispiel dafür ist der vielseitige, überall gründliche Johann Leonhard Frisch, seit 1698

in Berlin, zuerst Subrektor, dann Konrektor, seit 1727 Rektor des grauen Klosters, schließlich „kontribuirendes Mitglied“ aller vier „Departements“ der Akademie —, sie mußte nach eignen Formen ringen. So kamen in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in Berlin bürgerliche Sonderakademien und Einzelvorträge auf, auch das gelehrte Leben nahm individuellere, demokratischere Züge an.

Völlig stirbt denn auch endlich das Zeitalter der Landesherrschaft auf dem Gebiete der Kunst im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts ab. Gerade der Berliner Hof ist auch hierfür typisch. Im Mittelpunkt der höfischen Kunst steht um die Wende des siebzehnten Jahrhunderts die Architektur, die Kunst, die unter den bildenden ihrem Wesen nach zunächst berufen war, praktisch-staatliche Ideen in die Erscheinung umzusetzen. 1695 starb der kurfürstliche Oberingenieur Nering, der das Berliner Zeughaus entworfen hatte, Andreas Schlüter übernahm die Vollendung des Baues. 1699 begann der Umbau des Schlosses unter Schlüter, 1703 schuf derselbe Schlüter, ebenso groß als plastischer wie als architektonischer Bildner, die eherne Reiterstatue des Großen Kurfürsten. Schlüters kraftvolle Größe, die auch in fremden Formen heimische Empfindungsweise auszudrücken vermag, läßt sich mit der Gestalt Händels vergleichen. Und wie Händel, fand auch er keine Nachfolge; der Geist der Renaissancekunst war und blieb dem Volke fremd. Friedrich Wilhelms I. bürgerlichere, deutschere Art hat für die architektonische Entwicklung Berlins die merkwürdige Folge gehabt, daß eine Periode des Zopfstils hier dem Rokoko vorausläuft, bis dieses dann auch wieder dem Zopf anheimfällt. Eine andre kunstgeschichtliche Verwirrung, wenn man so sagen darf, entsteht dann unter Friedrich dem Großen dadurch, daß sich eine ästhetische Bildung bürgerlicher Richtung mit der des Königs kreuzt. Friedrich hing dem französischen Rokoko an, Knobelsdorff war ein Geistesverwandter Lessings und Winkelmanns: sein gesunder Wirklichkeitssinn glaubte zum erstenmal im Griechentum die Natur zu finden, das menschlich Wahre, das er suchte, und so erlebte Berlin 1743 ein Opernhaus in Gestalt eines Apollotempels. Der Dualismus des künstlerischen Ideals zwischen Friedrich und Knobelsdorff tritt deutlich seit 1744 bei der Erbauung von Sanssouci zu Tage und führte damals auch zu einer Verstimmung zwischen beiden und schließlich zur Scheidung. Friedrich war von da an sein eigner Oberarchitekt; trotz vieles an sich schönen, was er hat schaffen lassen, fehlt seiner Architektur, auch in ihren spätern Wandlungen, Leben und Entwicklung, sie war ein fremdes, von einem gewandten Geiste nachgemachtes, aber nicht erlebtes Ding.

So gut wie seine Musik. In italienischem, teilweise auch französischem Geschmack hat er selbst komponirt — am besten sind ihm anmutige siciliani im Sechsachteltakt gelungen — und sich vorspielen lassen; Händel und Bach verstand er nicht. An seinem Hofe und an dem seiner beiden Nachfolger blühte,

so viel auch musizirt wurde, doch kein gesundes Musikleben. Die Musik war wie die andern Künste nur ein Teil des welschen höfischen Privatglanzes. So verschrieb sich noch Friedrich Wilhelm III. 1819 für ein ungeheures Honorar den Italiener Spontini aus Paris: nachdem dieser am 28. Mai 1820 in Berlin eingetroffen war, dirigirte er endlich am 14. Mai 1821 zum erstenmal seine Olympia. Genau fünf Wochen dauerte seine Herrlichkeit: am 18. Juni 1821 erlebte Webers Freischütz in dem neu erbauten Berliner Schauspielhause seine erste Aufführung. Friedrich Wilhelm III. sah es nicht oder wollte es nicht sehen, daß sich das musikalische Berliner Publikum von diesem Tage an offen in zwei Parteien schied, und daß sich die nationale Partei, an Geist, Gemüt und Bildung die überragende, um Weber scharte; er hielt an Spontini fest und erneuerte ihm 1830 den zehnjährigen Kontrakt. Am 7. Juni 1840 starb der König; als Spontini, rasch mit Friedrich Wilhelm IV. verfeindet, nach einer längern Pause am 2. April 1841 den Don Juan dirigiren wollte, trieb ihn das Berliner Publikum unter furchtbarem Getöse aus dem Orchester hinaus, ein nicht gerade würdiges Verfahren, aber doch eine Art Volksgericht, die energische Abschüttlung dieses letzten Restes alter, fremder Hofkultur durch deutsches Bürgertum in Berlin.

Welch eine Wandlung des geistigen Zustandes seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts! Eine deutsche Partei kann in Kunstfragen einen ausländischen Schützling des Hofes in der Öffentlichkeit vernichten! Wie das Ereignis einerseits das letzte Nachspiel eines vergangnen Zeitalters ist, so ist es auf der andern Seite das Ergebnis verschiedner Teilentwicklungen einer inzwischen neu angebrochnen Geistesperiode.

Pietismus wie Aufklärung liegt auf dem Wege von individueller zu subjektiver Bildung. Demselben Ziele führte die tiefere Erkenntnis des griechischen Altertums zu und die Emporhebung der altgriechischen über die altrömische Kultur, Homers über Virgil, die wir namentlich Lessing und Winckelmann verdanken; und indem sie auf ein eignes, reines, aus sich heraus erwachsenes Menschentum eines fernen Volkes wies, lehrte sie, auch ohne es auszusprechen, daß jeder einzelne in *seinem* unverfälschten Volkstum die innersten, echtesten Züge seines Ich finden müsse. Das deutsche Ich, das so von allen Seiten auf sich selbst gewiesen war und zugleich den Ruf nach einer Rückkehr zur Natur vernahm, fand sich rein in dem Denken und Dichten des deutschen Volkes. Damit ist die Volksliedbewegung der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gegeben. Herder und der junge Goethe tragen ihr die Fahne voran. Ein kühner Vorläufer ist Bürger, der bereits den Satz aufgestellt hat, der Stempel des echten Kunstwerks sei die Popularität, eine Forderung, mit der sich Goethe herrlich und wie von selbst im Götz, im Egmont und in seinen schönsten Balladen, z. B. im Fischer, mit der sich auch Schiller schön im Tell abgefunden hat. Unsre ganze Balladen- und Romanzendichtung setzt mit Bürgers Bänkel-

sängerromanzen ein; so wurde aus dem Quell des Volksliedes eine deutsche Kunst geboren.

Wie in drängendem Frühlingssturm haben die dichtenden Genies die Aufklärung im deutschen Kunstleben überwunden, gleichzeitig wurde sie auf philosophischem Gebiet in den Schatten gestellt durch die stille, gewaltige That Kants. Lessing und Herder, Goethe, Schiller und Jean Paul sind alle in ihrer Weise durch die Aufklärung hindurchgegangen; von Kant kann man sagen, daß er von ihr ausgegangen sei. Er knüpft an ihren Wahlspruch an „Habe den Mut, dich deiner eignen Vernunft zu bedienen“ und erfüllt zu dessen Bewährung die nächste Aufgabe, indem er die reine Vernunft kritisch untersucht und ihr dann die sittlichen Gebote der praktischen Vernunft zur Seite stellt. Vergebens kämpfte der alte Nicolai unter der Fahne des gesunden Menschenverstandes gegen den Kritizismus; gerade in Berlin fand Kant rasch Aufnahme und bereitete so den großen Berliner spekulativen Genies den Boden: dem deutschen Riesen Fichte, dem starken Vollender des Subjektivismus, und den beiden Romantikern Schelling und Hegel.

Die Genieperiode hat man wohl einen Vorläufer der Romantik genannt. In Wahrheit ist aber die Genieperiode die Hauptbewegung, und die Romantik kann man nur als eine halbwahre Nachzüglerin dazu betrachten. Dieselben Ideale, die in der Genieperiode mit der ganzen Kraft des Individuums erfaßt worden waren und darum natürlich und gesund gewirkt haben, wurden später von gebildeten bürgerlichen Kreisen, namentlich auch Berlins, denen wohl Geist, aber keine rechte Gesamtkraft des Individuums zur Verfügung stand, mit einer gewissen geistigen Überlegenheit und Spielerei nochmals aufgenommen und haben so zu der künstlichen Romantik Tiecks und Wackenroders und der Brüder Schlegel geführt.

In gesunden bürgerlichen Kreisen Berlins faßte dafür die Geniezeit mit ihrem Kern Boden, mit dem deutschen Liede. Schon das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch fand in Berlin unter der instrumentalen Hofmusik eine bescheidne bürgerliche Musikgattung, das gesellige Lied, vielfach Pflege, namentlich seit Johann Abraham Peter Schulz, der geradezu der Begründer einer Berliner Liederschule zu heißen verdient. Diese Kunstrichtung entspricht ähnlich wie der Zopfstil und Chodowieckis Bilder der Aufklärungszeit, die Komponisten waren nicht um ein musikalisches Nachschaffen der Lieder, sondern nur um eine schlichte Tonfolie für sie bemüht. In den neunziger Jahren traten dazu als eine „Opposition gegen die Art, wie die verwelschte und geistig wie sittlich herabgekommne Hofgesellschaft die Musik trieb und protegirte,“ unter dem tüchtigen, derben Zelter die Berliner Singakademie und bald auch die Liedertafel, der erste deutsche Männergesangverein seit den städtischen Meistersingern längst vergangner Tage, er wie einst sie ein Zeichen eines demokratischen Zeitalters. Das Bewußtsein des eignen Wertes, die Liebe zum Vater=

lande, das Streben, die heimischen Tugenden zu pflegen, war hier lebendig, und es konnte sich auslassen, als ein genialer Komponist dieser Liedertafel deutsche Lieder ihrer Zeit zu singen gab: das waren Webers sechs Lieder aus Körners „Leyer und Schwert.“ Webers edle Volkstümlichkeit, die auch in seinen Instrumentalkompositionen waltet, hat dem neuen Berliner Musikleben an der Schwelle unsers Zeitalters hier wie in der Oper ihren Stempel aufgeprägt.

Neben der Romantik erwuchs aus der Genieperiode heraus der Klassizismus überall da, wo man nicht erkannte, daß das Griechentum ja nichts andres lehre als eben das Nationalitätsprinzip. In der Architektur jener Zeit wurde überall unmittelbar von der Zopfzeit her die Brücke zu diesem Klassizismus geschlagen, in Berlin besonders früh und entschieden, vielleicht infolge Knobelsdorffs Vorbereitung. Eine Art von einheimischer naturalistischer Architektonik der Genieperiode lugt höchstens in dem englisch angelegten Neuen Garten, der das Marmorpalais umgiebt, schüchtern zwischen den beiden Perioden hervor. Unter Friedrich Wilhelm II. hat bereits der Klassizismus die Herrschaft — 1793 begann Langhans das Brandenburger Thor zu bauen —, und er behielt sie auch auf lange Zeit hinaus, da ihn eine so kraftvolle Persönlichkeit wie Schinkel bis gegen Ende der Regierung Friedrich Wilhelms III. vertrat. Auch in der krankhaften Sehnsucht nach dem ewig unerreichbaren griechischen Ideal liegt eine entschiedne Romantik — sollte man darin die Erklärung dafür finden, daß Schinkel zeitweilig zwischen hellenischem und altdeutschem Kunstideal geschwankt hat? Für das künstlerische Bild Berlins hat freilich seine romantische Periode wenig Bedeutung gewonnen: seine Pläne in dieser Richtung sind meist nicht ausgeführt worden; auch im Jahre 1810, als er für die Begräbniskapelle der Königin Luise eine gotische Halle ersonnen hatte, wurde nicht diese, sondern der bekannte kleine dorische Tempel von Gentz ausgeführt.

Gleichviel ob gotisch oder dorisch — das eine war so wenig lebende heimische Kunst wie das andre, das deutsche Bürgertum ist es, das beide Ideale aufgestellt hat, und von der Genieperiode stammen sie beide ab. Auch auf wissenschaftlichem Gebiete bethätigte es sich alsbald in Berlin nach beiden Richtungen hin, in der Wissenschaft überwiegt allerdings zunächst die Romantik — Friedrich August Wolfs Berliner Zeit ist nichts mehr gegen seine Hallische. Ein Zeichen dafür, daß diese Wissenschaft keine höfische Pflanze mehr war, wurde die Berliner Universität, ein Geschenk des neuen Zeitalters als Seitenstück zu der Akademie des verflossenen.

So siegte auf allen Gebieten des Geistes das Neue, die demokratische über die aristokratische Kultur, das ganze wahre freie Ich über den geteilten und gebundnen Menschen. Doppelt gewaltig erscheint diese Wendung in unsrer Geschichte durch die gleichzeitige Nötigung für alle Deutschen, sich politisch

unter einem Gedanken zu versammeln und den neuen Geist im Dienste des Vaterlands Mann für Mann zu bewähren: die ernste opferwillige Begeisterung Berlins während der Freiheitskriege ist vielleicht das schönste Ruhmesblatt in seinem geistigen Leben überhaupt.

Unsre Pflicht im Transvaal*)

Der lange hinausgeschobne Zusammenstoß zwischen Deutschland und England ist da. Es hilft kein Verschleiern und wird auch weiterhin kein Verkleistern helfen. Transvaal offen zu halten für deutsche Auswanderung und Unternehmung, wie sich nun auch seine durch den unglücklichen Vertrag mit England vom 27. Februar 1884 einmal verkrüppelte politische Stellung entwickeln möge, ist unsre aus dem Ausbreitungsbedürfnis unsers Volks klar sich ergebende, billige und gerechte Forderung. Ihre Erfüllung versuchen die ränkevolle Diplomatie Altenglands und die beutegierigen Banden Jung-Britischafrikas unmöglich zu machen. Die Südafrikanische Republik ist seit der schmachvollen Niederlage, die sich die Engländer 1881 am Majubaberg von den Buren geholt haben, den Großengländern jeder Farbe ein Dorn im Auge. Seitdem sich Deutschland an der Westküste Südafrikas festgesetzt hat, schien die Gefahr näher gerückt, daß sich dieser letzte unabhängige Burenfreistaat der britischen Machtausbreitung entgegenstellen könnte. Sein Goldreichtum machte seinen uneingeschränkten Besitz

*) Im 27. Heft der Grenzboten des vorigen Jahres steht S. 7 bis 21 in der Reihe der Beiträge „Zur Kenntnis der englischen Weltpolitik" eine eingehende Darstellung der Lage der zwei Burenfreistaaten und der englischen Bestrebungen, sie zu überwältigen. Die Bedeutung der südafrikanischen Vorgänge für Deutschland und England können wir auch heute nicht besser aussprechen als durch die Schlußworte dieses Aufsatzes, der auf die Frage: Warum in England soviel Lärm über Südafrika? die Antwort in der Eigentümlichkeit des südafrikanischen Problems findet, unauflöslich verknüpft zu sein mit der Stellung der Burenfreistaaten, Deutschlands und Portugals in Afrika und zur englischen Reichspolitik: „Die dort erreichten Erfolge werden als Kraftproben angesehen, deren Wert um so höher angeschlagen wird, als sie auf einem Boden angestellt worden sind, der schwere Niederlagen der englischen Politik gesehen hat. Nun wohlan, auch für uns ist hier Gelegenheit, Kraftproben abzulegen. Für uns bedeuten diese Burengebiete mit dem dazu gehörigen Küstenlande, ein mit Deutschland an Größe vergleichbarer Raum, sehr viel, nichts weniger als eine letzte große Möglichkeit. Ihr Aufgehen in dem englischen Kolonialreich wäre die Verlegung des letzten Weges zu einer politisch selbständigen deutschen Ackerbaukolonie in einem Lande gemäßigten Klimas. Wird uns England diesen Weg verlegen? Wenn Deutschland Ernst zeigt, nie!"

noch wünschenswerter als den der Goldfelder an der streitigen Venezuelagrenze und in dem zweifelhaften Grenzstreifen Alaskas. Goldländer zu gewinnen ist ja ein Grundgedanke der englischen Weltpolitik. Im gegenwärtigen Augenblick mochte es scheinen, als ob jener leichter zu erlangen sei als diese, denn keine afrikanische Großmacht ruft ihr gebieterisches „Hände weg!“ Nur das zerrissene Europa steht der unersättlichen Rasse gegenüber, die sich berufen glaubt, alle besten Länder der Erde zu besitzen.

Werden sich Deutschland und Frankreich nicht auch diesmal einigen wie in Ostasien? Daß man es doch hoffen dürfte! Frankreich weiß, daß auch seine Besetzung Madagaskars in England und Südafrika als ein Eingriff in die providentielle Zuteilung Afrikas an die anglokeltische Rasse angesehen wird. Gleich hinter der Hinausdrängung Deutschlands aus Südwestafrika kommt auf dem Programm der Großengländer die Rückgewinnung von Madagaskar, das die Dolmetscher der Ansichten von Cecil Rhodes als ein natürliches Anhängsel Südafrikas aufgefaßt sehen wollen.

Aber Deutschland steht der Frage der seit Jahren von London und der Kapkolonie aus unaufhörlich unterwühlten und bedrohten Unabhängigkeit der südafrikanischen Buren doch ganz anders gegenüber als jede andre Macht der Welt. Diese Niederdeutschen sind von unserm Blut. Die tragische Geschichte ihrer kein Mittel scheuenden Verdrängungen aus einem mit Schweiß und Blut gedüngten Kolonialgebiet Südafrikas ins andre durch die bei jedem Zusammenstoß geschlagnen, zuletzt aber durch die Überlegenheit ihrer weitblickend schlauen Staatskunst siegreichen Engländer macht uns mitzittern und treibt uns die Röte des patriotischen Zornes auf die Stirn. Das ist der Kampf zwischen anglokeltischer und teutonischer Kolonisation. Mit der Zeit ist daraus auch ein Abschnitt in dem großen, weit angelegten Plan geworden, alle irgend erlangbaren Länder der Erde, wo Weiße wohnen können, für England mit Beschlag zu belegen. Die Buren, indem sie sich der Ausdehnung des weltweiten Netzes der wirtschaftlich geknüpften und dann politisch befestigten Einflußfäden der englischen Weltherrschaft über ihren Winkel Südafrikas entgegenstemmten, sind vom Schicksal zu einer über alles Erwarten wichtigen Aufgabe gerade jetzt berufen worden, wo jene noch mehr rücksichtslose als schlaue Politik der großen Geld- und Handelsmacht an allen Enden der Welt erkannt und in demselben Augenblick natürlich und notwendig bedroht wird. Die Stammverwandtschaft und das gemeinsame Interesse an der Zurückdrängung der englischen Land- und Goldgier gerade in Südafrika hat die Südafrikanische Republik an die Seite Deutschlands geführt. Deutschland will und braucht keinen Streit mit England, aber es erkannte glücklicherweise früh genug die Notwendigkeit, mehr gegen England als irgend eine andre Macht sein Recht auf naturgemäße Ausbreitung im Welthandel und Kolonialbesitz kräftig zur Geltung zu bringen. Hoffentlich

genügt auch diesesmal wie in den zahlreichen Fällen, wo Deutschland John Bulls breite Ellbogen zu fühlen bekam, ein derber Gegenstoß als Hinweis, daß wir feststehen. Doch wird diese Begegnung unzweifelhaft eine tiefere Spur lassen, denn sie ist schon heute mit einer empfindlichen Niederlage der englischen Politik verknüpft.

Wir gehen nicht auf die Mitwissenschaft der amtlichen Kreise Englands ein; sie ist für jeden, der mit südafrikanischen Angelegenheiten bekannt ist, unzweifelhaft.*) Erinnern wir doch nur an ein einziges Wort Salisburys in einer Parlamentssitzung des letzten Winters: „Selbst die Regierung von Transvaal, so feindlich sie uns gesinnt war, findet allmählich den Druck der Thätigkeit der Engländer rings umher so stark, daß sie langsam nachgiebt, und wir zweifeln nicht, daß durch freundliche und friedliche, wenn auch unwiderstehliche Mittel Transvaal gezwungen werden wird, sich der Konföderation anzuschließen, die eigentlich schon fertig ist.“ Die Zukunft wird noch andre Dinge an den Tag bringen. Die Verbindung höchstgestellter Personen, vom Prinzen von Wales abwärts, mit den Besitzern der Diamant- und Goldminen Südafrikas zu gemeinsamer Ausbeutung, zu denen ebenso der Minister der Kapkolonie und Dirigent von Britisch-Südafrika, Cecil Rhodes, wie dessen Lord Kommissar, der Vertreter der Krone im Kapland, Hercules Robinson, vor allem aber auch Rothschild gehört, giebt allen englischen Unternehmungen in Südafrika einen ganz ausgesprochen phönizischen Charakter. Wie selbstbewußt sich auch die englischen Blätter jetzt stellen mögen, wir sagen voraus, daß noch in ihren eignen Spalten die offne Besprechung dieser südafrikanischen Diamant-, Gold- und Machtspekulation, die unvermeidlich geworden ist, die englische Politik mit Schande bedecken wird. Doch davon bei passenderer Gelegenheit.

Wichtiger ist jetzt für uns die Frage: Was kann und soll nun Deutschland thun? Es muß der Südafrikanischen Republik beistehen, den Grad von politischer Unabhängigkeit zu bewahren, den ihr jener Londoner Vertrag gelassen hat. Es muß das Gebiet wirtschaftlich offenhalten, das die Großengländer und die Kapengländer um die Wette in ihre Zollsysteme ziehen, d. h. für Englands Ausbeutung vorbehalten möchten. Das ist aber nur möglich, wenn Deutschland im Verein mit dem nächstbeteiligten Grenznachbar in Südostafrika,

*) Wie klar vor allen Augen, die sich überhaupt Südafrika in diesen letzten Monaten zugewandt haben, die Bedrohung der Unabhängigkeit der Burenfreistaaten lag, beweist ein Artikel „Der Untergang von Transvaal,“ der vor dem Einbruche der Engländer geschrieben wurde und am 2. Januar in der ersten Nummer der „Deutschen Wochenschrift“ in Berlin erschienen ist. Sein Verfasser ist der mit afrikanischen Dingen wohlvertraute Dr. Schröder-Poggelow. Es heißt dort u. a.: „Die Organisation der Engländer zum Kampf gegen Transvaal wird im Lande selbst ganz offen betrieben, und die Ziele der englischen Vergewaltigung treten klar hervor.“

Portugal, und womöglich mit Frankreich und den Vereinigten Staaten für die Südafrikanische Republik den Weg zum Meere frei macht, der für ihr selbständiges Gedeihen unentbehrlich ist. Das ist die klare, aus den Dingen sich ergebende Lösung, die vergiftende Halbheiten beseitigen wird. Die Republik hat Rechte auf den dabei in Frage kommenden Küstenstrich, das Tongaland, deren Anerkennung England an ihren Eintritt in den südafrikanischen Zollverein geknüpft hat. Das ganz ähnlich zur Südafrikanischen Republik liegende Swasiland haben sie ihr letztes Jahr zurückgeben müssen. Es ist weniger wertvoll, weil es nicht das Meer berührt. Nur mit dieser freien Küste können sich die Burenfreistaaten wirtschaftlich frei erhalten, und das ist endlich doch immer die Vorbedingung der Loslösung von der unerträglichen Abhängigkeit von England, die 1884 ohne zwingende Not eingegangen wurde. Von den Transvaalburen muß das Joch genommen werden, daß sie alle Verträge (außer denen mit dem Oranje-Freistaat) mit andern Mächten, auch selbst mit Negerfürsten, England zur Genehmigung vorlegen müssen. Wir wissen wohl, daß es für England ein bitterer Bissen sein wird, den man ihm wahrscheinlich nicht in der ersten Überraschung beibringen kann. Wir hoffen aber, daß es unsrer Regierung mit Ausdauer und Unerschrockenheit gelingt. Sollte es eines Tages sogar möglich werden, einen der dem Transvaal vorgelagerten portugiesischen Küstenstriche des sogenannten Freistaats von Ostafrika für Deutschland zu gewinnen — warum sollte nicht ein Gebietstausch zwischen dem Süden Deutschostafrikas und dem Süden Portugiesischostafrikas möglich sein? —, so stünde Deutschland dem unabhängigen Transvaal unmittelbar zur Seite. Das wäre eine Lösung im großen Stil, die nur eins entschieden verlangt, was hoffentlich Deutschland jetzt leichter geworden ist als sonst: eine Politik von gesundem Egoismus, die stets bereit ist, England einen kleinen Teil der Rücksichtslosigkeit heimzuzahlen, die es seit lange an Deutschland verschwendet hat.

Viel mehr als die Staatskunst kann aber auch in diesem Falle die Nation selbst mit der unablässigen Arbeit der Einzelnen leisten. Sympathiekundgebungen sind schön. Aber das sind nur Sträußchen, die durch die Luft fliegen; sie liegen dann am Boden und welken. So wie es nicht die Haltung der englischen Staatsmänner und Kolonialbeamten ist, die die Gefahr für die Burenstaaten bildet, sondern die vielberufnen 60000 Engländer auf dem Boden der Südafrikanischen Republik, so nutzt die Haltung unsrer Diplomatie, und wäre sie noch so wirksam, nichts ohne den Rückhalt der deutschen Kolonisation, des deutschen Handels und Verkehrs. An den Fäden, die in dieser Beziehung angesponnen sind, muß rüstig weitergesponnen werden, sie müssen stärker, dichter, zahlreicher werden. Denn nur die Macht steht fest, die im Boden wurzelt, und der Fleiß der Einzelnen ist das Mark der Politik.

Die Kunst

Erzählung von Theodor Duimchen (in Dresden)

Ein Mann kletterte die steile Waldschneise empor. In tiefer Einsamkeit: fern unter ihm rauschte der Waldbach, über ihm bewegte ein lauer Wind leise die Kronen der Buchen, die goldiggrün von den schon schräg fallenden Strahlen der Abendsonne beleuchtet wurden.

Es war ein heißer Tag im August gewesen, der Boden dampfte warm im Laubwalde. Erst ganz oben wurde es ein wenig luftiger. Schmal, schnurgerade zog sich der Aufhieb durch den Forst, fast genau von Nord nach Süd. Die schon ziemlich tief im Westen stehende Sonne warf dichte Schatten über den schmalen Pfad. Lautlos schritt der Wandrer auf dem dicken Teppich von altem Laub und Moos. Er nahm den weichen Filzhut ab und trug ihn in der Linken, während die Rechte den Stock führte: eine derbe Eiche mit spitzer, dreikantiger Stahlzwinge.

Es war kein Jüngling mehr, der da hoch aufgerichtet, barhaupt durch den ragenden Hochwald schritt. Kurz gehaltnes Haar bedeckte nur noch mangelhaft den großen Schädel, dessen Form sich dadurch besonders deutlich zeigte. Der Mann hätte aussehen können, wie er wollte, an dem Schädel schon erkannte man, daß man keinen Durchschnittsmenschen, keinen aus der Töpferware der Natur vor sich hatte: die kantigen Formen des Kopfes, die starken Wölbungen über Augen und Schläfen machten einen ganz eigen fesselnden Eindruck. Aber auch das Gesicht selbst fesselte, es war das eines Denkers und Kämpfers zugleich. Über die hohe Stirn zogen sich feine Querlinien, zwischen den Brauen aber stand eine doppelte, tiefe, fast finstre, senkrechte Falte. Über der scharfgeschnittnen, leicht gebognen Nase blickten ein paar große, dunkelbraune Augen. Der Sommeranzug, den er trug, verriet nichts von Beruf oder Stellung des Trägers: ein heller englischer Plaidanzug, bequem, aber gut gemacht.

Jetzt stand der Einsame still, setzte den Hut wieder auf und strich sich einen Augenblick lang nachdenklich den braunen Vollbart, der ihm in weichen Wellen bis tief herab auf die breite Brust fiel. Ein schmaler Waldweg schnitt die Schneise. Er warf einen Blick zurück, verfolgte dann die Windung des Wegs und streifte einige Baumgruppen mit dem Auge, wie um die Kennzeichen

Digitized by Google

des Ortes zu sammeln. Nur eine Sekunde, und er war seiner Sache sicher: mit schneller werdenden Schritten bog er rechts in den Waldpfad ein.

Der Wald wurde noch mächtiger, der Weg hob und senkte sich mäßig, die Sonne zeichnete grelle, weiße Lichter auf den Boden. Es war totenstill.

Der Wandrer war nicht in friedfertiger Stimmung: die Falte zwischen den Brauen vertiefte sich mehr und mehr, und die dunkeln Augen blickten finster. Er schien mit jemand zu sprechen, den er lebhaft vor sich sah: von Zeit zu Zeit entfuhr seinen Lippen ein halblautes Wort, und dann und wann sauste sein Stock mit kräftigem Hiebe dumpf durch die Luft. An einer kleinen Wendung des Weges streckte sich ihm ein starker, dürrer Ast entgegen, als wollte er ihm das Weitergehen verwehren; ein sausender Hieb, und krachend stürzte der Altersschwache zerschmettert zu Boden. Von links her brach erschreckt ein Rehrudel aus dem Unterholz und setzte in eiliger Flucht mit zierlichen, weiten Sprüngen über den Weg.

Der Mann lachte auf, wie in leichtem Spott über sich selbst. Sein Gesicht blieb nun auch heiter, die kleine Gewaltthat schien ihn erleichtert und ihm seinen Humor wieder gegeben zu haben. Er atmete freier und sog in langen Zügen die würzige Waldluft ein. Ein Fuchs, der sich dicht am Wegrande hinter einem Busche platt auf den Boden gedrückt hatte, trabte hinter dem Davonschreitenden links in den Wald, indem er ihm über seine listige, schwarze Schnauze hin verschmitzt nachsah, die rote, geradeaus gestreckte Rute leise bewegend.

Der Wandrer hatte eine weiße Landstraße gekreuzt, die quer durch den Forst zog, und war auf der andern Seite wieder in den Wald getaucht, er hatte ein Wässerchen überschritten und im Gewirr vieler kleinen Quer- und Nebenwege ohne Zögern immer schneller den seinen verfolgt. Die Wege wurden häufiger und gepflegter. Endlich senkte sich der Pfad rasch, zuletzt fast steil in einen langen, schmalen, schluchtartigen Grund, durch den ein muntrer Bach floß. Es war schon fast dunkel hier unten, kühl und feucht. Den Bach entlang ging ein Weg, hart, sorgfältig unterhalten. Gerade gegenüber stieg eine Treppe den jenseitigen Hang empor, wenige Schritte rechts aber ergoß eine in Stein und Eisen gefaßte Quelle plätschernd ihr Wasser in ein Becken, das unter dem Wege in einen überdeckten Kanal nach dem Bache abfloß. Die aus Baumästen gefügten Bänke paßten zwar gut in den Wald, sahen aber doch schon etwas nach Verschönerungsverein oder Kurgarten aus.

Auch hier unten war es einsam. Der Wandrer lächelte befriedigt, als er den Platz verlassen fand, setzte sich auf die Bank und wartete.

Die Schatten senkten sich tiefer. Unten im Grunde an der Quelle wurde es fast finster, nur ganz hoch oben am Hange vergoldeten die letzten Strahlen der scheidenden Sonne hie und da noch eine der besonders hohen, am mächtigsten aufragenden Buchenkronen.

Der Mann auf der Bank spähte gespannt nach dem obern Rande der Höhe, an dem ein Weg entlang lief. Vereinzelte Gestalten waren oben vorüber gegangen, auch Paare und kleinere Gesellschaften von dreien oder vieren. Vereinzelte Laute der Unterhaltung waren bis herunter gedrungen, aber immer einsamer, immer stiller war es auch oben geworden. Die Leute waren alle in ein und derselben Richtung vorübergegangen: wohlerzogne Pflegebefohlne einer Kurverwaltung, die ihnen zu ganz bestimmten Stunden ihre Mahlzeiten giebt und sie dann zu Bett schickt.

Es verging noch eine halbe Stunde. Im Walde herrschte Totenstille. Die leisen, fernen Nachtstimmen des Forstes erwachten, der Wind wehte kühler durch die aufrauschenden und wieder stiller werdenden Blätter.

Da hörte der Harrende leichte, rasche Schritte, die aus der entgegengesetzten Richtung kamen; ein weißer Fleck wie ein wehendes Sommerkleid leuchtete oben an der Treppe auf, und täuschend nachgeahmt klang nun das leise Gurren der Holztaube von der Quelle her. Ein leichter, unterdrückter Freudenruf von oben herab antwortete, und in behenden Sprüngen, immer je zwei, drei Stufen der rohen Treppe auf einmal nehmend, stürmte eine zierliche Mädchengestalt herunter in die Nacht, ins Dunkel.

Falle nicht, Wildfang! rief ihr der Mann entgegen. Es sollte Schelten sein, und es war Sorge in dem leisen, unterdrückten Rufe, aber noch viel mehr Stolz, Freude und Entzücken.

Aber schon lag sie ihm in den starken Armen, und unter Küssen klang es leise, aber doch jubelnd, als wäre es laut hinausgejauchzt: Unsinn, Erich, man kann nicht fallen, wenn man seinem Schatz entgegenfliegt.

Sind wir sicher? fragte er.

Unbedingt sicher, aber nur auf eine Viertelstunde, du weißt ja. Es ist eigentlich zu schlimm für dich, zwei Stunden her und zwei Stunden durch den nächtlichen Wald zurück, um eine Viertelstunde lang mit deiner kleinen Erika zu verplaudern, du armer Kerl.

Reicher Kerl, lachte er leise, sündhaft reich, schon fürchte ich den Neid der Götter, Kleine. Wie glücklich wäre die Menschheit, wenn sich jeder mit eines Tages Arbeit solch eine Viertelstunde erkaufen könnte! Aber komm, wir stehen hier mitten im Weg. — Er zog sie in den tiefern Schatten. — Etwas neues, kleine Erika?

Nichts wesentliches. Was ist auch wesentlich außer dir. Onkel ist noch immer ebenso nervös, als wie er hergekommen ist. Wie soll auch jemand irgendwo wieder gesunde Nerven bekommen, der alles, was sie ihm krank gemacht hat, überall mit sich herumträgt und überall mit hinnimmt: seine Geschäftssorgen und seine Geldgier, die er Ehrgeiz nennt.

Sein Gesicht wurde finster: Sprich nicht von Geld! — Dein Onkel hat keine Ahnung, daß ich hier bin?

Nein, gesehen hat er dich ja neulich nicht, und von deinem Nest da drüben, jenseits des Waldes, hat er keine Ahnung. Er hält dich für verschollen und freut sich dessen, der Gute. Wenn er wüßte, daß Leander jeden Abend zu seiner Hero schwimmt.

Er lachte: Werde nicht übermütig! So gut wie Hero hast du es doch nicht. Es wäre doch noch viel romantischer, wenn der Verehrer so jeden Abend sein bischen Leben wagte, nicht, kleine Erika? Aber des Waldes Rauschen ist weniger gefährlich als die Brandung des Hellespont. Meine Leistung ist nicht viel wert. Vielleicht schwömme ich auch, wenn es sein müßte; vorläufig aber mußt du auf das erhebende Bewußtsein verzichten, daß dein Geliebter allnächtlich den Tod bezwingt, um zu dir zu kommen. Die reißenden Tiere werden mich auch nicht fressen. Es ist schon hundertfünfzig und etliche Jahre her, daß des Königs Waldläufer hier die letzten Wolfsspuren „observiret" haben.

Mache mich nicht zu fürchten, Menschen sind schlimmer als Wölfe! Erinnere mich nicht daran, es soll sehr unsicher sein hier im Walde, du gehst immer allein.

O nein, nie, antwortete er, wir sind immer zu zweien, und er zeigte auf seine junge Eiche, die an der Bank lehnte. Hast du etwa Angst um den gebrechlichen alten Herrn?

Wenn ich dich sehe, wenn ich bei dir bin, halte ich Furcht für lächerlich; wenn du aber fern bist, fürcht ich mich doch, sagte sie. Es ist eigentlich unverantwortlich von mir: du kommst jeden Tag, machst jeden Tag diesen weiten Weg, bei jedem Wetter, und hast nie die Sicherheit, daß ich kommen kann. Neulich hast du hier gestanden in Sturm und Regen, und ich hab im Zimmer gesessen. Alle verfügbaren Lampen waren angebrannt, Tante hatte die Läden geschlossen, Onkels Nerven wegen, und doch sah man jeden Blitz; das fahlblaue Licht drang durch die künstliche Helle, das ganze Haus zitterte unter dem dröhnenden Donner, der Schlag auf Schlag niederfuhr. Ich war im Trocknen, in Sicherheit, und wußte dich draußen.

Kind, antwortete er, mach dir doch keine Vorwürfe! Ich lebe um dieser Viertelstunde willen. Ich arbeite schwer, denn durch Ruhm und Erfolg will ich dich erringen. Daß ich dich wenigstens sehen kann, daß ich dich täglich sehe, das macht mich stark. Und die weite Wanderung ist ein Heilmittel für mich. Es ist eine Notwendigkeit für mich, einen weiten Spaziergang zu machen, nachdem ich den Tag über, solange die Sonne am Himmel ist, in meinem Schuppen gestanden habe. Das Wetter neulich ist mir ausgezeichnet bekommen, das Prasseln des Regens, das Heulen des Sturms in den Baumkronen war schön, es hätte dir Spaß gemacht, wenn du dabei gewesen wärst. Und die Blitze waren meine Freunde, denn bei ihrem Leuchten sah ich den Weg. Ich habe prächtig darnach geschlafen, so gut wie lange nicht, eine ausgezeichnete Nacht habe ich gehabt, traumlose Ruhe, ich habe nichts geträumt, gar nichts, nicht einmal von dir, und das ist gesund, kleine Erika.

Pfui! sagte sie.

Pfui? Weshalb pfui? Soll ich nicht einmal mehr schlafen dürfen, kleine Tyrannin?

Schlafen, o ja, aber du sollst dich nicht darüber freuen, daß du nicht von mir träumst. Ich werde auch nicht mehr von dir träumen. Warte, wenn du nicht gleich Bitte, bitte! sagst, dann heirate ich Herrn Albert Bierman.

Er zog sie lachend auf sein Knie. Bitte, bitte! sagte er, bitte, bitte! kleine Maus, heirate doch den Esel nicht.

Sie sprang lebhaft auf. Esel? sagte sie. Das ist eine Ungerechtigkeit des Nebenbuhlers. Ein ganz bedeutender Geschäftsmann, da kannst du fragen, wen du willst. Ein genialer Kopf, hat Onkel Gustav heute Abend noch wenigstens ein dutzendmal versichert.

Genial? Albert Biermann? Alle Hagel, das ist selbst für Onkel Gustav eine erstaunliche Leistung.

Ja ja, wiederholte sie, mit seiner letzten Grundstücksspekulation macht er mindestens eine Million.

Das „macht er“ ist vom Onkel! Also er macht eine Million? Und das mit der „segensreichen Arbeiterkolonie“?

Ja, das ist eben der geniale Gedanke, wie Onkel Gustav meint, das Terrain wäre zu gar nichts weiter zu brauchen gewesen. Weißt du übrigens, daß der große Mann kommt?

Was, hierher? fragte er etwas erschrocken.

Jawohl. Zittere, Tyrann! und lerne wieder von mir träumen. Die

Sache wird gefährlich, morgen früh kommt Herr Albert Bierman angereist. Er hat geschworen, nur als mein Verlobter wieder heimzufahren. Und was will ich machen, Herr Erich Vanrile? Der Künstler, den ich liebe, verbietet sich die Gedanken an mich aus Gesundheitsrücksichten und kommt zum Stelldichein, nur weil er aus denselben Gründen eines längern Spazierganges bedarf. Am Ende läßt er mich eines Tages sitzen, weil er sowieso ein garstiger alter Junggesell ist, der mir schon vor drei Jahren gesagt hat, als ich noch ein ganz kleines Mädchen war: heiraten ist gut, aber nicht heiraten ist besser. Ein sehr trüber Blick in eine ungewisse Zukunft! Auf der andern Seite stehen alle guten Mächte, die ein braves Mädchen ehrt und liebt, Herr Erich. Erstens Albert Bierman, ein tadelloser und erfolgreicher Geschäftsmann, hoch angesehen in allen Kreisen, die auch Geld haben. Zweitens mein guter, alter Onkel, der mich, die arme mittellose Waise, zu seiner Erbin erzogen hat. Drittens meine sanfte Tante, die gar nicht begreifen kann, daß man etwas nicht innig wünscht, was Onkel Gustav will. Und viertens dann noch der große, große Geldsack von Herrn Bierman. Das sind vier gegen eins, Herr Baumeister. Ich werde mich schließlich fügen müssen, nach ehrenvollem Widerstande natürlich.

Fällt dir ja gar nicht ein, antwortete er lachend, ich sehe den Verlauf voraus. Der brave Mann wird ankommen, wird dir furchtbar den Hof machen, einen erschrecklichen Luxus treiben mit Blumen und Ausfahrten, wird dir alle Tage von seinem Hause, von seinen Dienern, von seinen Pferden und seinen Wagen erzählen, und wie gut es einmal seine Frau haben wird, und du wirst ihn auslachen wie immer, wirst ihn mißhandeln, an der Nase herumführen und ihn so ärgern, daß er nach längstens acht Tagen wieder abfährt, unverlobt, und wenn er das Gegenteil bei seinen Ahnen geschworen hätte, die ja wohl alle Viehkommissionäre waren.

Sie lachte hell auf, und aus ihrem Lachen klang die sehr feste Überzeugung, daß die Sache in Wirklichkeit ganz ähnlich verlaufen würde.

Dann aber wurde sie auf einmal ernst. Mit ihrer linken kleinen Faust griff sie in seinen Vollbart, mit der rechten nahm sie ihn beim Ohr, und dann schüttelte sie ihn leise und sah ihm in die Augen, ganz nahe, als wollte sie auf den Grund seiner Seele sehen. Du schlechter Kerl, sagte sie dann, daß du mich so fest am Faden hast, das ist schon schlimm genug, daß du es aber auch so genau weißt, das find ich einfach empörend. Du bist noch nie, nie, nie eifersüchtig gewesen, dir hat noch niemals auch nur vorübergehend der Gedanke die Seele getrübt, du wärest meiner nicht sicher, deiner Erika nicht ganz so sicher wie deiner Hand — und ich, ich stehe Angst aus, solange ich dich nicht bei mir habe, und wenn ich dich mit einer schönen Frau oder einem hübschen Mädchen sprechen sehe, wird mir heiß und bang, und als du mir neulich von der Sängerin erzählt hattest, die drüben zur Kur ist, und die so schön und so liebenswürdig ist, da hab ich geträumt von euch beiden. Es war in einer furchtbar kalten Kirche, und ihr wurdet getraut, und sie hatte einen weißen Schleier und rotes Haar, und das hat mir so weh gethan, daß ich mitten in der Nacht laut geschrieen habe. Tante Ida hat mich geweckt; sie sah ganz verstört aus, als sie in der Nachtjacke vor meinem Bett stand, und dann hat sie mir ein Brausepulver gemacht und hat mich getröstet und hat mich gefragt, was mir denn fehlte, und dann hab ich schlechte Göre sie angelogen: ich hätte geträumt, ich hätte Albert Bierman heiraten sollen, und

das hätte mich so entsetzt, und da ist sie ganz bekümmert und gedrückt wieder zu Bett gegangen und hat bald darauf geschnarcht. Aber ich habe trotz des Brausepulvers nicht wieder einschlafen können und immer noch gesehen, wie du mit der andern vor dem Altar standest, und habe mein Kissen naß geweint. Ich glaube, du hast mich gar nicht lieb, du hast mich bloß gern, weil ich hübsch und lustig bin, und wenn du eine triffst, die noch hübscher und lustiger ist, dann nimmst du die. — Wieder schüttelte sie ihn leise, und noch näher kam sie mit ihren Augen den seinigen und fragte: Du, hast du mich wirklich lieb?

Furchtbar lieb — toll lieb, antwortete er.

Dein Glück! sagte sie. Dann gab sie ihm einen leichten Stoß und entschlüpfte dem nach ihr Haschenden. Der Dämmerung ungeachtet schien sie eine befriedigende Bestätigung auf dem Grunde seiner Seele gelesen zu haben, denn ihre Augen, in denen fast Thränen gestanden hatten, waren erst ruhig, dann hell, dann lustig und endlich ganz mutwillig geworden. Und das alles hatte keine Sekunde gedauert.

Nun und? sagte er, ich bekomme doch immer einen Kuß, wenn ich versichere, daß ich dich furchtbar lieb habe.

Erika! Erika! tönte von oben aus der Dämmerung eine dünne Stimme.

Tante sucht mich, still! Gute Nacht, gute Nacht! Und weg war sie.

Suchst du mich, Tantchen? hörte Erich Vanrile sie hinauf sagen.

Ja, Kind, Onkel hat schon nach dir gefragt, du weißt, er ängstigt sich so leicht um dich.

Ach, es war so wunderschön!

Ja, es ist sehr schöne Luft, sagte Tante Ida. Dann gingen sie Arm in Arm der dicht am Parkrande gelegnen Villa zu.

Horch, sagte Tante Ida noch, eine Holztaube! — Ein sehnsüchtiges Gurren klang vom Grunde herauf.

Sie standen einen Augenblick still. Horch! hörst du sie? fragte die Tante.

Sie? Das ist doch ein Täuberich, Tantchen, der sehnt sich im tiefsten Baß nach seiner Frau, die ihm davon geflogen ist.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Regis voluntas. Es muß wie ein elektrischer Schlag durch die deutschen Herzen gegangen sein, als die Depesche des Kaisers an den Präsidenten Krüger bekannt wurde. Der ungeheure Wiederhall, den sie in dem ganzen Auslande gefunden hat, und der verschiedne Laut dieses Wiederhalls, je nach der Stelle, von der er erklang, hat auch die Schwachmütigen aufgerüttelt; wer noch gestern in ängstlicher Philisterhaftigkeit riet: nur keine Unvorsichtigkeiten, nur keine tollen

Wünsche und utopischen Gelüste! der erhebt heute schon sein Haupt höher und fängt an zu ahnen, daß sich Großes anbahnt, und daß ein Wille vorhanden ist, der sich auf Großes richtet. Durch alle Herzen aber, die ungeduldig auf eine Äußerung dieses Willens geharrt haben, wird ein Jauchzen gegangen sein; sie wissen es jetzt: wer diese Worte gesprochen hat, fühlt auch die Kraft, seinen Willen durchzusetzen, und sein Wille ist die Größe und das Wohl des Vaterlandes. Gott segne unsern Kaiser für dieses kräftige Wort, das dem prophetischen Bismarcks Erfüllung verheißt: Er wird wie Friedrich der Große sein eigner Kanzler sein. Wir wissen es, er wird der Herzog sein, der sein Volk großen Zielen entgegenführt.

Und wer gestern noch ängstlich zu Bescheidenheit und Vorsicht gemahnt hat, der redet heute schon eine ganz andre Sprache. Jetzt heißt es: Ja, wenn wir Schiffe hätten, wenn die Philisterhaftigkeit sie nicht versagt hätte! Die Philisterhaftigkeit kommt zur Einsicht über sich selbst, und damit wird ihr die wohlthätige Scham gekommen sein.

Die Engländer werden ja wahrscheinlich zähneknirschend zurückweichen und denken, sie könnten ihre Zeit abwarten. Wir aber sind zu der Einsicht gelangt, was uns noch fehlt, und werden dafür sorgen, daß unsre Zeit kommt. Heraus mit dem Patriotismus! Wer hilft Schiffe bauen? Was der nörgelnde Reichstag von Jahr zu Jahr verweigert hat, das sollte das Volk durch freiwilliges Opfer dem Kaiser bringen. In allen Städten, in allen Dörfern sollten sich Vereine bilden, die die Mittel zum Bau von Kreuzern und Schlachtschiffen sammelten, das wäre eine Hurra Germania! wie es sich als Antwort auf die Depesche des Kaisers gehörte, dann wüßte er: ich habe das Volk hinter mir! Wir fordern dazu auf! Wer fängt an?

Navigare necesse est! so schreibt uns auch noch ein Freund, und er sagt: Dr. Jameson hat sich um Deutschland wohl verdient gemacht. Wer hätte geglaubt, daß ein unbekannter englischer Globetrotter das Zaubermittel besäße, die Deutschen mit einem Schlage über allen innern Hader hinauszuheben und beinahe die Stimmung der unvergeßlichen Tage von Ems wieder lebendig zu machen! Welche Freude, zu beobachten, wie klar und einmütig das ganze deutsche Volk, bis jetzt gottlob ohne Unterschied der Parteien, das Ziel erkennt, das ihm die Vorsehung gesteckt hat, das Ziel, den deutschen Namen über die Meere zu tragen, die Aufgabe, mit trotzigem Ernst den Anteil nachzufordern, um den wir bei der Verteilung der Erde einst zu kurz gekommen sind. Wahrlich, es konnte uns keine schönere Jubiläumsfeier der Reichsgründung beschieden sein. Werden wir auch jetzt noch den Mut haben, unsre beste Kraft in kleinlichen Verfolgungen des freien Worts, in argwöhnischem Mißtrauen gegen polizeiwidrige Regungen der Volksseele, in deutschen Querelen zu vergeuden? Wir sind wenigstens sieben Millionen Deutscher zu viel im Lande. Ein ver sacrum von hunderttausend deutschen Jünglingen, die wir Jahr für Jahr in den afrikanischen Süden oder wo sonst den Deutschen eine Zukunft winkt, hinausführten, würde kaum hinreichen, den Zurückbleibenden freieres Atemholen zu gestatten. Wo ist unser Emigration's Informations Office, wo sind unsre Franz Drakes, unsre Raleighs, wo ist die Hanse, wo sind die Bürger, die auf ihre Anteile an den laurischen Silberminen verzichten, um einem deutschen Themistokles Schiffe bauen zu helfen? An tapfern Herzen und kräftigen Armen fehlt es nicht. Kaiser und Reich waren in diesen schönen Tagen eins in Fühlen und Denken. Möge es immer so bleiben, möge der große Moment auch ein großes Geschlecht finden!

Die Angelpunkte unsrer innern Politik. Die beiden Fragen, um die sich zur Zeit unsre innere Politik so ausschließlich dreht, daß alles andre nebensächlich erscheint, sind die Agrarierfrage und die Klassenrechtsfrage. Nicht die Agrarfrage, denn die wird, soweit sie innerhalb der gegenwärtigen Grenzen des Reichs lösbar ist, von unsern wackern Bauern in geräuschloser Privat- und Genossenschaftsthätigkeit täglich gelöst, sondern die Agrarierfrage, d. h. die Frage, ob es den größern Grundbesitzern gelingen wird, den Staat dafür zu gewinnen, daß er ihnen die Grundrente sichert, unter allen Umständen sichert. Da die Nationalliberalen trotz verzweifelter Gegenbemühungen der Nationalzeitung nicht wagen, auf den Beistand der ganz agrarisch gewordnen konservativen Partei zu verzichten und sich auf eigne Füße zu stellen, und da die schlesischen Zentrumsabgeordneten von einem großen Teil ihrer Wähler bestürmt werden, für den Antrag Kanitz zu stimmen, so ist es gar nicht unmöglich, daß diese erste Frage noch in der laufenden Sitzung zu Gunsten der Agrarier entschieden wird.

Nicht so rasch wird es mit der zweiten Frage gehen, ob die den untern Klassen gesetzlich zugestandne bürgerliche Gleichberechtigung in der Praxis durchgeführt, oder ob sie ihnen, zunächst durch Aenderung des Wahlrechts, wieder genommen werden, oder ob die gegenwärtige, dem geschriebnen Recht vielfach widersprechende Praxis bis auf weiteres beibehalten werden soll. Wir haben es unzähligemal gesagt und wiederholen es heute wiederum: wir betrachten die Frage der Gleichberechtigung aller Klassen und Stände, d. h. die Frage, ob die Gleichberechtigung durchführbar sei, als eine offne, als eine Frage, die bis jetzt immer nur in kleinen Bauernstaaten im bejahenden Sinne entschieden worden ist, und die auch für Großstaaten mit stark differenzirter Bevölkerung zu entscheiden zu den schwierigsten Aufgaben der Zukunft gehört. Selbstverständlich reden wir nur von praktischen Lösungen, da theoretische ganz wertlos sind. Diese unsre Zurückhaltung hat uns nicht davor bewahrt, bis in die letzten Tage herein von Leuten, die sich auf die Staatsrettung verlegen, Koseworte wie Infamie und Giftmischerei hinnehmen zu müssen. Die Herren sind nämlich wütend darüber, daß wir überhaupt die Frage stellen, anstatt uns an der politischen Dunsterzeugung und Wolkenschieberei zu beteiligen. Einmal verdrießt es sie, daß die Sache ihre schier unüberwindlichen technischen Schwierigkeiten hat. Gleich beim ersten Schritt schon, bei der Aenderung des Wahlrechts, würde der schöne Grundsatz, daß Besitz und Bildung regieren sollen, in die Brüche gehen, weil bei Zensuswahlen an jedem größern Orte die „Bildung“ dritter Klasse wählt, d. h. unvertreten bleibt, und so ein Zustand geschaffen wird, der die akademisch Gebildeten in die Opposition drängen muß. Dann aber haben die Herren nicht den Mut, gerade heraus zu sagen, was sie wollen, und können es daher auch nicht leiden, wenn es von andern gesagt wird. Sehr gelegen sind ihnen daher die Dummheiten und Unverschämtheiten der Sozialdemokratenführer gekommen, die es ihnen ermöglichen, die Rechte der untern Klassen unter dem Scheine des Kampfes gegen eine revolutionäre Partei anzutasten. Großartiges leistet in dieser Beziehung ein Blatt, das sich ehemals allgemeiner Beachtung erfreute, weil es von Bismarck benutzt wurde. Seine gegenwärtigen Kampfartikel sind zwar, wie wir aus dem Reichsboten erfahren, nur Privatleistungen eines Redakteurs — nicht des Chefredakteurs, der krank sein soll —, aber weil sie die Partei, der sie dienen, recht gut charakterisiren, wollen wir doch ein Sätzchen aus ihrer Philippika vom 23. Dezember für spätere Zeiten aufbewahren. Der gute Herr stellt sich entsetzlich dumm und ermahnt seinen „lieben Leser,“ einmal unsre Verfassungsurkunden durchzulesen und dann zu sagen, „was

die Deutschen aller Klassen noch vermissen können, um die bürgerliche Rechtsgleichheit, die égalité de droit, im vollsten Umfange verwirklicht zu sehen." Als ob der geschriebne Buchstabe des Gesetzes schon seine Verwirklichung und nicht eben das die Klage nicht allein der Arbeiter, sondern überhaupt der Angehörigen sowohl der Oppositionsparteien wie der weniger angesehenen Stände wäre, daß das geschriebne Recht eben nur zum Teil verwirklicht wird! Ein dickes Buch würde dazu gehören, alle die Fälle aufzuzählen, die das beweisen. Heute wollen wir nur einen Fall anführen, der mit Arbeiterfragen und Sozialdemokratie gar nicht zusammenhängt. In der Gegend von Annaberg im Erzgebirge kommen etwa zwanzig Mitglieder einer Sekte im Hause eines Genossen zusammen und halten da Gottesdienst. Auf Antrag der Polizei wird gegen den Inhaber der Wohnung und gegen den Prediger der Sekte eine Klage eingeleitet wegen Übertretung des Vereins- und Versammlungsgesetzes. Das Schöffengericht spricht die Leute frei, das Oberlandesgericht jedoch weist die Sache an das Chemnitzer Landgericht zurück, das die Leute zu einer kleinen Geldstrafe verurteilt (Frankfurter Zeitung vom 19. Dezember, drittes Morgenblatt). Die Norddeutsche Allgemeine wird sich einer berühmt gewordnen Versammlung beim Grafen Waldersee erinnern. Wir wissen nicht, ob dort gebetet, also Gottesdienst gehalten worden ist, aber bei dem Geiste, der die Versammlung beseelte, wäre das doch sehr möglich. Daß einem kleinen frommen Konventikel armer Leute im Erzgebirge irgend welche politische Bedeutung beizumessen wäre, kann kein vernünftiger Mensch behaupten; dagegen wurde der Walderseeversammlung von maßgebenden Personen, denen die Norddeutsche Allgemeine Zeitung sehr nahe stand, die allerhöchste Bedeutung beigemessen. Nun fragen wir diese Zeitung: Ist es denkbar, daß ein Polizeibeamter in diese Versammlung hätte eindringen wollen, um sie zu beaufsichtigen, oder daß Graf Waldersee und Stöcker in Anklagezustand versetzt worden wären? Nein, das ist nicht denkbar. Woher der Unterschied? Nicht von der Sache kommt er, sondern ganz allein daher, daß die Versammelten einer andern Gesellschaftsschicht angehörten. Wenn man sagt, es giebt eine Schicht, die über der Polizei, und eine, die unter der Polizei stehen muß, so antworten wir darauf: Gut, das mag richtig sein; aber dann erkläre man das auch ausdrücklich in der Verfassung! Wenn man, fährt die Norddeutsche Allgemeine fort, die Rechtsgleichheit als ein erst zu verwirklichendes Ziel hinstelle, so könne man doch nichts andres meinen, „als die égalité de fait, den Kommunismus, der Kommunismus aber ist die Revolution." Es ist stark, gebildeten Lesern zuzutrauen, daß sie nicht merken werden, wie hier der thatsächlichen Rechtsgleichheit die Vermögensgleichheit untergeschoben wird, die übrigens an sich noch lange nicht der Kommunismus ist. Unsre Leser wissen, wie sehr uns alle Gleichmacherei zuwider ist, aber so weit sind wir doch nicht, daß uns die Liebe zur Ungleichheit und Mannichfaltigkeit närrisch machte, und närrisch müßten wir sein, wenn wir in einer Vereins-, Versammlungs-, Koalitions-, Rede- und Preßfreiheit, wie sie der Engländer genießt, oder in der gleichen Behandlung aller vor Gericht*) schon den Kommunismus sehen sollten.

Das schönste an jenem Artikel der Norddeutschen ist aber, daß er Herrn Stöcker gilt, der samt allen Christlich-Sozialen als Sprößling Babeufs und Geschwister der Kommunisten und Anarchisten gebrandmarkt wird. Darüber, daß die

---

*) Das Duo quum faciunt idem, non est idem, ist nicht, wie der Herr Justizminister meint, „ein alter Grundsatz in der Rechtsprechung und in der Rechtswissenschaft," sondern ein Vers aus einer Komödie des Terenz, der keiner Erläuterung bedarf.

Hamburger Nachrichten, die Norddeutsche Allgemeine und die Schlesische Zeitung seit Wochen aus Leibeskräften daran arbeiten, die Konservativen zur Abschüttelung Stöckers zu bewegen, wird sich niemand wundern; aber wie kommt es, daß sich diese nicht dazu entschließen können, obwohl sie die „Jungen" und den am 15. Dezember in Liegnitz unter Stöckers Mitwirkung gegründeten christlich-sozialen Verein für Schlesien in die Acht und Aberacht gethan haben? Die Verhandlungen über die Angelegenheit werden ja geheim gehalten, aber man kann sich ungefähr denken, was die Herren zurückhält. Die evangelische Geistlichkeit ist für die Wahlen nicht zu entbehren, und der würde es nach der Ausstoßung Stöckers, des Vaters der Christlich-Sozialen, ungemein schwer fallen, der konservativen Partei noch weiterhin Wahldienste zu leisten. Denn das Neue Testament ist heute kein ganz unbekanntes Buch mehr, es wird weit mehr gelesen als vor dreißig Jahren, und eine evangelische Geistlichkeit, die sich auf den schriftwidrigen Standpunkt stellen wollte, den ihr der Oberkirchenrat anweist, d. h. die für die Reichen gegen die Armen Partei nehmen wollte, würde sich unmöglich machen. Daher die große Verlegenheit der konservativen Partei.

Noch eine Bemerkung. Ein mittelparteiliches Blatt stellte dieser Tage die segensreiche Wirksamkeit des Freiherrn von Stumm der Agitationsthätigkeit der „Jungen" gegenüber und schloß mit dem Satze: „Wenn wir viele Stumms unter den Arbeitgebern hätten, dann würde die sozialdemokratische Hetzerei viel erheblichern Schwierigkeiten begegnen als jetzt; gäbe es aber keine Stumms, sondern nur Naumanns, dann stände die Revolution vor der Thür." Die zweite Hälfte des Satzes wollen wir dahingestellt sein lassen; die erste jedoch ist unzweifelhaft richtig, und man kann fortfahren: hätten es alle Arbeiter materiell so gut, wie die des Freiherrn von Stumm, und stünden sie auf einem Bildungsgrade, der sie die Bevormundung, die ihnen auferlegt wird, nicht empfinden ließe, und wäre ihnen nicht durch die Verfassung das Vollbürgerrecht verliehen worden, so würde es gar keine Sozialdemokraten geben. Der Fehler ist nur, daß es eben nicht lauter Stumms geben kann. Wir zweifeln nicht daran, daß der Freiherr das, was er seinen Arbeitern Gutes erweist, aus Menschenfreundlichkeit thut, aber er würde es auch dann thun, wenn er gar nicht menschenfreundlich, sondern bloß intelligent wäre. Die Eisenindustrie, darauf haben wir in einem Abriß der Geschichte der englischen Arbeit nachdrücklich hingewiesen, erfordert einen Stamm intelligenter, körperlich kräftiger, gut geschulter und zuverlässiger Arbeiter; damit ist die Notwendigkeit gegeben, ihnen gute Arbeitsbedingungen zu gewähren. Es giebt aber, und das gehört zu den Eigentümlichkeiten des modernen Wirtschaftslebens, eine Menge Industrien, die mit körperlich schwachen, mit kranken, mit wenig intelligenten, mit stets wechselnden Arbeitern, ja mit Frauen und Kindern betrieben werden können — haben wir es doch schon zu einem sechsjährigen Unfallrentner gebracht! —, und es giebt tausende von Unternehmern, die bei der heutigen Konkurrenz nicht bestehen könnten, wenn sie ihren Arbeitern mehr als das zur kümmerlichen Fristung des Lebens unbedingt notwendige gewähren wollten, es giebt ferner gesundheitsschädliche, lebensgefährliche und höchst widerwärtige Arbeiten, und es giebt Arbeiter, die nicht einmal solche Arbeit bekommen. Es ist also unmöglich, daß es lauter Stumms gebe, und eben darin besteht die soziale Frage. Jedermann würde den Freiherrn preisen, niemand ihn angreifen, wenn er, anstatt ganz unberechtigterweise die Lage seiner Arbeiter als typisch hinzustellen und daraus politische Folgerungen zu ziehen, sich auf die wohlthätige Wirksamkeit in seinem „Königreich" beschränkte.

Profit durch Baisse. Wie der Baissier auch bei fortwährend billigen Preisen Geld verdienen, noch dazu viel Geld verdienen könne, wurde neulich in diesen Blättern gefragt. Die Fragstellung ist nicht ganz deutlich; sind fortwährend fallende Preise oder andauernd gleich billige Preise gemeint? Wohl das zweite, denn die Spekulation bei stetig fallenden Preisen ist so einleuchtend wie möglich. Die dümmsten Kerle verfallen immer zuerst darauf. Sobald sich die Neigung zu fallenden Preisen deutlich zeigt, entschließt sich der Baissier „mit dem Markt zu gehen," nach folgendem einfachen Schema. Wir nennen den Stapelartikel A, den Preis im Januar p, den Preisabfall vom Januar bis zum Febuar u, den vom Februar bis zum März u^1, den vom März bis zum April u^2 usw. Der Baissier verkauft nun im Januar m Zentner A für Februarlieferung zu p Mark, im Februar kauft er diese m Zentner zu p — u Mark, während er gleichzeitig m Zentner für Märzlieferung zum gleichen Preise von p — u Mark verkauft. Fährt er so fort, dann hat er Ende des Jahres $m \times (u + u^1 + u^2 + u^3 + u^4 + u^5 + u^6 + u^7 + u^8 + u^9 + u^{10})$ Mark verdient. Der Baissier verdient aber auch Geld, wenn der Preis ein ganzes Jahr hindurch genau derselbe bleibt, der sogenannte Lokopreis nämlich. Zwischen den Preisen für „Loko" und für „Termin," namentlich für sehr entfernte Termine, ist stets ein Unterschied, und da liegt die Lösung. Lokopreis ist der Tagespreis für wirkliche, greifbare, am Orte befindliche Ware, die der Käufer das Recht und die Pflicht hat binnen angemessener Frist, sagen wir binnen 8 bis 14 Tagen, abzufordern. Terminpreis dagegen ist der Tagespreis für die in einem spätern Monat oder in einer Reihe späterer Monate jeden Monat die gleiche Menge zu liefernde Ware. Den Zeitpunkt zur Lieferung innerhalb des fraglichen Monats wählt der Verkäufer, er „dient an," „kündigt." Ist nun im Januar für A der Lokopreis p Mark, so ist der Preis für Termine, z. B. für August-Dezember an demselben Tage stets höher. Selbstverständlich: wollte jemand seiner Meinung, daß A vom August bis zum Dezember teurer sein werde, einen geschäftspolitischen Ausdruck geben, so müßte er sich m Zentner A im Januar kaufen, sie empfangen, lagern und dann zu den vom August bis zum Dezember herrschenden Preisen verkaufen. Das würde Empfangsspesen, Lagerkosten, Substanzverlust, Zinsen, Feuerversicherung usw. kosten. Der Baissier verkauft nun den Termin August-Dezember etwas billiger, als er sich durch wirkliche Lagerung herstellen läßt. Er kann ja schwimmende oder auf spätere Abladung gekaufte Ware besitzen. Daß er solche habe, ist zum mindesten noch immer die Fiktion beim Abschluß. Jedenfalls braucht er nie — ganz seltne Ausnahmen kommen nicht in Betracht — August-Dezember, überhaupt einen entfernten Termin, ohne Aufschlag, ohne „Report" zu verkaufen. Der Preis ist also für August-Dezember im Januar p + r Mark. Bleibt nun das ganze Jahr der Preis unverändert gleich niedrig, so hat der Baissier am Ende des Jahres $5 \times m \times r$ Mark verdient. Hier ein Beispiel: Petroleum wurde zur Faßzeit durch Lagerung unter Riedemann monatlich um 12 bis 15 Pfennige für den Zentner teurer. Vom Januar bis zum Oktober — als dem mittelsten und also Rechnungsmonat des August-Dezembertermins — sind neun Monate. Das würde einen Report von 1,35 Mark bedeuten. Im Terminhandel wird, nehmen wir an, eine Mark bezahlt, und der Lokopreis im Januar ist 8 Mark. Unser Freund verkauft nun 5000 Barrels August-Dezember zu 9 Mark, hat also monatlich 14000 Zentner zu 9 Mark zu liefern. Der Preis bleibt nun unverändert, er kann also jeden Monat — dreißig Tage lang hat er Zeit — die 5000 Barrels zu 8 Mark kaufen oder abrechnen und hat am Ende des Jahres $5 \times 14000 = 70000$ Mark verdient. Um ebenso viel

zu verdienen braucht sein Geschäftsgegner, der Haussier, schon eine Preissteigerung, um zwei d. h. auf mindestens zehn Mark, deshalb ist die Baissespekulation heutzutage beliebter, und gerade andauernde Zeiten mit niedrigen Preisen sind für den Baissier deshalb die lohnendsten, weil dann immer genügend viel Leute vorhanden sind, die an Besserung glauben und daher geneigt sind, vollen Aufschlag, hohen Report zu bezahlen, den die Baissepartei ungeschmälert in die Tasche steckt, wenn es ihr durch Massenangebot auch nur gelingt, den Preis unverändert zu erhalten.

Die Baisse ist die Tochter unsrer hochentwickelten, blitzschnell arbeitenden Verkehrseinrichtungen; die Baissiers in die Lage zu bringen, daß sie sich keine Ware verschaffen, daß sie nicht liefern können, ist heute nur sehr selten möglich. Hie und da gelingt es einmal, das nennt man dann einen „Corner,“ eine „Schwänze,“ aber es ist schwer. In den Zeiten schwierigen, unsichern oder gefährdeten Verkehrs war es die Hausse, der Gewinn durch Aufkauf, das Vorenthalten notwendig gebrauchter Güter, was erstrebt und am leichtesten erreicht wurde. Von beiden Verfahren ist keins wesentlich edler als das andre.

Berolina. Endlich einmal ein erfreulicheres Bild an der Spree! Als uns König Umberto seinen Besuch machte, war Berlin in gehobner, fast südlicher Stimmung. Die Feststraße vom Anhaltischen Bahnhof über den Potsdamer Platz durch das Brandenburger Thor zum Schloß sah in Wahrheit festlich aus. Zwei Bildhauer hatten in kühnen Improvisationen versucht, der Stimmung Gestalt zu geben. Von dem einen Versuch (Germania auf eine Campagnolin niederblickend) schweigt man besser; der andre, eine Berolina dem einziehenden Könige Blumen streuend, war ein überaus glücklicher Wurf. Jetzt steht die hohe Frau in Bronze, von einem mächtigen Porphyrsockel getragen, am östlichen Eingange der Altstadt, auf dem Alexanderplatz. Ob sie wohl noch an die Italiener denkt? Vielleicht hat sie, wie Frauen sind, sich gerade dorthin gestellt, weil sie weiß, daß jetzt die Blicke der mit der Hochbahn vom Schlesischen Bahnhof kommenden sie von ihrer schönsten Seite erhaschen können. Die Blumen, die sie früher in der Linken hielt, hat sie inzwischen weggeworfen, sehr zum Vorteil ihrer schönen Hand; die Lebhaftigkeit der Geberde ist geblieben.

Bläsers Statue der Gastlichkeit (in der Berliner Nationalgalerie) spricht mit der gesenkten Linken bescheidner ihr Willkommen; dafür ist sie aber auch die Gastlichkeit des Hauses, nicht der Reichshauptstadt. Berolina, eine hohe Mauerkrone auf dem eichenlaubumkränzten Haupt, um die Schultern einen Mantel aus schwerer Brokatseide, der mit dem rechten Zipfel in kühn brechenden Falten durch den Gürtel gezogen ist, einen Schuppenpanzer um den reichlich matronenhaften Leib, die Rechte in sehr geschmeidiger Rückwärtsbewegung über den mächtigen Schild mit dem Berliner Bären gebogen, den klugen Blick ihres scharfnasigen Antlitzes weit hinaussendend, scheint sie auch heute einem vornehmen Gast mit großem Gefolge ihren feierlichen Gruß zu entbieten. Aber was an alledem so neu ist, so ungewohnt in Berlin: es ist nichts dreistes in ihrem Wesen, wie z. B. in der unedeln Attitüde der Borussia im Zeughause, und was noch seltner ist heute: sie ist nicht theatralisch. Ein kleines Zugeständnis an den Barockgeschmack liegt wohl in dem über ihrem linken Bein geschlitzten Untergewand. Aber Berolina ist nun einmal keine Athene, und das durch den Schlitz entblößte Bein hat nichts herausforderndes, nichts von dem Bühnenschritt Begassischer Viktorien; leise rückwärts spielend bildet es ein angenehmes Gegengewicht zu dem lebhaften Gestus des linken

Arms. Kurz: einen Menschen hat uns Hundrieser in diesem Denkmal hingestellt, keinen verzerrten Manekino.

Vielleicht ziehen wir eine Lehre aus dieser Berolina: sie ist ein echtes Gelegenheitsgedicht, unter dem Sonnenstrahl einer wahrhaftigen innern Erfahrung ans Licht getreten und gediehen, ist nicht befohlen und nicht in einer Kommission zu Schanden redigirt worden. Darum lebt sie und hat Musik in ihr selber.

Schandbeutsch und Deutschenschande. In Goethes Vaterstadt ist vor kurzem ein Adreßbüchlein christlicher Firmen erschienen, und zwar nicht von diesen Firmen selbst, auch nicht in deren Auftrag, sondern von dem Frankfurter „Deutschen Verein" auf eigne Faust herausgegeben. Obwohl es nun diese christlich-germanischen Firmen nicht hätte zu stören brauchen, wenn sie der „Deutsche Verein" lieb hatte, brach dennoch ein großer Entrüstungssturm in einer Unzahl von Erklärungen aus, deren Verfasser meist kund und zu wissen thaten, daß ihr Name ohne „ihr Wissen und Willen" (oder in der ersten Person gesprochen: „ohne mein Wissen und Willen") in das Adreßbüchlein geraten sei. Diese Sprachseuche grassirte eine ganze Woche lang, ohne bemerkt zu werden! Sogar in dem redaktionellen Teil der Frankfurter „Sonne" war dieser Sonnenfleck zu sehen. Von der schönen Sprache abgesehen, haben sich die Firmen auch insofern vielleicht mehr geschadet als genützt, als die Antisemiten jedenfalls im abgelaufnen Jahre hier von allen Parteien die größte und am stärksten besuchte Versammlung gehabt haben, obwohl die Presse thörichterweise davon schwieg. Wenn die jüdische Presse so vernünftig ist, die sozialdemokratische Bewegung sich ausleben zu lassen, warum läßt sie der antisemitischen nicht das gleiche Recht? Aber schimpfen wir nicht auf die jüdische Presse! Das jüdischste Blatt in Frankfurt a. M., der Generalanzeiger, wird hauptsächlich von christlichen Händen bedient.

Litteratur

Die Überwindung des wissenschaftlichen Materialismus. Vortrag, gehalten in der Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte zu Lübeck von **Wilhelm Ostwald**, Professor der Chemie an der Universität Leipzig. Leipzig, Veit u. Comp., 1895

Nach der (unter den Naturforschern) herrschenden mechanistischen Weltansicht sind die Atome und die zwischen ihnen wirkenden Kräfte die letzten wirklichen Dinge, auf denen die einzelnen Erscheinungen beruhen. Diese Auffassung, die man sich gewöhnt hat als sichersten Ausdruck der thatsächlichen Verhältnisse anzusehen, ist nach der Überzeugung des Verfassers eine bloße Hypothese. Denn eine Bestätigung der aus ihr sich ergebenden Folgerung, daß alle nicht mechanischen Vorgänge, wie die Wärme, die Strahlung, die Elektrizität usw., thatsächlich ebenfalls mechanisch seien, ist noch in keinem einzigen Falle gebracht worden. Die sogenannten mechanischen Theorien sind also in Wirklichkeit nur Bilder oder Analogien, und das einzige, was man von ihnen mit Sicherheit sagen kann, ist, daß sie über kurz oder lang in nichts zerfließen werden. Können wir schon die bekannten physikalischen Erscheinungen nicht mechanisch deuten, so gelingt das noch

weniger bei den viel verwickelteren Erscheinungen des organischen Lebens. Wir müssen erst aufhören, uns die physische Welt durch die Annahme einer Mechanik der Atome anschaulich zu machen. Wir sollen uns überhaupt kein Gleichnis machen, sondern die Welt so unmittelbar sehen, wie es uns unser Geist erlaubt. Wie geschieht das aber? Hier setzt des Verfassers These ein. Als Mayer die Äquivalenz der verschiednen Energieformen — das Gesetz von der Erhaltung der Kraft — entdeckte, war er auf dem richtigen Wege. Als aber seine Nachfolger, Helmholtz, Clausius, Thomson, alle diese verschiednen Energien als mechanisch deuteten, entwerteten sie die richtige Einsicht durch eine willkürliche Hypothese, die aus der herrschenden mechanistischen Naturauffassung entstanden war. Denn wir erfahren von der physischen Welt nur, was uns unsre Sinne vermitteln. Die Materie, von der diese Wirkung ausgehen soll, der Träger, den die Energie haben „muß,“ das vermeintlich letzte Wirkliche, ist umgekehrt bloß ein Gedankending, das wir Menschen uns gemacht haben. Das einzige, was als wirklich bleibt, ist vielmehr jene Wirkung auf unsre Sinne, die „Energie.“ Mit diesem Begriff können wir alles, was man bisher durch die Vorstellungen des Stoffs und der Kraft darstellte, und noch viel mehr als das darstellen. Die energetische Naturauffassung ist frei von Hypothesen. Ob sie aber ausreichen wird, alle Erscheinungen der Natur zu verstehen? Der Verfasser antwortet schon jetzt auf diese Frage mit Nein. Aber sie wird dennoch bestehen bleiben, zwar nicht als umfassendstes Prinzip, wohl aber als besondrer Fall noch allgemeinerer Verhältnisse, deren Form wir einstweilen noch kaum ahnen.

Weil, wie der Verfasser sagt, nach einem stets wiederkehrenden Gesetz im Denken der Allgemeinheit eine neue Erkenntnis nie so rein und ungetrübt aufgenommen wird, wie sie dargeboten wird, so haben wir die seine möglichst wortgetreu unsern Lesern vorgeführt. Aber was wir geben, soll nur gleichsam als Etikette gelten für den Inhalt des bedeutenden und formvollendeten Vortrags, dem gegenüber jedes weitere empfehlende Wort überflüssig wäre.

Spamers Illustrirte Weltgeschichte. Dritte, völlig umgestaltete Auflage. Zweiter Band: Geschichte des Altertums. Von Alexander dem Großen bis zum Beginne der Völkerwanderung. In dritter Auflage bearbeitet von **Ferd. Rösiger** und **O. E. Schmidt**. Mit 418 Textabbildungen und 14 Beilagen und Karten. Leipzig, 1896

Wenn irgend ein Band dieser neuen Auflage des großen Unternehmens, von dem nun sechs Bände erschienen sind, so verdient dieser zweite die Bezeichnung eines neuen Werkes. Von der zweiten Auflage ist hier kaum eine Zeile Text mehr übrig, von den alten Bildern kein einziges. Die beiden Verfasser haben die Aufgabe unter sich in der Weise geteilt, daß Rösiger das siebente Buch, die hellenische Kultur (S. 53 bis 274), Schmidt das sechste Buch, also die Zeit Alexanders des Großen und der Gründung der hellenistischen Reiche, und das achte Buch, die Geschichte Roms von den ersten Anfängen bis 375 n. Chr., bearbeitet hat. Beide Leistungen sind gleich tüchtig. Es mag unorganisch sein, daß erst am Schluß der gesamten griechischen Geschichte ein zusammenhängender Überblick über die griechische Kulturentwicklung gegeben wird, statt sie bei den einzelnen Zeiträumen der politischen Geschichte zu behandeln, wohin sie gehört; aber da die Anordnung nun einmal so getroffen war, so hat sich Rösiger vortrefflich mit seiner schwierigen Aufgabe abgefunden und, indem er den ganzen Stoff in zwei (oder eigentlich drei) große Zeiträume (bis zu den Perserkriegen, bis auf Alexander den Großen und den Hellenismus) gliedert, also sich der natürlichen Periodisirung der politischen Geschichte

anschließt, innerhalb jedes Zeitraums aber die einzelnen Zweige der Kultur zusammenhängend behandelt, im engen Rahmen ein so sicher und scharf gezeichnetes, so lebendig empfundnes und daher so allgemein verständliches Gesamtbild der griechischen Kulturgeschichte geliefert, wie es uns in dieser Weise noch nirgends begegnet ist. Unterstützt wird diese Wirkung noch ganz besonders durch die zahlreichen, sorgfältig ausgewählten und meist ganz vorzüglich ausgeführten Illustrationen. Hinter Rösiger steht Schmidt nicht zurück, dessen Anteil an dem Bande der ungleich größere, gegen 600 Seiten, ist. Mit selbständigem Urteil betont er gleich beim Beginne des sechsten Buches, daß die griechische Geschichte nicht mit der Schlacht von Chäroneia (338) ende, sondern in der Begründung der makedonischen Hegemonie ihre notwendige Erfüllung finde, nachdem die Souveränität der griechischen Kleinstaaten unhaltbar geworden sei; er vertritt also hier den Standpunkt J. G. Droysens gegenüber der mehr philologischen als historischen Ansicht von G. Grote und E. Curtius. Trotzdem ist er von einer Vergötterung Alexanders des Großen weit entfernt; er unterscheidet vielmehr scharf zwischen seiner ersten hellenischen und seiner orientalisirenden zweiten Periode und verschweigt nicht, daß seine Selbstvergötterung die Sittlichkeit der antiken Welt tief und dauernd geschädigt habe. Etwas kurz ist die Periode der sogenannten Diadochen behandelt, doch wird die Geschichte dieser hellenistischen Reiche bei der römischen Geschichte da, wo es zum Verständnis notwenig ist, wieder aufgenommen. In der römischen Geschichte mit ihren zahlreichen Kontroversen der Kritik und der Auffassung zeigt der Verfasser gründliches Wissen und besonnenes, selbständiges Urteil; überall betont er die Bedeutung der sittlichen Macht, also der Persönlichkeit, und löst nirgends die Geschichte in einen Brei von „Zuständlichem" auf, ohne dabei irgendwie die Bedeutung des Zuständlichen, d. h. der allgemeinen Verhältnisse, zu verkennen. Im Gegenteil werden diese sehr sorgfältig berücksichtigt, soweit sie für das Leben des Staates und des Volkes wichtig sind. Bezeichnend für die Art des Verfassers ist es dabei, daß er lieber die Persönlichkeit des M. Porcius Cato als Typus alten Römertums in der Übergangszeit ausführlich schildert, als sich in allgemeinen Wendungen zu ergehen. Die älteste Geschichte des römischen Staates ist in der von der modernen Kritik geforderten Weise behandelt, aber mit Recht hat der Verfasser die alten, sagenhaften Geschichten hinzugefügt, da sie nun einmal von den Römern in ihrer Blütezeit als historisch geglaubt wurden und auch jetzt noch als ein Bestandteil der allgemeinen historischen Bildung gelten. Die Verfassungsgeschichte und die Umwandlung der wirtschaftlichen und der sozialen Grundlagen treten ebenso verständlich hervor wie die Entstehung erst des italischen Bundesstaats, dann des Weltreichs. Ein durchaus selbständiges, besonnenes und billiges Urteil wahrt sich der Verfasser vor allem in der Betrachtung der untergehenden Republik, namentlich der Persönlichkeiten Cäsars und Ciceros. Sehr diskret und taktvoll behandelt er dann den Ursprung und die früheste Entwicklung des Christentums. Dabei ist seine Darstellung durchaus gewandt und anschaulich, wo es nötig ist, auch schwungvoll und eindringlich. Die Illustration leistet auch hier alles irgendwie Erforderliche. So reich das Material hier zugeflossen sein mag, so schwierig mag es gewesen sein, hier kritisch zu sondern, eine Arbeit, die gewöhnlich sehr unterschätzt wird und doch manche gelehrte Kleinkrämerei aufwiegt. Die Ausführung ist auch hier vorzüglich, namentlich bei den ganz plastisch hervortretenden Münzen, den Porträtköpfen (vgl. z. B. Nr. 248: ein altrömisches Ehepaar, aus dem Vatikan) und den Landschaften, deren Beigabe besonders dankenswert ist. Als ein vorzügliches Unterrichtsmittel sei dieser Band vor allem den höhern Schulen empfohlen.

Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik, herausgegeben von **W. Rein** (Jena). Langensalza, Hermann Beyer und Söhne, 1894 fg. 1. bis 16. Lieferung

Einem Herder oder Pestalozzi würde eine Pädagogik sehr spanisch vorgekommen sein, die über die Abspannung unter dem Buchstaben A und über die Müdigkeit unter dem Buchstaben M Auskunft giebt, wo die Dankbarkeit zwischen der Dampfheizung und dem darstellenden Unterricht steckt, und die Fehler der Jugend zwischen dem Fechtverein und der Feigheit zu finden sind. Doch unsre Zeit fordert einmal von den Genossen aller Berufe encyklopädisches Wissen, das sie auf dem Bücherbrett stehen haben müssen, wenn sie es nicht im Kopfe haben, und so ist den Männern der Schule das Lexikon von Rein zu gönnen. Befriedigen wird es sie zunächst durch seine Vollständigkeit, denn von der Abulie und Befangenheit bis zum Zweifel, vom Abiturientenexamen bis zur University Extension, vom Bettpissen und der Blumenzucht bis zur Schulstubendielung werden sie nichts von dem vermissen, was auf Kinder- und Jugenderziehung Bezug hat. Und auch die Güte der Artikel läßt wenig zu wünschen übrig, wird doch, wie sich von selbst versteht, jeder Gegenstand von einem Fachmann bearbeitet. Die meisten der zahlreichen Mitarbeiter sind Lehrer und Seminardirektoren, dazu kommen Universitätsprofessoren, Geistliche, Ärzte usw. Manche von den Artikeln, wie „Aufklärung" und „Bildung" (von Paulsen), „Begabung" von Andreä, „Darstellender Unterricht" von A. Foltz dürfen selbständige Bedeutung für sich in Anspruch nehmen. Bei einer zweiten Auflage wird manches zu ergänzen und zu berichtigen sein. So z. B. enthält der Artikel „Berechtigungen" zwar die gesetzlichen Bestimmungen ziemlich vollständig, aber kein Wort über die Berechtigung des Berechtigungswesens; Paulsen thut in seinem den Grenzbotenlesern nicht unbekannten Artikel „Bildung" einige kräftige Schnitte in diesen dicken Zopf. Und um noch eins anzuführen: der Artikel „Besoldung" wird einer sehr sorgfältigen Revision bedürfen. Daß es um die Besoldung der Volksschullehrer in Preußen jämmerlich bestellt ist, läßt sich ja leider nicht leugnen, aber daß es im Jahre 1891 noch 127 Lehrer gegeben haben soll, die unter 450 Mark (nebst Wohnung und Feuerung) bezogen, das glauben wir denn doch nicht. Entweder, so vermuten wir, haben diese Leute Schulacker, dessen Ertrag weit unter seinem Werte angeschlagen ist (der Schulacker wird überhaupt nicht erwähnt), oder es sind Hilfslehrer, deren Beköstigung dem Hauptlehrer obliegt. — Die Ausstattung des Werkes ist gut, der Druck groß und schön. Es soll in sechzig Lieferungen erscheinen. Für die Abonnenten auf die Lieferungsausgabe kostet die Lieferung eine Mark; dieses Abonnement ist jedoch mit dem Erscheinen der sechsten Lieferung geschlossen worden; von da ab wird das Werk in Halbbänden (je sechs Lieferungen) verkauft, deren jeder 7 Mark 50 Pfennige kostet.

Platens Werke. Herausgegeben von **G. A. Wolff** und **V. Schweizer.** Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, o. J.

Eine zweibändige Ausgabe von Platens Werken darf nur auf einen kleinen Leserkreis rechnen, und auch der wird sich immer noch mehr verengern. Von Platens Lyrik sind die wenigen Balladen, die allgemeiner bekannt zu sein verdienen, in einer Menge von Sammlungen zugänglich; seine Sonette, seine Oden, seine Festgesänge sind den Deutschen bis jetzt nichts gewesen und werden ihnen auch schwerlich je etwas sein, noch weniger seine höchst persönlichen Epigramme, die nur ganz weniges von allgemeinem Wert enthalten und in der Hauptsache nur für Kenner

der italienischen Kultur von Interesse sind. Seine unerquicklichen parodirenden Dramen sind lediglich für den Litteraturgeschichtsforscher merkwürdig, und die orientalischen Erzählungen, die er in den Abbassiden zusammengefaßt hat, lesen wir wenigstens lieber in schlichterm Gewande als in Platens schwerer, anspruchsvollen Sprache.

Die vorliegende Ausgabe versucht trotzdem, Platen dem deutschen Publikum zugänglich zu machen, dem Publikum, das er so oft gehöhnt und geschmäht und zeitlebens im innersten verachtet hat, dem er sich fremd fühlte und fühlen wollte. Sie sucht ihre Leser auf einer Bildungsstufe, für die Namen wie Lykurg („der berühmte Gesetzgeber Spartas, um 850 v. Chr.") und Aurora, Begriffe wie Rhapsode und Kothurn konversationslexikonartig in Anmerkungen erklärt werden müssen, die aber auch nichts von Calvin weiß, und der zu Platens Worten von dem „begeisterten sächsischen Mönch," den er einmal zwischen Meistergesang und dem dreißigjährigen Kriege erwähnt, die Anmerkung not thut „Luther (1483 bis 1546)." Selbstverständlich kehren derartige Erklärungen, namentlich für die Antike, immer wieder, da Platen in der alten Welt lebte und webte und sich ihrer typischen Gestalten auf jeder Seite seiner Dichtungen bedient. Ebenso wiederholen sich die Erläuterungen aus dem Gebiete der italienischen Renaissancekultur; schade, daß die Zweizahl der Herausgeber hier dazu geführt hat, daß uns z. B. in den Anmerkungen zu Pordenone VI, S. 139 und S. 288 des ersten Bandes nicht nur verschiedne, sondern teilweise einander widersprechende Angaben mitgeteilt werden, ähnlich wie als Vasaris Geburtsjahr I, 262 1511, dagegen II, 493 1512 bezeichnet wird. Welchem der Herausgeber soll man da glauben?

„Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn" ist ein altes, aber nie veraltendes Wort: Kenntnis der italienischen Renaissance und des griechischen und römischen Altertums, die für Leser Platens die Voraussetzung bildet, bildet sie natürlich erst recht für seine Herausgeber. Ungenau übersetzt ist das Exoriare aliquis, das Platen über sein erstes Polenlied geschrieben hat, mit den Worten „Aus unsern Gebeinen soll ein Rächer entstehen," falsch das Eamus omnis execrata civitas, die Überschrift eines andern Polenliedes, mit den Worten „Laßt uns, die ganze voller Flüche beladene Gemeinschaft, auswandern"; überdies hätte doch dieser Vers so gut wie jener virgilische einen Hinweis auf seine Herkunft verdient: wer die horazische Epode nicht kennt, der er entstammt, versteht das ganze Platensche Lied nicht. Die Anmerkung zu dem Epigramm „An denselben" (d. h. einen anonymen Verfolger)

> Birgst du den Namen? Es ist doch immer ein klassischer Name:
> Dich schon redet Horaz „stinkender Mävius" an

enthält eine recht zweifelhafte Bereicherung unsrer Kenntnis römischer Dichternamen in den Worten „Mävius, ein schlechter römischer Dichter des ersten Jahrhunderts v. Chr." Horaz verwünscht nur den hämischen Kritiker, so gut wie sich Platen nur über diesen hermacht; davon daß dieser Mävius je einen Vers gemacht hätte, ist nichts bekannt.

Das Äußere der Ausgabe ist wie bei allen Meyerschen Klassikerbänden sauber und hübsch, auch Bild und Handschrift Platens fehlen nicht, doch haben sich mehrere verletzende Druckfehler eingeschlichen, z. B. I, S. 256 „Begattung" für „Bestattung" und S. 217 ein cecinit in dem bekannten, in der ersten Person geschriebnen Grabdistichon Virgils. Sollen wir auch das „9 v. [!] Chr." in einer Anmerkung über die Varusschlacht II, 176 dazu rechnen?

Henrik Ibsens Jugenddramen von Dr. Roman Woerner, Privatdozenten an der Universität München. München, Becksche Verlagsbuchhandlung, 1895

Dieses Buch kündigt sich als Vorarbeit zu einem größern Werke über Ibsen an. Im Vorwort spricht der Verfasser die Ansicht aus, daß die wissenschaftlichen Litterarhistoriker es nicht den Tagesschriftstellern überlassen sollten, über Erscheinungen der neuern Litteratur das Urteil festzustellen. Darin hat er gewiß Recht, vollends wenn es sich um einen Dichter wie Ibsen handelt, dessen Verehrer in unserm Volke nun einmal nach tausenden zählen. Eine andre Frage ist, ob der Gegenstand eine so ausführliche Behandlung verträgt, wie sie der Verfasser mit den zwei Bänden, die er verspricht, in Aussicht stellt. Nach der Probe, die in der vorliegenden Schrift gegeben ist, möchte man das bezweifeln. Ibsens Jugendwerke mit ihrer Fülle von krausen nordischen Namen muten uns doch recht fremdartig an, und der Zergliederung, die der Verfasser giebt, zu folgen, ist keine leichte Beschäftigung. Sie stehen aber auch dem spätern Ibsen, der sich einen Teil der Welt erobert hat, fast ebenso fern wie uns, und im allgemeinen lebt unsre Zeit zu schnell, um sich durch das bloß historische Interesse noch lange fesseln zu lassen. Aber es ist ja möglich, daß sie dem „Ibsenismus" gegenüber eine Ausnahme macht. Das Buch ist sorgfältig gearbeitet und recht gut geschrieben.

Erichs Ferien. Eine Erzählung für die Jugend, auch für ältere und alte Leute ohne Schaden zu lesen, nur müssen die Herzen jung sein. Von H. Brandstaedter. Düsseldorf, August Bagel, 1895

Getreidespekulation, jüngstdeutsche Dichtung, Verein zur Rettung Schiffbrüchiger, Momentphotographie: lauter Dinge, die modern, teilweise sogar „aktuell" sind. Ein Buch, das sich mit derlei Gegenständen befaßt, wird — so sollte man denken — zu den modernen Erscheinungen gerechnet werden dürfen. Und doch ist es glücklicherweise unmodern, altväterisch im besten Sinne des Worts. Kein greisenhaft anwidernder Roman fin de siècle, der die Jugend verdirbt, sondern eine Erzählung, die von Frische, Mut, Kraft und Vaterlandsliebe übersprudelt. Sie wird jeden gefangen nehmen, der sich ein junges Herz bewahrt hat. Sonnige Poesie ruht über der Gegend, wo sich die Ereignisse abspielen: der rauschenden Ostsee, der einsamen Nehrung mit ihren Dünen und dem so unheimlich wirkenden Sande. Mit heiterm, harmlosem Humor werden die Personen gezeichnet; prächtig gelungen sind die Charakteristiken des königlichen Fischmeisters Saltawisch und der episodischen Figur des „alle Verantwortung ablehnenden" Kommerzienrats aus Memel. Aus dem Ganzen spricht ein echt deutsches, festes, kerniges Gottvertrauen, nicht aufdringlich, aber eindringlich, rührend und warm.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Zum 18. Januar

Fünfundzwanzig Jahre sind verflossen seit jenem unvergeßlichen Tage, wo König Wilhelm von Preußen in dem prunkvollen Schlosse des Sonnenkönigs, umgeben von den Vertretern der deutschen Fürstengeschlechter und inmitten der Fahnen seines siegreichen Heeres, zum deutschen Kaiser ausgerufen wurde. Wer damals den Gang der deutschen Geschichte überblickte, dem konnte das als eine ganz selbstverständliche, gewissermaßen unvermeidliche Folge der Ereignisse, als die reife Frucht einer langen Entwicklungsreihe erscheinen, ungefähr wie es unsern Vätern 1849 als eine solche erschienen wäre, wenn Friedrich Wilhelm IV. von Preußen als erwählter „Kaiser der Deutschen" seinen Einzug in der alten Krönungsstadt Frankfurt gehalten hätte. Und doch lehrt gerade der Vergleich zwischen dem Schicksal dieser beiden Brüder mit erschütternder Klarheit, daß sich auch die scheinbar selbstverständlichsten Dinge nicht von selber vollziehen, daß sie das Ergebnis persönlicher Willensakte sind, denn nicht Ideen und dunkle Triebe, sondern Männer machen die Geschichte. Während jener Sturmjahre 1848/49 gab es mehrere Zeitpunkte, wo es nur des rechten Mannes an der rechten Stelle bedurft hätte, um das klar erkannte Ziel der Besten unsrer Nation zu erreichen. Aber der einzige Mann, dessen Wille der Bewegung die rechten Bahnen anweisen konnte, Friedrich Wilhelm IV., versagte sich ihr, weil sich sein ganzes Wesen dagegen aufbäumte, und nur deshalb scheiterte sie. Wer hätte dagegen gemeint, daß aus der Verbitterung des preußischen „Konflikts," aus dem verblendeten Preußenhaß im deutschen Süden, allen liberalen Theorien und Erwartungen und einer scheinbar übermächtigen Strömung zum Trotz, der stolze Staatsbau hervorgehen würde, der sich vier Jahre später zum deutschen Reiche erweiterte! Aber Männer, ganze Männer waren an der Arbeit und standen an der richtigen Stelle. Ein greiser König von schlichtem, klarem Ver-

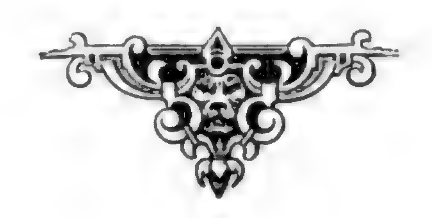
Digitized by Google

stand und ehernem Willen faßte das Ziel ins Auge, seinen Staat aus seiner gedrückten Lage emporzureißen und, gleichviel in welcher Form, an die Spitze der Nation zu stellen; ein genialer Staatsmann leitete mit sicherer Entschlossenheit und mit alles umfassendem Blick seine Politik; ein großer Organisator schuf ihr die schneidige Waffe, das Heer; ein Strateg ohne gleichen zeichnete diesem die Bahnen des Sieges vor. Und als die Zeit der Erfüllung kam, das große Jahr 1870, welch eine dichte Schar von Heldengestalten, vom Fürstensohne bis zum schlichten Bauer im Waffenrock, drängte sich um König Wilhelm und seine Paladine! Fürwahr, Männer haben die deutsche Geschichte der neuesten Zeit gemacht, und da, wo die rechten Männer fehlten, da war sie trotz alles Sehnens und aller Begeisterung schlecht gemacht worden. Und so ist es immer gewesen und wird es immer sein, nur daß man diese Männer bald deutlicher, bald undeutlicher erkennen kann. Nicht die namenlose Masse nordgermanischer Stämme hat die Römerherrschaft in Deutschland vernichtet, sondern Armin, nicht die Verstimmung und Erbitterung vieler Tausende hat die päpstliche Herrschaft über die Gemüter der Deutschen zerbrochen, sondern Luther. Vor dem Großen Kurfürsten war Brandenburg ein machtloser Mittelstaat zweiten Ranges, durch ihn wurde es die stärkste deutsche Macht nächst Österreich, durch Friedrich den Großen eine Großmacht. Mit vollem Rechte hat sich daher die unvergleichliche Reihe der Erinnerungstage dieses Jahres in eine Reihe von Dankfesten verwandelt, voll dankbarer Erinnerung an die Fürsten und Helden, die nicht mehr unter den Lebenden weilen, voll jubelnder Begeisterung für die Mitstreiter im Rat und auf dem Schlachtfelde, die wir noch unter uns haben. Und allen voran ist unser Kaiser gegangen im Ausdruck dieses Dankes.

Aber Männer danken nicht allein mit Worten, Männer danken mit Thaten für Thaten der Männer. Es frommt nicht, immer nur zu preisen, was geschehen ist, und das ungeheure Kapital schwer erworbnen Ruhms immer wieder zu bewundern. Wuchern sollen wir mit diesem Kapital. Das Zeitalter Wilhelms I. hat dies zerrissene Deutschland zur europäischen Zentralmacht erhoben, die waffengewaltig den Frieden ein Vierteljahrhundert geschirmt hat, was nach dem Kriege niemand auch nur zu denken wagte; dem Zeitalter Wilhelms II. ist die Aufgabe zugefallen, dieses geeinte Deutschland emporzuheben zur Weltmacht. Nicht in dem Sinne, daß es die Welt beherrschen sollte, wie es dereinst Rom gethan und die kühnsten unsrer mittelalterlichen Kaiser wenigstens erstrebt haben; das auch nur zu denken, wäre Wahnsinn. Wohl aber in dem Sinne, daß wir unsern Anteil fordern an der Herrschaft Europas und seiner Kultur über den Erdball. Denn noch besteht diese Herrschaft, und sie wird weiter bestehen, weil in diesem Europa eine ungeheure Kraft aufgespeichert liegt, wie nirgends sonst. Aber während die Größe der europäischen Kultur gerade in der Mannichfaltigkeit selbständiger Völker beruht, ist bisher diese Mannichfaltigkeit draußen

überm Weltmeere viel zu wenig zum Ausdruck gekommen. Während Deutschland zerrissen, machtlos, verblendet war, hat das englische Polypenreich die Welt mit seinen Armen umschlungen, überall saugt es die besten Lebenskräfte an sich und sucht uns den Weg zu sperren. Mit dieser Politik ist es unser schlimmster Feind, denn es versagt uns den Raum, den wir brauchen, wenn die reichen Kräfte unsers Volkes nicht stocken und verkümmern sollen, d. h. es will uns um unsre Zukunft bringen. Deutschland muß also zur Weltmacht werden, um weiter leben zu können, und das wird es, wenn es ernstlich will.

Und es will. Oder vielmehr: der Mann, den Gott an die rechte Stelle gesetzt hat, der will es. Mit seinem Telegramm an den Präsidenten Krüger vom Transvaal, das die Lage blitzartig beleuchtete, hat unser Kaiser, so hoffen wir, ein neues Zeitalter eröffnet, ein Zeitalter deutscher Weltpolitik. Ein Sturm der Zustimmung und des Jubels ging in diesen Tagen durch Deutschland, ohne Unterschied der Partei. Und tiefer als jemals haben wir es empfunden, was das Reich für uns bedeutet. Wir sind jetzt einig und mächtig, und wir sehen klar, was uns notthut. „Glück winken die Planeten uns herunter!“ Es ist der Staatskunst unsers Kaisers, deren weit vorausschauende Weisheit wir erst jetzt würdigen, gelungen, durch geduldiges, hochherziges und doch festes Auftreten ein erträgliches Verhältnis zu Frankreich, ein, wie es scheint, recht gutes zu Rußland herzustellen und so der Überwindung des verhängnisvollen toten Punktes, unsers scheinbar unversöhnlichen Gegensatzes zu Frankreich, näher zu kommen. Er hat dann rasch entschlossen mit beiden Nachbarmächten zusammen bestimmend in Ostasien eingegriffen. Eine Verbindung der festländischen Großmächte ist im Werden, die der Weltpolitik neue Bahnen weisen kann und soll. Wir wissen es wohl: wir sind in dieser Verbindung nicht die stärkste, sondern noch die schwächste Macht, denn nicht unser Heer kann hier entscheidend eingreifen, sondern nur unsre Flotte, und die ist leider noch dazu zu schwach, soviel sie auch dem Kaiser schon verdankt. In unserm Interesse liegt also eine ruhige, fest und besonnen geleitete Politik, die niemandem nehmen will, was ihm gehört, aber auch andern nicht überlassen will, was wir selbst bedürfen. Der Weg ist uns vorgezeichnet, es fragt sich nicht mehr, ob wir ihn gehen wollen. Und so begrüßen wir heute den 18. Januar mit dankbarem Rückblick in die Vergangenheit, mit Zuversicht auf die Zukunft und mit dem festen Entschluß, den Männern von 1870 zu danken durch Thaten, wie sie unsre Zeit von uns fordert. Gott segne Kaiser und Reich!



Weltpolitik!

Es giebt Länder, aus denen Menschen auswandern, und es giebt Länder, aus denen Kapital auswandert. Aus Deutschland, England, Rußland und Italien wandern Menschen aus; aus Deutschland, England und Frankreich wandert Kapital aus. Die Menschen aus Rußland verlassen ihr Land, obwohl es groß genug ist, und der Boden reich genug, noch Millionen mehr zu ernähren; aber es fehlen die Mittel, die Kultur intensiver zu machen. Darum gehen sie dahin, wo Arbeitsgelegenheit im Überfluß ist, nach Amerika. Die Engländer und die Deutschen wandern aus, obwohl zu Hause die Kultur in schnellem Tempo immer intensiver wird; es geht noch immer nicht schnell genug, das Land ist trotz alledem zu eng.

Zu eng auch für das Kapital. Mit Hilfe eines Zinsfußes von 1 bis 8 Prozent häufen sich in diesen Ländern hoher Kultur immer größere Vermögen an. Woher sie kommen, kann uns gleich sein. Thatsache ist, daß sie entstehen. Kapital aber will Zinsen sehen, will „arbeiten." Arbeitsgelegenheit mehrt sich ja nun auch in diesen Ländern, aber im Verhältnis zu dem wachsenden Kapital mit jedem Jahre langsamer. Die Kapitalien machen sich blutige Konkurrenz, sie unterbieten sich im Zinsfuß, veranlassen neue, immer weniger rentable Unternehmungen bis zur Überproduktion, und schließlich müssen sie doch außer Landes, getrieben von ihrem „Hunger nach Mehrwert," um irgendwo, wenn auch mit Risiko zu „verdienen." In den Vereinigten Staaten werden auch riesige Vermögen gesammelt, aber sie brauchen nicht außer Landes zu gehen, Arbeitsgelegenheit ist reichlich vorhanden und lohnend.

Aus England wandern Menschen und Kapital aus, aber nicht bloß die ärmsten, bloß Arbeiter, wie aus Rußland, sondern Leute aus allen Ständen und von verschiednem Vermögen, also in der Hauptsache nicht Menschen und Kapital, sondern Menschen mit Kapital. Leute mit einigen tausend Pfund oder mit diesen und jenen Künsten und Fertigkeiten gehen „hinüber" und legen eine Farm oder eine Reismühle oder ein shipping-office oder eine Handwerkerei an und finden in Australien oder Kanada oder Indien das, was sie zu Hause vergebens gesucht haben: Verdienst für ihr Geld und ihre Arbeit.

Digitized by Google

Die Franzosen haben auch Kapitalüberschuß, aber keinen Menschenüberschuß. Drum ist selbst in ihren eignen Kolonien der Handel meist in deutschen und englischen Händen, und wenn man irgendwo französische Firmen findet, wie an der Küste von Mozambique, so sind die Angestellten meist Schweizer, mit denen sich auch recht gut deutsch reden läßt. Aber auch das französische Kapital muß hinaus ins feindliche Leben; und weil es ohne Menschen geht, so geht es in großen Massen an große Unternehmungen, z. B. nach Panama, wagt viel und verliert viel.

Wie steht es nun bei uns? Auch wir haben Kapitalüberschuß. Geld ist da, und Arbeitslose sind da, aber die Geschäfte wollen doch nicht gehen. Dividenden und Zinsfuß sinken; und wenn wir auch noch nicht so weit sind, daß die Staatspapiere, als die sichersten und gesuchtesten Papiere, nur 1 Prozent zahlen wie in England, so sehen doch alle kleinen Rentner mit Schrecken: der Weg führt dahin! Es giebt eine Menge kleiner Rentner bei uns, die ungefähr 2000 Mark Zinsen jährlich haben. Selbst diese und ebenso die größern begnügen sich nicht für alle ihre Papiere mit einem Zinsfuß von 3½ Prozent, sie wollen mehr haben, sie kaufen also Brauereipapiere und treiben deren Kurs, oder sie erleichtern den Besitzern des Bodens das Schuldenmachen, oder — und das wird immer häufiger werden — sie kaufen Griechen, Portugiesen, Argentinier, Türkenlose, d. h. sie gehen außer Landes, aber wie die Franzosen zu fremder Arbeit.

Freilich machen es nicht alle Deutschen so. Unser Vaterland hat von jeher zwei ungleich große „Hälften" gehabt, eine kontinentale, die speist, wohnt und spricht wie die Franzosen, und die Waterkant, die in allen diesen Dingen den Engländern ähnelt. So machen es auch schon die Hamburger und die Bremer wie die Engländer, sie gehen selber hinüber, gründen Handelshäuser, Filialen, Plantagen und Fabriken mit eignem Geld und eigner Arbeit. Wieviel Kapital mag es wohl sein, was von den Hamburgern und Bremern außer Landes getragen wird? Viel oder wenig? Das ist von hier aus schwer zu sagen. Denn es geht in die englischen Kolonien, hilft diesen mit zu Blüte und Reichtum, verschwindet aber für die Augen des Geographie lernenden Deutschen. Kapland, Ostindien, Australien sind englische Kolonien, heißt es da. Die Anschauung lehrt es aber anders; man mag hinkommen, wohin man will, nach allen Küstenplätzen der Erde, überall findet man zwar das mächtige englische Kapital, aber ebenso findet man überall daneben eine angesehene, wohlhabende deutsche Kolonie, manchmal klein, manchmal groß, manchmal ebenso groß wie die englische, überall aber wachsend, ihrer Zukunft sicher, dagegen fast nirgends eine bedeutende französische; überall deutschen und englischen Handel, nirgends französischen. Es kann also nicht gering sein, das deutsche Vermögen im Auslande; wie groß könnte es aber erst sein, wenn auch das übrige Kapital vernünftige Wege ginge!

Der Kapitalist im Inlande, die Landratte, kauft Portugiesen und Argentinier, natürlich keine ostafrikanische Anleihe, etwa für einen Eisenbahnbau. Aber wie, man sollte den deutschen Kleinkapitalisten ermutigen, so unsichere Papiere zu kaufen? was kann aus deutschen Kolonien gutes kommen? fragt der Fortschrittsmann. Ich dagegen frage: was könnte denn mit den deutschen Kolonien geschehen, als höchstens, daß wirklich einmal ein Reichskanzler auf den Gedanken käme, sie zu verschenken? Es giebt ja auch noch koloniale Privatunternehmungen. Da ist z. B. die anatolische Eisenbahn, von deutschen Ingenieuren und deutschen Handwerkern erbaut und unter deutscher Verwaltung. Die müßte doch gewaltige Gegenliebe finden? Nein, auch die nicht. Denn wenn auch der besitzende Philister im allgemeinen wenig Vertrauen zu der Weisheit der deutschen Regierungen hat, so hat er umsomehr Vertrauen zu der Ehrlichkeit der ausländischen Regierungen und kauft daher mit Vorliebe brasilische oder argentinische Papiere, zumal wenn im Titel das Wörtchen „staatlich" vorkommt. Nach zehn Jahren liegt dann die Sache so. In Kleinasien ist eine Eisenbahn entstanden, die über kurz oder lang ihre Rente abwerfen muß, außerdem aber durch Erschließung des Landes Arbeitsgelegenheit für neues Kapital geschaffen hat. In Argentinien ist der Eisenbahnbau überhaupt nicht angefangen worden. Die Zinsen sind bisher vom Kapital gezahlt worden, und die ausländischen Gauner haben sich einige Jahre hohe Gehalte genommen. Ist aber wirklich ein Unternehmen geschaffen, so fällt es samt seinen republikanischen Herren bei der nächsten Revolution doch wieder über den Haufen. In Kleinasien mag geschehen, was will; Unternehmungen unter europäischer Leitung wird man kein Härchen krümmen. Im Gegenteil, um ihretwillen überwachen ja die Kabinette den kranken Mann in Konstantinopel und Kairo wie einen Schuljungen. Kolonien von Mammons wegen sind wohl noch unantastbarer, als Kolonien von Staats wegen.

Aber wenn auch die Millionen in Türkenlosen, Portugiesen, Griechen und Argentiniern nicht verloren wären, sondern reichlich Gewinn gebracht hätten, so wäre dabei doch für die Zukunft des deutschen Volkes wenig gewonnen, viel Wertvolleres aber wäre verloren gegangen, nämlich Millionen deutscher Auswandrer, deutscher Arbeiter, die das Vaterland haben verlassen müssen. Das Kapital, das ins Ausland geht, verliert seinen deutschen Namen, es wird portugiesisch oder argentinisch. Portugiesische Unternehmer, portugiesische Arbeiter schaffen mit diesen Mitteln. Die Arbeiter, die ins Ausland gehen, sind aber ebenfalls verloren. Sie legen nicht nur ihre Reichsangehörigkeit ab, sondern auch die deutsche Sprache und schließlich auch die Erinnerung daran, daß sie einst Deutsche waren. Nur wenn sich beide finden: deutsches Kapital und deutsche Auswandrer, Arbeiter und Arbeitsmittel, nur dann entsteht eine deutsche Kolonie. Und nicht nur manchmal und hie und da, sondern überall, wo das stattfindet, entsteht eine deutsche Kolonie. Wächst

sie und erreicht in fremden Landen andauernd die Mehrheit, dann wird sie eines Tages die fremde Flagge vom Stadthause herunternehmen und die deutsche aufpflanzen, schon aus Eigennutz. Denn schließlich läßt sich der englische Konkurrent unter deutscher Flagge doch noch besser schlagen als unter englischer. So können auch heute noch überall deutsche Kolonien entstehen.

Staatsmänner, die nicht bloß das Wohl des deutschen Geldes wollen, auch nicht bloß das Wohl des deutschen Auswandrers, der in Amerika gegen seine Sprache höhere Löhne eintauscht, sondern deren Liebe der Zukunft des deutschen Volkes gilt, müssen also eine Politik treiben, die beide zusammenführt: die Arbeiter und die Arbeitsmittel. Sie dürfen bei dem Worte Kolonialpolitik nicht nur an Afrika denken und daran, wer Kanzler von Kamerun werden soll, sondern an die Millionen deutscher Auswandrer, die deutsche Schule und deutsche Heereserziehung genossen haben und darum einen Kulturdünger abgeben, wie er kostbarer gar nicht zu haben ist, die aber für deutsche Kulturarbeit verloren sind; und an die Machtmittel des deutschen Volkes, die kleinen Raubstaaten in den Schoß geworfen werden, um, wie von Kindern, vergeudet zu werden.

Giebt es denn nun schon deutsche Kolonien, wo sich Arbeiter und Kapital gefunden haben? O ja, abgesehen von den Tropen, wo ein Unternehmer immer nur wenige europäische Kopfarbeiter beschäftigen kann, giebt es solche z. B. in Südamerika. In Brasilien giebt es deutsche Dörfer, deutsche Ackerbaukolonien. Aber, sagen die Konsuln und das auswärtige Amt, die sind doch verloren! Es ist sehr traurig, daß Deutsche dorthin gehen, um über kurz oder lang dort zu verwelschen. Denn retten können wir sie doch nicht! Wir können nicht gegen das internationale Recht! Mit Verlaub: das sind diplomatische Zwirnsfäden, noch leichter zu zerreißen als juristische. So mag die russische Regierung reden, die an der Kolonisation des eignen Landes genug Arbeit hat, oder die französische, die froh sein muß, wenn keiner auswandert. Eine Regierung aber, wie die deutsche und englische, muß aggressive Kolonialpolitik treiben. Die Russen und die Franzosen haben große Flotten und treiben aggressive Kolonialpolitik. Warum? Vielleicht aus Übermut, denn nötig haben sie es nicht. Die Deutschen haben keine große Flotte, und ihre Regierung treibt eine recht schüchterne Kolonialpolitik. Warum? Weil sie ihre Pflicht nicht kennt, oder vielmehr, weil ihr vom Volke wunderlicherweise die Mittel zur Erfüllung ihrer Pflicht vorenthalten werden. Denn es ist die verdammte Pflicht und Schuldigkeit der deutschen Regierung, aggressive Kolonialpolitik zu treiben. Stauen sich Wassermassen und gefährden bebaute Felder, so müssen sie von den Behörden im öffentlichen Interesse in Bahnen geleitet werden, wo sie Segen bringen. Auch wo sich Volksmassen, die nach Land schreien, gefährlich anstauen, da müssen die Staatsleiter sie wegschaffen, aber nicht irgend wohin, sondern dahin, wo sie der Gesamtheit nützen.

Es ist nicht gleich Krieg nötig und Eroberung, wenn man solche Kolonien schaffen will. Man braucht zu den Raubstaaten nur so zu sagen: Wir sind hier und wollen hier bleiben. Uns gehört die Erde so gut wie euch, und hier gilt Krieg auch im Frieden. Wir wollen auch nicht euresgleichen werden und unter euern Gesetzen leben, sondern nur bedingungsweise. Eure Regierungen sind nicht ehrlich, eure Gerichte sind bestechlich. Wir sind das nicht gewohnt. Unser Mutterland verlangt, daß wir nach unsern Ansprüchen behandelt werden. Somit sind wir nicht durchaus eure Mitbürger, sondern auch noch deutsche Reichsbürger. Wenn dann ein Deutscher vor ein ausländisches Gericht kommt, so sagt der Konsul nicht: Warum gehst du in dieses Land? sondern er handelt wie jener englische Konsul in Mittelamerika, von dem vor einigen Jahren folgende Geschichte durch die Zeitungen ging. Ein Engländer war in einer mittelamerikanischen Republik vor die Schranken des Gerichts gekommen und wurde zum Tode durch die Kugel verurteilt. Sei es nun, daß das Urteil ungesetzlich oder zu streng war, jedenfalls stellte sich der englische Konsul mit seinem ganzen Einfluß vor den Verurteilten. Auf die Republikaner machte das keinen Eindruck. Da telegraphirte er nach London. Die Republikaner beschleunigten als Antwort den Tag der Hinrichtung; der Tag erschien, die Soldaten waren aufmarschiert und harrten des Kommandos. Da erschien auch der englische Konsul, warf dem Missethäter die englische Flagge über Kopf und Brust und rief: Kill him, but dont hurt the english flag. Ich bin überzeugt, wir haben auch solche Konsuln.

Wir brauchen ein Auswärtiges Amt, das nicht bloß nach dem Loch in den Vogesen starrt und nach den russischen Wäldern, sondern das an den Küsten aller Ozeane Aufgaben für die deutsche Politik sieht, das die deutschen Auswandrer dahin leitet, wo sie Unternehmer mit deutschem Kapital finden, das auch die deutschen Privatkolonien für seine Kinder ansieht, für deren Gedeihen es zu sorgen hat, auf die Gefahr hin, daß sie eines Tages z. B. in Südamerika den unfähigen Spaniern das Revolutionshandwerk legen und — abhängig oder unabhängig vom Reich — deutsche Ackerbaukolonien werden. Wie leicht das geschafft werden kann, mag eine zweite Geschichte zeigen. Im Süden Brasiliens liegen Gruppen von deutschen Dörfern, die in den Bürgerkriegen der spanischen Abkömmlinge leidlich verschont geblieben sind. Vor einigen Jahren geschah es doch einmal, daß Regierungstruppen in ihre Nähe kamen, nicht als Feinde, sondern gelockt von den guten Quartieren. Reitende Boten und Feuersignale vom bedrohten Orte sorgten dafür, daß in den benachbarten Dörfern die freiwilligen Feuerwehren, in Deutschland gediente Leute und ihre Rekruten, schleunigst alarmirt wurden und sich auf den Marsch nach dem Signalort begaben. Unterdessen war dort die militärische Macht angekommen; sagen wir eine Brigade, die wir aber etwa auf das Drittel einer deutschen schätzen dürfen, mit zerrissenem Schuhwerk, zerlumpt und verhungert.

Noh verlangt ihr „General“ vom Schulzen Lebensmittel, Kleidungsstücke und Quartier zunächst für eine Woche. Der Schulze macht ihn darauf aufmerksam, daß morgen mit dem frühsten die Feuerwehren so und so vieler deutschen Dörfer hier sein würden, ausgediente deutsche Soldaten, gut beritten und gut bewaffnet. Er thäte darum gut, seinen Truppen strengste Mannszucht zu empfehlen. Außerdem würde der Ort nur so und so viel Lebensmittel liefern und wünsche die Regierungstruppen nicht länger als eine Nacht in seinen Fluren zu sehen. Dies mit dem nötigen Nachdruck vorgetragen, wirkt. Am andern Morgen zogen die Soldaten ganz betrübt, aber friedlich von dannen, ohne die Bekanntschaft mit der deutschen Feuerwehr gesucht zu haben. Die Geschichte stand vor etwa einem Jahre in den Zeitungen. Für ihre Wahrheit kann ich nicht einstehen. Aber sie ist eine Illustration zu dem, was ich sagen möchte: der Bessere wird sich vom Schlechtern nicht auf die Dauer regieren lassen, und wie leicht vermag Zucht und Ordnung, d. i. Kultur, Herr zu werden über die Schein- und Halbkultur!

Eine solche Kolonialpolitik in allen Ozeanen ist natürlich nicht ohne Schiffe möglich. Wer in dem sogenannten Völkerkonzert gehört werden will, muß zuweilen mit dem Säbel rasseln können. Die deutsche Flagge über dem Hause des Konsuls hat wenig Achtung, wenn sie nicht auch im Hafen über einigen schwimmenden Kanonen weht. Haben wir denn aber Schiffe? Ich will noch eine dritte Geschichte erzählen. Es war in den ersten Wochen des japanisch-chinesischen Krieges, als ich nach Singapore kam. Es war von Europa gerade die Nachricht gekommen, daß einige französische und einige russische Panzer, im ganzen gegen zwölf, auf dem Wege nach Ostasien wären. „Sie müssen Singapore passiren, schrieb die Singapore Zeitung. Was wäre ihnen leichter, als mit einem Handstreich diesen Platz zu nehmen! Er ist nur schwach befestigt, noch mehr fehlt es an Soldaten zur Deckung. Wir wissen es, die Fremden haben geheime Instruktionen. Deshalb fordern wir alle Männer und Jünglinge dieser Kolonie auf, freiwillige Bataillone zu bilden.“ Mündlich erfuhr man dann, daß dabei auch auf die ansehnliche deutsche Kolonie in Singapore gerechnet wurde, ihrer militärischen Schulung wegen. Aus dem Handstreich wurde nun freilich nichts. Ganz Unrecht hatte aber die Zeitung nicht. Wozu hätten auch die Franzosen ihre Riesenflotte, wenn sie niemals Gebrauch davon machen wollten? Aber andrerseits, was wollen die Franzosen mit Singapore? Haben sie Kapital draußen? Ja, ein wenig in Tonking usw., aber wenn es sehr hoch kommt, doch nur den zehnten Teil des englischen, wahrscheinlich sehr viel weniger. Die Engländer müßten es ihnen also mit allen Kosten wieder abnehmen. Denn Singapore beherrscht die Handelsstraße. Was aber sehr naiv von diesen Engländern war, das war der Appell an die Deutschen. Denn wenn jemand dem englischen Welthandel gefährlich ist, so sind es die Deutschen. Die Russen können freilich den Engländern den Ein-

fluß auf China abnehmen. Dann wird sich China nicht von Hongkong aus, sondern von Norden aus erschließen; dann machen nicht die Handelshäuser von Hongkong das Geschäft, deutsche und englische, sondern die von Wladiwostok, und das sind nur Hamburger, gute Deutsche, solange es ein mächtiges deutsches Reich giebt. Die Russen können den Engländern auch Indien nehmen, aber doch eigentlich nicht Indien, sondern nur die Regierung über Indien. Oder können sie etwa diese Milliarden englischen Privatkapitals verdrängen, ihnen den Besitz des Bodens, des Handels und der Fabriken nehmen? Nicht ohne daß sie das Land verwüsten. Dagegen können die Deutschen sehr wohl den Engländern z. B. Hongkong nehmen. Angenommen, der deutsche Handel in Hongkong mache jetzt ein Zehntel des englischen aus, so kann er in einigen Jahrzehnten sechs Zehntel ausmachen. Dann ist eben Hongkong deutsch mit oder ohne deutsche Flagge, und es ist eine Leichtigkeit, die deutsche Flagge nicht nur aufzupflanzen, sondern auch zu halten. Unser Handel wächst schneller als der englische, der französische aber geht zurück.

Da es zunächst nur zwei Völker giebt, die zugleich Kapital- und Menschenüberschuß haben, so giebt es auch nur zwei Völker, die sich um die freie Erde und um die Herrschaft über die Meere streiten müssen: die Deutschen und die Engländer. Die Deutschen scheinen das nicht zu wissen, sonst hätten sie doch eine größere Flotte. Also mehr Geld für die Marine, weiter will er nichts! sagen der Fortschrittsmann und der Sozialdemokrat. Jawohl! sage ich dem Fortschrittsmann. Aber das wird sich bezahlt machen, zwar nicht gleich, aber später, und nicht nur für den Fiskus, sondern auch für den Einzelnen. Das gehört zu den faux frais der heutigen Weltwirtschaft. Die Marine gehört zu den Mitteln, die jeder deutsche Produzent heutzutage gegen den auswärtigen Konkurrenten nötig hat; haben wir erst eine Flotte, und treiben wir Kolonialpolitik, dann wird das deutsche Volk nicht mehr hunderte von Millionen an Portugiesen und Argentinier verlieren, sondern wird sein Geld deutschen Unternehmern anvertrauen, und je mehr deutsche Unternehmungen es im Auslande giebt, umso weniger drückend wird die Überproduktion im Inlande sein.

Den Arbeitern aber sage ich: tua res agitur, um eure Zukunft handelt es sich. Hier in dem überfüllten Deutschland mag das Kapital euer Feind sein. Rücksichtslos drückt es euern Lohn auf das niedrigste Maß, um seinen Mehrwert zu haben, versucht euch zu Parias zu machen, mit denen der Gebildete nichts mehr gemein hat (wogegen wir ja Gott sei Dank zwei gute Schutzmittel haben: Volksschule und Heer). Das mag hier so sein, aber draußen ist es anders. Dort ist der einfachste deutsche Arbeiter mindestens ein gelernter Arbeiter. Arbeitsmittel und Arbeiter sind dort keine Feinde, sondern dort sucht das Kapital Arbeiter, lohnt reichlich und giebt Gewinnanteil. Aus dem Dienenden wird dort leicht ein Herr. Wo könnte ein deutscher Handwerker leichter in die Höhe kommen als bei einem deutschen

Eisenbahnbau? Nach euerm Glaubensbekenntnis werden die deutschen Kapitalien dem Verdienste eurer Arbeit abgezogen. Nun denn, sollen diese Schätze an ausländische Börsen verloren gehen? Büßen sie nicht ihre illegitime Geburt besser, wenn sie zurückkehren zum deutschen Arbeiter und ihm zum Wohlergehen verhelfen in einer neuen, glücklichern Heimat? Darum können und müssen auch die Arbeiter mit uns verlangen: Kolonialpolitik!

Wozu ist dieser Aufsatz geschrieben? Nicht um die Regierenden zu belehren. Sie haben bessere Lehrmittel zur Verfügung als Zeitungsartikel und müssen besser wissen, wann der Augenblick zum Handeln gekommen ist. Aber bei uns regiert nicht nur der Zar, sondern auch die Masse des Volks mit Ja und Nein bei den Wahlen. An diese wende ich mich. Aber Deutschland ist doch ein kleines Land, sagt der Philister, wenn er vor seinem Atlas sitzt, und die Erde ist sehr groß; welch ein Unsinn ist also Weltpolitik! Darauf antworte ich: Die Erde ist sehr klein, und überall draußen ist man vor den Thoren Deutschlands. Seht euch doch einmal das Reichsgebäude von außen an! Es sieht ganz stattlich aus, und ihr werdet hören, wie man sich wundert, daß eine so große Stadt so wenig Land haben kann, und daß sich ein Volk über seine große Macht und seine großen Bedürfnisse so schüchtern täuschen kann wie das deutsche.

Der Entwurf zu einem bürgerlichen Gesetzbuch

vor dem Reichstage*)

Als das deutsche Reich gegründet wurde, hielten es die meisten deutschen Regierungen nicht für geboten, daß die Reichsgesetzgebung auch auf das ganze Gebiet des bürgerlichen Rechts erstreckt würde. Auch weigerten sie sich längere Zeit, den im Reichstag angenommnen Anträgen zu entsprechen, wonach auch in dieser Richtung einheitliches Recht geschaffen werden sollte. Nur für das Recht der Schuldverhältnisse sollte die Zuständigkeit des Reichs anerkannt, im übrigen der Landesgesetzgebung freier Spielraum gelassen werden. Der Reichstag ist aber in seinem Bestreben nicht ermüdet und hat dadurch schließlich die Verfassungsänderung errungen, die erst die Herbeiführung der Rechtseinheit auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechts ermöglicht. Nun liegt nach langer und mühevoller Arbeit, an der außer den beiden mit der Aufstellung des

*) Vergl. hierzu die Abteilung „Maßgebliches" in diesem Heft.

Entwurfs betrauten Kommissionen fast der ganze deutsche Juristenstand durch Vertreter aus allen Kreisen beteiligt gewesen ist, ein Entwurf vor, der nicht bloß die Beseitigung des fremden Rechts, sowie die Verwirklichung der so lange ersehnten Rechtseinheit in weitem Umfange ermöglicht, sondern im ganzen unzweifelhaft für alle Rechtsgebiete eine bald mehr, bald minder große Verbesserung des bestehenden Rechtszustands enthält. An die Stelle des Widerspruchs, der aus den Kreisen des Juristenstandes nach Beendigung des ersten Entwurfs vielfach und mit Recht gegen dessen sofortige Einführung erhoben worden war und zur Umarbeitung des Entwurfs durch eine zweite aus den verschiedensten Berufskreisen entnommne Kommission geführt hat, ist nun, mit vereinzelten Ausnahmen, der Wunsch getreten, der zweite Entwurf möge so bald als möglich, wenn auch vielleicht mit einzelnen Änderungen Gesetzeskraft erlangen. Insbesondre hat der deutsche Juristentag, der in diesem Falle sicher die Auffassung der größten Anzahl der deutschen Juristen ausgesprochen hat, fast einstimmig das baldige Zustandekommen des bürgerlichen Gesetzbuchs (auf der erwähnten Grundlage) für wünschenswert erklärt.

Nun wird in vielen Kreisen befürchtet, daß der Reichstag das große Werk schließlich noch werde scheitern lassen. Von den Regierungen wird, obgleich sie natürlich auch in einzelnen Richtungen Änderungen des Entwurfs für wünschenswert halten müssen, allgemein angenommen, daß sie dem Reichstage vorschlagen werden, den Entwurf unverändert anzunehmen, jedenfalls daß sie ihrerseits von Änderungen absehen werden. Dagegen wird dem Reichstage eine solche Entsagung nicht zugetraut. Ja es werden vielfach Anstrengungen gemacht, ihn auf Wege zu drängen, die voraussichtlich das Zustandekommen des bürgerlichen Gesetzbuchs für unabsehbare Zeit verhindern würden. Ein solcher Versuch ist kürzlich auch in dieser Zeitschrift in dem Aufsatz von Lobe gemacht worden, der eine vollständige Umarbeitung des Entwurfs durch eine Reichstagskommission dringend befürwortet. Daß die partikularistischen Bestrebungen, die unzweifelhaft noch nicht ganz aufgehört haben, allein ausreichen werden, den Entwurf im Reichstage zum Fall zu bringen, ist nicht anzunehmen. Es fehlt aber nicht an Parteien, die sich gegen die einheitliche Regelung des bürgerlichen Rechts überhaupt oder wenigstens gegen eine solche, wie sie den gegebnen Verhältnissen entspricht, aus verschiednen Gründen feindlich verhalten werden; deshalb hat eine Maßregel, die die einheitliche Regelung gefährdet, schon aus diesem Grunde auf zahlreiche Unterstützung zu rechnen. Dazu kommt dann noch die doktrinär-politische Auffassung, wonach dem Reichstage seine Würde verbieten soll, den ihm vorgelegten Entwurf ohne eingehende Prüfung durch eine Kommission, wie sie bei den sogenannten Reichsjustizgesetzen (Zivilprozeßordnung, Strafprozeßordnung, Gerichtsverfassungsgesetz und Konkursordnung) erfolgt ist, anzunehmen. Für die, die eine solche Beratung für schädlich und die baldige Verwirklichung der Rechtseinheit für not-

wendig halten, liegt daher dringende Veranlassung vor, die für ihre Auffassung sprechenden Gründe darzulegen. Von diesem Standpunkt aus möchte ich deshalb den Ausführungen Lobes, der ja kein grundsätzlicher Gegner eines für ganz Deutschland bestimmten bürgerlichen Gesetzbuches ist, entgegentreten.

Daß dieses Gesetzbuch so vollkommen als möglich gestaltet werden müsse, und der Entwurf deshalb nur dann Gesetz werden dürfe, wenn die Regierungen und der Reichstag darüber einig seien, daß damit das Beste geschaffen werde, was zur Zeit möglich sei, ist Lobe ohne weiteres zuzugeben. Nur darf kein allzu strenger Maßstab angelegt, sondern es muß stets im Auge behalten werden, daß allen menschlichen Einrichtungen die Unvollkommenheit anhaftet, das Vorhandensein von Mängeln allein also nicht die Zurückweisung des Entwurfs rechtfertigen würde. Der Streit dreht sich im wesentlichen darum, ob der Entwurf in der Gestalt, die er jetzt erhalten hat, das Beste ist, was zur Zeit durch die in Deutschland vorhandnen Kräfte erreicht werden kann, sowie darum, ob die Umarbeitung durch eine Reichstagskommission eine Verbesserung oder eine Verschlechterung in Aussicht stellt. Außerdem kommt in Betracht, ob es sich vielleicht mit Rücksicht auf die gegenwärtigen politischen und sozialen Verhältnisse empfiehlt, das ganze Unternehmen hinauszuschieben. Auf diese Fragen sollen sich auch die nachfolgenden Erörterungen beschränken.

Wenn man beurteilen will, ob die mit Aufstellung eines Entwurfs beauftragte Kommission ihre Aufgabe im großen und ganzen gelöst habe, muß man sich zunächst die Frage vorlegen, wie diese Aufgabe zur Zeit ihrer Einsetzung aufgefaßt worden ist. In dieser Beziehung liegt ein durchaus zuverlässiges Material vor. Zunächst wurde eine besondre Kommission berufen, die über Plan und Methode, nach denen bei Aufstellung des Entwurfs zu verfahren sei, gutachtliche Vorschläge machen sollte. Das Gutachten dieser Kommission, das damals allgemein als eine vorzügliche Arbeit angesehen und vom Justizausschuß des Bundesrats wie von diesem selbst durchweg gebilligt wurde, ist dann mehrfach gedruckt worden und läßt deutlich erkennen, welcher Weg eingeschlagen werden sollte. Die Kommission ging davon aus, das künftige Gesetzbuch werde den berechtigten Wünschen des deutschen Volkes, den Interessen aller Einzelstaaten, wie den Anforderungen der Rechtswissenschaft und Rechtsübung nur dann entsprechen, wenn an den bewährten gemeinschaftlichen Einrichtungen des innerhalb des deutschen Reichs bestehenden Zivilrechts festgehalten und bei Abweichungen die Entscheidung in erster Linie mit Rücksicht auf das Bedürfnis und die Zweckmäßigkeit, in zweiter auf die juristisch-logische Folgerichtigkeit getroffen würde. Im Anschluß hieran wurde verlangt, es solle mit schonender Rücksicht auf das überlieferte Recht und auf eigentümliche örtliche Verhältnisse die folgerichtige Durchführung der der Gegenwart entsprechenden Rechtsgrundsätze verbunden werden. Endlich wurde es als notwendig bezeichnet, daß sich die Fassung der Rechtssätze ebenso von einer

gelehrten Geheimsprache, wie von einer Popularisirung fernhalte, die die unentbehrliche technische Bestimmtheit und Genauigkeit verwische, daß ferner gedrungne Kürze und eine zwar gemeinverständliche, aber in konsequenter Technik durchgeführte Rechtssprache erstrebt werde. Demgemäß wurde die Aufgabe im einzelnen in drei Richtungen bestimmt. Es wurde zunächst genaue Feststellung des gegenwärtig bestehenden Rechts, sowie dessen Beurteilung mit Rücksicht auf innere Berechtigung und Zweckmäßigkeit gefordert, sodann eine Entscheidung über seine Beibehaltung und über Ausgleichung der vorhandnen Gegensätze, endlich Anwendung der höchsten Sorgfalt hinsichtlich der Formgebung und Anordnung. Von diesen Aufgaben hieß es, daß sie nicht unlösbar seien, aber einen großen Aufwand von wissenschaftlicher Einsicht, von Erfahrung und Umsicht erforderten und nur durch verständige Zusammenfassung der geeignetsten Kräfte gelöst werden könnten.

Aus diesen Ausführungen, gegen die vor der Veröffentlichung des ersten Entwurfs von keiner Seite Widerspruch erhoben wurde, geht zunächst hervor, daß man mit Rücksicht auf die große Schwierigkeit der Arbeit nicht den gewöhnlichen Weg einschlagen wollte. Gewöhnlich werden ja die Gesetzentwürfe in einem Ministerium ausgearbeitet und dann dem Reichstag oder Landtag vorgelegt, der sie dann im einzelnen durch eine besondre Kommission prüfen und, soweit es sich als notwendig erweist, umarbeiten läßt. Hier wurde eine „aus den geeignetsten Kräften" besonders zusammengesetzte Kommission für notwendig gehalten. Daß deren Arbeit durch den Justizausschuß des Bundesrats oder eine besondre Reichstagskommission nochmals umgearbeitet werden sollte, hat man damals gewiß nicht in Aussicht genommen. Die gutachtlichen Äußerungen der Vorkommission wie der Bericht des Bundesratsausschusses lassen aber auch deutlich erkennen, daß es nicht als die Aufgabe der Kommission angesehen wurde, neues Recht zu schaffen, sondern hauptsächlich das vorhandne Recht, soweit es sich bewährt hatte und noch den Bedürfnissen der Gegenwart entsprach, zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzufassen. Vorsorge bei neu auftretenden Bedürfnissen durch neue, den Anforderungen des Lebens entsprechende Bestimmungen sollte natürlich nicht ausgeschlossen sein. Das ergiebt sich schon daraus, daß veraltete Einrichtungen und Vorschriften beseitigt werden sollten und vor allem Zweckmäßigkeit und Berücksichtigung der praktischen Bedürfnisse verlangt wurden. Aber der Schwerpunkt lag nach den damals allgemein herrschenden Anschauungen nicht in der Reform, sondern in der Zusammenfassung des in Deutschland sehr mannichfaltigen Rechts. Eine „schöpferische" Thätigkeit, deren Mangel dieser ersten Kommission später zum Vorwurf gemacht worden ist, insbesondre die Einführung großer sozialer Reformen wurde nirgends erwartet. Auch die Grenzen, innerhalb deren die Rechtseinheit bezüglich des bürgerlichen Rechts verwirklicht werden sollte, wurde der Kommission vom Justizausschuß des Bundesrats vorgezeichnet.

Daß die Aufgabe der Kommission in dem dargelegten Sinne aufgefaßt wurde, erklärt sich leicht und kann auch von dem jetzt herrschenden Standpunkt aus nur gebilligt werden. Ja gerade die heute bestehenden politischen und wirtschaftlichen Gegensätze zeigen, daß ein auf höhere Ziele gerichtetes Streben sicher vereitelt worden wäre. Man war sich schon damals der großen Schwierigkeiten bewußt, die auch die bloße Zusammenfassung und zweckmäßige Gestaltung des vorhandnen Rechtsstoffs bereiten würde. Deshalb wollte man diese Schwierigkeiten nicht unnötig dadurch vermehren, daß man der Kommission die Auffindung und Durchführung neuer, noch nicht durch die Erfahrung erprobter Rechtssätze oder Systeme aufgab. Die neuerdings gemachten Anläufe zur Wiederbelebung des durch die geschichtliche Rechtsschule verdrängten Naturrechts waren damals noch nicht geschehen, sie würden auch nicht berücksichtigt worden sein, weil man allgemein annahm, daß nicht ein künstlich geschaffnes, aus philosophischen Anschauungen (deduktiv) abgeleitetes, sondern nur ein aus den geschichtlich entstandnen Verhältnissen und den Bedürfnissen des Volkes hervorgegangnes Recht den bestehenden Anforderungen genügen könne. So ist auch im allgemeinen bei den frühern in Deutschland entstandnen Gesetzgebungswerken verfahren worden. Auch bei dem preußischen Allgemeinen Landrecht, das zu einer Zeit entstand, wo das „Naturrecht" in hohen Ehren stand, und bei dem Code Napoléon, bei dessen Feststellung die von der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts beeinflußten Ideen der großen Revolution noch nachwirkten, ist doch die Kodifikation des bestehenden, insbesondre die Verschmelzung des römischen und des germanischen Rechtsstoffs als die wichtigste Aufgabe angesehen worden. Das Bedürfnis nach einheitlichem Recht drängte alles andre in den Hintergrund. In Frankreich wollte man zwar anfangs von den Entwürfen, die auf der Grundlage des alten Rechts beruhten, überhaupt vom Juristenrecht nichts wissen, man wollte ein ganz neues, rein aus der Vernunft oder dem Naturrecht abgeleitetes Zivilrecht einführen. Als aber nach dem Sturze des Direktoriums Bonaparte ans Regiment kam, wurde davon abgesehen und in erster Linie eine Ausgleichung zwischen dem im Süden geltenden römischen Recht und dem im Norden herrschenden Gewohnheitsrecht (droit des coutûmes) in Angriff genommen, das im wesentlichen deutschen Ursprungs war. Daran that man auch sehr wohl, denn die Erfahrungen, die man mit dem während der Revolution entstandnen Recht (dem sogenannten droit intermédiaire), insbesondre mit dem Eherecht, gemacht hatte, waren sehr ungünstig.

Daß die erste Kommission ihrer Aufgabe — abgesehen von der später zu erwähnenden Gesetzessprache — im großen und ganzen gerecht geworden ist und für ihre gründliche und gewissenhafte Arbeit, sowie für die folgerichtige Durchführung der aufgestellten Grundsätze die höchste Anerkennung verdient, kann keinem Zweifel unterliegen. Dies wurde auch, trotz der scharfen Kritik,

die der erste Entwurf nach seiner Veröffentlichung im allgemeinen fand, meist anerkannt, wenigstens von allen denen, die sich auf den Boden des von der Vorkommission entworfnen und vom Bundesrat gebilligten Programms stellten. Außer der — begründeten -- Bemängelung der keineswegs gemeinverständlichen Sprache richteten sich die Ausstellungen vorzugsweise gegen Einzelheiten. Außerdem wurde — nicht ohne Grund — geltend gemacht, daß vielfach auf die juristische Folgerichtigkeit mehr Gewicht gelegt worden sei, als auf die Bedürfnisse des praktischen Lebens. Daß die Kritik einen so großen Umfang erlangte, daß eine ganze Litteratur daraus entstand, deren amtliche Zusammenstellung allein mehrere Bände umfaßt, erscheint nur auf den ersten Blick auffallend. Jedes Erzeugnis menschlicher Thätigkeit ist ja mit Mängeln behaftet. Bei der Kritik werden aber gewöhnlich die (wirklichen oder vermeintlichen) Fehler durch das Vergrößerungsglas betrachtet und scharf hervorgehoben. Außerdem bestehen hier wie auf andern Gebieten natürlich große Meinungsverschiedenheiten. Ein so umfangreiches Werk wie der Entwurf zu einem bürgerlichen Gesetzbuch kann, wenn es von einer größern Zahl von Personen hergestellt wird, unmöglich so gestaltet werden, daß auch nur eine einzige Person mit allen Vorschriften einverstanden wäre, und muß mit Rücksicht auf die abweichenden Auffassungen und Interessen im einzelnen notwendig vielfach Widerspruch hervorrufen, was dann auch auf die Beurteilung des Ganzen Einfluß übt. Auch bei der Einführung der Gesetzbücher, die jetzt in Geltung stehen, ist in weiten Kreisen Widerspruch erhoben worden. Insbesondre wurden über das preußische Allgemeine Landrecht und den dem Code Napoléon zu Grunde liegenden Entwurf von vielen Seiten abfällige Urteile gefällt. Von dem letztern, bei dem eine Abänderung durch den gesetzgebenden Körper ausgeschlossen war, dessen einzelne Abschnitte vielmehr im ganzen angenommen oder zurückgewiesen werden mußten, wurde anfangs, weil er zu viel „hergebrachte Maximen“ statt neuen philosophischen Rechts zu enthalten schien, auf Antrag des Tribunats der erste Titel von der gesetzgebenden Versammlung abgelehnt; die Regierung mußte, da auch die Ablehnung des zweiten Titels beantragt war, sämtliche Gesetzvorschläge zurückziehen, und der Entwurf erlangte erst nach einer etwas gewaltsamen Erneuerung beider Körperschaften Gesetzeskraft. Trotzdem haben diese Gesetzbücher segensreich gewirkt. Von der Einführung des deutschen Handelsgesetzbuchs wurde gleichfalls von manchen Seiten nur Unheil erwartet, und der (zweite) Entwurf zum sächsischen Zivilgesetzbuch wurde von sehr hervorragenden Juristen (Unger und Arndts) als durchaus unreif und revisionsbedürftig bezeichnet. Dennoch zeigte sich nach seiner Einführung in Sachsen keinerlei Unzufriedenheit; vielmehr wurde von sächsischen Juristen vielfach die Ansicht ausgesprochen, man hätte ihr Gesetzbuch mit einigen Abänderungen in ganz Deutschland einführen oder doch bei Ausarbeitung des Entwurfs für das deutsche Reich zu Grunde legen sollen.

Trotz alledem war es durchaus gerechtfertigt, daß eine nochmalige Überarbeitung des ersten Entwurfs durch eine neue, aus Juristen und Nichtjuristen zusammengesetzte Kommission vom Bundesrat angeordnet wurde, denn so wichtig auch die Rechtseinheit ist, so wünschenswert ist es doch, daß dem deutschen Volke das Beste geboten werde, was überhaupt zur Zeit geschaffen werden kann. Eine Verbesserung war aber sowohl in Beziehung auf den Inhalt als auch auf die Form zu erreichen und ist auch in der That erreicht worden. Ist es doch auch in frühern Fällen nie gelungen, auf einen Wurf ein Werk herzustellen, das befriedigte; immer ist eine mehrmalige Bearbeitung notwendig gewesen. Ganz besonders war eine Umarbeitung der Gesetzessprache wünschenswert. Die erste Kommission hatte es zwar auch in dieser Beziehung nicht an Sorgfalt fehlen lassen. Von der „Popularisirung," vor der die Vorkommission warnte, hat sich die Kommission sicher fern gehalten. Auch hat sie sich bemüht, eine „in konsequenter Technik durchgeführte Rechtssprache" zu schaffen und dadurch Zweifel über den Sinn der einzelnen Ausdrücke möglichst auszuschließen. Aber dieses Bestreben hat das Verständnis oft sehr erschwert. Von einer gemeinverständlichen Sprache konnte bei dem ersten Entwurf keine Rede sein.

Durch die zweite Kommission wurde der Entwurf, wie allgemein, auch von den Gegnern, anerkannt wird, wesentlich verbessert. Seine Einführung würde nicht bloß die Rechtseinheit verwirklichen und für die künftige Rechtsentwicklung, insbesondre die wissenschaftliche Fortbildung des Rechts, eine einheitliche Grundlage schaffen, sondern für alle Rechtsgebiete im Vergleich mit dem jetzigen Zustand einen sehr bedeutenden Fortschritt bilden. Eine nochmalige Umarbeitung durch dieselbe Kommission wäre zwecklos, weil diese den Entwurf so vollkommen hergestellt hat, als es in ihren Kräften stand. Nur wenn der Kommission bestimmte Änderungen vorgeschrieben würden, könnte von einer nochmaligen Durcharbeitung die Rede sein. Die Einsetzung einer dritten Kommission verbietet sich aber — ganz abgesehen von dem Zeitverlust — deshalb, weil eine besser zusammengesetzte Kommission nicht wohl beschafft werden kann, und eine Verschlechterung des Entwurfs, besonders eine Störung der jetzt vorhandnen Harmonie, dabei nicht ausgeschlossen wäre. Auf die Verbesserungen, die der Entwurf durch die Arbeit der zweiten Kommission erfahren hat, näher einzugehen, ist hier nicht möglich. Sie sind vielfach dargelegt worden. Nur einige Bemerkungen seien gestattet. Daß der Entwurf das deutsche Recht nicht genügend berücksichtigt habe, ist zwar öfter behauptet, aber niemals überzeugend begründet worden. Dem zweiten Entwurfe gegenüber läßt sich der Vorwurf nicht aufrecht erhalten. Wer nicht für die künstliche Wiederbelebung germanischer Rechtsaltertümer schwärmt, kann nicht mehr behaupten, daß das deutsche Privatrecht stiefmütterlich behandelt worden sei, und daß der Entwurf nur Pandektenrecht enthalte. Das hat auch Sohm, einer unsrer ersten Germanisten,

in glänzender Ausführung dargelegt. Die Kritiker des ersten Entwurfs, zu denen auch der Verfasser dieses Aufsatzes gehörte, sind natürlich auch jetzt noch der Meinung, daß manche ihrer Verbesserungsvorschläge, die von der Kommission nicht berücksichtigt worden sind, mit Unrecht abgelehnt worden seien. Wären sie aber angenommen worden, so würden vielleicht andre Juristen darin eine Verschlechterung des Entwurfs gesehen haben. Jeder wird eben von seinem Standpunkt aus eine Reihe von Änderungen für wünschenswert halten. In einzelnen Punkte werden jene Kritiker gewiß Recht haben. Überhaupt werden sich in Zukunft gewiß zahlreiche Mängel des Entwurfs ergeben, deren Verbesserung der Praxis oder einer spätern Revision des Gesetzbuchs überlassen bleiben muß. Aber das kann höchstens den Versuch rechtfertigen, einzelne Punkte durch den Reichstag vorsichtig verbessern zu lassen, nicht die nochmalige Umarbeitung des Entwurfs durch eine dritte Kommission; denn es würde sich bei jedem neuen Entwurfe wiederholen. Daß die Sprache des Entwurfs durch die zweite Kommission wesentlich verbessert worden ist, wird von keiner Seite geleugnet. Auch in dieser Beziehung ist freilich zuzugeben, daß noch weitere Verbesserungen möglich und wünschenswert sind. Es ist aber auch zu beachten, daß sich ein Gesetzbuch niemals wie ein Roman lesen kann, und durch ein zu weit getriebnes Streben nach Gemeinverständlichkeit leicht die Sicherheit der Rechtsanwendung gefährdet wird. Ein Gesetzbuch darf nicht kasuistisch, d. h. so abgefaßt werden, daß statt allgemeiner Rechtssätze Entscheidungen für einzelne Fälle gegeben werden, sonst ist eine erschöpfende Regelung ganz ausgeschlossen, und es entstehen, weil der Gesetzgeber nicht alle Fälle vorsehen kann, große Lücken. Verfährt man aber nicht kasuistisch, so wird die Sprache notwendig „abstrakt" und deshalb für den Laien schwer verständlich. Dasselbe gilt von dem Gebrauch bestimmter technischer Ausdrücke, durch die die Sicherheit der Rechtsprechung in höherm Maße gewährleistet wird, als durch die Anwendung allgemein bekannter, aber vieldeutiger Wörter. Es ist zwar mehrfach auf das französische Recht Bezug genommen worden, das manche anschauliche, an Rechtssprichwörter erinnernde Aussprüche enthält, wie la recherche de la paternité est interdite oder en fait de meubles la possession vaut titre. Aber abgesehen davon, daß es sich dabei um Ausnahmen handelt, geben gerade derartige Bestimmungen zu besonders vielem Zweifel und zu Streitigkeiten Anlaß. Der zweite Ausspruch hat für viele Streitfragen Raum gelassen, z. B. für die, ob er nur von dem gutgläubigen oder auch von dem bösgläubigen Besitzer angerufen werden dürfe. Was aber die Erforschung der außerehelichen Vaterschaft betrifft, hat das Reichsgericht erst in den letzten Jahren die alte Streitfrage zu entscheiden gehabt, ob das erwähnte Verbot auch dann Anwendung finde, wenn die uneheliche Mutter wegen betrügerischer Verleitung zum Beischlaf gegen ihren angeblichen Schwängerer auf Schadenersatz klage. Auch die Sprache des Entwurfs also kann seine

nochmalige Umarbeitung durch eine Kommission von Juristen nicht rechtfertigen. Wollte man aber, wie auch vorgeschlagen worden ist, die Feststellung der Fassung einem oder mehreren Kennern der deutschen Sprache übertragen, so würde dadurch die technische Bestimmtheit und Genauigkeit, auf die das größte Gewicht zu legen ist, notwendig verloren gehen.

Nun wird ja vielfach auch von Gegnern des Entwurfs zugegeben, daß eine bessere, brauchbarere Arbeit als die vorliegende bei den gegebnen Verhältnissen nicht habe erreicht werden können und auch von einer neuen Kommission nicht zu erwarten sei. Es wird aber mit Rücksicht darauf und auf die angebliche Notwendigkeit, durch das bürgerliche Gesetzbuch eine soziale Reform einzuleiten, vorgeschlagen, die Einführung auf unbestimmte Zeit, etwa bis zur weitern Klärung der sozialen Verhältnisse zu verschieben. Von andrer Seite wird die Umarbeitung durch eine besondre Reichstagskommission empfohlen. Auch mit diesen Vorschlägen wollen wir uns noch kurz beschäftigen.

Unter den Vorwürfen, die der ersten Kommission von mehreren Seiten, besonders von Gierke und Menger gemacht wurden, war auch der, daß ihrem Entwurfe der soziale Charakter fehle, daß namentlich der nötige Schutz des wirtschaftlich Schwachen gegenüber dem Stärkern, z. B. des bedrängten Schuldners gegenüber einem harten Gläubiger, weniger als in andern Gesetzbüchern, besonders dem preußischen Allgemeinen Landrecht, vorgesehen sei. Durch das bürgerliche Gesetzbuch sollte aber gar keine soziale Reform, sondern nur eine Zusammenfassung oder einheitliche Gestaltung des zur Zeit in Deutschland geltenden Rechts herbeigeführt werden, und wenn diese Aufgabe erreicht werden soll, muß eine Vermischung beider Aufgaben im allgemeinen vermieden werden. Eine soziale Reform kann auch durch ein bürgerliches Gesetzbuch nur in beschränktem Maße und nur insoweit herbeigeführt werden, als es sich um bestimmte, klar bezeichnete und berechtigte Forderungen handelt. Ein solches Gesetzbuch soll zwar der künftigen Rechtsentwicklung nicht vorgreifen, sondern womöglich die Wege bahnen. Aber es muß natürlich auf der gegenwärtigen Rechtsordnung beruhen und den zur Zeit geltenden Rechtsanschauungen entsprechen. Unreife oder unvergohrne Ideen oder Reformgedanken, die lediglich von einem kleinen Kreise von Personen gehegt werden, eignen sich nicht zur Berücksichtigung in einem Gesetzbuch, weil sie noch nicht in allgemeinen Rechtssätzen ausgeprägt werden können, oder weil diese Sätze doch dem allgemeinen Rechtsbewußtsein nicht entsprechen würden. Das gilt besonders für Staaten, in denen die Gesetzgebung nicht in der Hand eines unbeschränkten Herrschers liegt; denn die Mehrheit der Volksvertretung wird regelmäßig von den geltenden, nicht von den erst im Keime vorhandnen Anschauungen beherrscht, die vielleicht in der Zukunft einmal Geltung erlangen. In einer absoluten Monarchie können, wenn der Monarch oder sein Ratgeber der Zeit vorausgeeilt ist, auch Anschauungen in einem Gesetzbuch durchgeführt werden, die der Mehr-

heit der Bevölkerung noch fremd sind. Aber solche Reformen sind, wie das Beispiel Josephs II. beweist, auch in absolut regierten Staaten schwer durchzuführen und verfehlen oft ihren Zweck. Jedenfalls liegen bei uns die Verhältnisse keineswegs so, daß eine radikale Reform bei Gelegenheit der Einführung eines bürgerlichen Gesetzbuchs durchführbar oder auch nur wünschenswert wäre. Im einzelnen konnte dem ersten Entwurf der Vorwurf gemacht werden, daß er manchmal zu sehr an dem starren Recht festhalte und den Schutz des wirtschaftlich Schwachen gegen Übervorteilung und Ausbeutung, sowie die Anforderungen der Billigkeit zu wenig berücksichtige. Auch in dieser Beziehung hat aber die zweite Kommission noch vieles gebessert. Wie von andrer Seite richtig bemerkt worden ist, läßt der Entwurf neben dem strengen Recht in weitem Umfange auch für Anwendung der Billigkeit Raum und wird jetzt den gesteigerten Ansprüchen der Gegenwart auf Schutz des wirtschaftlich Schwachen in höherm Grade gerecht, als irgend ein andres europäisches Gesetzbuch. Im Vergleich mit dem bisherigen Rechtszustande ist dabei vielfach ein großer Fortschritt gemacht worden. Weitere Verbesserungen aber werden sich viel leichter einführen lassen, wenn erst ein einheitliches Gesetzbuch vorliegt, als bei dem Zustande der jetzigen Zersplitterung des Rechts. Die Einzelstaaten können auf diesem Gebiete wenig thun, und das Reich kann nicht seine Thätigkeit darauf richten, das Landesrecht bald da bald dort in einzelnen Punkten abzuändern. Durch das Verlangen nach einem Aufschub auf unbestimmte Zeit würde wegen der Ungewißheit über die künftigen Verhältnisse das Werk in hohem Grade gefährdet werden. Außerdem würde die notwendige Beseitigung von Mängeln auf dem Gebiete des Handelsrechts und Prozeßrechts mindestens sehr hinausgeschoben werden; denn das bürgerliche Gesetzbuch macht eine Revision des Handelsgesetzbuchs, der Zivilprozeßordnung und der Konkursordnung erforderlich, eine zweimalige Umarbeitung dieser Gesetzbücher in einem kurzen Zeitraum ist aber nicht wünschenswert.

Daß viele Freunde der Rechtseinheit einen Aufschub mit Rücksicht auf die „soziale Reform“ wünschen, läßt sich nur dadurch erklären, daß in späterer Zeit für soziale Bestrebungen eine bessere Stimmung oder eine günstigere politische Situation erwartet wird. Aber bei einer solchen Zukunftspolitik könnte man nie zu einem bürgerlichen Gesetzbuch gelangen. Die politische und soziale Entwicklung steht niemals still, sondern schreitet immer fort. Auch nach Jahrzehnten könnte mit demselben Recht wie jetzt die Forderung erhoben werden, mit Rücksicht auf die in Zukunft zu erwartenden Änderungen der politischen Lage oder der öffentlichen Meinung die Einführung des bürgerlichen Gesetzbuchs noch zu verschieben. Wer das thut, gleicht dem Manne, der am Ufer eines Flusses sitzt und wartet, bis alles Wasser abgelaufen sein wird. Ein Entwurf, der unsern jetzigen Verhältnissen entspricht, und mit dem sich auch die Regierungen einverstanden erklären, liegt vor; der Reichstag

braucht nur zuzugreifen, und die Rechtseinheit ist auf dem wichtigsten Gebiete verwirklicht, der beklagenswerten Zersplitterung ist ein Ende gemacht. Ein Hinausschieben des Entschlusses auf eine unbestimmte künftige Zeit, wo ein vollkommner, von Mängeln freier Entwurf vorgelegt werden könne, stellt das ganze Werk in Frage. Dieser Zeitpunkt ist vielleicht der schwäbische „Nimmerlestag," der nie erscheint; jedenfalls wird sich, wenn die jetzige Gelegenheit nicht benutzt wird, nicht so bald wieder eine andre passende finden. Die Einführung aufzuschieben, weil das Gesetzbuch nicht in jeder Beziehung gefällt, wäre fast so unverständig, als wenn die Begründung des deutschen Reichs oder des norddeutschen Bundes verschoben worden wäre, weil die von Bismarck vorgelegte Verfassung nicht allen Wünschen entsprach.

Auch die gegenwärtige Zusammensetzung des deutschen Reichstags kann eine Hinausschiebung nicht rechtfertigen. Es handelt sich nicht um eine Angelegenheit einzelner Parteien, sondern um ein dringendes Interesse des ganzen deutschen Volks. Auch ist der Reichstag sehr wohl imstande, zu beurteilen, ob der Entwurf im ganzen den Bedürfnissen und den vorhandnen Kräften entspricht und den jetzigen Zuständen gegenüber einen Fortschritt bildet. Die Ausführungen von Petrazycki, auf die Lobe Bezug genommen hat, können aber einen Aufschub am allerwenigsten rechtfertigen. Wenn sie richtig wären, würden sie eher einen Grund zur Beschleunigung bilden.

Petrazycki sagt allerdings, daß auch der zweite Entwurf trotz unleugbaren Verbesserungen ein schlechtes Gesetzbuch sein würde. Aber das gilt nach seiner Auffassung von allen bisherigen Gesetzbüchern, weil die Wissenschaft noch nicht erfunden sei, die lehre, wie ein gutes, die Verteilung des Volkseinkommens und der vom Volk geschaffnen Güter regelndes bürgerliches Gesetzbuch hergestellt werden könne. Er giebt ausdrücklich zu, daß die von ihm gewünschte Reform zur Zeit noch nicht durchgeführt werden könne, und der zweite Entwurf „diejenige Vollkommenheit aufweise, die nach den gesetzgeberischen Kräften der heutigen Zeit überhaupt zu erreichen sei." Ja er spricht die Überzeugung aus, daß dieser Entwurf Gesetzeskraft erhalten werde, obgleich bei seiner Ausarbeitung die noch nicht vorhandne neue Wissenschaft der zivilrechtlichen Sozialpolitik oder Zivilpolitik noch nicht habe benutzt werden können. Er meint nur, ohne diese volkswirtschaftliche Wissenschaft, die im wesentlichen „deduktiv" verfahren, also von allgemeinen Sätzen ausgehen müsse, aber eine Menge empirisches Kontrollmaterial brauche, könne ein gutes Gesetzbuch überhaupt nicht geschaffen werden. Übrigens ist Petrazycki weit von der Meinung entfernt, daß er selbst imstande sei, eine „Theorie der sozialpolitischen Methode" zu liefern; er hält das für eine Aufgabe der Zukunft, die nur durch die Mitarbeit vieler befriedigend gelöst werden könne. Er verlangt zu diesem Zweck die Gründung von besondern Lehrstühlen, Vereinen und Kongressen, die Beschaffung statistischer Unterlagen und Veranstaltung von Enqueten.

Auch nimmt er die Mitarbeit von Nationalökonomen in Anspruch. Es handelt sich also um ein — wenn überhaupt — erst in ferner Zeit zu verwirklichendes Unternehmen. Inzwischen, solange die neue Wissenschaft nicht besteht, müssen sich eben die Völker mit den bestehenden Gesetzbüchern behelfen, und da kann es doch kein Unrecht sein, daß die schlechten Gesetze, die jetzt in Deutschland Geltung haben, soweit es mit unsern unvollkommnen Mitteln möglich ist, verbessert und zu einem einheitlichen Ganzen zusammengefaßt werden. Was Petrazycki erstrebt, ist gar nicht so neu, wie es auf den ersten Anblick erscheint. Er will eine neue Rechtsphilosophie anregen, die aber von der bisherigen verschieden sein und hauptsächlich mit Hilfe der Volkswirtschaftslehre und der Psychologie beschafft werden soll. Das ergiebt sich auch daraus, daß es sich bei der „Zivilpolitik“ nach seiner Darlegung in gewissem Sinne um eine „Wiedergeburt des Naturrechts“ handelt. Ob ein solches Unternehmen berechtigt ist und Erfolg verspricht, insbesondre ob auf dem Wege der bloßen Deduktion mehr als bei dem bisherigen Verfahren erreicht werden wird, ist mindestens zweifelhaft. Jedenfalls kann das deutsche Reich die durch die dringendsten politischen und sonstigen Bedürfnisse gebotne Verwirklichung der Rechtseinheit nicht vertagen, bis sich herausgestellt hat, ob die neue Wissenschaft zu stande kommt.

Der Reichstag hat nicht bloß das Recht, sondern auch die Pflicht, den Entwurf genau zu prüfen. Für ihn ist weder die Autorität der Kommission oder des deutschen Juristentags, noch die der Regierungen maßgebend. Er darf nur dann seine Zustimmung zur Einführung des Entwurfs geben, wenn er die Überzeugung gewinnt, daß dadurch nicht bloß einheitliches Recht geschaffen, sondern auch der bisherige Rechtszustand wesentlich verbessert wird. Ja er hat die Verpflichtung, soweit es in seiner Macht steht, noch weitere Verbesserungen herbeizuführen. Ob diese aber auf dem Wege einer Umarbeitung durch eine besondre Kommission erreicht werden kann, ist gleichfalls vom Reichstage zu prüfen. Lobe bekämpft nicht bloß die Ansicht, daß der Reichstag nur zwischen Annahme und Ablehnung des Entwurfs zu wählen habe, sondern empfiehlt gerade die Durchberatung durch eine besondre Reichstagskommission, die auch bei den sogenannten Justizgesetzen geschehen sei. Er übersieht aber, daß solche Beratungen bei größern Gesetzbüchern große Gefahren mit sich bringen, insbesondre die Einheit des Gesetzbuchs dadurch leicht zerstört wird. Bei der Zivil- und der Strafprozeßordnung haben, wie allgemein bekannt ist, die von der Reichstagskommission vorgenommnen Änderungen sehr oft Zweifel und Streitfragen zur Folge gehabt, die sonst vermieden worden wären. Daß sich von allen Justizgesetzen die Konkursordnung am besten bewährt, hat zum Teil darin seinen Grund, daß an ihr von der Reichstagskommission am wenigsten geändert worden ist. Ebenso hat es dem deutschen Handelsgesetzbuch und der deutschen Wechselordnung sicher zum Vorteil gereicht,

daß sie so eingeführt worden sind, wie sie die Kommission abgefaßt hatte. In der Regel wird ja die hergebrachte parlamentarische Behandlung nicht zu umgehen sein, da die Entwürfe nur die in den Ministerien herrschenden Ansichten zum Ausdruck bringen und für gewöhnlich nicht einer Behandlung unterzogen werden können, wie sie der Entwurf zu einem bürgerlichen Gesetzbuch erfahren hat. Bei diesem aber sprechen Gründe der verschiedensten Art dafür, daß mit ihm ebenso verfahren werde wie mit dem deutschen Handelsgesetzbuch oder doch wenigstens auf eine vollständige Durchberatung und Umarbeitung durch eine Reichstagskommission verzichtet werde. Zunächst kommt hier besonders viel darauf an, daß dessen einheitlicher Charakter nach Inhalt und Form gewahrt werde. Sodann kann man es wohl offen aussprechen, ohne den im Reichstage befindlichen Juristen zu nahe zu treten, daß es nicht möglich sein wird, aus ihrer Mitte eine Kommission zu bilden, die, was Kenntnis und Beherrschung des Stoffes betrifft, den frühern Kommissionen überlegen, ja auch nur ebenbürtig, und von der wirklich eine Verbesserung des Entwurfs zu erwarten sei. Wird dieser ebenso behandelt wie die gewöhnlichen Gesetzentwürfe, so wird auch die Reichstagskommission bei einer gründlichen Prüfung aller einzelnen Vorschriften nach Inhalt und Form viele Jahre brauchen, bis sie ihre Arbeit beendigt hat; denn jedes Mitglied der Kommission wird sich natürlich für verpflichtet halten, in jeder Richtung nach bestem Wissen und Gewissen seine Ansicht zur Geltung zu bringen, und daraus werden sich viele Änderungen ergeben. Der jetzige Reichstag wird dann die Arbeit wahrscheinlich nicht vollenden können, sie wird also voraussichtlich von einer teilweise anders zusammengesetzten Kommission fortgesetzt werden müssen. Aber auch wenn es nicht dazu käme, würde doch der Reichstag selbst, dem die Entscheidung zusteht, vor einer andern Vorlage stehen, die hinsichtlich ihres einheitlichen Charakters und der folgerichtigen Durchführung ihrer Grundgedanken nicht dieselbe Bürgschaft böte, wie der jetzige Entwurf. Ist doch die Wahl zur Kommission auf eine kleinere Zahl von Personen beschränkt, von denen nicht durchweg erwartet werden kann, daß sie mit dem Stoff so vertraut sind, wie es die Mitglieder der beiden Fachkommissionen waren, für die die geeigneten Personen ohne jede Beschränkung ausgewählt werden konnten. Wird vollends die Reichstagskommission wie gewöhnlich von den einzelnen Fraktionen nach Verhältnis ihrer Mitgliederzahl bestimmt, so verringert sich die Aussicht auf eine geeignete Zusammensetzung immer mehr. Abgesehen davon, daß die geeigneten Persönlichkeiten nicht gerade in diesem Verhältnis unter die Fraktionen verteilt sein werden und im einzelnen vielfach die Stimmen der Fraktionen den Ausschlag geben können, die von einem bürgerlichen Gesetzbuch für ganz Deutschland überhaupt nichts wissen wollen, besteht die Gefahr, daß in die Kommission Personen gewählt werden, die wohl als Politiker, aber nicht als Juristen eine hervorragende Stellung

einnehmen. Wird aber anders verfahren, so ist — ganz abgesehen von der stets vorhandnen Gefahr, daß der Entwurf der Reichstagskommission für den Bundesrat nicht annehmbar ist — keinerlei Gewähr dafür gegeben, daß dieser Entwurf die Mehrheit des Reichstags für sich haben wird.

Aus dem Gesagten ergiebt sich keineswegs, daß der Reichstag den Entwurf unbesehen oder doch ohne genauere Prüfung annehmen soll, oder daß eine Verbesserung des Entwurfs ganz ausgeschlossen sein soll. Ob der Entwurf im ganzen einen Fortschritt bildet und seine Einführung wünschenswert ist, darüber werden sich die einzelnen Fraktionen ohnedies schlüssig machen. Sollte die Frage wider Vermuten verneint werden, so wird es am besten sein, daß der Entwurf abgelehnt, und deutlich ausgesprochen wird, welche Gründe dafür bestimmend sind. Dann kann der Bundesrat darüber beschließen, ob er den Entwurf durch die zweite Gesetzgebungskommission nochmals umarbeiten lassen, oder ob der Reichstag aufgelöst und die Entscheidung des deutschen Volkes angerufen werden soll. Wird aber die Frage bejaht, so wird sich die erforderliche Durchberatung im Plenum von selbst auf einzelne wichtigere Fragen beschränken, die die Mehrheit einer Fraktion bestimmt oder eine etwa zu diesem Zweck gebildete freie Kommission, wie sie schon öfter mit Erfolg thätig war. Werden dann im einzelnen Änderungen beschlossen, so kann der Vorschlag einer neuen Fassung einer Reichstagskommission überlassen werden, ohne daß die oben erwähnte Gefahr entsteht. Auch in diesem Falle kann der Bundesrat den Entwurf zurückziehen oder den Reichstag auflösen, wenn so viele oder so tief eingreifende Änderungen beschlossen werden, daß der Entwurf dadurch für ihn unannehmbar wird. Eine Verschleppung der Sache auf unbestimmte Zeit ist aber dann ausgeschlossen, und eine Umgestaltung des Entwurfs, die ihn unbrauchbar machte, nicht wahrscheinlich. Die Mehrheit des Reichstags wird sich, wenn sie überhaupt ein bürgerliches Gesetzbuch will, ohne große Schwierigkeit mit den Regierungen verständigen können. Obwohl die Annahme des Entwurfs, die der Bundesrat wohl beschließen wird, auch beim Reichstag zu wünschen wäre, so könnte doch auch bei einer Durchberatung im Plenum die Verwirklichung der Rechtseinheit erreicht werden. Der Durchberatung und Umarbeitung durch eine Reichstagskommission aber wäre die Ablehnung des Entwurfs bei weitem vorzuziehen, weil durch sie volle Klarheit geschaffen würde.

Ist sich die Mehrheit des Reichstags der nationalen Bedeutung der Frage und ihrer eignen Verantwortlichkeit bewußt, so wird er das große Werk, auf das das deutsche Volk seit Jahrzehnten mit Sehnsucht wartet, und auf das eine unendliche Mühe und Sorgfalt verwendet worden ist, nicht in dem Augenblick zu Falle bringen, wo es nur eines festen Entschlusses bedarf, um es durchzuführen. Dann werden nicht bloß für die Rechtsentwicklung neue Bahnen eröffnet werden: das neue Band, das dann die deutschen Staaten und Stämme umschlingt, wird sich auch hinsichtlich der politischen und wirtschaftlichen Ver-

hältnisse als segensreich erweisen. Dann wird man sich aber auch des Reichstags, dem es vergönnt gewesen ist, in Verbindung mit den deutschen Regierungen die Rechtseinheit auf das Gebiet des bürgerlichen Rechts zu erstrecken, noch in spätern Zeiten mit Anerkennung und Dankbarkeit erinnern.

Leipzig Julius Petersen

Das Landtagswahlrecht in Sachsen

Die zweite sächsische Ständekammer setzt sich aus 37 Abgeordneten der Städte und 45 Abgeordneten der ländlichen Wahlbezirke zusammen. Von den 82 Abgeordneten gehören 14 der sozialdemokratischen Partei an. Bei den Dritteilserneuerungswahlen des letzten Herbstes ist es der Sozialdemokratie trotz eines zum Teil sehr beträchtlichen Stimmenzuwachses nur gelungen, diesen Besitzstand zu behaupten.

Die Kammer hat die sozialdemokratischen Abgeordneten von jeher aus den sogenannten Deputationen ausgeschlossen und daran auch festgehalten, nachdem es die Sozialdemokratie im Jahre 1891 zuerst auf mehr als zehn Mitglieder und damit zu einer eignen Kammerfraktion gebracht hatte. Ja um zu verhüten, daß sich in einer der fünf durch das Los gebildeten Kammerabteilungen zufällig eine Mehrheit für die Wahl sozialdemokratischer Deputationsmitglieder zusammenfinde, ist im Jahre 1894 die Geschäftsordnung dahin abgeändert worden, daß die Wahl der Deputationen den Abteilungen entzogen und auf das Plenum der Kammer übertragen worden ist. Da nun alle Gesetzesvorlagen von Bedeutung sowie der Staatshaushaltsplan fast ausnahmslos den Deputationen zur Vorberatung überwiesen zu werden pflegen, so ruht in ihnen der Schwerpunkt der ganzen Abgeordnetenthätigkeit. Die grundsätzliche Ausschließung von den Deputationen bedeutet also für eine Kammerfraktion fast die Unmöglichkeit, an fruchtbarer, praktischer Arbeit sich zu beteiligen, und läßt ihr nur noch den Weg, in den Plenarberatungen ihre Stimme zu erheben. Daß das die Sozialdemokraten in sehr vernehmlichen und nicht immer wohlgesetzten Worten gethan und gegen den über sie verhängten Bannspruch stets von neuem wieder aufs heftigste protestirt haben, kann nicht Wunder nehmen.

Augenscheinlich trägt sich die Kammer mit der Besorgnis, die Anzahl der sozialdemokratischen Abgeordneten werde in nicht zu ferner Zeit so hoch anwachsen, daß es nicht mehr möglich sein werde, dieses Absperrungssystem aufrecht zu erhalten. Ja ängstliche Gemüter sehen schon den Tag kommen, wo

es die Sozialdemokratie zur Mehrheit in der Kammer bringen werde. Es liegt auf der Hand, daß diese Befürchtung thöricht ist — solange wenigstens die Kammerpolitik nicht die Mehrheit auch der bürgerlichen Bevölkerung mit aller Gewalt an die Seite der Sozialdemokratie gedrängt haben wird. Denn die 45 ländlichen werden die 37 städtischen Wahlbezirke auf absehbare Zeit immer niederzuhalten imstande sein. Zwar sind einige ländliche Bezirke bereits so stark von der Industrie durchsetzt, daß vier von ihnen an die Sozialdemokratie verloren gegangen sind. Dafür ist aber wieder eine ganze Anzahl kleiner Landstädte durchaus vor sozialdemokratischen Mehrheiten sicher. Wenn aber selbst das Schreckliche geschähe, daß eine solche Mehrheit in das Dresdner Landhaus einzöge, so ist doch gar nicht daran zu denken, daß die feudale erste Kammer jemals zu sozialdemokratischen Gesetzesvorschlägen ihre Zustimmung gebe. Nicht einmal eine Budgetverweigerung wäre zu befürchten, da hierzu eine Zweidrittelmehrheit in einer der beiden Kammern nötig ist. Und selbst wenn auch die erste Kammer zur Schwäche neigen sollte, so gehört doch zum Zustandekommen von Gesetzen endlich noch die Zustimmung der Krone, die als lebenskräftige Macht auch in Sachsen in voller Geltung steht.

Was fürchtet man also eigentlich? Antwort: den Umsturz der sächsischen Staats- und Gesellschaftsordnung. Weshalb? Weil die Sozialdemokratie ein Viertel, ja vielleicht ein Drittel der Kammersitze erobern wird. Und dann? Dann werden wir sie nicht länger von den Deputationen fernhalten können. So laßt sie doch herein! Ja, dort werden sie doch nur Skandal machen. Aber ihr habt es ja noch gar nicht versucht! Das werden wir auch schön bleiben lassen. Habt ihr denn in den Deputationen Dinge zu verbergen, die das Licht zu scheuen haben? Nein, aber das machen wir lieber unter uns ab. Aber wenn es so bequemer ist, ist es auch klug und gerecht? Thut nichts, der Jude wird verbrannt. Sind denn nicht die sozialdemokratischen Abgeordneten gerade so gut von sächsischen Wählern in die Kammer gesendet worden wie ihr? Thut nichts, der Jude wird verbrannt. Fürchtet ihr denn nicht, es könnte euch eines Tages einmal Gleiches mit Gleichem vergolten werden? Thut nichts, après nous le déluge! So ungefähr lauten die Gründe, mit denen man den kürzlich gefaßten Beschluß der konservativen, nationalliberalen und fortschrittlichen Kammermehrheit verteidigen hört, durch den die Regierung aufgefordert worden ist, ein neues, auf dem Dreiklassensystem und auf indirekten Wahlen aufgebautes Wahlgesetz vorzulegen.

Das jetzt geltende Wahlrecht kennt keine Klassenwahl, beruht auf direkten Wahlen und verlangt vom Wahlberechtigten nichts weiter, als den Besitz eines mit Wohnsitz versehenen Grundstücks oder einen Steuerzensus von mindestens drei Mark, was einem Jahreseinkommen von über 600 Mark gleichkommt. Es ist seit dem Jahre 1868 unverändert in Geltung, und es wird nicht viel öffentlich-rechtliche Gesetze geben, die einen Zeitraum von 22 Jahren hindurch

so vollständidig den Wünschen und Bedürfnissen einer großen Volksmehrheit entsprochen hätten. Der Satz Quieta non movere war vielleicht niemals mehr am Platze als hier. Es ist richtig, daß die Sozialdemokratie auf jeden Landtag und so auch jetzt wieder mit dem Antrag auf Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechts und auf Herabsetzung der Altersgrenze von 25 auf 21 Jahre gekommen ist. Er war aber von jeher so aussichtslos, daß man ihn — ganz mit Recht — gar keiner Diskussion gewürdigt hat. Wenn er diesmal mit einem „Gegenstoß" erwidert worden ist, auf den die Taktiker der Kammermehrheit nicht wenig stolz sind, so kann man den Sozialdemokraten von Herzen gönnen, das ihnen das Zweischneidige und Gefährliche, an dem bestehenden Verfassungsrecht ohne alle Not herumzumodeln, einmal recht nachdrücklich zu Gemüte geführt worden ist. Auf einen Theaterkoup einen andern, auf einen Schelmen anderthalben — ganz damit einverstanden. Aber etwas ganz andres ist es, aus so harmlosen Demonstrationen bittern Ernst zu machen, dem Gegner nicht bloß die stumpfen Bühnenwaffen aus der Hand zu schlagen, sondern ihn ein für allemal mundtot machen zu wollen. Am tiefsten zu bedauern ist aber, daß nun auch die Regierung zu der vorgeschlagnen Abänderung des Wahlrechts die Hand bieten zu wollen erklärt hat.

Wir lassen uns hier auf die Theorie des besten und vollkommensten Wahlrechts nicht ein. Jedenfalls gilt das Dreiklassenwahlrecht deshalb mit Recht für das schlechteste, weil es in seiner unvermeidlichen plutokratischen Ausgestaltung so nackt und brutal wie kein andres die Absicht zur Schau trägt, mit Hilfe der beiden obersten Klassen, sagen wir von fünf und fünfzehn Prozent der Besitzenden, den Rest der achtzig Prozent Besitzlosen jederzeit niederzustimmen. Glaubt man wirklich, in Zeiten eines überaus empfindlich gewordnen Rechtsgefühls mit diesem Wahlsystem einen Rechtszustand schaffen zu können, der jemals Aussicht hat, auch nur von den ruhig urteilenden Staatsbürgern als eine billige und gerechte Verteilung der öffentlichen Rechte anerkannt zu werden?

Die sächsische Bevölkerung ist durch ihre Intelligenz, ihren Fleiß und ihre Gutartigkeit bekannt. Sie ist politisch leicht erregt, aber auch leicht wieder erschlafft. Lebhafte Teilnahme an der Reichspolitik steht in merkwürdigem Gegensatz zu einer fast stumpfen Gleichgiltigkeit gegen die eignen Landesangelegenheiten, soweit sie über die nächsten Kirchturminteressen hinausragen. Diese Teilnahmlosigkeit und Unkenntnis erklärt sich bis zu einem gewissen Grade daraus, daß ein großer Teil der heutigen sächsischen Bevölkerung aus den angrenzenden Reichsgebieten zugewandert ist. Sie wird aber namentlich auch gefördert durch eine Lokalpresse, die, soweit sie überhaupt Politik treibt, sich beinahe ängstlich hütet, Fragen von allgemeinem sächsischen Staatsinteresse auch nur zu berühren. In der ganzen sächsischen bürgerlichen Presse kann eigentlich nur ein einziges Blatt den Anspruch erheben, als sogenanntes großes Tages-

organ zu gelten, die Leipziger Zeitung. Sie ist vortrefflich redigirt, befriedigt selbst den anspruchsvollen Zeitungsleser, fällt freimütige, gesunde Urteile, läßt den Gegner zu Worte kommen und trifft nicht selten auch in sozialen Dingen den Nagel auf den Kopf, wenn sie nicht gerade, was sie freilich auch thut, der Repressionspolitik das Wort redet. Gerade die Leipziger Zeitung aber ist Regierungsblatt im eigentlichen Sinne des Worts, d. h. sie ist Eigentum des Staats und wird von einem Staatsverwaltungsbeamten geleitet. Es ist deshalb selbstverständlich, daß sie für die von der Regierung gutgeheißene Wahlrechtsänderung eintritt. Die kleine bürgerliche Presse sucht sich, so gut es geht, darüber hinwegzuschweigen. Die Folge ist daher, daß auch in dieser wichtigen Frage die Presse ihrer schönen Aufgabe, die Regierung über die wahre Stimmung des Landes aufzuklären, nicht genügt.

Die Gerechtigkeit erfordert, anzuerkennen, daß die sächsische Verwaltung von einer wohlunterrichteten, arbeitsfreudigen, für alle Zweige der materiellen Wohlfahrt eifrig sorgenden Büreaukratie geleitet wird. Aber auch sie hat dem Schicksal nicht entgehen können, dem das patriarchalische Regierungssystem heute überall begegnet: man weiß ihr keinen Dank mehr, wenn sie heute noch als Wohlthat glaubt gewähren zu können, was die Massen als Recht meinen fordern zu dürfen. Sie hat sich von dem gewöhnlichen Fehler gerade der pflichttreuen Beamtenschaft nicht ganz frei halten können, auf die freien Kräfte im Volksleben mit einem gewissen Mißtrauen zu blicken. So ist der Zusammenhang mit den breiten Massen mehr und mehr verloren gegangen, man ist empfindlich gegen die Kritik geworden, man hat die staatlichen Machtmittel dagegen ins Feld geführt, zu denen ein rigoroses, durch keinen Verwaltungsgerichtshof regulirtes Vereins- und Versammlungsrecht gehört, und so ist es heute in Sachsen zwischen den Verwaltungsbehörden und der Sozialdemokratie zu einem Verhältnis gekommen, das man mit einer Art von Kriegszustand vergleichen darf. Es ist richtig, daß dieser Feldzug, um bei dem Bilde zu bleiben, von der Sozialdemokratie ohne Bundesgenossen geführt wird. Die übrige Bevölkerung sieht dem Kampfe zu, sie ergreift nicht Partei für die Sozialdemokraten, aber auch nicht — und das giebt zu denken — nicht Partei für die Behörden. Auch das Bürgertum hat gegen sie allerhand heimliche Schmerzen, wenn ihnen auch nur bei Empfang des Steuerzettels und am Biertisch zuweilen Luft gemacht wird. Man ist äußerlich loyal, aber kein Wissender bezweifelt, daß es auch im sogenannten Mittelstande bis ziemlich hoch hinauf nicht an Unzufriednen fehlt. Ein äußerliches Anzeichen dafür ist das plötzliche gewaltige Aufflammen der antisemitischen Bewegung, die in dem fast judenreinen Sachsen aus sich selbst heraus gar nicht zu erklären wäre. Sie schöpft ihre Nahrung aus einer weit verbreiteten Oppositionsstimmung des Mittelstandes, der allerdings nicht mit der Sozialdemokratie gehen mag und so lange es geht, es auch mit den Behörden nicht offen verderben möchte. Drückte man

bei der geplanten Änderung des Wahlrechts diese Volkskreise in die unterste der neuen drei Wählerklassen hinab, so würde sich ein Sturm der Entrüstung erheben, dem die Kammermehrheit kaum gewachsen sein würde. Glaubt man aber aus ihnen die Kerntruppen der zweiten Wählerklasse bilden zu können, so wird man gut thun, mit dem Gedanken zu rechnen, daß sie eines Tages mit der dritten Wählerklasse gemeinschaftliche Sache machen und die Geldoligarchie der obersten Wählerklasse als den gemeinsamen Feind bekämpfen werden. Unter allen Umständen wird auch der mittlere Bürgerstand, gleichviel ob er zwei oder bloß eine bevorzugte Wählerklasse über sich thronen sieht, die Änderung des gegenwärtigen Wahlrechts als eine Verschlechterung auch zu seinem Nachteil ansehen. Wir fürchten, die ersten Opfer dieser drohenden Koalition der beiden untern Wählerklassen werden die Kammerpolitiker sein, die sich jetzt um die Ehre streiten, die Väter des neuen Wahlrechts zu heißen.

Aber auch noch aus einem andern Grunde würden wir die geplante Maßregel bedauern. Das jetzt noch geltende Wahlsystem wurde in Sachsen eingeführt, weil man hinter dem allgemeinen Wahlrecht des soeben begründeten norddeutschen Bundes nicht allzuweit zurückzubleiben wünschte. Man hatte die Popularität des allgemeinen Wahlrechts richtig beurteilt und wollte unliebsame Vergleiche zwischen den politischen Rechten im Reiche und im eignen Lande vermeiden. Diese Vergleiche würden heute, wo das Reich noch viel näher an den Einzelnen heranreicht als früher, mit aller Schärfe herausgefordert werden, wenn die mit dem vollen Reichstagswahlrecht ausgestatteten untern Klassen in den neuen sächsischen Wahlgarten zwar ihre Stimme hineinwerfen, aber beileibe nicht darin spazieren gehen dürften. Man kann nicht sagen, daß sich die Sozialdemokratie bisher feindselig gegen die Sonderexistenz der einzelnen Bundesstaaten gestellt hätte. In Sachsen gab es eine Zeit, wo der Partikularismus sogar unbedenklich der Sozialdemokratie vor einer gewissen andern Partei, die im Jahre 1866 als annexionistisch bezeichnet wurde, den Vorzug gab. Noch im Frühjahr 1877 wurde in der Haupt- und Residenzstadt Dresden Bebel mit großer Mehrheit gegen den Nationalliberalen Mayhoff gewählt. Erfährt die Sozialdemokratie jetzt durch die Gesetzgebung ihres Heimatlandes eine Verkümmerung der politischen Rechte, die sie als ein ihr angethanes schreiendes Unrecht empfindet, so kann es gar nicht ausbleiben, daß sie den Haß, den sie gegen die Staatsordnung überhaupt empfinden mag, mit doppeltem und dreifachem Ingrimm gegen dieses ihr Heimatland kehren und nur vom Reiche noch Besserung erwarten wird. Nun schmeichelten sich zwar die Redner der Kammermehrheit, daß sich das Reich beeilen werde, dem Beispiele Sachsens zu folgen. Wir fürchten aber, die Staatsweisheit der Dresdner Kammerpolitiker werde beim Bundesrat und Reichstag doch nicht so hoch im Kurs stehen, und wir glauben, daß es mit der Beseitigung des allgemeinen Wahlrechts für ganz Deutschland jedenfalls gute Wege haben wird.

Wir wissen uns frei von der bleichen Furcht vor dem jetzt wieder umgehenden Umsturzgespenste. Wir glauben auch nicht, daß die sächsische Sozialdemokratie nun schleunigst ihr Heimatland umstürzen werde, selbst wenn sie eine tiefeinschneidende Verkümmerung ihrer politischen Rechte erlitten haben wird. Es kann aber doch, so sollten wir meinen, den Staatsmännern eines deutschen Einzelstaates nicht ganz gleichgiltig sein, wenn seine Sonderexistenz etwa von der Hälfte der eignen Unterthanen angefeindet wird. Wir leben im Zeitalter der politischen Überraschungen. Glaubt man ungestraft die Axt an die eine Bestimmung der Reichsverfassung, z. B. an das allgemeine Wahlrecht legen zu können, so können leicht auch andre, so kann der ganze bundesstaatliche Aufbau des Reiches ins Wanken kommen. Wir bezweifeln, daß die Volksvertretung eines Einzelstaates, die nur von etwa 20 Prozent des Volkes berufen über ihm gewissermaßen in der Luft schwebt, eine zuverlässige Stütze auch des staatsrechtlichen Verhältnisses zum Reiche sein werde. Man sollte nicht vergessen, daß sich die ehemaligen „Annexionisten" seiner Zeit fast ausschießlich aus den besitzenden Klassen rekrutirten. Ein so hoch entwickelter Industriestaat wie Sachsen sollte doch, wie es z. B. in dem hochindustriellen England gelungen ist, zu dem Hauptstock seiner Bevölkerung, den Industriearbeitern, ein Verhältnis finden können, daß sie ihn liebgewinnen und auf Gedeih und Verderb auch mit ihm und nicht bloß mit dem Reichsganzen verbunden bleiben wollen.

Wir glauben ja nicht, daß unsre Worte die Staatserhaltenden der sächsischen Kammer von ihrem Vorhaben abbringen werden. Wir wünschen nur, daß sie sich dabei der unter Umständen sehr weittragenden Folgen ihres Schrittes bewußt bleiben möchten. Die äußerliche Ruhe, die der nichtsozialdemokratische Teil der Bevölkerung jetzt noch aufweist, ist trügerisch. Die Entfernung des einen oder des andern Radauredners aus den behaglichen Räumen des Dresdner Landhauses könnte mit der dauernden Entfremdung bis jetzt zufriedner und gut sächsisch gesinnter Volksteile leicht zu teuer bezahlt sein.

Über allen Gipfeln*)

Bei Gelegenheit eines Protestes gegen die glücklicherweise zu Grabe getragne Umsturzvorlage hat Paul Heyse in der Zukunft erklärt, daß, da er bereits in seinem letzten großen Roman, dem „Merlin," sein Glaubensbekenntnis deutlich genug ausgesprochen habe, dies doch wohl den Zionswächtern der neuen Vorlage gegenüber nicht mehr nötig sei. Hieran kann den unbefangnen Leser zweierlei Wunder nehmen.

*) Roman von Paul Heyse. Berlin, W. Hertz, 1895.

Erstens ist trotz Heyses Ruhm die Voraussetzung auffällig, daß alle Welt so mit seinen Worten bekannt sein müsse, daß sie daraus seine Stellung zu den Kampfgesetzen der Regierung gegen den Umsturz entnehmen könne; zweitens muß geradezu Staunen erregen die als selbstverständlich hingestellte Ansicht, daß ein poetisches Kunstwerk die Tendenz ebenso deutlich erkennbar an der Stirn tragen müsse, wie das Wirtshaus sein Schild. Freilich stimmt mit dieser Theorie das künstlerische Verfahren des Dichters überein.

Ungefähr zu derselben Zeit, wo der „Merlin“ erschien, hatten auch zwei andre beliebte Romanschriftsteller neue Werke der Öffentlichkeit übergeben, Friedrich Spielhagen sein „Sonntagskind“ und Hans von Hopfen sein „Glänzendes Elend.“ An allen drei Erzählungen hob die antinaturalistische und antimoderne Kritik mit besondrer Genugthuung hervor, daß die Verfasser mit lobenswerter Entschiedenheit Stellung gegen die umstürzlerischen Neigungen der Gegenwart genommen hätten. Besonders über Paul Heyse hieß es, daß „unter der Roheit der Angriffe,“ die gewisse Litteraturrevolutionäre gegen ihn gerichtet hätten, es sein gutes Recht gewesen sei, „sei es mit Ironie oder dem Pathos begeisterter Überzeugungstreue die Irrgänge unsers modernen Geisteslebens zu beleuchten und zu beurteilen.“

Daß jeder Dichter das Recht hat, zu den jeweiligen Äußerungen des Zeitgeistes Stellung zu nehmen und, wenn er persönlich in die litterarischen Händel hineingezogen wird, sich mit aller Schärfe zu verteidigen, das ist so wenig irgend einem Zweifel unterworfen, daß man darüber kein Wort zu verlieren braucht. In dem ganzen Bereich öffentlicher Thätigkeit giebt es niemand, der mehr als der Dichter von der Natur selber dazu gedrängt würde, der Zeit an den Puls zu fühlen, sein Ohr an die Schwingungen der Volksseele zu legen. Denn gerade seine Aufgabe ist es, in allen Tönen wieder auszuklingen, was er in den Tiefen erlauscht hat. Aber nur das wenigste zieht leise und in sanften Akkorden durch die Räume der Welt. Das meiste schlägt lärmend, häufig beleidigend an das Ohr des Dichters. Nicht das ist die Frage, ob er überhaupt dazu Stellung nehmen, sondern wie er sie dazu nehmen soll.

Es mag überflüssig erscheinen, nachdem sowohl theoretisch wie praktisch die Vergangenheit längst über die Sache entschieden hat, ihre Erörterung hier noch einmal wieder aufzunehmen, aber die Verwirrung in litterarischen Dingen ist stellenweise so groß, daß man Mühe hat, nicht bloß die augenscheinlichsten Thorheiten aus dem Wege zu räumen, sondern auch den einfachsten von hohen, anerkannten Wahrheiten Raum zu schaffen. Über die Art, wie sich der Dichter in der Polemik zu verhalten habe, könnte man Beispiele aus allen Ländern und Zeiten herbeiholen. Hier genügt es, an das von Lessing gegebne zu erinnern. Jedermann weiß, wie er den Hauptpastor Goetze abgethan hat, und wenn auch nicht alle Welt über das Wie im klaren ist, so unterläßt sie doch nicht, bei

jeder Gelegenheit auf die Thatsache hinzuweisen, daß im Nathan sein Glaubensbekenntnis enthalten sei. Aus beiden Thatsachen aber kann hier die dritte abgezogen werden, daß Lessing sein Verhalten jedesmal nach der Lage der Dinge einrichtete. Auf den groben Klotz gehörte der grobe Keil, und der schlug unter den Hieben des schärfsten Verstandes und glänzendsten Witzes unfehlbar durch. Als es sich aber um die ganze Sache handelte, die nicht bloß die seine, sondern mehr als jede andre die der Menschheit war, entstand der Nathan, der noch lange in Kunst und Leben für suchende Menschen der weithin sichtbare Wegweiser sein wird. In der Kunst nicht weniger als irgend eine der großen Dichtungen, die das Erbteil aller Völker sind. Lessing war allzu bescheiden, als er sich selber mehr für einen Mann der Wissenschaft als für einen Dichter erklärte. Mit dem Nathan allein kann man den Beweis vom Gegenteil führen, besonders darin, daß der Dichter, der in seinem Kunstwerk zur Menschheit sprechen will, selber gewissermaßen alles Menschliche abgestreift haben muß. Gott läßt seinen Regen strömen über Gerechte und Ungerechte; so soll auch der Dichter jenseits von Gut und Böse seinen Platz haben. Wenn das Friedrich Nietzsche mit seinen bekannten Worten gemeint hätte, könnte man ihm nur Recht geben. Es giebt aber keine Dichtung alter und neuer Zeit, weder Epos noch Drama, worin sich sein Schöpfer unsichtbarer über den Wolken hielte, aus denen sich Blitz und Donner der Handlung entladen, als der Dichter Lessing über den dramatischen Vorgängen, die sich in seinem Nathan abspielen.

Und doch enthält dieses Drama das Glaubensbekenntnis des großen Mannes. Warum auch nicht? Jedes Lied, jede Dichtung ist ein Teil von dem Leben und Sein, von dem Glauben und den Zweifeln seines Verfassers; es kommt nur darauf an, wie es sich äußert. Lessing hat mit dem Verfasser der Ilias und der Odyssee, mit dem Dichter des Nibelungenliedes, mit Shakespeare, mit Cervantes und Goethe das gemein, daß nicht er selber redet und handelt, sondern daß er das die Menschen thun läßt, die er in seine Dichtung hineinstellt. Von Lessing sieht und merkt man im Nathan gar nichts; alles, was geschieht, erscheint „als naturnotwendige Folge der auf die verschiednen Charaktere wirkenden Beweggründe. Die folgerichtige Durchführung des Gedankens, der Schönheit der Sprache sind etwas sehr wesentliches, aber sie sind nicht die Hauptsache. Diese beruht in der völligen Abwesenheit jeder andern Tendenz, als der, die auf die Wahrheit gerichtet ist. Diese Wahrheit aber liegt nicht einseitig in dem Subjekt des Dichters, sondern in den Dingen, und zwar an ihrer Innenseite.“ Hier soll er sie ergründen und sie dann zur Darstellung bringen, ohne merken zu lassen, ob sie ihm selber Freude oder Verdruß, Lust oder Schmerz bereitet. Damit ist seine Thätigkeit keine andre, als die des ehrlichen Maklers, der von der Wahrheit, die er übermittelt, weder etwas für sich behält, noch von dem seinigen etwas hinzuthut. Je unmittelbarer diese

Ausrichtung geschieht, d. h. je weniger vom Subjekt in ihr haften bleibt, um so größer ist die künstlerische Wirkung.

Daß es Paul Heyse nur in geringem Maße gelungen ist, in seinem Merlin sein Glaubensbekenntnis auf die Handlung zu übertragen und sich selber aus dem Spiele zu halten, soll uns hier nicht mehr bekümmern. Daß aber dieselbe Erscheinung auch in seinem neuesten Roman zu Tage tritt, den er „Über allen Gipfeln" betitelt hat, ist eine Thatsache, die schwer genug wiegt, um ihr einige Worte zu widmen.

In seiner neuesten Erzählung nimmt Heyse zu nichts geringerm als zur Nietzschischen Philosophie Stellung. Weshalb auch nicht? Wenn der unglückliche Basler Professor jetzt in so vieler Leute Munde ist, so wäre es geradezu wunderbar, wenn er nicht auch in irgend einem Buche des berühmten Münchner Romanciers paradirte. Freilich ist paradiren nicht der richtige Ausdruck, denn wie wollte er wohl zu einer Persönlichkeit passen, mit der Heyse so leicht fertig wird, und die er mit so leichtem Herzen über seine Bühne hinstolpern läßt wie Nietzsche? Ja, gegen die bösen Pfaffen und gegen die fast noch schlimmern Naturalisten, da muß man auf der Hut sein, da ist das schwerste Geschütz, an den richtigen Punkten aufgefahren, notwendig, ihren Angriffen zu begegnen. Aber Nietzsche? Erstens ist uns der Mann selber niemals zu nahe getreten, und wenn er im übrigen die Unklarheit in den Köpfen einiger sonderbaren Schwärmer noch vermehrt hat, so ist das ein Übel, das sich im Vergleich mit andern in der Trübsal unsrer Zeit verhältnismäßig leicht ertragen läßt. Nur beileibe eine Sache nicht tragisch nehmen, die in sich selber die Bestimmung trägt, ebenso rasch aus der Zeit zu verschwinden, wie sie hineingekommen ist. Versetzen wir ihr noch einige wohl angebrachte Stöße im Rücken, und das Ding gleitet schneller aus dem Gedächtnis der Mitwelt, als es darin aufgetaucht ist.

Man kann über die Philosophie des dem Wahnsinn verfallnen Professors ein durchaus absprechendes Urteil haben, aber die verächtliche Art, mit der sie Heyse behandelt, würde sich kaum irgendwo gut ausnehmen. Nirgends aber erscheint sie weniger am Platze, als in seiner neuesten Dichtung. Nicht deshalb, weil diese Verächtlichkeit dem Manne schaden möchte, gegen dessen Sache sie gerichtet ist, denn der befindet sich längst jenseits von gut und böse, wo ihm nichts mehr wehthun kann, sondern weil sie dem Werke des Dichters selbst nicht weniger Abbruch thut, als wenn er in irgend einem andern Roman die dichterischen Laufgräben gegen seine Widersacher von der Theologie und vom Naturalismus eröffnet. Der Vorwurf der Subjektivität und der verstimmenden Absichtlichkeit kann dem neuesten Erzeugnis seiner Muse, in dem er mit leichten Waffen kämpft, so wenig erspart werden, wie dem Merlin, wo er mit dem ganzen Apparat dichterischer Mittel arbeitet.

Um mit der Inhaltsangabe nicht länger hinter dem Berge zu halten:

den romantischen Kern des Buches bildet eine Liebesgeschichte, die sich zwischen dem preußischen Legationsrat Erk von Friesen und der Malerin Madeleine Valentin abspielt. Um ihn steht ein Kranz von handelnden Personen, die, ebenso wie den Protagonisten und seine Geliebte, die Hauptstadt eines thüringischen Fürstentums aus dem Adel und den ersten Kreisen des Bürgerstandes hergiebt. So kurz die Liebesgeschichte ist — sie hat allerdings ein Vorspiel von sieben Jahren, die aber außerhalb ihres Rahmens liegt —, so hat sie doch ihre ernsten Gefahren. Leider treten die Hindernisse, die sich der Vereinigung der beiden Liebenden entgegenstellen, nicht von außen an sie heran, sondern wachsen aus ihrem eignen thörichten Herzen hervor. Thorheiten werden nun freilich überall in der Liebe gemacht, aber hier ist es denn doch zu schlimm. Wenn sich die beiden nach ihrer siebenjährigen Trennung nur einmal recht fest ins Auge hätten sehen wollen, so wäre all der Spektakel nicht notwendig gewesen. Aber da das nicht geschieht, so wird die Entfremdung zwischen ihnen immer größer, und Lene, die sonst, wie uns der Dichter versichert, ein ganz vernünftiges Frauenzimmer ist, verlobt sich sogar mit einem Gelehrten, dem fürstlichen Gartendirektor Dr. phil. Steinbach, der darüber fast sprachlos wird und — das ist ein wirklicher und wahrer Zug in der Zeichnung der Charaktere — mit seinem Glücke nichts anzufangen weiß. Wenn er das gewußt hätte, so würde er auf die Verlobung möglichst bald die Hochzeit haben folgen lassen, und der Legationsrat hätte das Nachsehen gehabt. Aber wo wäre wohl jemals ein Gelehrter auf die Dauer einem Diplomaten überlegen gewesen! Dieser besinnt sich, nachdem er viele unkluge Streiche gemacht hat, auf sein Handwerk und drängt, was er gleich von Anfang hätte thun sollen, seinen Nebenbuhler noch im letzten Augenblick aus dem Wege. Durch eine geschickt angelegte Intrigue — moralisch ist sie nicht — lockt er den Gelehrten auf ein Schiff, das von der Regierung zur Verfolgung wissenschaftlicher Zwecke in den Tropen ausgerüstet worden ist, und schickt ihn so auf vier Jahre in alle vier Winde. Dadurch wird die Bahn wieder frei, und Lene, die zu der Einsicht gelangt, daß mit dem für seine Pflanzen schwärmenden Botaniker besser Wissenschaft zu treiben als Hochzeit zu halten ist, thut nun auch dem Zuge ihres Herzens nicht lange mehr Zwang an.

Wenn Heyse nur mit dieser Liebesgeschichte das Interesse hätte fesseln wollen, so würde er bei dem verständigen Teile der Leser noch weniger Glück haben, als er so schon hat. Aber der Dichter weiß, daß sich der Mensch mit bloßer Romantik ebenso wenig abspeisen läßt wie mit trockner Philosophie, und so muß eins dem andern helfen. Das eigentliche Spiel im Stück haben die beiden Personen in den Händen, die nach dem Willen des Dichters die Vertreter des „Nietzscheanismus“ sind. Die eine kennt der Leser schon, es ist der Legationsrat. Aber er ist noch nicht der vollständige Übermensch, der soll er erst noch werden. Trotzdem, daß er vieler Menschen Länder gesehen und

die Menschen selber verachten gelernt hat, und obgleich er ein ladies killer genannt wird, wenn auch nicht mit diesen Worten, so haftet ihm doch manches an, was ihn hindert, in das bekannte Jenseits hinüberzuspringen. Den letzten Rest soll ihm der andre geben, der, wenn man seinen Worten glauben darf, im Besitz aller Weihen im Orden der Übermenschen ist. Das ist der allmächtige Minister in dem Fürstentum Hechelkram, der Freiherr von Lindenau, ein Autokrat und wahrer Tyrann, der seinen Fürsten durch Intriguen lenkt und in den Unterthanen alle Regungen und Anläufe zu zeitgemäßen Besserungen mit schwerer Faust niederhält. Dieser, das Urbild des Nietzschischen Radikalaristokraten nach Heyses Vorstellung, hat den Plan, dem von ihm regierten Krähwinkel noch vor seinem Tode einen Nachfolger in der Beherrschung des Landes zu geben, der, von denselben Grundsätzen geleitet, Sorge trägt, daß nicht mit seinem Hinscheiden das glückliche Volk der Hechelkramer der in den Nachbarstaaten beliebten Herdenviehverwaltung anheimfällt. Um diesen Plan zu verwirklichen, bedarf es eines kongenialen Mannes, der sich sonst im ganzen Fürstentum nicht findet, aber plötzlich und zu guter Stunde in der Person des Herrn von Friesen auf der Bühne erscheint. Auch sonst läßt sich die Sache gut an. Denn da der junge Diplomat mit allen andern Dingen außer mit seiner Liebe ganz vortrefflich von der Stelle kommen kann, so zögert er nicht lange, den Vorschlägen des Ministers Gehör zu geben. Als Gemahl der Tochter des mächtigen Mannes und als Günstling der Fürstin will er lernen, Land und Volk in dem gewünschten übermenschlichen Sinne zu regieren. Alles ist bestens eingeleitet. Schon ist er im Begriff, in einem zärtlichen tête à tête mit der jungen, schönen Landesmutter über die Grenze hinwegzusetzen, an deren andern Seite ihm die Unterscheidung zwischen Gut und Böse kein Mißbehagen mehr machen soll, da verhindert den ganzen schönen Plan — der Zufall. Es ist die Malerin Lene Valentin, die gerade noch zur rechten Zeit kommt, um den Geliebten zwar für sich zu verlieren, aber für das Diesseits zu retten.

Selbstverständlich ist mit dieser unbeabsichtigten Intervention alles in die Brüche gegangen. Freilich die Liebe wird im Sturm noch irgendeine Planke finden und sich in den stillen Hafen retten; aber mit den Plänen für das Glück des Hechelkramischen Volks ist es ein für allemal vorbei. Der Minister ist zwar wütend, als er hört, daß sein Zögling aus dem fürstlichen Schlosse entflohen ist und nicht dahin zurückkehren will, aber das hilft ihm nichts. Im Gegenteil, selbst er, der doch so selbstherrlich über alles Menschengewimmel hinwegschreitet, muß wieder zurück in die Welt, in der man an Gute und Böse glaubt. Den Legationsrat rettet der Zufall, ihn selbst die menschliche Schwäche, die auch sein Erbteil ist. Infolge von Verdauungsbeschwerden oder aus irgendeinem andern Grunde trifft ihn der Schlag, da findet er in der Friedlosigkeit, die auf weichem Lager sein Gemüt quält, nur Ruhe in den

Armen seines natürlichen Sohnes, eines braven Mannes von der Volksschule, den er während seiner Fahrt durchs jenseitige Land nie gekannt und geliebt, sondern nur verfolgt und gequält hat. Also auch er wird durch eine Liebe und ein Mitleid, von der die Philosophie Nietzsches nichts wissen will, einem bessern Leben wiedergewonnen.

Man sieht, worauf dies alles hinaus soll. Paul Heyse will in einem dichterischen Kunstwerk nicht den wissenschaftlichen Beweis bringen, sondern durch Vorführung lebendiger Menschen ad oculos demonstriren, daß es mit der Lehre des Philosophen Nietzsche nichts sei. Gewiß eine sehr schöne poetische Aufgabe. Aber man darf die Absicht nicht zu sehr merken lassen. Gewöhnlich tritt die Absicht in einem unleidlichen Zuviel hervor, aber sie kann sich auch in einem unangenehmen Zuwenig bemerkbar machen. Ich habe gesagt, daß der Dichter dem ehrlichen Makler vergleichbar sei, der bei der Vermittlung der Wahrheit nichts für sich behalte. Daß nun Heyse in doloser Weise etwas von dem, was er gehabt hat, für sich zurückbehalten habe, wird im Ernst niemand behaupten wollen. Es bleibt also nichts weiter übrig als die Annahme, daß er gar nicht gehabt habe, was er hätte bringen müssen. Um nicht zu weitläufig zu werden, sondern möglichst verständlich zu reden, ich muß glauben, daß Heyse das richtige Verständnis für die Bedeutung Nietzsches abgeht. Mag diese sein, welche sie will, sicher hat sie gerechten Anspruch darauf, tiefer und ernster erfaßt zu werden, als es in diesem Roman geschieht. Da ihr dieses Recht nicht zugestanden wird, so rächt sie sich sofort an der Erzählung selbst, wie sich alles im Leben rächt, das schief oder verkehrt angefaßt wird. Dadurch, daß er seinen Personen das eine oder das andre Zitat aus den Werken des Philosophen äußerlich anhängt, kann der Dichter keinen Glauben an ihr wirkliches Leben erwecken, noch weniger, wenn er dieses Leben so oberflächlich nach den nur subjektiv und mit Vorurteil erfaßten Grundsätzen jener Philosophie gestaltet. Das einzige, was mit einem solchen Verfahren erreicht wird, ist, daß er die eigne Hand sehen läßt, die mit Ziehen und Schieben nur eine ganz notdürftige Bewegung in die Glieder seiner Figuren hineinbringt. Wo würde auf dem Jahrmarkt der Lenker des Kasperletheaters bleiben, der seine Hände nicht in der Versenkung halten könnte?

Was soll ich sonst noch über die Dichtung sagen, als daß sie außer den Hauptpersonen einige andre Gestalten aufzuweisen hat, die wirklich einige Anlage zum Leben haben? Das ist aber auch alles. Von der Sprache kann man nur sagen, daß sie die allbekannte schöne Heysische ist; nur schade, daß sie nicht aller Sünden Menge zu bedecken vermag. Weshalb der Roman den Titel „Über allen Gipfeln“ trägt, ist mir nicht klar geworden.

Friedenau Arnold Fokke

Die Kunst

Erzählung von Theodor Duimchen (in Dresden)

(Fortsetzung)

err Senator Moller aus Hamburg, wie er einfach und würdevoll in der Kurliste stand, saß unter der Veranda und las beim Scheine einer großen, schirmverhängten Petroleumlampe die Zeitung. Als die beiden Damen kamen, ließ er das Blatt sinken, erhob die Augen ein klein wenig und sagte: Ich habe schon neulich den Wunsch ausgedrückt, daß ihr eure Abendspaziergänge auf den Garten beschränken möchtet. Ich liebe es nicht, mich zu wiederholen.

Frau Ida zitterte. Sie zitterte merkwürdigerweise fast immer vor dem kleinen, grauen Männchen. Erika von Haltern aber zitterte nicht. Sie machte sichs in ihrem Lehnstuhle dem Onkel gegenüber bequem und sagte: Wiederhole dich nicht, Onkelchen, wir folgen ja doch nicht.

Die blasse, nervöse Hand des Lesenden zuckte, und ein spitzer Blick fuhr zu der Nichte hinüber: Ich muß bitten, begann er —

Nein, du darfst nicht einmal bitten. Das ist ja doch ganz natürlich, Onkel, siehst du denn das nicht ein? Auf den dreiundeinhalb Quadratmetern Garten können wir doch nicht spazieren gehen. Wozu ist denn der Waldpark da! Und im August, und noch dazu in einem August wie dem, schickt man doch seine liebe Frau und seine schöne Nichte nicht mittags um zwölf ins Freie. Es ist ja unerträglich heiß am Tage, erst abends wird es schön.

Aber ihr entfernt euch zu weit, namentlich du. Der Waldpark ist nicht so unbedingt sicher um diese Zeit. Ein junges Mädchen —

Aber Onkel, das hab ich dir ja neulich schon versprochen, ich laufe nie so weit weg, daß dich nicht ein Hilferuf sofort erreichte. Du weißt doch, ich kann furchtbar schreien. Und bei deinem ritterlichen Schutz in sicherer Nähe ist doch kein Grund zur Sorge.

Der Onkel sah nicht so aus, als würde sein Dazwischentreten bei einem Überfall sonderlichen Eindruck gemacht haben. Aber er schien nicht recht zu wissen, was er darauf erwidern sollte. Nun, von morgen an werdet ihr ja einen Begleiter haben, sagte er ablenkend. Von mir ist nicht zu verlangen, daß ich noch den Beschützer bei Mondscheinpartien spiele. Damit zog er sich die Decke, in die seine Beine eingehüllt waren, etwas höher hinauf.

Digitized by Google

Frau Ida Moller wunderte sich, wie diese kecke Nichte mit ihrem Manne umging; sie setzte sich auf einen Stuhl, der halb in seinem Rücken im Schatten stand, und begann an einer Arbeit weiterzusticken. Erika aber nahm eine der Zeitungen, die auf dem Tische lagen, und begann zu lesen.

Wenn jetzt jemand draußen vorübergegangen wäre, würde er sich über das friedliche Familienbild gefreut haben. Aber Bilder täuschen. Und um Gustav Moller war sein Leben lang wenig Friede und Freude gewesen.

Er hatte sich sein Leben sauer werden lassen, wie er immer selbst zu sagen pflegte. Die Moller waren eine alte Familie, und die Firma Friedrich Moller und Co. hatte jahrhundertelang bestanden in Reichtum und Macht. Aber Gustavs Vater war gefallen. Große Unternehmungen in der Südsee waren ihm über den Kopf gewachsen und hatten ihn zu Grunde gerichtet. Als das alte Haus seine Zahlungen einstellen mußte und die Gläubiger die Reste des Vermögens unter sich verteilten, war Gustav etwa vierzehn Jahre alt gewesen, alt genug, den Unterschied deutlich zu begreifen zwischen einer prachtvollen Villa an der schönen Aussicht und einer Mietwohnung zu dreihundert Mark jährlich, drei Stock hoch in der Humboldtstraße in Barmbeck, alt genug, den Unterschied zu fühlen zwischen der Behandlung, die seines Vaters frühere Freunde vor der Katastrophe ihm hatten angedeihen lassen, und der, die ihm nun zu teil wurde, alt genug, zu bemerken, was es heißt, Mitschülern und Tanzstundendamen gegenüber der Sohn und Erbe von Johann Moller „in Firma“ Friedrich Moller u. Co. zu sein, oder der Sohn des Bankrotteurs, der sich erhängt hatte, als das verschwunden war, was ihm selbst und dem Leben in seinen eignen Augen einzig und allein Wert verliehen hatte — sein Geld. Damals hatte sich Gustav Mollers Charakter gebildet, damals hatte er sich sein Ideal erkoren: Geld.

Lautlos ertrug er alle Demütigungen. Ein unermüdlicher, pedantisch genauer, zuverlässiger Arbeiter und Rechner, zog er bald die Aufmerksamkeit der ältern Kommis und der Prokuristen im Komptoir von Albertus Jensen auf sich, wo er als Lehrling aufgenommen worden war. Unermüdlich war er die ganze Woche hindurch, und der Kirchenbesuch am Sonntag Vormittag war, wie es schien, seine einzige Erholung. Auf diese Kirchgänge hielt er der Mutter und der Schwester gegenüber mit eiserner Beharrlichkeit, und er hatte auch Erfolg damit. Zuerst zeigten sich bei einigen besonders rechtgläubigen alten Familien deutliche Zeichen wiedererwachenden Mitgefühls. Man begann sich für die Moller zu interessiren, man fing an, hie und da etwas für die verlassene Mutter zu thun, man erinnerte sich der frühern Freundschaft zwischen ihren und den eignen Kindern, man forderte die jungen Leute auf, sich doch „mal wieder sehen zu lassen.“ Die Demütigungen, die bei diesen Besuchen zu erdulden waren, waren schlimmer als alles, was in der ersten Zeit über Gustav hereingebrochen war, denn junge Leute sind noch viel grausamer als ältere; aber er ertrug alles, und auf sein und seiner Mutter Zureden ging auch seine Schwester immer wieder mit, obwohl sie Thränen vergoß vor solchen Besuchen in gastlich reichen Häusern und noch mehr Thränen nachher. Aber die Politik Gustavs war richtig, man gewöhnte sich daran, die beiden in diesen Kreisen zu sehen, und der Umgangston besserte sich mit der Zeit, namentlich als er langsam zu steigen begann, und als seine Schwester schöner und schöner wurde.

Gehaßt von allen, die im Komptoir unter ihm standen, aber beliebt bei allen Vorgesetzten, war er dann in ziemlich jungen Jahren, zunächst allerdings

mit zwei andern Angestellten zusammen, Prokurist der alten Firma geworden. Man sprach von ihm in kaufmännischen Kreisen als von einem Manne, der seinen Weg schon machen würde.

Seine Schwester war damals neunzehn Jahre alt, sie war eine Schönheit großen Stils geworden. Man sprach auch von Anna Moller als von einer, die ihrer Vermögenslosigkeit zum Trotz eine Partie machen würde: sie war aus alter Familie, und einige sehr reiche alte Herren, die sich den Luxus erlauben konnten, bemühten sich sehr um sie.

Für Gustav Moller war seine Schwester eine Hauptfigur in dem Schach seines Lebens. Die Mutter war tot, die Geschwister führten aber mit einer alten, treu gebliebnen Dienerin gemeinschaftlich ihren Haushalt weiter. Die Schwester hatte sich bisher von ihm leiten lassen, und er rechnete darauf, daß sie das auch künftig thun würde. Er blickte scharf umher unter seiner demütigen Maske. Die Millionen eines Schwagers, der sich gebrauchen ließ, der thun würde, was seine schöne Frau wollte, das war lange Zeit sein Traum. Und dieser Traum wäre ihm auch ohne Zweifel erfüllt worden, hätte ihn nicht eine Macht vereitelt, der er damals zum erstenmal im Leben begegnete und die er seitdem immer haßte.

Auf einem vornehmen Balle der Uhlenhorst lernte Anna Moller, die bis dahin ihres Bruders Plänen nicht unbedingt abgeneigt gewesen war, die sich hie und da wohl selbst gesagt hatte, daß ein reicher Mann für sie, ein schönes, aber armes Mädchen, wohl wirklich der beste Lebensgewinn wäre, den Rittmeister Fritz von Haltern kennen, der die Hamburgischen Hausbälle besuchte, um die Erbin, die reiche Frau zu suchen, die seine Familie ganz bestimmt von ihm erwartete. Und diese beiden Menschenkinder, die lächelnd und wohlwollend als Gleichstrebende hätten neben einander hergehen sollen, jedes nach seinem eignen Ziele, trafen sich, verliebten sich und verlobten sich und heirateten. Er fand einen alten, unverheirateten Sonderling von Verwandten, der, um die andern Verwandten zu ärgern, die nötige Heiratskaution hinterlegte, und sie, die schöne Anna Moller, die zwischen zwei außerordentlich reichen, allerdings etwas bejahrten und wohlbeleibten Herren die Wahl hatte, bekam von einer alten Tante eine sehr magere Aussteuer. Das war das Ende von Gustav Mollers erstem großen Plan.

Er raste innerlich, aber seine Maske blieb demütig, und jedermann mußte glauben, daß er es für ganz angebracht und in der Ordnung hielte, daß ein armes Mädchen auch keine Ansprüche auf einen reichen Mann mache. Aber seiner Schwester trug er es nach als Treubruch, als einen Verrat, den sie an ihm begangen hatte, und der gottesfürchtige Mann empfand es als eine ihm gewordne Vergeltung, als nicht ganz drei Monate nach der Hochzeit die Kriegserklärung erfolgte und Rittmeister von Haltern an der Spitze seiner Schwadron gegen Frankreich reiten mußte.

Im Winter bei einem Ausfallgefecht vor Paris riß eine Chassepotkugel den tapfern Major vom Pferde. Die Nachricht erreichte eine junge Mutter, die von dem Augenblick an ihr wenige Tage altes kleines Mädchen nicht wiedererkannte, und die der milde Tod nach wenigen Wochen mit dem wieder vereinte, den sie so kurze Zeit besessen hatte.

Die kleine Erika hatte in Onkel Gustavs Hause Aufnahme gefunden, denn er hielt darauf, daß sich alles wohl ziemte, was geschah. Er hatte sich nämlich inzwischen auch verheiratet, und zwar klüger als seine Schwester: die einzige

Tochter, das einzige Kind seines Chefs hatte dem jungen Prokuristen die Hand gereicht. Es hatte Aufsehn gemacht; man war ungemein überrascht, man begriff nicht, wie der stolze, knorrige alte Albertus Jensen so widerstandslos und so außerordentlich schnell seine Einwilligung hatte geben können. Man munkelte sogar allerlei. Aber Gustav Moller hatte sie, die reiche Erbin Ida Jensen.

Und er hatte bald darauf auch das große Vermögen und das alte Geschäft, denn Albertus Jensen lebte nur noch ein paar Jahre. Aufmerksame Beobachter, die dem Jensenschen Hause nahestanden, wollten bemerkt haben, daß unter den tadellosen Formen, in denen der alte Herr mit seinem Schwiegersohne verkehrt hatte, eisige Verachtung gelegen hätte. Ob das auch Gustav Moller je empfunden hatte, war schwer zu sagen. Demütigungen zu ertragen, als ob ihm nichts geschehen wäre, war seine Stärke.

Als er nach dem Tode seines Schwiegervaters in den unbeschränkten Besitz des gesamten Vermögens gekommen war — der alte Herr und seine Tochter waren die letzten Träger des Namens gewesen —, stieg er noch rascher als bisher und nahm noch rascher an Macht und Einfluß zu. Zwar konnte ihn niemand leiden; waren irgendwo zwei gute Freunde aus den obern Kreisen unter sich, und es kam die Rede auf ihn, so spottete man über den kriechenden Schleicher, über den Mann, der jedem nach dem Munde redete, und auf den sich keiner verlassen konnte. Fast nur mit Mißachtung gedachte man seiner. Und doch wollte es niemand mit ihm verderben; keinem war der Gedanke angenehm, Gustav Moller zum Feinde zu haben. Und so schmiegte er sich und wedelte seinen Weg weiter.

Jahrelang hatte er daran gearbeitet, in den Senat zu kommen und damit einer der Regierenden des deutschen Reichs, ein Stück Souveränität zu werden. Auch das gelang ihm, allerdings nicht leicht; zweimal war er bei der Wahl durchgefallen, ein dreimal Abgewiesener aber darf nicht wiederkommen. Beim dritten male, als ihn wieder seine guten Freunde in der Bürgerschaft, Leute, die mit ihm rechnen mußten, auf den Aufsatz gebracht hatten, als wieder einmal die Staatskarossen nach dem Stadthause in der Admiralitätsstraße fuhren, gelang das große Werk, zwar mit Mühe, aber es gelang doch: Gustav Moller war nun so eine Art persönlicher Bundesgenosse von Kaiser und Reich geworden.

Wie bescheiden trug er die „unverdiente Ehre," zu der ihn „das Vertrauen seiner Mitbürger" berufen hatte, wie kroch er, wie bückte er sich! Innerlich aber reckte er sich und freute sich über sich selbst, wenn er erwog, daß er nun wieder einer Reihe von Leuten ungestraft die Fußtritte würde versetzen dürfen, die er ihnen seit langen Jahren zugedacht hatte.

Er trat an die Spitze der Baudeputation; es war gerade in der Zeit, als der Zollanschluß eine völlige Umwälzung des Bestehenden hervorrief, als ganze Stadtteile vom Erdboden verschwanden und dafür neue entstanden. Er war beteiligt bei mehreren rechtzeitig bewirkten Terrainankäufen, was ihm Unsummen einbrachte. In der alten Stadt hatte er einen zusammenliegenden Block von großen Speichern gekauft, die nicht mehr gebraucht wurden, da sich die Stapelartikel, die hier gelagert worden waren, nach dem neuen Freihafengebiet hatten zurückziehen müssen. Er hatte darauf das „Jensenhaus" bauen lassen, eine riesige, fünfstöckige Komptoirkaserne nach englischem Muster, die vorzüglich rentirte.

Damals hatte er auch den Architekten Erich Vanrile kennen lernen, der mit so manchem andern nach Hamburg berufen worden war. Moller war zuerst nur geschäftlich mit ihm in Berührung gekommen, hatte aber bald eine seltsame Vorliebe für den Mann gefaßt. Der Künstler, der immer guter Laune, immer heitern Gemüts, im Umgange, mit wem es auch sein mochte, immer gleich höflich und gleich unbekümmert war, der immer offen und ehrlich sagte, was er dachte, war so sehr der Gegensatz allen Lauerns und Schleichens, daß möglicherweise gerade dieser Gegensatz Moller angezogen hatte, denn man pflegt ja keineswegs an andern die Eigenschaften zu lieben, mit denen man selbst im Lebenskampfe gesiegt hat. Dazu kam wohl, daß Vanrile nicht Hamburger war; gegen jeden Hamburger wurde Gustav Moller niemals ganz das Gefühl los, daß er im Kriegszustande mit ihm lebe. Bei Erich Vanrile fiel das weg, er war vielleicht der einzige Mensch, zu dem er, wenigstens eine Zeit lang, eine gewisse Zuneigung fühlte. Es entwickelte sich auch ein privater Verkehr, der sich wärmer gestaltete, als man es im Mollerschen Hause hätte für möglich halten sollen.

Von allem Anfang an hatte sich die kleine Erika — sie war damals noch nicht ganz fünfzehn Jahr alt — zu dem schon in den Dreißigern stehenden Manne hingezogen gefühlt. Während sie zu ihm wie zu einem Vater und Lehrer aufsah, hatte sie doch zuweilen stürmische Zärtlichkeit für ihn, die weit über ihre Jahre und weit über die Natur ihrer Beziehungen hinausging. Manchmal hätte man glauben können, Vanrile sei ihr Onkel und Vormund, und manchmal wieder schienen sie wie ein Liebespaar, sie vier Jahre älter und er vierzehn Jahre jünger.

Aber das schöne Verhältnis nahm ein jähes Ende. Vanrile, der viel in der Welt herumgekommen war und sich schließlich nach einem ruhigen und endgiltigen Wirkungskreis sehnte, hatte sich entschlossen, in Hamburg zu bleiben. Er hatte von einer stolzen Privatthätigkeit als Baumeister und Architekt geträumt, hatte aber wohl die Verhältnisse überschätzt. Er war auch zu sehr Künstler. Man hatte ihn gewarnt. Ein alter Hausmakler, ein Original der Grundstücksbörse, mit dem er vielfach geschäftlich zusammen gekommen war, hatte sich im Assekuranzsaale der Börsenhalle mit den Worten an ihn gewandt: Sie wollen hier bleiben, Herr Vanrile, wollen unter die Bauspekulanten gehen? Nichts für Sie, nichts für Sie! Thun Sie das nicht, Sie passen hier nicht her.

Ich passe hier nicht her? hatte Vanrile lachend gefragt. Weshalb denn nicht, lieber Jüdel, weshalb denn nicht?

Hm hm, hatte der alte Herr gemacht, indem er sich die große Hakennase mit dem Zeigefinger rieb und das linke Auge leicht zukniff, hm hm, für uns hier sind Sie viel zu anständig.

Vanrile fand Veranlassung, sehr häufig an diese Unterhaltung zu denken, als er sich mit seinem durchaus nicht unbedeutenden Vermögen festzufahren begann und sich im kritischen Augenblick von guten Freunden verraten und eines Tages zu Grunde gerichtet sah. Seine Villengrundstücke gingen zu sehr billigen Preisen in andre Hände über, alles in den besten Formen, ganz freundschaftlich. Es blieb ihm auch noch ein Rest, der ihm erlaubte, einige Jahre in bescheidner Weise zu leben.

Die Mollersche Freundschaft hielt selbstverständlich diesem Ereignis nicht Stand. Moller ließ ihn fallen, gründlich, in einer Weise, die Vanrile aufs

empfindlichste verletzte. Er hatte zwei, dreimal hinter einander bei gelegentlichen Besuchen niemand angetroffen. Eines Tages stand er wieder auf der teppichbelegten Hausflur und fragte den geschniegelten Diener, ob der Herr Senator zu Hause wäre. Er wußte, daß er zu Hause war, er hatte ihn eben hineingehen sehen ins Haus, und doch sagte ihm der glatte Halunke mit heimlich höhnenden, lächelnden Mundwinkeln, daß der Herr Senator nicht zu Hause wäre. Er hätte den Mann vor Wut niederschlagen können. Dann sagte er etwas, was er in dem Augenblicke bereute, als er es sagte. Ich habe ja den Herrn Senator eben eintreten sehen.

Der Herr Baumeister irren! Der Herr Senator ist bestimmt nicht zu Hause!

Der Mann hatte einfach ein für alle mal seine Instruktion bekommen. Vanrile schämte sich seiner selbst. Aber dieser Augenblick der Schmach wurde der Augenblick seines Glücks: eine helle, jugendliche Stimme rief von der Treppe herab: Aber bitte, Herr Baumeister, kommen Sie doch einen Augenblick herauf!

Gegen den Willen der Ihrigen, gegen die Drohung ihres Onkels hatte sie diese „unglaubliche Taktlosigkeit“ begangen, als sie seine Stimme hörte. Und dem Hinaufsteigenden war sie um den Hals gefallen und hatte unter Weinen und Schluchzen auf die Erbärmlichen gescholten, die sich in den Tagen seines Unglücks von ihm zurückgezogen hätten, und ihm gesagt, daß er sich nichts aus ihnen machen solle, daß sie ihn lieber habe als je, daß sie ihn lieb behalten werde bis in alle Ewigkeit, daß sie stolz sei auf ihn, und daß er es den andern nur zeigen solle, wer er eigentlich wäre.

Staunend über das Geschenk des Schicksals fühlte er, wie das kluge Kind in seinen Armen zum liebenden Weibe ward; fest und sicher, mit einem Schlage wußte er, daß er das Glück seines Lebens hielt, ein Glück, so groß und über alle Maßen, wie es der Neid der Götter nur wenigen, sehr wenigen Sterblichen gönnt, ein Glück, das nicht bloß Glückssache ist, sondern um das man kämpfen muß. Sie hatten kaum ein Dutzend Worte gesprochen, er war nicht in den Salon eingetreten, auf den Treppenstufen vor den Augen des erstaunten Dieners hatte er sie an seine Brust gezogen und geküßt — das war ein Vermögen wert, daß er das erfuhr. Er wußte: ich werde sie haben, die kleine Erika.

Ein Händedruck, ein Blick, dann hatte er sich auf den Absätzen umgedreht, war die Treppe hinuntergestiegen und war verschwunden aus dem Hause und verschwunden aus Hamburg.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Lehren der Afrikanerwoche. Was uns die Aufregung dieser Woche lehrt, das haben ja schon im vorigen Heft zwei andre Mitarbeiter dargelegt, aber es lohnt der Mühe, noch einmal darauf zurückzukommen. Nach den Hamburger

Nachrichten giebt es vielleicht kein Blatt im Reiche, das die Sozialdemokraten und die Freisinnigen so haßte wie die Schlesische Zeitung, und die hat dem Vorwärts das Zeugnis ausgestellt, daß der eine seiner Transvaalartikel in ihr selbst gestanden haben könnte, und Herrn Eugen Richter, daß sie mit seiner Beurteilung der Sache „im allgemeinen übereinstimmen“ könne. Die „Reichsfeindschaft“ gilt eben, das tritt in solchen Augenblicken deutlich hervor, nicht dem Reiche, noch weniger unserm deutschen Volk und Vaterland, sondern nur gewissen Zuständen im Reiche. Droht dem Vaterlande Gefahr, oder ist fürs Vaterland ein Gewinn zu erzielen, der keiner Volksschicht schadet, da werden immer alle „Reichsfeinde“ mit den „Reichstreuen“ einig sein.

Sodann sieht man, wie wohlthätig es wirkt, wenn die zahllosen unbeschäftigten und zu wenig oder unangemessen beschäftigten Kräfte, die daheim nichts besseres mehr zu thun finden, als einander anzufeinden oder an den Produktiven zu schmarotzen, sich einmal nach außen entladen können. Natürlich dauert eine solche Entladung nur wenige Tage, dann ist das alte Elend widerwärtiger Katzbalgereien, aus denen niemals etwas nützliches herauskommen kann, wieder da. Daher mahnt die rasch vorübergegangne wohlthätige Wirkung dieser Ablenkung dringend, endlich einmal den überschüssigen Kräften unsers Volks Raum zu produktiver Arbeit zu verschaffen, damit sie in Zukunft nicht mehr zerstörend, sondern aufbauend und uns einen Machtzuwachs schaffend wirken. Aus der Nationalzeitung erfahren wir, daß sich unter den transvaalischen Uitlanders 3000 Deutsche befinden, die größtenteils ansässig geworden sind, namentlich als Handwerker, die Haus und Hof besitzen, daß der Hamburger Lippert dort in Verbindung mit Siemens und Halske die größte elektrische Kraftanlage der Welt (4000 Pferdekräfte) geschaffen hat, daß die schönsten Läden in der Hauptstraße Philippsburgs Deutschen gehören, und daß eine der dortigen Firmen im letzten Jahre aus Deutschland für fünf Millionen Waren eingeführt hat. Was würde aus allen diesen Leuten, die dort wohlhabend, glücklich und geachtet leben, geworden sein, wenn sie gezwungen gewesen wären, daheim zu bleiben? Vielleicht trieben sie sich in Asylen für Obdachlose herum oder säßen im Gefängnis. So haben wir dort ein paar Tröpflein deutsches Blut, die dem Schicksal, in Eiter verwandelt zu werden, entgangen, Fleisch und Knochen bilden können. Gäbe es mehr solche Gelegenheit, so würden je fünf Personen, die einander jetzt als Verbrecher, verfolgter Publizist, Polizeibeamter, Staatsanwalt und Gefängnisaufseher gegenüberstehen, als gut bezahlter Lohnarbeiter, Bauer, Handwerker, Kaufmann und Ingenieur neben einander arbeiten. Welches der beiden Verhältnisse ist würdiger, wohlthätiger und erfreulicher?

Außer einigen unbekehrbaren Merkantilisten bestreiten heute wohl nur noch die Sozialisten und Anarchisten die Notwendigkeit der Expansion; diese bedürfen ihrer für ihre Zukunftsutopien nicht, weil da die Staatsgrenzen aufgehoben sein werden, und jeder sich auf eigne Faust expandirt, „per“ Luftdroschke hinkutschirend, wohin es ihm beliebt. Auf welche Gegenden wir aber bei unsern Ausdehnungsbestrebungen unser Augenmerk zu richten, und ob wir insbesondre Neudeutschland in Südafrika zu suchen haben, das wird noch sehr reiflich zu überlegen sein. Wir werden zu erwägen haben, ob uns der Lebensgang unsers Volks und die Lage unsers Landes denselben Weg weisen wie den Engländern, die als Inselvolk keine Kontinentalmacht werden konnten und von vornherein auf überseeische Eroberungen angewiesen waren. Wir werden daran denken müssen, daß entfernte Glieder lose Glieder sind, die leicht abreißen, daß gerade die Ackerbaukolonien Englands sich am frühesten teils schon losgerissen, teils Selbständigkeitsgelüste bekundet haben, und daß das englische Welt-

reich ein Gebäude ist, dem fortwährend der Zusammensturz droht. Wir werden endlich nicht übersehen dürfen, daß das deutsche Reich bei seiner jetzigen Gestalt und Größe aus Gründen der militärischen Sicherheit eine überdichte Bevölkerung nicht entbehren kann, und daß es der Notwendigkeit, als Industrie- und Handelsstaat nach englischem Muster zu leben, einer Notwendigkeit, die wir mit unserm altmodischen Geschmack beklagen, durch überseeische Kolonien nicht überhoben wird. Schon jetzt übersteigt der Geldwert unsrer Ausfuhr an Industrieprodukten (im Jahre 1894 nicht weniger als 2276,4 Millionen Mark) den Geldwert unsrer ganzen Körnerernte, der durchschnittlich 1500 Millionen beträgt. Selbstverständlich sind wir weit entfernt davon, den Tauschwert für den Wert an sich zu halten und aus den obigen Zahlen merkantilistische Folgerungen zu ziehen, wie die Freihandelskorrespondenz thut. Aber das kann doch nicht geleugnet werden, daß jene 2¼ Milliarden Einnahme Daseinsbedingung für zehn bis zwölf Millionen Menschen sind, die beim Wegfall des Exports verhungern müßten. Demnach legt uns die Notwendigkeit, ein für die Größe unsers Landes unverhältnismäßig großes Kriegsheer zu unterhalten, die zweite Notwendigkeit übergroßer Volksdichtigkeit und einer entsprechend starken industriellen Ausfuhr auf, oder mit andern Worten: bei der Lage und der gegenwärtigen Ausdehnung des Reichs bleibt uns nichts übrig, als unsre politische Unabhängigkeit um den Preis der wirtschaftlichen Abhängigkeit zu erkaufen.

Abgesehen von diesen großen Verhältnissen des Gesamtvaterlandes sind selbstverständlich im Interesse von vielen Einzelnen Ackerbau- und Handwerkerkolonien, wo immer sie angelegt werden mögen, mit Freuden zu begrüßen. Ob aber eine bedeutende Ausdehnung von Plantagenbesitz und tropischen Handelsfaktoreien, so viel Geld sie auch ins Land bringen möchten, ein großes Glück für uns wäre, erscheint uns zweifelhaft. Wir haben dieser Tage erfahren, wie Herr Wehlan und seine Freunde die Schwarzen erziehen, und daß ihre Erziehungsmethode vom Disziplinarhof im großen und ganzen gebilligt wird, und wir haben vernommen, daß „ein gehacktes rohes Beefsteak gar nichts ist" gegen die Objekte dieser Erziehungsmethode. Da wir niemals in Afrika gewesen sind, so maßen wir uns nicht an, zu entscheiden, ob und wie weit diese fin de siècle-Pestalozzis Recht haben; wir überlassen die Entscheidung den Afrikakundigen, obwohl wir wissen, daß es darunter welche giebt, die Brutalitäten für überflüssig erklären, und obwohl bei uns in Deutschland der Fuhrmann bestraft wird, der diese Erziehungsmethode an seinen Pferden probirt. Jedenfalls aber möchten wir nicht wünschen, daß es weite Gebiete gebe, in denen viele unsrer jungen Beamten bei solcher Praxis für den Verwaltungsdienst in Deutschland vorgebildet würden.

Zur Baissefrage. In Nr. 2 hat ein Mitarbeiter auf dankenswerte Weise klar gemacht, wie die Baissiers sowohl bei stetig sinkenden wie bei gleichbleibenden Preisen (wenn sie gleich bleiben, so ist es für unsre Frage gleichgiltig, ob sie hoch oder niedrig stehen) verdienen können. Daß sie verdienen, daran zweifelt natürlich niemand; denn wenn beim Getreidehandel (auf diesen allein hat sich unsre wiederholte Anfrage bezogen) niemand etwas verdiente, so hätte er längst aufgehört. Damit ist aber nicht bewiesen, daß sinkende Preise im Interesse der Getreidehändler liegen, und daß diese darauf ausgehen, die Preise durch Börsenkünste zu drücken. Der Verfasser sagt ganz richtig: „Die Baisse ist die Tochter unsrer hochentwickelten Verkehrseinrichtungen," und der Ausdehnung des Getreidebaues in Nordamerika, Argentinien und Indien, muß man hinzufügen. In den Zeiten schwierigen, un-

sichern oder gefährdeten Verkehrs (und unzulänglicher Ernteergebnisse, wie wir sie 1891 noch einmal erlebt haben, muß man wieder hinzufügen) sei der Gewinn leichter durch Ankauf (Wucher nannte man den) erreicht worden. Wir haben das in der vorjährigen Nr. 46 auf Seite 348 folgendermaßen ausgedrückt. In einer an uns gerichteten Zuschrift war unter anderm bemerkt worden, seit fünfzehn Jahren würden die Manöver der Baissiers durch die überreiche Produktion der ganzen Erde unterstützt. Darauf entgegneten wir: „Sollte sich die Sache nicht umgekehrt verhalten, daß die überreiche Produktion das Getreide billig macht, und daß den Leuten, die sich mit dem Getreidehandel befassen, gar nichts andres übrig bleibt, als sich auf die Seite der Baisse zu schlagen, d. h. mit der Thatsache zu rechnen, daß vorläufig auf Hebung der Getreidepreise keine Aussicht ist?" Wann und wo immer in der Welt das Getreide knapp wird, sein Preis daher steigt, ist selbstverständlich jeder, der eingekauft hat und das eingekaufte wieder zu verkaufen gedenkt, Haussier, d. h. er wünscht, daß der Preis so hoch wie möglich steige, und thut das seinige dazu, ihn zu steigern. Ist aber der Vorrat so reichlich, und sind die Produktionsgebiete und die Warenmengen so groß, daß selbst Rothschild und Rockefeller in Kompagnie nicht an das Gelingen einer Schwänze denken können, so bleibt den Händlern eben nichts übrig, als den Dingen ihren natürlichen Lauf zu lassen und den Profit durch die geschickte Legung der Verkaufs- und der Deckungstermine zu erzielen. Auch der Abgeordnete Gamp hat am 9. Januar bei der ersten Beratung der Börsenreformvorlage in seiner Entgegnung auf den Angriff des Deutschfreisinnigen Meyer die niedrigen Getreidepreise von nichts anderm abgeleitet, als von der Überfüllung des Marktes. Beim Kaffee, sagte er, habe der Terminhandel eine Preissteigerung herbeigeführt, weil der Kaffee bei seiner Ankündigung auf die Lieferbarkeit untersucht und schlechte Ware ausgeschlossen werde. Würden auch die geringwertigen Getreidesorten ausgeschlossen, so würde der argentinische und der indische Weizen fernbleiben, und die bei uns verkäufliche Getreidemenge würde sich um 40 Prozent vermindern. Daraus geht doch deutlich hervor, daß das Subjekt Terminhandel falsch ist. Nicht der Terminhandel hat den Kaffee teuer gemacht, sondern der Ausschluß geringwertiger Ware und die Verminderung des Vorrats; und nicht der Terminhandel macht das Getreide billig (außer insofern, als bei den heutigen Verkehrsverhältnissen die Vorräte der ganzen Welt durch den Terminhandel zur Preisbildung herangezogen werden können), sondern der große Vorrat, der vermindert werden könnte, wenn gewisse Getreidesorten ausgeschlossen würden. Börse oder Lokalhandel — die Ware ist billig, wenn viel, und teuer, wenn wenig da ist, und will man bei großem Weltvorrat den Inlandspreis heben, so bleibt nichts übrig, als den Inlandsvorrat zu vermindern, sei es durch Sperrzölle, oder durch Börsenregeln, die die minderwertige Ware ausschließen, oder durch ein Getreidemonopol. Eine reichlich vorhandne Ware teuer zu machen, wenn es gelingt, den ganzen Vorrat zu „cornern," das ist möglich; aber eine Ware, die allgemein gebraucht wird, dauernd billig zu machen, wenn der Vorrat knapp ist, das ist nicht möglich. Demnach entspricht der gegenwärtige niedrige Getreidepreis den Weltmarktverhältnissen, und nicht durch eine Börsenreform, sondern nur durch Aufhebung des Börsenhandels, überhaupt des freien Handels, und durch Absperrung des deutschen Marktes vom Weltmarkte könnte der Getreidepreis erhöht werden. Wir sagen auch diesmal nicht, was geschehen *soll*, sondern bemühen uns nur klar zu machen, was ist. Übrigens wollen wir doch bei dieser Gelegenheit ein paar Sätze anführen aus den Neujahrsgedanken, die ein Westfale in dem in Münster erscheinenden „Westfalen" veröffentlicht hat. Im Rheinland wird jetzt sehr

lebhaft die Monopolisirung des Getreidehandels empfohlen; doch soll daneben, meinen die Befürworter des Projekts, der freie Handel fortbestehen. Der Westfale, der richtig erkennt, daß neben dem Monopol nicht nur kein freier Handel fortbestehen könnte, sondern daß dadurch auch die Kontingentirung, die Beaufsichtigung des Anbaues usw. notwendig werden würde, schreibt: „Monopol und freihändiger Verkauf schließen einander aus. Wir westfälischen Bauern wollen freie, selbständige Bauern auf unsrer freien Hufe bleiben, ohne Staatsaufsicht säen und ernten und verkaufen; lieber wollen wir uns einschränken und noch mehr quälen und arbeiten und hoffen auf bessere Zeiten, als den ersten Schritt mitmachen zur Verstaatlichung des Grund und Bodens."

Das bürgerliche Gesetzbuch. Daß der Aufsatz: „Was verlangen wir von einem bürgerlichen Gesetzbuche?", den wir in Nr. 44 und 45 des vorigen Jahrgangs gebracht haben, und der inzwischen in etwas erweiterter Form auch im Buchhandel erschienen ist, nicht ohne Erwiderung bleiben würde, haben wir erwartet. Unsre Leser werden es bei der hohen Bedeutung der Frage für unser Volksleben begreiflich finden, wenn wir selbst in diesem Hefte einer Erwiderung Raum geben, um so mehr, als sie von einem Mitgliede der Redaktionskommission, also von berufenster Seite, ausgeht. Nur ein paar Worte seien uns hierzu noch gestattet. Als der Entwurf der zweiten Kommission beendet war und seine Vorlegung an den Reichstag unmittelbar bevorstand, wurde in der Presse und durch Veranstaltung von Versammlungen eine Bewegung hervorgerufen, die den Zweck hatte, den Reichstag zu bestimmen, den ihm vorgelegten Entwurf unverändert und ohne nochmalige Prüfung anzunehmen. Wir verkennen nicht, daß dieses Streben aus patriotischem und nationalem Gefühl entsprang. Wünschen wir doch selbst nichts sehnlicher, als das baldige Zustandekommen eines gemeinsamen deutschen Rechts. Partikularistischer Bestrebungen hat uns wohl noch niemand zeihen können. Von vielen aber, die in Versammlungen Resolutionen faßten und in der Tagespresse auf unveränderte Annahme des Entwurfs hinwirkten, mochte wohl gelten: sie kannten den Entwurf zwar nicht, aber sie billigten ihn. Nur dieser Zumutung, den Entwurf unbesehen hinzunehmen, wollten wir entgegentreten. Wir hielten und halten es noch für notwendig, daß der Reichstag den Entwurf zunächst prüfe, und lediglich um dies zu erleichtern, wiesen wir auf die wichtigsten Erfordernisse eines guten Gesetzbuchs hin, ohne uns darüber auszusprechen, inwieweit der Entwurf diesen Erfordernissen entspreche oder nicht. Damit haben wir aber nicht versucht, den Reichstag „auf Wege zu drängen, die voraussichtlich das Zustandekommen des bürgerlichen Gesetzbuchs für unabsehbare Zeit verhindern würden," ebensowenig wie wir eine „vollständige Umarbeitung des Entwurfs durch eine Reichstagskommission dringend befürwortet" haben. Nur eine Prüfung des Entwurfs, sei es im Plenum des Reichstags oder durch eine Kommission, im Hinblick auf die von uns hervorgehobnen wichtigsten gar nicht juristischen Erfordernisse eines Gesetzbuchs, das ists, was wir zunächst wollen. Ob diese Prüfung zu Abänderungen des Entwurfs überhaupt und zu welchen Abänderungen sie führen wird, steht noch dahin. Der einzige Weg aber, der jetzt noch offen steht, den Entwurf in dieser oder jener Richtung wenn nötig zu verbessern, darf nicht verschlossen werden. Daß damit das ganze große Werk scheitre und auf unabsehbare Zeit verhindert werde, ist doch wahrlich nicht notwendig, sobald nur bei beiden Gesetzgebungsfaktoren gegenseitiges Nachgeben und guter Wille vorhanden ist. Es ist auch keineswegs notwendig und vielleicht nicht einmal wünschenswert, daß der Reichstag oder seine

Kommission von den etwa erforderten Abänderungen die Redaktion im einzelnen vornimmt. Dies bleibt besser der juristisch-technisch geschulten gegenwärtigen Redaktionskommission vorbehalten. Es genügt hier jedenfalls die Einigung über die Gesichtspunkte im großen und ganzen. Diese aber wird leicht zu erreichen sein. Hierbei wird sich auch die Beantwortung der Frage erledigen, inwieweit der Entwurf sozialen Bedürfnissen und Forderungen, soweit sie heute allgemein als berechtigt anerkannt sind, entspricht. Daß diese Frage vor allem einer sorgfältigen und allseitigen Prüfung bedarf, kann wohl nicht geleugnet werden: den heutigen Bedürfnissen muß der Entwurf jedenfalls gerecht werden. Damit ist bei weitem noch nicht gesagt, daß er unklare, noch nicht ins allgemeine Rechtsbewußtsein übergegangne und unausgereifte Ideen verwirklichen solle. Wir meinen übrigens, daß die Mitglieder der gegenwärtigen Redaktionskommission, die ja ein menschlich begreifliches Interesse an der Erhaltung ihres Werkes haben, über eine nochmalige Prüfung — wir wiederholen, nicht ins einzelne, sondern im großen und ganzen — gar nicht mißgestimmt zu sein brauchen. Von den beiden im Reiche bestehenden Gesetzgebungsfaktoren ist bisher nur der eine in der Lage gewesen, auf die Gestaltung des Entwurfs einen Einfluß auszuüben: der Bundesrat. Er hat das auch in reichem Maße gethan, und nicht jede Bestimmung des Entwurfs ist ohne weiteres auf die Beschlüsse der Redaktionskommission zurückzuführen. So ist beispielsweise der Mangel einer einheitlichen Regelung des Vereinsrechts auf den Widerstand des Bundesrats zu setzen und keineswegs allenthalben im Sinne der Redaktionskommission. Aber der Bundesrat hat nicht mitgethan! Wie der Bundesrat aber, und zwar mit vollem Recht, seinen gesetzlichen Einfluß auf den Inhalt des Entwurfs geltend gemacht hat — und noch jetzt übt er keineswegs so unbedingte Enthaltsamkeit in der Vornahme von Abänderungen, sodaß es nach den Zeitungsberichten zweifelhaft scheint, ob der Entwurf noch am 18. Januar dem Reichstage wird zugehen können —, so muß auch billigerweise der Reichstag als der andre Gesetzgebungsfaktor Gelegenheit haben, den gleichen Einfluß auf die Gestaltung des nationalen Gesetzwerks auszuüben. Vielleicht vermag dann gerade die Redaktionskommission den Reichstag in einzelnen vom Bundesrat abweichenden Ansichten zu ihrer Meinung zu bekehren und so diesen zum Siege zu verhelfen!

Aber der heute von uns gebrachte Aufsatz schließt ja selbst damit, „daß der Reichstag den Entwurf nicht unbesehen annehmen, noch daß eine Verbesserung des Entwurfs ganz ausgeschlossen sein solle.“ Und somit ist der Gegensatz in dem Ergebnis zwischen ihm und den früher von uns gebrachten Darlegungen im Grunde gar nicht so bedeutend.

Anatom und Künstler. Unsre Leser werden sich des Aufsatzes über die Auffindung der Gebeine Johann Sebastian Bachs erinnern, den die Grenzboten im Juni vorigen Jahres auf Grund eines damals eben erschienenen Berichts von Professor W. His in Leipzig gebracht haben. Der Bericht war interessant wegen des eigentümlichen Verfahrens, das der Verfasser angewandt hatte, um den Beweis zu führen, daß die am 22. Oktober 1894 auf dem alten Johanniskirchhofe in Leipzig ausgegrabnen Gebeine eines alten Mannes Bachs Gebeine seien, eines Verfahrens, bei dem sich Wissenschaft und Kunst in eigentümlicher Weise die Hände gereicht hatten. Was urkundlich feststand, war nur die Thatsache, daß Bach in einem Sarg aus Eichenholz begraben worden war, und daß Eichenholzsärge, weil sie mit einer besondern Begräbnissteuer belegt waren, sehr selten verwendet wurden. Außerdem bestand eine dunkle Tradition, an welcher Stelle sich ungefähr Bachs

Grab befunden haben sollte. Als nun am 22. Oktober 1894 nicht weit von dieser Stelle die Gebeine eines alten Mannes in Resten eines Eichenholzsarges gefunden wurden, lag es nahe, diese Gebeine sorfältig zu sammeln und zu untersuchen. Der zugezogne Anatom der Leipziger Universität, Professor His, ließ darauf von dem Bildhauer Seffner in Leipzig den Versuch machen, über dem aufgefundnen Schädel mit Hilfe der zuverlässigsten vorhandnen Bildnisse Bachs ein Antlitz zu formen, und als der Versuch in überraschender Weise gelang, ließ er ihn nach einiger Zeit noch einmal wiederholen, nachdem er inzwischen an einer Anzahl mit Bach etwa gleichaltriger männlicher Leichen die Dicke der Fleischteile des Gesichts genau gemessen und die Maße dem Künstler zur Benutzung übergeben hatte. Der zweite Versuch gelang noch überraschender als der erste: unter strenger Beobachtung der gefundnen Maße schuf der Künstler ein Antlitz, das die charakteristischen und übereinstimmenden Züge der im übrigen mannichfach von einander abweichenden Bildnisse Bachs in sich vereinigte, an Glaubwürdigkeit, Lebenswahrheit und Größe des geistigen Ausdrucks die Bilder weit übertraf.

In den letzten Tagen hat nun Professor His seinem Bericht vom Juni vorigen Jahres noch einen zweiten folgen lassen, der in den Abhandlungen der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften erschienen ist: Anatomische Forschungen über Johann Sebastian Bachs Gebeine und Antlitz, nebst Bemerkungen über dessen Bilder (Leipzig, Hirzel, 1895). Während sich der erste Bericht an weitere Kreise wandte, ist dieser zweite nur für die Fachgenossen des Verfassers bestimmt und gegen das Eindringen von Laien schon durch den üblichen Stachelzaun anatomischer und osteologischer termini technici geschützt. Professor His hat den aufgefundnen Schädel nachträglich der Länge nach durchschneiden lassen, einen Gipsausguß davon machen lassen, auch das linke Schläfenbein herausnehmen und ebenfalls durchschneiden lassen. Das letztere begründet er durch folgende Sätze: „Die Begabung eines großen Komponisten ohne weiteres vom Bau seiner Schläfenbeine ableiten zu wollen, wäre ein eitles Unternehmen. Es ist klar, daß bei Entwicklung einer solchen Begabung eine Reihe von Momenten zusammenwirken müssen, und daß der Organisation des Gehirns dabei eine Hauptrolle zufällt. Immerhin darf man unbedenklich die Existenz eines feinen Ohres, d. h. eines gut organisirten Sinnesorgans, als unerläßliche Vorbedingung zur Entwicklung eines großen Musikers, mag er Komponist oder Virtuos werden, voraussetzen."

Zur eigentlichen Hauptfrage bringt der zweite Bericht nichts neues. Ich erwähne ihn nur, um zu meinem frühern Aufsatz eine Berichtigung zu geben. Ich hatte seiner Zeit gesagt, Professor His sei der erste gewesen, der die Frage nach der Dicke des Fleisches in den einzelnen Teilen des menschlichen Gesichts aufgeworfen und beantwortet habe. His lehnt diese Ehre in dem vorliegenden Bericht ausdrücklich ab und räumt sie seinem Kollegen Welcker in Halle ein, der ein ähnliches Verfahren schon bei der Untersuchung der Schädel oder angeblichen Schädel Schillers, Kants und Raphaels angewandt habe. Die sämtlichen einschlagenden wissenschaftlichen Arbeiten Welckers aus den Jahren 1883 bis 1887 findet der Leser in dem zweiten Bericht von His verzeichnet und besprochen.

Am Schluß seines zweiten Berichts erörtert Professor His nochmals die schwierige Bilderfrage, aber auch sie, ohne sie gegen früher wesentlich zu verrücken. Ich möchte auch meinerseits dazu noch ein paar Beiträge liefern. Wie ich schon früher mitgeteilt habe, glaubt man von vier Ölbildern Bachs Kunde zu haben, einem, das in Erfurt war (in der Predigerkirche), einem in Berlin (in der Amalienbibliothek) und den beiden Leipzigern (dem in der Thomasschule und dem in der Petersschen

Musikbibliothek). Das Erfurter Bild wird man wohl endgiltig für verloren ansehen müssen. Das Berliner ist inzwischen auch von Professor His an Ort und Stelle besichtigt worden.*) Er sagt darüber: „Jedenfalls liegt ein Porträt vor, dessen Original weder das Thomasschulbild noch das der Bibliothek Peters gewesen sein kann. Bach sitzt in einem pelzverbrämten Hausrock, mit kurzer Perrücke und mit roter Halsbinde an seinem Schreibtisch und hat den bekannten sechsstimmigen Kanon in der Hand. Die Gesichtszüge sind energisch, der Ausdruck etwas fragend. Sehr auffällig sind auch hier das Hervortreten der untern Gesichtsabschnitte über die obern, die kräftige Nase und die tief eingesetzte Nasenwurzel.“ Nun ist das Berliner Bild 1772, also 22 Jahre nach Bachs Tode, von Lisiewski (so hieß der Künstler, nicht Liszewski) gemalt worden. Lisiewski war aber ein bedeutender Porträtmaler; sollte sich der herbeigelassen haben, ein älteres Porträt Bachs zu kopiren? Und weiter: wer hatte 1772 noch ein so lebhaftes Interesse für Johann Sebastian Bach, daß er sich ein Bildnis von ihm kopiren ließ? Damals wurden die Söhne gefeiert, namentlich Carl Philipp Emanuel Bach. Ihn hatte die Prinzessin Amalie noch kurz vor seiner Übersiedlung von Berlin nach Hamburg zu ihrem Hofkapellmeister ernannt. Nun wird aber in Gerbers Lexikon der Tonkünstler (2. Teil, Leipzig, 1792. Anhang S. 61) unter den Gemälden von Bildnissen berühmter Tonlehrer und Tonkünstler mit einer Bestimmtheit, die nichts zu wünschen übrig läßt, verzeichnet: „Bach (Carl Philipp Emanuel), in Öl gemalt von Lisiewsky; befindet sich bei der von der Prinzessin Amalia hinterlassenen Bibliothek im Joachimsthaler Gymnasium zu Berlin.“ Es wäre sehr drollig, wenn dieses ängstlich gehütete Bild zu guterletzt den alten Bach gar nicht darstellte!

Dann blieben nur die Leipziger Bilder übrig, die beide dem bekannten Leipziger Porträtmaler jener Zeit Elias Gottlob Hausmann zugeschrieben werden. Auf das Bild der Thomasschule ist Professor His, nachdem es restaurirt worden ist, schlecht zu sprechen, er sieht an der Stirn eine „sanduhrförmige Einziehung“ und an der Nasenspitze einen „kugligen Vorsprung,“ und die Oberlippe erscheint ihm „wie von einem Insektenstiche angeschwollen“; er möchte daher der Lithographie von Schlick (1840) und dem Stich von Sichling (1850) größere Bedeutung zusprechen, als dem Original in seiner jetzigen Verfassung. Nun ist aber bei der letzten Restauration weiter nichts geschehen, als daß der schmutzige, braune Firnis heruntergenommen und einige Stellen, wo die Farbe fehlte, u. a. eine an der Stirn und eine an der Oberlippe, ausgebessert worden sind und dann das Bild frisch gefirnist worden ist. Vorher ist es nur einmal 1852 restaurirt worden; nach dem Berichte des Rektors Stallbaum hat es damals „eine Gesellschaft edler Kunstfreunde und Gönner der Schule von neuem auffrischen und mit goldnem Rahmen einfassen lassen“ (s. das Osterprogramm der Thomasschule von 1852). Schreibt man also der Lithographie und dem Stich eine größere Bedeutung zu, so muß man annehmen, daß die „edeln Kunstfreunde“ von 1852 das Original hätten vollständig übermalen lassen. Daran ist aber sicher nicht zu denken. Denn abgesehen von den paar beschädigt gewesenen Stellen ist, wie die zahllosen, gleichmäßig über das ganze Bild verteilten kleinen Sprünge in der Farbe zeigen, durchaus das Originalbild von 1735 erhalten. Ich glaube daher immer noch, daß Schlick und Sichling das Bild im wesentlichen in der Verfassung vor

*) Da eine Versendung des Bildes gänzlich ausgeschlossen zu sein scheint — wenigstens ist die Bitte des Leipziger Rats, es auf einige Tage ins Leipziger Museum zu schicken, abgelehnt worden —, so sollte doch wenigstens eine gute käufliche Photographie davon gemacht werden. Oder ist auch das ausgeschlossen?

sich gehabt haben, wie wir es vor uns haben, und daß das, was sie daraus gemacht haben, auf ihre Rechnung zu setzen ist.

Eine sehr heikle Sache ist es mit dem Kütnerschen Stich, dem Professor His so große Bedeutung beilegt, und der auf irgend eine Weise mit dem Ölbilde der Petersschen Musikbibliothek zusammenhängt. Das Peterssche Bild ist in ein Oval gemalt, der Kütnersche Stich in einen Kreis gezeichnet, der von dem auf den Kupferstichen jener Zeit üblichen steinernen Rahmen eingefaßt ist. Die Hände fehlen in beiden Bildern. Unten auf dem steinernen Rahmen aber liegt ein Blatt Papier mit demselben Canon triplex, den Bach auf dem Bilde der Thomasschule in der rechten Hand hält. Der Stecher muß also beide Bilder gekannt haben. Nun ist der Stich, wie am untern Rande zu lesen ist, 1774 in Leipzig gefertigt, wo Kütner — damals 24 Jahre alt — wahrscheinlich Schüler der Zeichenakademie, auf jeden Fall aber Schüler des Kupferstechers Bause war.*) 1774 war aber weder das heutige Thomasschulbild noch das heutige Peterssche Bild in Leipzig. Das erste war damals in Berlin im Besitz Friedemann Bachs (s. das Osterprogramm der Thomasschule von 1852), das zweite war in Hamburg im Besitz Philipp Emanuel Bachs. Wie kam ein Leipziger Akademieschüler dazu, ein Bildnis Bachs in Kupfer zu stechen, das die Kenntnis jener beiden Bilder voraussetzt? Ich kann es mir nur auf folgende Weise erklären. Der Sohn Philipp Emanuel Bachs, der Maler Johann Sebastian Bach, der 1778 jung in Rom gestorben ist, war jedenfalls 1774 Mitschüler Kütners in Leipzig — wie hätte sonst Öser, der Akademiedirektor, sein Bildnis zeichnen können, das nach seinem frühen Tode 1791 in der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften erschien? Dann ist es aber sehr wahrscheinlich, daß die Vorlage zu Kütners Stich Zeichnungen von der Hand des jungen Bach gewesen sind, die dieser aus dem Vaterhause und dem Hause des Oheims mitgebracht hatte.

Eine ganze Novelle, nicht wahr? Aber erkläre es doch einmal einer anders. Ist aber der Kütnersche Stich auf diesem oder einem ähnlichen Umweg entstanden, dann kann er auch keine selbständige Bedeutung beanspruchen. Er würde es noch können, wenn das Bild der Petersschen Musikbibliothek nicht das Hausmannsche Original, sondern eine spätere Kopie davon wäre. Das ist aber doch zunächst nicht anzunehmen. Das Peterssche Bild unterscheidet sich allerdings auffällig von den zahlreichen Hausmannschen Bildnissen, die wir in Leipzig haben. Aber es ist entschieden früher gemalt als das Thomasschulbild, denn es zeigt Bach wesentlich jünger als dies, zeigt ihn auch noch in der Allongeperrücke; wir werden nicht irren, wenn wir es uns um 1730, vielleicht sogar bald nach Bachs Anstellung in Leipzig (1723) entstanden denken. Dann könnte es aber sehr gut von dem ältern Hausmann, dem Vater Elias Gottlob Hausmanns, gemalt sein, der in den zwanziger Jahren mehrfach in Leipzig beschäftigt gewesen ist. Jedenfalls bedarf die Sache noch weiterer Untersuchung.

G. W.

Florian Geyer. Sonnabend den 4. Januar ist das sogenannte litterarische Berlin, oder was sich dort „litterarisch" zu sein dünkt, mit dem neuesten Werke von Gerhart Hauptmann, dem „Bühnenspiel" Florian Geyer, bekannt gemacht worden. Man war äußerst gespannt gewesen wie auf ein bedeutendes Ereignis, und was ein Teil des Publikums erwartet hatte, bewies die Anwesenheit der Herren Singer und Liebknecht am Abend der ersten Aufführung im Deutschen Theater. Aber alle, die mit großen ästhetischen oder politischen Erwartungen ge-

---

*) Kütner war 1750 geboren und erhielt 1775 eine Stelle als Zeichenlehrer am Gymnasium in Mitau, die er bis zu seinem Tode, 1828, innegehabt hat.

kommen waren, sind um eine Täuschung reicher heimgegangen. Der Dichter, der in seinen Webern — mag man über die Tendenz dieses revolutionären, Autorität und Obrigkeit verhöhnenden Dramas denken, wie man will — die flammende Sprache des echten Dramatikers gesprochen hat, verliert sich im Florian Geyer in breitestem Gerede, in weitschweifiger Schilderei von Bildern, die gewiß zündender Einzelheiten nicht ermangeln, aber doch nicht interessiren und mit fortreißen. Nicht einmal unmittelbare Handlung gewähren sie. In der Ferne geschehen die letzten Greuel des Bauernkrieges von 1525. Durch Briefe nur, die flüchtige Boten bringen, durch Personen, die der furchtbar rächenden Hand des Truchseß von Waldburg entgangen sind, oder durch Leute, die sich als wimmernde Zeugen eines scheußlichen Blutbades darstellen, vernehmen wir von den Begebenheiten, in deren Mittelpunkte der Bauernführer Florian Geyer stehen sollte. Erst im letzten Akte rafft sich der Dichter auf und zeigt, daß er eines höhern Fluges fähig ist; doch bedeutet das nach einem Vorspiel und vier langatmigen Akten nicht genug, um den Vorwurf zu entkräften, daß dies „Bühnenspiel" der Eigenschaft eines mächtig geschlossenen Kunstwerks entbehrt.

Ein Hauptmangel: Florian Geyer, wie ihn Hauptmann zeigt, ist nicht der Held darnach, daß er ein großes Drama tragen könnte. Was uns Zuverlässiges von diesem Freunde der Sache der Bauern, von diesem sozialistisch-kommunistischen Vorbilde etwa eines Lassalle überliefert worden ist, erweist sich als gering. Um so freiern Spielraum hatte die schaffende und gestaltende Hand des Dichters. Er konnte die Ideen und Thaten Florian Geyers aus bestimmten Motiven adeln und ihnen so unsre Teilnahme gewinnen; er konnte ihn um Großes ringen und groß untergehen lassen; er mußte ihn vor allem aus der Sphäre eines Volksredners, der um die Maientage des Jahres 1525 die Rothenburger Bürger zu haranguiren suchte, ihm Geschütz und Mannen zu geben, um die Feste „Unsrer Frauen Berg" in Würzburg zu berennen, herausheben und ihn mehr als den Mann der That als des Rates hinzustellen. Das hat Hauptmann nicht gethan. Gewiß zählt sein Florian Geyer zu den edeln Schwarmgeistern. Es schwebt ihm ein evangelisches einiges Reich vor, als dessen Oberhaupt er auf den Markt von Rothenburg sogar den Namen Barbarossa hinausruft. Er ist im Zorn entbrannt wider die Sündhaftigkeit der römischen Klerisei und ihrer Häupter auf dem Stuhle Petri, die die Lust und den Glanz der Welt liebten. Er weiß, daß die Bewegung der Bauern ohne einen gewaltigen Führer in Uneinigkeit ersticken muß, und trachtet, die hadernden Gruppen zusammenzuhalten und sie mit seinem Geiste zu durchglühen. Aber doch nur im ersten Akte erweist er sich auf der Höhe; dann sinkt er zu einem unentschlossenen, grübelnden, ja sentimentalen Gesellen herab, den das Unheil überkommt, ohne daß er ihm wie ein Held die Stirn bietet und die Zähne zeigt.

Die Sache ist, wie gesagt, auf ein Vorspiel und fünf lange Akte ausgesponnen. Das Vorspiel zeigt die um den Bischof von Würzburg auf der Burg „Unsrer Frauen Berg" versammelten Ritter und Edeln in arger Beklommenheit ob der Erfolge, die die wilden Bauernscharen, insbesondre die schwarze Bande Florian Geyers, bis dahin errungen haben. Ein Schreiberlein liest den trutzigen Herren die berühmten zwölf Artikel vor, die die Bauern ihren Forderungen zu Grunde gelegt hatten. Die Meinungen über diese Postulate gehen aus einander. Herrische Abweisung begegnet sich mit Erwägung von Billigkeit und Gerechtigkeit. Doch Herrenmoral und Herrenrecht siegen; und unter Schwertergerassel und Hurrageschrei geloben die Hochedeln dem Bischof Konrad, treu zu ihm und der Sache des Rittertums zu stehen und die von den Bauern belagerte Burg „Unsrer Frauen Berg" zu halten. Als Exposition wäre dies lebendige Bild nicht so übel. Es belehrt

uns mit schnellem Atem über die Bewegung, wie sie Anfang Mai des Jahres 1525 gediehen war: die Bauern, unter Götz von Berlichingen und Florian Geyer, in Würzburg die genannte Burg berennend; Fürstbischof Konrad von Thüngen verzagt und bereit, über die zwölf Artikel zu verhandeln; zwei Strömungen in seiner Vasallenschaft; in aller Munde Florian Geyer als teuflischer Führer seiner „schwarzen Knaben.“

Aber was nun folgt, ist eigentlich nichts andres, als fort und fort gedehnte Einführung in die Ereignisse oder Nachricht über sie durch Gespräch und Relation, nichts andres also als fortgeführte Exposition. Verheißungsvoll läßt sich noch der erste Akt an. Ein gewölbter Kirchenraum. Schreiber, Magistratspersonen, Geistliche: alle sind in gleicher Weise ergriffen und trunken von dem Geiste des Bauernaufruhrs. Auch Ritter Wilhelm von Grumbach, Florian Geyers Schwager, neigt den Bauern zu, kommt aber übel an, als er irgend eine Schreiberseele nicht als Bruder behandelt, sondern noch etwas wie Feudalität hervorkehrt. Dann läuten die Glocken, und es füllt sich der Saal. Wilde Gesellen kommen herbei in mannichfachen Waffen, der wildeste unter ihnen, Tellermann, Florian Geyers Feldhauptmann, immer auf dem Sprunge, Andersmeinenden den Schädel einzuschlagen. Als letzter erscheint Florian Geyer, in schwarzer Rüstung. Es beginnt ein lärmendes Parlamentiren. Eine Gesandtschaft des Bischofs Konrad aus der Burg ist da. Man versucht mit ihr über die zwölf Artikel zu unterhandeln; doch die rauflustige Opposition, voran Götz von Berlichingen, schreit die Besonnenen nieder. Die Ritter ziehen unverrichteter Dinge wieder ab. Überdrüssig des Geschreis, eilt endlich Florian Geyer zur Wand, zieht mit Kreide einen Kreis und fordert von allen, die ihm gehorchen wollen, ihren Dolch in den so umgrenzten Raum zu stoßen. Das thun viele, jeder mit einem blutigen Rachespruch. Dieser Vorgang ist voll Energie und Wucht; und in dem Hin und Her durch und auf einander tobender Bauern zeigt sich die Hand, die eine große Menschenmasse auf der Bühne wohl zu meistern weiß. Zugleich haben wir den Charakter des Bauernaufstandes von 1525 scharf gekennzeichnet vor uns und sehen die Ursachen, aus denen er scheitern mußte. Keine Massenbewegung — so ungefähr sagt ein Besonnener — vermag ohne Haupt zu ersprießlichem Ende zu gelangen; sie zerfällt durch die Zwietracht der Haufen und Häuflein wie der Einzelnen. Handgreiflich sehen wir den Beweis für diesen Ausspruch. Diese brutalen, auf kleinliche Rache, auf Völlerei und Sauflust bedachten Kerle, im Grunde feige wie die Hasen, müssen den Schwertern und Haubitzenkugeln der Ritter unterliegen.

Das geschieht auch alsbald. Florian Geyer hat sich aus Würzburg fort nach Rothenburg begeben, die Stadt für die Bruderschaft der Bauern zu gewinnen. Die Sache kommt jedoch schwer vom Flecke, die Rothenburger sind vorsichtige Leute. Von irgend welcher That Geyers gewahren wir nichts. Man ist in einer Schenke beisammen. Allerlei Volk geht ein und aus; und wieder platzen die Feldgeschreie: Hie Papst und Ritter, hie Bauern und Florian Geyer! auf einander. Auch eine Dirne hat sich herbeigeschleppt, Marei, die Weg- und Zeltgenossin Florian Geyers, ein Stück von ihm, etwa wie das Kätchen vom Grafen Wetter von Strahl. Sie liegt einstweilen auf der Ofenbank ausgestreckt, unbeachtet. Wie die Chroniken erzählen, hat Florian Geyer zu Rothenburg viele Reden gehalten, in revolutionär-kommunistischer Richtung. Keiner Obrigkeit solle der gemeine Mann mehr unterthan sein, auch andre angenehme Dinge erfahren, wie das, Anteil zu haben an den zu konfiszirenden geistlichen Gütern. Der Geyer unsers Dramas jedoch beschränkt sich auf ein paar zum Fenster hinausgesprochne Worte, die nichts geringres predigen als die deutsche Einheit unter einem Herrscher. (Leider war das Deutsche

Theater zu dunkel, als daß der Schreiber dieser Zeilen hätte sehen können, welchen Ausdruck das Gesicht des Herrn Singer annahm, als er das den „Genossen“ Florian Geyer sagen hörte.) Endlich würdigt Geyer die Marei eines Blicks. Man findet Briefe bei ihr, eine Schreckenspost: Der Truchseß von Waldburg hat den Bauern eine gewaltige Niederlage beigebracht (am 12. Mai bei Beblingen). Mehrere Tausend von ihnen liegen hingeschlachtet. Auch die Würzburger Angelegenheit steht schlecht. Des Bischofs Burg ist vergeblich durch die Bauern berannt worden.

Im dritten Akt scheint der Fluß der Handlung noch mehr zu versanden als zuvor. In öder Trübseligkeit schleppt sich der Rest der Getreuen Florian Geyers in Schweinfurt zusammen, wohin eine Art von Landtag berufen ist. Die meisten der Erwarteten, voran der Markgraf von Brandenburg-Anspach, erscheinen nicht. Lähmende Mutlosigkeit hat sich der Anwesenden bemächtigt. Ein Mütterlein mit ihrem Sohne tritt herzu. Wieder nur Relation: der Sohn ist einer von denen, die zu Kitzingen der Markgraf von Anspach hat blenden lassen. Man schaudert und verzagt. Aus dem ganzen Akte blickt es uns an wie entsetzliches Gähnen, während jetzt die Flamme am hellsten lodern sollte.

Nun gehts zurück nach Rothenburg. Es ist zu nächtlicher Weile wieder in der Schenke von vorhin. Männer sitzen und trinken beim flackernden Lichte der Talgkerzen. Man merkts aus ihren Reden: die Sache der Bauern ist verloren, das vorsichtige Rothenburg neigt dem Sieger zu. Zum Zeichen dessen wird um diese Stunde der Galgen gestürzt, den Florian Geyer für die Hälse der Edelleute hatte errichten lassen. Die ehrsamen Bürger gehen nach Hause. In der Trinkstube wird es einsam. Da horch, poch poch! Ein gebrochner Mann kommt, der gesehen hat und erzählt, wie der Sieger gegen die Bauern gewütet hat. Noch einmal das Pochen. Diesmal ist es Florian Geyer selbst, bejammernswert kleinmütig, dann angefeuert durch Wein und in eine genialische trinkselige Stimmung hineinkokettirt. Es klopft zum drittenmale. Ein grauenhaft wilder Geselle bricht herein: der Tellermann, Geyers Feldhauptmann. Er schreit und tobt, zum Tode verwundet, brüllt, röchelt und stirbt. Das Stimmungsbild — denn andres ist dieser Akt nicht — zu vollenden, greift ein anwesender Spielmann in die Saiten und stimmt ein Lied an vom Helden Florian Geyer. Der Held selbst — weint. Das Lied schweigt. Endlich entschließt sich Florian Geyer zu reiten — in den Tod.

Sein Ziel ist Schloß Rimpar, die Burg seines Schwagers Wilhelm von Grumbach. Dieser Edle hat schnell wieder die Farbe des Bauernfreundes mit der des Feudalherrn vertauscht, seit er vernommen hat, daß die Bauern am Boden liegen. Ritterschaft, auf der Suche nach dem schwarzen Geyer, kehrt bei Grumbach ein, bewillkommnet und bewirtet durch ihn und seine Gattin. Man zecht, wird bezecht und läßt seinem Übermut die Zügel schießen, indem man auf einen Haufen gefangner und herbeigezerrter Bauern mit Peitschen loshaut. Dann geht das Gelage weiter. Inzwischen schleppt sich Florian Geyer herauf. Ihm voran huscht Marei, seine Liebste. Grumbach gewahrt und erkennt seinen Schwager. Er mag ihn nicht vertreiben, sondern birgt ihn, nebst der Dirne, in einem Gelaß. Seine Gattin erkundet das Versteck. Bangend vor dem Vorwurf, dem Verfehmten Asyl gewährt zu haben, verrät sie den trunknen Gästen, daß Florian Geyer im Schlosse sei. Die Ritter stürzen herzu. Marei wird niedergemacht. Dann steht Florian Geyer, gezückten Schwerts, vor ihnen. Wilde Rede und Widerrede. Endlich sinkt der schwarze Bauernführer, getroffen durch die vorschnelle Armbrust eines im Raume anwesenden frechen Landsknechts, tot zusammen.

In diesem letzten Akte ist die dramatische Kraft Gerhart Hauptmanns potenzirt.

Vor nichts schrickt der Dichter zurück. Wenn er die armen, verhärmten Bauern an Stricken, wie Vieh hereinbringen und sie durch die trunknen Junker peitschen läßt, so wirkt das gewiß brutal und abstoßend; und es ist erklärlich, daß diese Szene bei der ersten Aufführung des Dramas einen minutenlangen Skandal hervorrief. Aber der Auftritt entspringt einer unerbittlichen Konsequenz und ist, an historischer Wahrheit, vielleicht das echteste in dem ganzen Stück. Sodann wirkt der Kontrast zwischen dieser wimmernden Schar und der lauten, siegesübermütigen, trunknen Bande im ersten Akte gewaltig; hier zeigt sich wieder der Dramatiker. Aber dieser fünfte Akt vermag das „Bühnenspiel" in seiner Gesamtheit nicht zu retten. Es bleibt ein Werk ohne künstlerische Harmonie, es bleibt auch darin hinter dem von Gerhart Hauptmann erwarteten zurück, daß aus der verwirrenden Fülle der Personen nicht eine Gestalt, außer Florian Geyer, scharf hervorragt. Wohl sind Ansätze zur Charakterisirung vorhanden in einem bäuerlichen Fanatiker, in dem erwähnten Landsknecht, der den Geyer fällt, in dem Feldhauptmann Tellermann, in der Marei, der Begleiterin Florian Geyers; aber alles bleibt im Ansatze stecken und versinkt in dem Lärm der aufgebotnen Menge. Daß uns Florian Geyer weder interessirt noch ergreift, wird der Leser aus unserm Bericht wahrgenommen haben. Solch schwankende Menschen, die das Böse zaghaft, das Gute verschwommen thun, die uns weitab von den Begebenheiten, horchend, zagend, verzweifelnd, vorgeführt werden, deren Handeln nur im Munde der Nebenpersonen lebt — das sind keine Männer, um die sich ein großes Drama zu schließen vermag, nicht Helden, deren Bewunderung uns den Atem raubt.

Zuletzt soll noch der Sprache des Stücks kurz gedacht werden. Gerhart Hauptmanns Gestalten sollen offenbar den Ton ihrer Zeit treffen; sie sagen: „nit" für nicht, „gewest" für gewesen, ich bin „kommen" statt gekommen, „Läger" statt Lager, er hat sich dort „hingethan" für begeben, „frumm," er mag „nichts nit" und ähnliches. Für unsern Geschmack klingt das geziert, um so mehr, als man den Schauspielern meist das Angelernte anmerkt.

Die Bewunderer Hauptmanns, die besonders nach den Webern bedeutendes von ihm gehofft haben, werden nach diesem Florian Geyer ihre Lobsprüche etwas kühler einrichten müssen, wenn sie ihre Liebe nicht blind gemacht hat.

Hochwohlgeboren. In Nr. 42 des Ärztlichen Zentralanzeigers war im Fragekasten die Diskussion darüber angeregt, ob nicht eine Bestimmung von Alters her darüber bestehe, daß den Doktoren der vier Fakultäten das Prädikat „Hochwohlgeboren" zukomme. Ich kann diese Frage leider nicht entscheiden, möchte aber doch die Gelegenheit wahrnehmen, die Ärzte und besonders die ärztlichen Vereine im Interesse des Standes und zum Zweck der so notwendigen Hebung desselben aufzufordern, der Sache näherzutreten. Es ist nicht nur eine Ungerechtigkeit, sondern auch ein barer Widersinn, den Doktoren das Prädikat „Hochwohlgeboren" nicht offiziell beizulegen. Ein Beispiel für viele: Ein betagter, vielbeschäftigter Arzt, der sich in seinem Wohnort der besten Praxis erfreut, hochgeachtet und beliebt ist, hat drei Söhne. Der älteste, ein hochbegabter Mensch, macht seine Studien mit Leichtigkeit durch und wird alsbald Privatdozent mit den besten Aussichten. Ihm kommt das Prädikat „Wohlgeboren" zu wie jedem andern Gewerbtreibenden. Der zweite Sohn ist weit weniger begabt, bringt es aber doch mit 26 Jahren zum Staatsexamen und wird mit 26½ Jahren Assistenzarzt im xten Infanterieregiment. Ihm kommt das Prädikat „Hochwohlgeboren" zu. Der dritte Sohn macht den Eltern viel Sorge, lernt sehr schwer, kommt mit Mühe zum Primanerzeugnis und wird dann auf der Presse zum Fähnrichexamen abgerichtet. Mit 20 Jahren ist

er ein schneidiger Sekondeleutnant. Ihm kommt das Prädikat „Hochwohlgeboren“ zu. Also der unfähigste erhält das Prädikat mit 20 Jahren, der fähigere mit 26 Jahren, der fähigste erst spät, wenn er Professor wird, und der Vater, falls er durch die Gnade des Landrats und Regierungspräsidenten nicht den Rat vierter Klasse mit 60 Jahren erhält, überhaupt nicht. Ich dächte, wenn einzelne ärztliche Vereine ihren Delegirten den Auftrag geben wollten, im nächsten Ärztetage den Antrag einzubringen, an zuständiger Stelle das Verlangen der Ärzte, den Doktoren das Prädikat „Hochwohlgeboren“ beizulegen, zu vertreten, so würde es durchaus nicht schwer fallen, dieses Verlangen durchzusetzen, namentlich wenn dasselbe durch solche widersinnigen Beispiele, wie das obige, illustrirt würde. —

So ist wörtlich zu lesen im Ärztlichen Zentralanzeiger von 1895, Nr. 49. Wie verschieden doch die Menschen sind! Auch innerhalb der Kreise, die man im allgemeinen für gleichartig halten sollte! Die Grenzboten haben im vorigen Vierteljahr eine ganze Anzahl Einsendungen abgedruckt, worin der Zopf der Wohlgeboren- und der Hochwohlgeborenheit in seiner ganzen Lächerlichkeit gezeigt war; und hier kommt einer, der keine Ahnung von dieser Lächerlichkeit hat, der tief gekränkt ist, weil er bloß wohlgeboren sein soll! Das paßt zur deutschen „Weltpolitik“!

Wir erhalten Folgendes zugesandt:

Die Redaktion der Grenzboten ersuchen wir ergebenst nach § 11 des Gesetzes über die Presse auf Grund unsrer amtlichen Ermittlungen, folgende Berichtigung der in dem Artikel „Zur Strafrechtspflege“ — Nr. 41 Seite 96 der Druckschrift — enthaltenen Thatsachen in die nächst folgende Nummer der Zeitschrift aufzunehmen:

I. *Es ist nicht richtig, daß die Verurteilung zu 8 Jahren Zuchthaus lediglich deswegen erfolgt ist, weil die Verurteilte ihre Tochter zum Meineide angestiftet habe.* Der Sachverhalt ist vielmehr folgender:

Die Ehefrau L. zu Kiel hatte in einem hier gegen sie anhängigen Strafverfahren ein angeblich früher bei ihr bedienstet gewesenes Mädchen als Entlastungszeugin benannt und die kommissarische Vernehmung desselben in Königsberg i. Pr., dem angeblichen Domizil der Zeugin, beantragt. Daraufhin wurde vom Amtsgericht zu Königsberg eine Person des angegebnen Namens eidlich als Zeugin vernommen, deren Aussage als wissentlich falsch nachgewiesen wurde. Die Zeugin war, wie sich später herausstellte, die derzeit 15jährige Tochter der Ehefrau L., welche auf deren Veranlassung von Kiel nach Königsberg gereist war und sich dort sowohl der Polizei wie dem Amtsgericht gegenüber fälschlicherweise für die Person ausgegeben hatte, deren Vernehmung beantragt war.

Die Ehefrau L. hatte außerdem in dem nämlichen gegen sie schwebenden Strafverfahren es unternommen, die Ehefrau M. zur Abgabe eines wissentlich falschen Zeugnisses zu verleiten.

Auf Grund dieses Sachverhalts ist die Ehefrau L. zu einer *Gesamtstrafe* von 8 Jahren Zuchthaus verurteilt worden und zwar rücksichtlich ihrer Tochter aus §§ 48, 154 Strafgesetzbuchs, rücksichtlich der Ehefrau M. aus § 159 Strafgesetzbuchs.

II. *Es ist nicht richtig, daß es „im Strafrecht nach der Praxis und der Wissenschaft feststeht,“ daß ein Meineid von Personen unter 16 Jahren nicht begangen werden kann.*

Auf diesem Standpunkt steht allerdings das Urteil des Reichsgerichts vom 26. März 1881 — Entsch. IV. 32 —, dem sich verschiedne spätere Urteile ohne erneute Erörterung der Gründe angeschlossen haben. Das Gegenteil aber behauptet

Olshausen — Kommentar Note 3b zu § 153 —, dessen hervorragende Bedeutung außer Zweifel steht. —

Ein näheres Eingehen auf diese Frage würde den Rahmen einer Berichtigung überschreiten.

III. **Es ist nicht richtig, daß das Amtsgericht die eidesunmündige Tochter gesetzwidrig mit dem Zeugeneide belegt habe.**

Die Tochter gab sich bei der Vernehmung als 19jährig aus, ohne daß ihre äußere Erscheinung den Betrug durchschauen ließ. Objektiv war die Beeidigung allerdings gesetzwidrig. Mit diesem Ausdruck hat aber nach der ganzen Tendenz des Artikels unverkennbar gesagt werden sollen, daß die Gesetzwidrigkeit durch schuldhaftes Verhalten des Richters herbeigeführt ist.

IV. **Unrichtig ist die der ganzen Darstellung des Artikels ohne weiteres zu Grunde gelegte Annahme, daß in der Rechtsfrage überall Ignoranz der beteiligten Beamten obgewaltet habe.**

Es ist demgegenüber insbesondre hinsichtlich der Hauptverhandlung vor dem Schwurgericht folgendes hervorzuheben.

1. Seitens des Vorsitzenden ist von vornherein neben der Hauptfrage, ob die L. ihre Tochter zum Meineid angestiftet habe, eine entsprechende Hilfsfrage aus § 159 Strafgesetzbuchs (erfolgloses Unternehmen der Verleitung zum Meineide) gestellt.

2. Der Vertreter der Staatsanwaltschaft hat den Geschwornen gegenüber die Existenz der Reichsgerichtsentscheidung vom 26. März 1881, ihre Bedeutung und Begründung erörtert und dabei eingehend die verschiednen Gründe dargelegt, welche die gegenteilige Rechtsansicht als die richtige erscheinen lassen.

3. Der Vorsitzende hat ebenfalls in der Rechtsbelehrung unter Darlegung der Begründung der Reichsgerichtsentscheidung vom 26. März 1881 den Geschworenen die verschiednen Ansichten der bekanntern Rechtslehrer und Kommentatoren des Strafgesetzbuchs über die betreffende Rechtsfrage auseinandergesetzt und ausführlich erörtert.

Kiel, den 3. Januar 1896.

Der Präsident. Der Erste Staatsanwalt.
(Name unleserlich.) Karnatz.

Zu dem Vorstehenden, das wir abdrucken, obgleich es über den Rahmen einer sachlichen Berichtigung hinausgeht, mag bemerkt werden, daß die in dem Artikel „Zur Strafrechtspflege“ enthaltene Darstellung des Falles dem entsprochen hat, was darüber aus der Revisionsverhandlung vor dem Reichsgericht und aus dem den Ausgang der Sache aufs ernsteste beklagenden Plaidoyer des Reichsanwalts zu entnehmen gewesen ist, wobei freilich Lücken und auch falsche Auffassungen nicht ganz zu vermeiden waren.

Wenn aber in der Berichtigung selbst zugegeben werden muß, daß der Schwurgerichtsvorsitzende, statt den Geschwornen über die einschlagende Rechtsfrage eine bestimmte Rechtsmeinung zu lehren, wie es das Gesetz verlangt, ihnen Zweifelsgründe gegen die Richtigkeit der feststehenden Praxis des Reichsgerichts vorgeführt hat, so heißt das soviel, als daß zwölf Laien veranlaßt wurden, über das juristische Verständnis des obersten Gerichtshofes zu Gericht zu sitzen. Ob ein solches Verfahren dem richtigen Sinne und dem Geiste des Schwurgerichtsprozesses entspricht, darüber zu entscheiden kann jedem Urteilsfähigen überlassen bleiben.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Der Gesetzentwurf gegen unlautern Wettbewerb

Während die Gebiete des romanischen Rechts (Frankreich, Belgien, die Schweiz, Italien) und des englischen Rechts (England und Nordamerika) einen allgemeinen Begriff des unlautern Wettbewerbs ausgebildet haben — gleichviel ob die theoretische Begründung, die sie ihm geben, richtig ist oder nicht —, hat die Praxis der deutschen und österreichischen Gerichte und zum Teil auch die deutsche Wissenschaft bisher die Auffassung vertreten, daß die ganze wirtschaftliche Erwerbsthätigkeit durch die anerkannte Gewerbefreiheit außerhalb alles Rechts stehe und lediglich die Bethätigung der natürlichen Handlungsfreiheit sei. Sie komme daher auch nur dann in Betracht, wenn sie gegen bestehende Strafgesetze, die sich an alle richten, verstoße.

Diese grundsätzlich verschiedne Auffassung ist nicht in einer Verschiedenheit der Gesetze jener Rechtsgebiete begründet, denn dieselben gesetzlichen Bestimmungen, auf denen das französische, englische und italienische Recht den Schutz gegen unlautern Wettbewerb aufbaut, finden sich auch in den deutschen Gesetzbüchern der Einzelstaaten: es sind die allgemeinen Bestimmungen über Schadenzufügung. Die tiefern Ursachen, die zu dieser verschiedenartigen Auffassung geführt haben, brauchen hier auch nicht weiter erörtert zu werden, es genügt diesen durch stete Rechtsübung herbeigeführten Rechtszustand, der der Rechtserzeugung gleichkommt, in seiner Verschiedenheit zu erkennen. Diese Verschiedenheit ist aber wesentlich gewesen für die ganze Rechtsentwicklung und den Ausbau des Schutzes gegen den doch einmal vorhandnen und auch in Deutschland nicht wegzuleugnenden unlautern Wettbewerb im Gewerbe. Denn Thatsachen machen sich geltend, gleichviel ob sie die Juristen theoretisch konstruiren und definiren können oder nicht.

In den Gebieten des französischen Rechts führte die Ausbildung des Rechts-

schutzes dazu, daß er sich thatsächlich nur als Erweiterung und Verschärfung des bereits bestehenden Schutzes gegen jeden als Vermögensschädigung erachteten unlautern Wettbewerb darstellte; er hob einzelne schwere oder sonst ausgezeichnete Fälle heraus und stellte sie unter den in der Regel strafrechtlichen Schutz von Sondergesetzen. Der allgemeine zivilrechtliche Schutz gegen den unlautern Wettbewerb überhaupt blieb daneben immer noch aushilfsweise bestehen, auch wenn sich der unlautre Wettbewerb nicht unter die Bestimmungen der Sondergesetze bringen ließ. Anders in Deutschland. Hier konnte von einer Erweiterung und Verschärfung des Schutzes keine Rede sein, da der unlautre Wettbewerb als solcher offiziell gar nicht anerkannt und nicht verboten war. Wenn hier nach und nach einzelne Gesetze für bestimmte Fälle unlautern Wettbewerbs Schutz gewährten, so führten sie diesen Schutz erst ein, aber verschärften nicht einen bereits bestehenden. Die nicht unter die Bestimmungen des einzelnen Schutzgesetzes zu stellenden Fälle, mochten sie ihnen noch so ähnlich, ja gleich unlauter sein, mußten, weil nicht ausdrücklich verboten, auch weiterhin für erlaubt gelten.

Das Ergebnis war eine große Unzufriedenheit mit den ergehenden Richtersprüchen und der bestehenden Rechtsauffassung, sodaß sich immer mehr die Überzeugung Bahn brach, es müsse ein allgemeines Gesetz zur Bekämpfung des unlautern Wettbewerbs erlassen werden, die Einzelgesetze über den Markenschutz, den Schutz von Warenbezeichnungen, die Urhebergesetze usw. genügten dem immer weiter um sich greifenden unlautern Geschäftsgebahren nicht mehr. Der Führer dieser Bewegung wurde der am 19. Dezember 1891 in Berlin gegründete Verein für den Schutz des gewerblichen Eigentums.

Gedrängt von dem allgemeinen Verlangen, das schon im Reichstag bei Beratung des Gesetzes vom 12. Mai 1894 zum Schutze der Warenbezeichnung Ausdruck gefunden hatte, haben nunmehr die verbündeten Regierungen den Entwurf eines Gesetzes zur Bekämpfung des unlautern Wettbewerbs vorgelegt. Es ist zu hoffen, daß das gewünschte Gesetz zustande und damit eine Entwicklung in Deutschland zum Abschluß kommt, die gerade in umgekehrter Richtung wie die des französischen Rechts verlaufen ist: in Deutschland von Sondergesetzen zum allgemeinern Gesetze, in Frankreich vom allgemeinen zum Sondergesetze.

Freilich, die Aufstellung eines allgemeinen Rechtsgrundsatzes und ein allgemeines Verbot gegen unlautern Wettbewerb giebt auch dieser Entwurf nicht. Er hat absichtlich davon abgesehen. Er ergeht sich in der Hervorhebung einzelner Fälle, und so werden leider auch nach diesem Gesetze noch nicht alle unlautern Handlungen des Wettbewerbs, so wie zu wünschen wäre, getroffen werden. Doch muß anerkannt werden, daß der Entwurf die schwersten und häufigsten Fälle erwähnt, und daß auch alle aufgeführten Fälle wirklich die Natur des unlautern Wettbewerbs haben.

Der Begriff des unlautern Wettbewerbs im Gewerbe ergiebt sich erstens aus dem Begriff des Wettbewerbs überhaupt, zweitens aus dem Begriffe der Erwerbsthätigkeit. Denn die Erwerbsthätigkeit mehrerer Gewerbtreibenden desselben Gewerbes ist es ja, die mit einander in Wettbewerb steht. Das Ziel, wonach jeder Gewerbtreibende strebt, ist Absatz und Verwertung seiner gewerblichen Leistungen, Kundschaft. Sind nun die von einem Gewerbtreibenden zu verwertenden gewerblichen Leistungen gleicher oder verwandter Art, dienen sie zur Befriedigung derselben Bedürfnisse wie die eines andern Gewerbtreibenden, so wenden sich beide, um den Absatz ihrer Leistungen zu erlangen, an Menschen mit denselben Bedürfnissen. Ist dann weiter noch der Kreis von Personen, an die die Gewerbtreibenden ihre Leistungen absetzen wollen, ein und derselbe, wohnen z. B. die Personen in derselben Stadt, in demselben Lande, nicht etwa die einen in China, die andern in Deutschland, so strebt jeder, dieselben Personen zu seiner Kundschaft zu gewinnen. Mit dem gegenseitigen Streben nach einem einzigen Ziel, das nur dem einen von beiden zufallen kann, ist aber der Wettbewerb gegeben. Daß aber ein solcher Wettbewerb heutzutage besteht, wo infolge der Übervölkerung nicht nur einer, sondern eine große Anzahl Gewerbtreibender für Befriedigung der wirtschaftlichen Bedürfnisse eines und desselben Personenkreises sorgt, ist eine Thatsache.

Wie nun jeder Wettbewerb begrifflich eine Vergleichung, ein Abmessen der nach dem gemeinsamen Ziele strebenden Kräfte enthält und unlauter wird, wenn andre als zur Vergleichung gestellten Kräfte, sei es, um die Thätigkeit des Gegners zu hindern, sei es, um die eigne Thätigkeit zu fördern, in den Wettkampf eingeführt werden, so ist dies auch beim Wettbewerb zwischen den gewerblichen Thätigkeiten der Fall. Erschöpft sich diese aber in der Verschaffung von Kundschaft, so ergiebt sich daraus, daß als lauterer Wettbewerb nur solche Erwerbsthätigkeit anerkannt werden kann, die in der Verschaffung von Kundschaft durch eigne Arbeitskraft ihre Grenze findet. In dem Begriff der Kundschaft liegt aber nun, daß die Abnahme der gewerblichen Leistungen in den freien Willen der Abnehmer gestellt sein muß. Jede Gegenleistung für eine abgenommne gewerbliche Leistung, die nicht im freien Willen der Abnehmer ihren Grund hat, erhält die Natur eines Tributs, einer Steuer an den Leistenden und vernichtet damit den Begriff der Kundschaft. Bezeichnend nennen deshalb die Engländer Kundschaft the goodwill of a trade. Hieraus folgt, daß jeder Wettbewerb im Gewerbe unlauter wird, wenn, sei es, um die Thätigkeit des Mitbewerbers zu hindern, sei es, um die eigne Thätigkeit zu fördern, eine Thätigkeit angewendet wird, die nicht eigne Arbeitsthätigkeit ist und die freie Entschließung des Abnehmers, ob er Kunde werden will oder nicht, beeinflußt. Eine unlautre, den eignen Erwerb fördernde Thätigkeit ist sonach die täuschende Reklame und die Benutzung fremder Arbeitsthätigkeit, sei es dadurch, daß man zwischen ihr und der eignen bei der Kundschaft Ver-

wechslung herbeiführt, sei es, daß man sich unbefugt fremder Fabrik- und Geschäftsgeheimnisse bemächtigt. Eine unlautre, die Erwerbsthätigkeit des Mitbewerbers hindernde Thätigkeit ist insbesondre die Herabsetzung seiner Person oder seiner gewerblichen Leistungen.

Dieser Einteilung entspricht in der Hauptsache der Gesetzentwurf. In § 1 verbietet er die unlautre Reklame. Reklame im weitern Sinne ist die über das bloße Anzeigen und Feilbieten gewerblicher Leistungen hinausgehende Anpreisung in Verbindung mit einer mehr oder minder aufdringlichen Aufforderung an das Publikum, die gewerblichen Leistungen abzunehmen. Sie ist ein Werben um Kundschaft und, da auf Kundschaftswerbung alle Erwerbsthätigkeit hinausläuft, notwendig erlaubt, auch wenn sie noch so marktschreierisch ist. Der Gewerbtreibende muß, um seine Ware abzusetzen, die Kauflust erregen und deshalb sein Angebot als günstig darstellen. Mit der Erregung der Kauflust allein ist ihm aber noch wenig geholfen. Er muß weiter die Kauflust auch in der Richtung zu beeinflussen suchen, daß sie ihre Befriedigung bei ihm nimmt und ihn seinen Mitbewerbern vorzieht. Zu diesem Zweck muß er also sein Angebot als besonders günstig darstellen, günstiger als das seiner Mitbewerber. Auch hierin liegt an sich noch nichts unlauteres; der Kampf ums Dasein erfordert es. Das Werben um Kundschaft und Anpreisen der Ware wird aber sofort unlauter, wenn der Anschein eines besonders günstigen Angebots durch Irreführung der Abnehmer erreicht wird. Denn dann sind diese eben nicht eigentlich mehr Kunden, freiwillige Käufer, es liegt deshalb auch keine eigentliche Erwerbsthätigkeit mehr vor, wie sie allein im Wettkampf zur Vergleichung steht. Mit Recht verbietet deshalb der Entwurf, den Schein eines besonders günstigen Angebots durch unrichtige Angaben thatsächlicher Art hervorzurufen. Überflüssigerweise führt er aber außerdem noch einzelne Thatsachen an, worüber unrichtige Angaben gemacht werden können, wie die Beschaffenheit, die Bezugsquelle, die Preisbemessung, den Besitz von Auszeichnungen und andres. Wenn sie auch treffend gewählt sind, so liegt doch zur Beschränkung auf diese einzelnen Thatsachen keine Nötigung vor, und es dürfte besser sein, sie nur in der Form von Beispielen zu erwähnen. Unberechtigt ist bei der Täuschung über die Bezugsquelle die Beschränkung auf Waren, während sonst überall von Waren und gewerblichen Leistungen gesprochen wird. Ebenso ist die Öffentlichkeit für die täuschende Anpreisung zwar für die Bestrafung, nicht aber für zivile Schadenforderung eine angemessene Voraussetzung. Auch den einzelnen Käufer etwa über die Preisbemessung und die Art des Bezugs einer Ware zu täuschen, ist unlauterer, den Mitbewerber nicht mit rechtlichen Mitteln bekämpfender, also ihn schädigender Wettbewerb.

In § 8 und § 9 wendet sich der Entwurf dagegen, die Arbeitskraft des Mitbewerbers unbefugt zu benutzen, um durch sie für sich selbst Kundschaft zu gewinnen. Das häufigste Mittel, die Arbeitskraft des gefürchteten Mit-

bewerbers sich selbst dienstbar zu machen, besteht darin, bei dem Absatz seiner eignen gewerblichen Leistungen eine Verwechslung über ihren Ursprung herbeizuführen und sie dem Kunden als eine Arbeitsleistung des Wettbewerbers vorzuspiegeln. Hat sich diese bereits die Gunst der Kunden erworben, so nehmen sie dann in dem Glauben, es mit der erprobten gewerblichen Leistung zu thun zu haben, die des andern Gewerbtreibenden an und lassen diesem den Gewinn zukommen, der eigentlich dem Mitbewerber gebührte.

Dies setzt voraus, daß jede gewerbliche Leistung als die eines bestimmten Gewerbtreibenden bezeichnet und erkennbar gemacht und dadurch von der jedes andern unterschieden werden kann. In der Benutzung gleicher oder ähnlicher Unterscheidungszeichen, wie sie zur Unterscheidung der gewerblichen Leistungen des andern Gewerbtreibenden dienen, wird dann das Mittel gefunden, eine Verwechslung zwischen den gewerblichen Leistungen bei der Kundschaft herbeizuführen und so durch die eigne gewerbliche Leistung die des Mitbewerbers zu verdrängen. Dies kann aber natürlich nur dann geschehen, wenn die zur Unterscheidung der Leistungen eines bestimmten Gewerbtreibenden benutzten Kennzeichen bei dem Publikum schon so eingebürgert sind, daß sie von diesem auch als Kennzeichen dieses bestimmten Gewerbtreibenden erkannt werden. Nur in diesem Falle ist es überhaupt möglich, durch ihre Nachahmung einen Irrtum zu erregen. Liegen aber diese Voraussetzungen vor, so müßte auch, sobald durch irgend eine Irrtumserregung über das Unterscheidungszeichen beim Käufer fremde Arbeitskräfte eigennützigen Zwecken dienstbar gemacht werden können, die unbefugte Anmaßung jedes solchen Unterscheidungszeichens durch den Wettbewerber verboten, und wenn dieser hierdurch dem andern Schaden zugefügt hat, er zum Schadenersatz verpflichtet werden.

Der Entwurf thut das leider nicht, sondern hebt wieder nur einzelne Unterscheidungszeichen heraus, durch die eine Verwechslung über die Urheberschaft der angebotenen gewerblichen Leistungen zum Vorteil des wirklichen Urhebers und zum Nachteil des vorgeblichen Urhebers hervorgerufen werden kann. Da aber die deutsche Rechtsauffassung nicht dazu gelangt ist, von dem allgemeinen Begriff des unlautern Wettbewerbs aus jede solcher Täuschungen zu treffen, so werden, wenn das Gesetz in dieser Richtung nicht verbessert wird, nach wie vor gewisse unlautre Wettbewerbungen, obwohl sie rechtlich und sittlich auf gleicher Höhe stehen wie die im Entwurf ausdrücklich hervorgehobnen, nicht zu fassen sein.

Die Unterscheidungszeichen für die gewerblichen Leistungen zerfallen in zwei Hauptklassen: in solche, die zur Unterscheidung des Geschäftsunternehmens dienen, aus dem die gewerbliche Leistung hervorgeht, und in solche, die die gewerbliche Leistung selbst und unmittelbar bezeichnen.

Die Nachahmung aller das Geschäftsunternehmen bezeichnenden Unterscheidungszeichen trifft § 8 des Entwurfs, wenn er untersagt, nicht nur einen

Namen oder eine Firma, was auch bisher schon untersagt war, sondern überhaupt jede besondre Bezeichnung eines Erwerbsgeschäfts in einer Weise, die im geschäftlichen Verkehr Verwechslungen mit andern herbeiführen kann, zu benutzen. Hiermit sind die Vorschriften des Handelsgesetzbuchs und des Gesetzes zum Schutze der Warenbezeichnungen, die bisher nur die mißbräuchliche Benutzung eines Namens oder einer Firma eines andern, nicht z. B. auch die Nachahmung des Geschäftsschilds, die Ausstattung des Ladens usw. verboten, in dankenswerter Weise erweitert worden. Dagegen werden die auf die gewerblichen Leistungen unmittelbar bezüglichen Unterscheidungszeichen in § 8 nicht erwähnt. Die Hervorhebung der falschen Angaben über die „Bezugsquelle von Waren" kann diese Lücke nicht ausfüllen, da hier die Täuschung über jene Merkmale nicht an sich, sondern nur dann verboten ist, wenn sie zugleich zu Reklamezwecken benutzt, durch sie der Anschein eines besonders günstigen Angebots hervorgerufen werden soll.

Nun wird zwar diese Lücke wesentlich verkleinert durch Vorschriften, die sich in dem Gesetz vom 12. März 1894 über den Schutz von Warenbezeichnungen finden. Diese sind aber schon deshalb sehr unvollständig, weil sie sich nur auf die besondern gewerblichen Leistungen beziehen, die sich als Waren verkörpern. Bei diesen aber macht nur die unbefugte Anmaßung zu Täuschungszwecken von eingetragnen Warenzeichen, sowie die zur Kennzeichnung von Waren dienende Ausstattung der Waren, ihrer Verpackung und Umhüllung, für den verursachten Schaden haftbar, sofern dadurch die Waren als gewerbliches Erzeugnis einer bestimmten andern Person bezeichnet werden. Dagegen ist die unbefugte Anmaßung einer Bezeichnung, die die Ware als von Personen herstammend kennzeichnet, die nur allgemein nach dem Produktionsort bestimmt sind, in gewissen einzelnen Fällen zwar bei Strafe verboten, macht aber für den jenen Personen zugefügten Schaden zivilrechtlich nicht haftbar. Wenn daher ein Leipziger Schnapsfabrikant seinen Schnaps als „Nordhäuser" verkauft, so können die in Nordhausen wohnenden Fabrikanten keinen Schadenersatz für die Ablenkung ihrer Kundschaft verlangen. Es ist deshalb dringend zu empfehlen, § 8 des Entwurfs so zu fassen: Wer im geschäftlichen Verkehr einen Namen, eine Firma oder die besondre Bezeichnung eines Erwerbsgeschäfts oder einer gewerblichen Leistung in einer Weise benutzt, die darauf berechnet und geeignet ist, Verwechslungen mit dem Namen, der Firma oder der Bezeichnung eines Erwerbsgeschäfts oder einer gewerblichen Leistung hervorzurufen, deren sich andre befugterweise bedienten, ist diesen zum Ersatze des Schadens verpflichtet. Die Meißner Porzellanfabrik z. B. könnte diese Verbesserung der Vorschrift nur mit Freuden begrüßen.

Mit der in § 9 behandelten Anmaßung fremder Arbeitsthätigkeit durch unbefugte Verwertung fremder Fabrik- und Geschäftsgeheimnisse kann man sich nicht durchweg einverstanden erklären. Die Schwierigkeit liegt hier darin,

daß man sich hüten muß, die in einem Gewerbebetriebe beschäftigten Arbeiter und Gehilfen zu hindern, daß sie die bei ihrer Ausbildung gewonnenen Kenntnisse und Erfahrungen künftig, wenn sie sich selbständig machen wollen, verwerten. Das würde allen gesunden Fortschritt unterbinden, denn solcher ist nur möglich, wenn die spätere Generation die Erfahrungen der vorhergegangnen beherzigt und benutzt. Es würde auch gegen die Grundsätze der Urheberschutzgesetze verstoßen, die mit Bedacht jede Erfindung nur für eine gewisse Zeit schützen, dann aber ihre Verwertung im Interesse der Allgemeinheit freigeben. Der Entwurf verbietet daher mit Recht, daß die Angestellten des Geschäfts zum Zwecke des Wettbewerbs während der Zeit ihres Dienstvertrags die Geschäfts- und Betriebsgeheimnisse preisgeben. Dagegen muß unbedingt gefordert werden, daß die Angestellten nach ihrem Austritt aus dem Geschäft zu dieser Geheimhaltung höchstens etwa noch zwei Jahre verpflichtet werden können, wenn sie nicht gänzlich in die Abhängigkeit ihrer Dienstherrn geraten sollen. Hierin war der erste Entwurf besser. Zu billigen ist wieder, daß selbständige Gewerbtreibende dann bestraft werden sollen, wenn sie sich das Geheimnis durch eine gegen die guten Sitten verstoßende Handlung oder durch einen Vertrauensbruch von Angestellten des Gegners verschafft haben.

Von der die Erwerbsthätigkeit des Gewerbtreibenden in unlautrer Weise hindernden Thätigkeit des Wettbewerbers wird in § 6 nur die Herabsetzung des Gewerbtreibenden oder seiner gewerblichen Leistungen erwähnt. Vielleicht hätte hier die Ringbildung und das Boykottiren nicht ganz übergangen werden sollen. § 6 bildet eine Erweiterung der Strafvorschrift im § 187 des Strafgesetzbuchs; dieser verbietet die Gefährdung des Kredits, hier soll die Gefährdung des Geschäftsbetriebs überhaupt getroffen werden. Diese Erweiterung kommt sicher dem Bedürfnis entgegen; doch ist auch hier wieder die Fassung des Entwurfs zu eng. Sie beschränkt sich nämlich auf solche Gewerbtreibende, die ihr Gewerbe durch ein Erwerbsgeschäft, also durch eine bestimmte nach außen zur Erscheinung kommende Einrichtung ausüben. Denn nur bei solchen kann man, wie der Entwurf thut, von einem „Inhaber" und „Leiter" eines „Geschäfts" reden. Weshalb die zahlreichen übrigen Gewerbtreibenden, die man nicht als „Inhaber eines Geschäfts" bezeichnen kann, von dem Schutze gegen unlautre Herabsetzung ihrer gewerblichen Leistungen ausgeschlossen werden sollen, ist nicht einzusehen. Nach dem Entwurf bleibt die Herabsetzung der Leistungen eines Arztes, eines Künstlers, namentlich der Personen, die eine Kunst gewerbsmäßig ausüben, wie kleine Privatmusiker, Stubenmaler u. a., wenn sie nicht zugleich eine persönliche Beleidigung enthält, nach wie vor straflos und verpflichtet nicht zum Schadenersatz. Der Verfasser des Entwurfs macht sich zu wenig von der Vorstellung frei, daß es sich nicht nur um Wettbewerb im Handel mit Waren, sondern um den Schutz jeder gewerblichen Leistung handelt, auch wenn sie sich nicht in

einem stofflichen Erzeugnis verkörpert und Ware geworden ist.*) Nicht ohne Einfluß ist dabei augenscheinlich der jetzt in der Gerichtssprache, namentlich der preußischen, einreißende gespreizte Sprachgebrauch geblieben, statt von einem Bäcker, einem Fleischer, einem Schuster, von dem „Inhaber einer Bäckerei," dem „Inhaber eines Fleisch- und Wurstwarengeschäfts," dem „Inhaber eines Schuhwarenlagers" usw. zu reden. Das klingt natürlich großartiger. Wenn aber diese Gespreiztheit in die Gesetzessprache eintritt, so kann das, wie man sieht, sehr gefährlich werden. Denn nicht jeder Gewerbtreibende hat immer auch ein „Geschäft," eine zum Gewerbebetrieb geschaffne dauernde besondre Veranstaltung und Einrichtung, als deren Inhaber er bezeichnet werden kann. So beraubt man diese Leute einer Sprachdummheit zuliebe der Wohlthat des Rechtsschutzes. Deshalb sollte der Entwurf, der so lautet: Wer zu Zwecken des Wettbewerbs über das Erwerbsgeschäft eines andern, über die Person des Inhabers oder Leiters des Geschäfts usw. Behauptungen aufstellt, die geeignet sind, den Betrieb des Geschäfts oder den Kredit des Inhabers zu schädigen usw. so abgeändert werden: Wer zu Zwecken des Wettbewerbs über einen andern Gewerbtreibenden oder dessen gewerbliche Leistungen usw.

Mit den Vorschriften des Entwurfs über die Rechtsverfolgung kann man sich wieder einverstanden erklären. Es ist gewiß richtig, wenn die Strafverfolgung mit Ausnahme eines einzigen, nur auf gewerbepolizeilichem Gebiete liegenden Falles von der Stellung eines Antrags abhängig gemacht, diese selbst auf den Weg der Privatklage, wie schon jetzt bei Beleidigungen, verwiesen und die Staatsanwaltschaft zum Einschreiten von Amts wegen nur dann verpflichtet wird, wenn dies ein besondres öffentliches Interesse notwendig macht. Auch das ist mit Freuden zu begrüßen, daß zur Stellung des Strafantrags wie zur zivilrechtlichen Verfolgung auf künftige Unterlassung der einzelnen unlautern Wettbewerbshandlung nicht nur der einzelne geschädigte Gewerbtreibende, sondern auch die zur Förderung gewerblicher Interessen bestehenden Verbände befugt sein sollen. Hierdurch wird sicher das Ehrgefühl des ganzen Standes und das Bewußtsein einer gemeinschaftlichen Geschäftsehre befestigt und dem Einzelnen unter Umständen das Risiko eines Prozesses erspart werden.

*) Der Entwurf braucht überall das Wort Leistung, um damit konkrete gewerbliche Erzeugnisse zu bezeichnen. Das ist aber doch gegen den Sprachgebrauch. Leistung bedeutet etwas Abstraktes. Ein Dutzend Hemden in einem Tage zu nähen ist eine Leistung, aber die Hemden selbst sind keine Leistung, sondern ein Erzeugnis der Leistung. Nun will der Entwurf allerdings auch Leistungen im abstrakten Sinne schützen. Wir haben ja aber in unsrer Sprache das allerschönste Wort, das beides bezeichnet. Welches das ist? Nun, einfach Arbeit! Ein Dutzend Hemden zu nähen ist eine Arbeit, aber auch die Hemden selbst sind eine Arbeit. Seit Menschengedenken wird Arbeit so im abstrakten wie im konkreten Sinne gebraucht. Warum geht man diesem einfachen und jedermann verständlichen Wort aus dem Wege? D. R.

Daß bei der Strafverfolgung durch Privatklage die Schöffengerichte, für bürgerliche Rechtsstreitigkeiten aber neben den Amtsgerichten die Kammern für Handelssachen bei den Landgerichten zuständig sein sollen, entspricht ebenfalls dem praktischen Bedürfnis, denn gerade auf dem Gebiete des unlautern Wettbewerbs ist die Mitwirkung von Laien, die meist selbst Gewerbtreibende sind und den Gerichtshof dadurch geradezu zu einem Gewerbegericht machen, in hohem Grade erwünscht. Ob überhaupt ein Strafschutz gegen den unlautern Wettbewerb geboten ist, wird freilich noch eingehend zu erwägen sein. Wir gestehen, daß wir ihn nicht ganz glauben entbehren zu können. Warum er vom Entwurf aber gerade bei der Anmaßung fremder Unterscheidungszeichen in § 8 versagt wird, vermögen wir nicht recht einzusehen. Viel zur Vermeidung von Strafanzeigen würde es beitragen, wenn nicht nur den Strafgerichten, sondern auch den Zivilgerichten die Befugnis zugesprochen würde, auf eine Buße zu erkennen. Wer da weiß, wie schwer es unter Umständen ist, die Entstehung eines Schadens und seine Höhe unanfechtbar zu beweisen, wird zugeben, daß dieser Umstand leicht dazu verleiten kann, sich an den Strafrichter statt an den Zivilrichter zu wenden, nur um in der Buße eine Entschädigung zu erhalten. Kann aber auch der Zivilrichter nach freiem Ermessen eine Buße gewähren, wo der strenge Beweis für die bestimmte Höhe eines Schadens nicht ausreicht, so wird der Weg der Strafklage seltner beschritten werden. Wir würden dies für einen Vorteil halten. Es wird im deutschen Vaterlande schon genug gestraft.

Möchte der Entwurf mit den vorgeschlagnen Verbesserungen Gesetz werden!

Zum Schluß möchten wir noch auf eine Merkwürdigkeit hinweisen. Der Entwurf eines deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs enthält in § 749 und § 748 Bestimmungen, die das von uns geforderte allgemeine Verbot eines unlautern Wettbewerbs durchaus enthalten und nach der ausdrücklichen Erklärung in der Begründung jenes Entwurfs auch enthalten wollen. Sie lauten:

§ 749. Wer durch eine Handlung, die er nicht in Ausübung eines ihm zustehenden Rechts vornimmt, in einer gegen die guten Sitten verstoßenden Weise einem andern vorsätzlich Schaden zufügt, ist dem andern zum Ersatze des Schadens verpflichtet.

§ 748. Wer der Wahrheit zuwider eine Thatsache behauptet oder verbreitet, die geeignet ist, den Kredit eines andern zu gefährden oder sonstige Nachteile für dessen Erwerb oder Fortkommen herbeizuführen, hat demselben den dadurch verursachten Schaden auch dann zu ersetzen, wenn er die Unwahrheit zwar nicht kannte, aber hätte kennen müssen.

Werden diese Bestimmungen Gesetz, so sind damit die zivilrechtlichen Vorschriften des Gesetzes über den unlautern Wettbewerb überholt. Es muß Wunder nehmen, daß in zwei Gesetzentwürfen, die beinahe gleichzeitig vorgelegt werden, keines auf die Bestimmungen des andern, die doch den gleichen Stoff

behandeln, Rücksicht nimmt und sie zu einander in Beziehung zu setzen sucht. Aber freilich, die Entwürfe sind ja von zwei verschiednen Kommissionen ausgearbeitet worden. Wie sich die Gerichte einmal diesem Überfluß von gesetzlicher Regelung desselben Stoffs gegenüber verhalten werden? Wir fürchten, daß für unlautern Wettbewerb allein das Sondergesetz Anwendung findet und was durch dieses nicht getroffen wird, auch fernerhin als erlaubt gelten wird, wenn es auch unter die Bestimmungen des bürgerlichen Gesetzbuchs fällt.

Die Sittlichkeit auf dem Lande*)

Die Konferenz, auf der Wagners Vortrag gehalten wurde, hat an die evangelischen Landpfarrer Fragebogen verschickt, von denen selbstverständlich nur der kleinere Teil ausgefüllt zurückgekehrt ist. Die Bearbeitung der aus Westdeutschland eingehenden hat Wagner selbst übernommen; in die der ostdeutschen (einschließlich Holsteins, des Königreichs und der Provinz Sachsen und Anhalts) haben sich Wittenberg, der in letzter Zeit viel genannte Liegnitzer Vereinsgeistliche, und Dr. Hückstädt geteilt. Nr. 3 und 4 stehen in keiner Verbindung mit diesem Unternehmen; wir reihen sie hier nur an, weil sie als Schilderungen des Bauerncharakters und des Bauernlebens überhaupt doch auch diese Seite darstellen. Nr. 3 ist ein liebenswürdiges, kleines, feines Büchlein, das „als Handreichung für Kandidaten und junge Geistliche“ diesen gute Dienste erweisen wird. Nr. 4 aber ist ein Werk von großer Bedeutung, eine umfassende und auf den Grund gehende Darstellung des bäuerlichen Lebens und der bäuerlichen Sitte und Sprache, der Gedanken- und Empfindungswelt des Landvolks und seiner äußern Erscheinung. Obwohl sich der Verfasser auf den kleinen Volksstamm beschränkt, den er fünfzig Jahre lang studirt hat, und

*) 1. *Die Sittlichkeit auf dem Lande.* Vortrag, gehalten auf der sechsten allgemeinen Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine von Pastor E. *Wagner* in Pritzerbe (Mark). Verlag der deutschen Sittlichkeitsvereine (A. Dartsch), Berlin, 1894. — 2. *Die geschlechtlich sittlichen Verhältnisse der Landbewohner im deutschen Reiche.* 1. Band, Ostdeutschland, bearbeitet von Pastor H. *Wittenberg* (Liegnitz) und Dr. E. *Hückstädt* (Poseritz auf Rügen). Leipzig, Reinhold Werther, 1895. — 3. *Meine Erlebnisse und Beobachtungen als Dorfpastor* von *Paul Gerade.* Magdeburg, A. Rathke, 1895. — 4. *Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre.* Von einem thüringischen Landpfarrer. Dritte, vermehrte Auflage. Gotha, Gustav Schlößmann, 1895.

dieser manche Besonderheiten hat, sich z. B. von den benachbarten Niedersachsen durch große Weichheit unterscheidet, so glauben wir doch sein Werk höher schätzen zu müssen als selbst die bekannten klassischen Arbeiten Riehls. (Der ungenannte, aber nicht unbekannte Verfasser, Dr. Hermann Gebhardt, Pfarrer in Molschleben, hat noch andre hübsche Sachen herausgegeben, wie Aus der Geschichte des Dorfes Molschleben.)

Wagner und Wittenberg haben in aller Unschuld eine Stelle unsers Gesellschaftszustandes angebohrt, an der die schwierigsten und für die maßgebenden Kreise peinlichsten Fragen hervorquellen, die nun aber, nachdem sie einmal gestellt worden sind, gebieterisch Antwort fordern werden. Mit Proben aus dem aufgehäuften Thatsachenmaterial verschonen wir unsre Leser und beschränken uns auf die Mitteilung des Hauptergebnisses. Ideal sind die Zustände nirgends. In den meisten Gegenden steht es schlimm, in mehreren großen Landschaften sehr schlimm; die Leute leben „wie das liebe Vieh," mit dem selbstverständlichen Unterschiede, den ein boshafter Franzose für den einzigen Unterschied zwischen Mensch und Vieh halten will, daß auch diesem biedern Landvolke die Gabe verliehen ist, (de boire sans soif et) de faire l'amour en tout temps. Und nun bedenke man, daß das Leute sind, die niemals weder die „liederlichen" alten Heiden noch französische Romane gelesen haben, die ganz unberührt leben vom alten wie vom neuen Heidentum, von der Kunst wie von der bösen modernen Wissenschaft, bei denen es nicht einmal Sozialdemokraten giebt, und bei denen es trotzdem, wenigstens was das ledige junge Volk betrifft, „immer so gewesen ist" wie heute, d. h. immer ungefähr so zugegangen ist, wie es nach Gregorovius im sozialistischen Zukunftsstaate zugehen soll; man bedenke, daß diese Bevölkerungen niemals einen andern Einfluß erfahren haben, als den des Pastors, des Lehrers, des Gutsherrn, der Dorfobrigkeit, des Landrats und höchstens noch der Kaserne, und man bedenke schließlich, daß in den meisten dieser Landschaften die Kirchlichkeit wenig zu wünschen übrig läßt, und daß sie in einigen der Gegenden, wo die Sittlichkeit am tiefsten stehst, musterhaft ist. Da drängt sich denn eine Reihe ganz unabweisbarer Fragen auf. Daß nicht allein die heidnischen Germanen, sondern auch die Griechen der homerischen Zeit und die Römer vor den punischen Kriegen weit keuscher gewesen sind, steht fest. Woran liegt es nun, daß Bevölkerungen, die seit Jahrhunderten, zum Teil seit länger als einem Jahrtausend, christlich sind, in der geschlechtlichen Sittlichkeit tiefer stehen? War es eine Täuschung, daß man dem Christentum versittlichende Kräfte zugeschrieben hat? Oder hat man vielleicht im Namen des Christentums sittliche Forderungen erhoben, die unerfüllbar und deshalb unwirksam waren, sodaß nicht einmal das Erfüllbare geleistet wurde, was im Heidentum und im Judentum gefordert und vielfach auch erreicht worden ist? Oder liegt es an sozialen Verhältnissen? Oder hat man ganz allgemein die Aufgaben des Christentums nicht verstanden? Christus

und die Apostel haben Welt und Gottesreich einander gegenübergestellt und nirgends gelehrt, daß dieses zu irgend einer Zeit einmal die ganze Menschheit umfassen solle. Sie haben auch nirgends gelehrt, daß man Menschen, die innerlich Heiden sind, durch Zwang äußerlich zu Christen machen solle oder dürfe. Sie haben auch die Kindertaufe nicht geboten, sondern die Bekehrung und den Glauben als die Bedingungen bezeichnet, die der Taufe vorangehen müssen, sodaß die Kindertaufe unbedingt ausgeschlossen erscheint. So ist es denn im allgemeinen auch bis ins vierte Jahrhundert gehalten worden, und trotzdem wurde schon zur Zeit der letzen Christenverfolgungen geklagt, daß die Kirche voller Welt sei. Dann kamen die christlichen Monarchen und trieben zuerst die heidnisch gebliebne Bauernschaft, dann ganze Völker mit Feuer und Schwert in die heilige Hürde hinein. Daß die italienischen Bauern bis auf den heutigen Tag Heiden geblieben sind, hat man uns unzähligemal gesagt und hat Trede in drei Bänden bewiesen; daß aber auch die norddeutschen Bauern im innersten Kerne noch Heiden sind, mit einem Zusatz von Judentum, wird jetzt auch zugestanden. Der Unterschied besteht bloß darin, daß die Südländer nicht bloß Heiden schlechtweg, sondern Polytheisten sind, und daß ihr Heidentum poetischer ist als das der nordischen Bauern. Wird man sich also nicht doch schließlich zur Anerkennung der Thatsache bequemen müssen, daß immer nur verhältnismäßig wenige fürs Christentum empfänglich sind, und daß man sich bei der Masse begnügen muß, wenn sie nur aus rechtschaffnen Heiden besteht, wie denn auch Luther oft genug geseufzt hat: wollte Gott, wir wären erst rechtschaffne Heiden! Die Unfähigkeit der Bauern, die christlichen Lehren auch nur dem Wortsinne nach, geschweige denn mit dem Herzen zu fassen, zeigt der Thüringer an vielen Anekdoten, von denen wir nur eine anführen wollen. In einer Traurede hatte er den paulinischen Spruch: „O Tiefe des Reichtums der Weisheit und Wissenschaft Gottes,“ ein paar Jahre später in einer andern den Spruch: „Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet es mit den niedrigen,“ verwendet. Das hat ihm der zweite Bräutigam sehr übel genommen und ihm gesagt: Warum haben Sie denn bei der andern von der Tiefe des Reichtums und bei uns von niedrigen Dingen geredet? Sie denken wohl, meine Rieke habe weniger als die? Wir sind ebenso reich. Und jede Mühe, ihm das richtige Verständnis beizubringen, war vergebens. Und diesen beschränkten, so ganz in irdischen Bestrebungen und Sorgen aufgehenden Menschen will man die Sittlichkeit jener hochgebildeten Gemeinden zumuten, an die Paulus seine heute kaum den Gelehrten verständlichen Briefe richten konnte, jener Gemeinden, die, der Welt entsagend, in ekstatischer Verzückung „in Zungen redeten“ und die baldige Ankunft des Herrn erwarteten, sodaß sie ermahnt werden mußten, nur zunächst ruhig bei ihren Berufsgeschäften zu bleiben, da das Weltgericht noch nicht unmittelbar bevorstehe? „Wenn wir große Mühe haben, schreibt Gebhardt Seite 224, uns in die niedrige Lebens-

auffassung des Volkes hinunterzuversetzen, so ist es für den Bauer seinerseits fast ein Ding der Unmöglichkeit, unsre höhere Sittlichkeit zu begreifen.“ Wenn der Verfasser das „unsre“ auf die wahren Christen bezieht, so überlassen wir ihm die Verantwortung dafür. Meint er aber uns Gebildete oder uns Städter, so wollen wir es doch bescheidentlich unserm Herrgott überlassen, ob er unsre Sittlichkeit höher oder niedriger schätzen will als die des Bäuerleins und lieber sagen: unsre anders geartete und feinere Sittlichkeit. Der Bauer hat eben eine andre Sittlichkeit als wir und muß eine andre haben. Jeder lebenskräftige Stand schafft sich seine eigentümliche Denkungsart, Lebensweise und Sitte, die, seinen Daseinsbedingungen angemessen, selbst Daseinsbedingung für ihn wird. Gerade so, wie der Thüringer ihn schildert, muß der Bauer sein, wenn er nicht zu Grunde gehen will, und bleibt er so, dann geht er aus sich selbst nicht zu Grunde; jede andre Sittlichkeit, mag es eine höhere oder eine niedere sein, würde den Bauernstand zerstören. Und sollte man nicht außer dem schriftgemäßen Gegensatz von Welt und Gottesreich auch die Verschiedenheit sittlicher Kraft beachten, die Matth. 19, 11 und 1. Kor. 7, 1 bis 7 angedeutet ist? Der katholischen Kirche macht es die evangelische Theologie mit Recht zum Vorwurf, daß sie sich einbilde oder vorgebe, Gott verleihe das donum continentiae jedem, der die Priesterweihe empfängt, wenn er nur ernstlich darum bitte. Aber ist es nicht ein noch stärkerer Verstoß gegen das Schriftwort, zu lehren, diese Gabe sei allen Männern ohne Ausnahme bis zur Verheiratung verliehen, auch wenn sie erst mit vierzig Jahren in den Ehestand treten können?

Die meisten von den Geistlichen, die den Gegenstand bearbeitet haben, lassen merken, daß sich ihnen diese und ähnliche Fragen aufdrängen. Die Bauern sind heute noch, was sie zu Konstantins Zeit gewesen sind: pagani, bemerkt einer der Herren. An die heidnischen Germanen erinnern sich mehrere. Einer hat gelesen, daß in Indien Männer und Weiber zusammen nackt auf dem Felde arbeiten, ohne daß daraus übles entstünde; er und andre sind überzeugt, daß das bäuerliche Naturalia non sunt turpia nicht ohne weiteres als ein Beweis für herrschende Unkeuschheit angesehen werden dürfe. Wenn in diesen Büchern öfters kurzweg gesagt wird: der Bauer weiß nicht, was Keuschheit ist, so muß man eben darunter verstehen: Keuschheit im Sinne der modernen Sittlichkeitsbewegung. Mehrere heben mit Recht hervor, daß die Unsittlichkeit nicht an der Zahl der unehelichen Geburten zu messen sei; hat doch ein englischer Pfarrer, den Carey anführt, die Zunahme der unehelichen Geburten in seiner Gemeinde mit Freuden begrüßt, weil sie ihm die Abnahme arger Laster bewies. Mehrere protestiren auch dagegen, daß man den außerehelichen Umgang der Landleute auf eine Stufe stelle mit der städtischen Prostitution; dort handle es sich meistens um wirkliche Liebesverhältnisse, die nicht überall, aber in manchen Gegenden regelmäßig zur Ehe führen. Würde

das Heiratsalter innegehalten, das Luther anrät,*) so würde es wenig vorehelichen Umgang geben, meint einer. Wagner fragt, ob nicht am Ende die allgemein übliche Antizipation der ehelichen Rechte noch aus dem germanischen Heidentum herrühre, wo der Grundsatz galt, daß die Ehen geschlossen würden, nicht wie nach dem römischen Recht mutuo consensu, sondern conjunctione corporum. Da liegt es doch weit näher, daran zu erinnern, daß die Ehen bis zum tridentinischen Konzil nach dem kanonischen Recht durch den bloßen mutuus consensus giltig geschlossen wurden, und daß der giltige Abschluß der Ehe auch alle Rechte der Eheleute gewährt, und zu fragen, wo im Neuen Testament geschrieben steht, daß zum mutuus consensus noch die Beobachtung der tridentinischen Vorschrift: coram parocho et duobus testibus, oder der Vorschrift Luthers hinzukommen müsse, der die Einwilligung der Eltern und die durch obrigkeitliche Anerkennung bezeugte Öffentlichkeit der Ehe zu ihren konstituirenden Elementen rechnete. Die kirchliche Einsegnung ist niemals, weder in der katholischen noch in der evangelischen Kirche, zu den Erfordernissen einer giltigen Eheschließung gerechnet worden; auch die tridentinische Klausel, die dem von Luther getadelten Unfug der Winkelehen ein Ende machen sollte, fordert nicht die kirchliche Einsegnung; der Pfarrer fungirt nur als Hauptzeuge, wie auch solche, die das Kirchen- und Eherecht nicht kennen, aus Manzonis Verlobten wissen, und daß die vorm Standesamt geschlossene Ehe giltig sei, bestreitet doch wohl kein evangelischer Geistlicher. Allerdings haben die geistlichen und weltlichen Obrigkeiten das Recht und die Pflicht, die Form der Eheschließung festzusetzen, dadurch die Pflichten der Eheleute erzwingbar zu machen und ihre Rechte sicher zu stellen. Demnach wird ein gewissenhafter Christ die Rechte des Gatten nicht leicht antizipiren, weil er dadurch den der Obrigkeit schuldigen Gehorsam verletzt und die Braut und ein etwaiges Kind in Gefahr bringt, ihrer Rechte verlustig zu gehen, da er ja vor der Trauung sterben kann; aber die consummatio einer durch den mutuus consensus vor Gott geschlossenen Ehe als „Unzucht“ zu brandmarken ist niemand berechtigt. In den meisten Gegenden wird die Antizipation von den Eltern nicht allein gestattet, sondern als Mittel, den andern Teil zu binden, begünstigt, ja oft geradezu befohlen, und die Tochter, die sich weigert, wird von der Mutter gescholten; es kommt vor, daß die Eltern der Braut das Verlöbnis auflösen, wenn sie vom Bräutigam „verachtet“ worden ist. Daß es in manchen Gegenden Baierns für eine Schande gilt, wenn die Braut den Jungfernkranz

*) Die Mägdlein mit 16, höchstens 18, die Buben mit 18, spätestens 20 Jahren, sonst sind sie des Teufels, sagt er einmal. Später machten ihm die vielen höchst unbesonnen in der Jugend geschlossenen Ehen Verdruß, und er wetterte dagegen; das beweist aber nichts gegen seinen ersten Rat, sondern nur, daß zwischen den sittlichen und den wirtschaftlichen Rücksichten sehr böse Konflikte obwalten.

bekommt, ist schon früher bekannt gewesen. Nur durch Umgang mit einem armen Burschen, den die Eltern nicht zum Schwiegersohn mögen, zieht sich die Tochter Tadel zu, ebenso der junge Mann, wenn er „so dumm“ ist, sich durch unvorsichtigen Umgang mit Mädchen, die „keine Partie“ für ihn sind, Alimentationspflichten aufzuladen. So viel gesunden Sinn haben die meisten der gefragten Pastoren, daß sie die angebotne Heimsuchung mit Missionaren, Schriften und Sittlichkeitsvereinen ablehnen; „um Gottes willen nicht!“ schreiben einige. Dagegen haben sie nicht den Mut, die oben angedeutete Gedankenreihe folgerichtig bis zu Ende zu führen. Nur Gebhardt hat diesen Mut, wie man an mehreren Stellen seines Buches merkt und auf Seite 367 ganz deutlich sieht; allerdings weicht seine Auffassung von der unsern in manchen wesentlichen Punkten ab, aber worauf es hier ankommt: daß das ernsthaft genommene reine Christentum nicht allgemeine Volksreligion sein kann, das spricht er mutig aus.

Hätte man sich nun einmal darein ergeben, daß das echte Christentum auf die Auserwählten beschränkt bleibt, die Masse aber höchstens einige christliche Zusätze zu ihrem Heidentum verträgt, so würde dem Geistlichen, der diese Masse trotzdem nicht verlassen, sondern ihr noch Gutes erweisen will, die Aussicht auf eine Wirksamkeit auch in dem fraglichen Gebiete eröffnet, die erfreulicher sein würde als die Verkündigung von Lehren und sittlichen Forderungen, die über die dafür unempfänglichen Gemüter herabrollen wie Regentropfen über einen Gummimantel. Es giebt eine Anzahl von Zielen, deren Erreichbarkeit dadurch bewiesen ist, daß sie schon oft erreicht worden sind und es auch heute hie und da noch sind. Das wesentliche am sechsten Gebot braucht gar nicht erst erstrebt zu werden, weil es schon verwirklicht ist: auch in den Gegenden, wo es die Ledigen am wüstesten treiben, sind die Ehen glücklich und kinderreich,*) Ehescheidungen fast unbekannt, Ehebrüche sehr selten. Dagegen ist ein andres, was einen Vorzug der Germanen bildete, die späte Reife der Jünglinge, unter den heutigen Verhältnissen schwer zu erreichen. Der Germanenknabe badete täglich kalt oder wälzte sich im Schnee, trieb sich mit wilden Spielen und Waffenübungen oder auf der Jagd den ganzen Tag im Freien herum, und wenn auch natürlich die Kinder der benachbarten aber einander nicht zu nahen Hütten Spielkameraden waren, so wurden sie doch nicht herdenweise in engen Räumen stundenlang zusammengepreßt, um da Dinge zu lernen, bei denen der Geist meistens abschweift, oder um still sitzend oder in

*) Wo die Bildung einzieht samt rationeller Landwirtschaft, und damit meistens auch eine bessere äußerliche Haltung in geschlechtlichen Dingen, da ziehen leider — das bezeugen auch diese Bücher — zugleich ein: Zweikindersystem, Ehescheidungen, Selbstmord, Absonderung der ländlichen „Honoratioren“ von den Dienstboten und Tagelöhnern, demnach die Arbeiterfrage und die Sozialdemokratie.

gebückter Haltung unangenehme Industrie- oder Feldarbeiten zu verrichten, und noch weniger kam es vor, daß mehrere, womöglich aus verschiednen Familien, in einem Bett zusammen schliefen; sie hatten gar kein Bett, und das war vielleicht das wichtigste. Dagegen war die Art von Behütung der Jugend, auf die man heute so großes Gewicht legt, ganz unbekannt; wie jedes Naturvolk, waren die Germanen von Kindheit auf an den Anblick nackter Menschen gewöhnt und mit dem Geschlechtsleben der Menschen und Tiere vertraut. Leicht erreichbar ist wieder ein drittes. Während der Keuschheitsbegriff unsrer Frommen und Feinen niemals in einen Bauernschädel hineingehen wird, so lange es echte Bauern giebt, sieht auch der roheste Bursche ein, daß der ein schlechter Kerl ist, der ein Mädchen sitzen läßt, das er zur Mutter gemacht hat. Das ist nichts widernatürliches und nichts übernatürliches wie die christliche Keuschheit, sondern entspricht dem natürlichen Gerechtigkeitsgefühl. In vielen Gegenden wird denn auch jetzt schon die Pflicht des unehelichen Vaters,*) die Mutter seines Kindes zu heiraten, allgemein anerkannt, demnach würde gar keine große Anstrengung dazu gehören, diesem Grundsatze überall zur Anerkennung zu verhelfen.

Bei drei andern Zielen hängt die Erreichung ausschließlich von sozialen und wirtschaftlichen Umgestaltungen ab. Der Mann, der Standesehre hat, mag kein Weib, das schon einem andern gehört hat, und wo die ganze Bevölkerung Standesehre hat, da findet sich nicht leicht ein Mädchen, das sich ohne Eheversprechen einem Mann ergeben möchte, weil sie ja dadurch ihre Stellung in der Gesellschaft, die Aussicht auf anständige Versorgung verliert. Mit der Standesehre ist gewöhnlich auch Vermögen oder wenigstens ein anständiges Einkommen verbunden. Schon deshalb verzeiht ein Mann von Stand seiner Frau nicht leicht einen Ehebruch, weil er nicht Lust hat, dem Kinde eines andern Mannes sein Vermögen zu hinterlassen oder Erziehungskosten darauf zu verwenden. Der besitzlose Lohnarbeiter hat keine Standesehre und kann demnach auch dadurch, daß er eine liederliche Person heiratet, keinen Abbruch daran erleiden. Die Erziehungskosten seiner Kinder oder der Kinder seiner Frau sind sehr unbedeutend, vom zwölften, auf dem Lande manchmal vom zehnten Lebensjahre ab müssen sie sich ihr Brot selbst verdienen und vom vierzehnten Jahre ab zu den Haushaltungskosten der Eltern beitragen; Vermögen hinterläßt er ihnen nicht; sollte also ein Bastard darunter sein, so macht ihm das keine großen Schmerzen. Es braucht demnach gar nicht weiter ausgeführt zu werden, was es für die geschlechtliche Sittlichkeit bedeutet, wenn der Bauern mehr, der Besitzlosen, namentlich der Wandertagelöhner weniger

*) Das Wort „Verführer" wäre hier übel angebracht; die Mädchen verführen mindestens ebenso oft wie die Burschen, in den allermeisten Fällen aber kommen einander beide Teile entgegen.

werden; die meisten der Mitarbeiter von Wittenbergs Buch bezeugen denn auch, daß die Tagelöhner und das Gesinde durchschnittlich lüderlicher leben als die Bauern. Von großer Bedeutung ist ferner der Gemütsinhalt einer Bevölkerung. Das Geschlechtsleben bildet beim gesunden Erwachsenen einen wesentlichen Bestandteil dieses Inhalts; den wievielten Teil davon, das hängt von dem übrigen Inhalt ab. Beim ganz rohen Menschen kann es zeitweise das Innere vollständig ausfüllen, bei einem von mannichfachen höhern Interessen bewegten zeitweise vollständig verschwunden zu sein scheinen. Zur Herstellung des erwünschten Gleichgewichts zwischen dem sinnlichen und dem geistigen Seeleninhalt sind aber die religiösen Einwirkungen, mit denen geistliche Jugend- und Volkserzieher die Sinnlichkeit gewöhnlich einzudämmen versuchen, am allerungeeignetsten. Mit religiösem Inhalt lassen sich nur die Seelen an- und ausfüllen, die eine besondre Anlage für Religion haben, und diese ist, wie es scheint, noch seltener als die für höhere Mathematik. Die meisten Menschen fühlen sich durch Predigten und Erbauungsschriften gelangweilt (während der Predigt schlafen die meisten, schreibt der Thüringer), und bei jungen Leuten heißt still sitzen müssen und sich langweilen soviel wie an Allotria denken; nur in der Form von Symbolen und symbolischen Handlungen, Kirchenschmuck und Musik und prangenden Festlichkeiten, d. h. in der katholischen Form des Gottesdienstes, vermag Religion auch den Durchschnittsmenschen zu fesseln und abzuziehen. Wird die Einwirkung vollends in der Form eines Sittlichkeitsvereins betrieben, so wird die Einbildungkraft geradezu auf den Gegenstand hingelenkt, von dem sie abgezogen werden soll. Das Ablenken besorgen nur solche Gegenstände, die den Geist wirklich anfüllen und fesseln, und das vermögen meistens nur die weltlichen, darunter auch sogar sehr unheilige. Nicht allein der Astronom, der am Himmel auf Kometen Jagd macht, sondern auch der Jäger, der Hasen und Füchse pürscht, nicht allein der liebende Familienvater, den die Sorge um Weib und Kind halb wahnsinnig macht, und der ehrgeizige junge Mann, der nach einer Stellung in der Gesellschaft ringt, sondern auch der leidenschaftliche Skatspieler und der Börsenspekulant, nicht bloß der Abiturient, der für die Prüfung ochst, sondern auch der junge Sportsman, der bei allen Fußballpartien und Wettradlereien den Sieg davontragen will, sie alle spüren oft lange Zeit nichts von sinnlichen Regungen. Höhere Bildung, Weckung eines vielseitigen Interesses für die Dinge, die außerhalb des eignen Leibes liegen und dessen Wohlbefinden nicht unmittelbar beeinflussen, sind demnach die geeigneten Mittel, der Sinnlichkeit Schranken zu ziehen. In der Seele eines Tagelöhners, der außer Essen, Trinken, Schlafen und dem Geschlechtsgenuß nichts auf der Welt hat, als einförmige, ihm gleichgiltige oder lästige Arbeit für einen ihm gleichgiltigen oder verhaßten Herrn, wird die Sinnlichkeit ihre volle unheimliche Macht entfalten. Öffnet sich einem solchen Menschen die Aussicht, eine eigne Scholle zu erwerben, so

wird das Streben darnach schon einen bedeutenden Raum einnehmen, und wird er zuletzt ein rationeller Landwirt, so werden die Versuche und Pläne, die Sorgen und Hoffnungen eines solchen möglicherweise sein ganzes Innere ausfüllen. Ein intelligenter und strebsamer Arbeiter der Großstadt, der sich auch noch an der politischen Agitation lebhaft beteiligt, mag ab und zu eine Handlung begehen, die vom streng christlichen Standpunkte aus noch sündhafter erscheint als die Gewohnheitssünden des Bauernknechts, aber „wie das liebe Vieh" lebt er nicht. Damit hängt nun auch das letzte zusammen: edle Geselligkeit. Das Tanzen möchten die Eifrer für die Sittlichkeit am liebsten ganz verbieten, als ob nicht Tanz und Spiel die natürliche Erholung der Jugend an jedem Feierabend oder wenigstens an jedem Sonn- und Festtage wären, und als ob es ganz selbstverständlich wäre, daß sich junge Leute beim Tanze nicht anders benehmen könnten als brünstige Tiere bei ihren Balgereien. Manche wollen die Geschlechter auch bei der Arbeit getrennt wissen und halten sich darüber auf, daß sie in der Schule noch nicht überall getrennt sind. Andern dagegen fällt ein, daß die vollkommen durchgeführte Trennung der Geschlechter die Sache noch verschlimmert, und daß noch ärgere Dinge getrieben werden, wenn die Buben für sich und die Mädchen für sich abgesperrt hausen. Da wird wohl nichts übrig bleiben, als jeden und jede am Strick zur Arbeit zu führen, dann wieder in den Stall zurückzuführen und einzeln anzubinden, womöglich in eine Zelle zu sperren. Wahrhaftig, wir haben es herrlich weit gebracht in unsern christlichen Kulturstaaten, beinahe dreitausend Jahre nach der Zeit, wo Homer (z. B. am Schluß des achtzehnten Gesanges der Ilias) die Arbeiten und Tänze der Landleute so anmutig beschrieben hat, ohne auch nur einen Zug von Roheit oder Laszivität einzumischen; und er hat, als naiver Realist, sicherlich naturgetreu beschrieben. Freilich haben wirs im Norden schwerer, wegen der Rauheit des Klimas und weil unserm Landvolke das Schönheitsgefühl beinahe gänzlich fehlt. Aber unüberwindlich sind diese Schwierigkeiten doch nicht. Gebhardt meint, vor ein paar hundert Jahren hätten seine Thüringer den Sinn für Farbenharmonie und für Formen noch gehabt, der ihnen jetzt fehlt; die Verarmung seit dem dreißigjährigen Kriege und der Rationalismus hätten sie darum gebracht. Jetzt, wo sie wohlhabend geworden seien (der für arm geltende ist dort jetzt, wie er darlegt, wohlhabender als vor fünfzig Jahren der große Bauer), werde es damit schon wieder besser, und musikalisch seien sie doch alle. Dahin gehört denn auch alles das, was Rolfs in seiner vortrefflichen Abhandlung über die Volksfeste ausgeführt hat. Die bisherigen Versuche einer Reform der Geselligkeit des Landvolks und der untern Klassen sind meistens durch zwei Fehler um den Erfolg gebracht worden. Der Pastor Gerade hatte einen Gesangverein für die Jünglinge und einen Strick- und Nähverein für die „Jungfrauen" gegründet. Er machte sehr merkwürdige Erfahrungen damit, und die Sache nahm ein

schleuniges Ende. Nachträglich sagte ihm jemand: „Wissen Sie, Herr Pastor, warum Ihre Vereine auseinandergegangen sind? Sie wollten die jungen Leute fromm machen, und das lassen sie sich nicht gefallen." Das ist der Pastorenfehler. Der Fehler der vornehmen weltlichen Reformatoren aber besteht darin, daß sie sich „herablassen," und das ist den Leuten ebenfalls widerwärtig; dabei fühlen sich beide Teile unbehaglich. Soll die Sache Erfolg haben, so muß sich alles behaglich fühlen, muß also wirkliche, nicht bloß erzwungne oder in guter Meinung erheuchelte Übereinstimmung herrschen; Übereinstimmung der Herzen, Übereinstimmung in Empfindung und Geschmack (denn Übereinstimmung im Denken ist freilich bei großen Bildungsunterschieden nicht möglich); was den einen Spaß macht, muß auch den andern Spaß machen. Da besteht nun die Hauptschwierigkeit darin, daß nirgends in der Welt ein solcher Kastengeist herrscht wie in Deutschland. Ein Freund Wagners, der jetzt Pastor ist, hatte als Einjährig-Freiwilliger seine freie Zeit den Kameraden gewidmet, bei Spaziergängen für harmlose Unterhaltung gesorgt u. dergl.; er wurde nicht in das Offizierkorps aufgenommen, „weil er sich mit den Leuten zu gemein gemacht habe." (Wagner S. 113.) Ja, wo die patriarchalischen Sitten geschwunden und die Herren Bauern „Gutsbesitzer" geworden sind, da wollen sie nicht einmal mehr mit den Kleinbauern, geschweige denn mit den Tagelöhnern gesellig verkehren. (Wittenberg II, S. 108, wo solches aus dem Regierungsbezirk Magdeburg berichtet wird.)

Niemand wird die drei sozialen Änderungen, die hier als unerläßliche Bedingungen einer Hebung der Sittlichkeit des Landvolkes aufgezählt worden sind, an sich für unmöglich erklären, aber niemand wird auch erwarten, daß sich die ostelbischen Großgrundbesitzer dafür begeistern werden. Und da liegt nun die politische Bedeutung der Sache. Erhaltung der Religion und Sitte gehört ins konservative Programm, ganz gewiß; aber nicht eben Pflege der idealsten Religion und Sitte, und nicht etwa, weil es zu den Pflichten eines konservativen Mannes gehört, fromm zu sein, sondern Erhaltung der Volksreligion und Volkssitte, weil der Grundsatz: Quieta non movere das Wesen der konservativen Politik ausmacht. Konservativ ist es, in Rußland die προςκύνησις vor den Heiligenbildern und vor dem Zaren, in Tirol den römischen Katholizismus, in Konstantinopel den Islam, in Indien die religiös geheiligte Absonderung der Kasten, bei den Kannibalen die Menschenfresserei aufrecht zu erhalten; alle klugen Eroberer von den Römern bis auf die Engländer haben sich ängstlich gehütet, es mit den Göttern der unterworfnen Völker zu verderben, und ganz folgerichtig haben sich die echten Konservativen Preußens geweigert, den Kulturkampf mitzumachen. Die Religion, die der ostelbische Konservative aufrecht zu erhalten hat, ist nicht die lutherische Rechtfertigungslehre, sei es in Hengstenbergs, sei es in Ritschls Sinne, nicht die Religion der Bergpredigt, nicht eine Gottesliebe, deren Feuer alles Unlautre

verzehrt, sondern jenes Gewebe von unverstandnen und halb verstandnen Glaubenssätzen, patriotischen Erinnerungen und Lebensgewohnheiten, das die preußischen Fahnen mit dem Pastorentalar, den König, den Dr. Luther und unsern Herrgott in unlösliche Verbindung mit einander gebracht hat und den blinden Gehorsam der Masse gegen die Obrigkeit verbürgt. Wenn nun auf einmal das echte, reine und tiefe Christentum fürs ganze Volk gefordert, wenn von den einen das Gebot der Nächstenliebe, von den andern das Gebot der Sittenreinheit völlig ernst genommen und dadurch eine Gärung hervorgerufen wird, die eine soziale Umgestaltung zum Ziele hat, so ist das ganz und gar nicht konservativ. Die Konservativen aber werden dadurch in die peinlichste Verlegenheit gesetzt, weil Jahre hindurch in ihren eignen Organen nicht jene Volksreligion, sondern das ernsthaft genommne Christentum als Gegenstand ihrer Fürsorge hingestellt worden ist, und weil ihnen durch die Aufdeckung der ländlichen Sittenzustände eine Waffe wider den städtischen Liberalismus entwunden wird, da sie diesem stets vorgeworfen haben, daß er die Zuchtlosigkeit begünstige, worunter immer auch die Zuchtlosigkeit in geschlechtlichen Dingen verstanden wurde, die geschlechtliche Sittlichkeit aber, die die Konservativen zu verteidigen vorgeben, seit 1878 von der Polizei und vom Strafrichter in einem so puritanisch strengen Sinne aufgefaßt wird, daß bei folgerichtiger Handhabung der Gesetze jetzt, nach dem Erscheinen dieser Bücher, viel tausend Bauerfrauen ins Zuchthaus gesperrt und die Dörfer mit Schutzmännern überschwemmt werden müßten. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß Wagner und Wittenberg derselben Verdammnis verfallen sind wie Naumann und Göhre, obgleich sie, soviel wir zu erkennen vermögen, mit deren Bestrebungen gar nichts zu schaffen haben und bloß im Dienste der Sittlichkeitsvereine und der Innern Mission wirken.*)

---

*) Nachdem das schon geschrieben war, ging uns noch Wittenbergs Broschüre zu: „Was kann in sozialer Beziehung zur Hebung der Sittlichkeit auf dem Lande geschehen?" (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1896). Seine Vorschläge fallen, wie man sich denken kann, so ziemlich mit den unsern zusammen, wenn er sie auch von einem theologischen Standpunkt aus macht, den wir nicht einnehmen.

Aus den Denkwürdigkeiten des luxemburgischen Ministers Servais

Der frühere luxemburgische Staatsminister Emmanuel Servais, der von 1867 bis 1874 die Geschicke seines Vaterlandes unter besonders schwierigen Umständen geleitet hat und am 17. Juni 1890 in Nauheim gestorben ist, hat schon 1879 eine Schrift veröffentlicht, die viel besprochen worden ist: Le Grand Duché de Luxembourg et le Traité de Londres du 11. mai 1867. In dieser Schrift ist das Verhalten Luxemburgs während des deutschfranzösischen Kriegs und in den Verhandlungen mit Deutschland wegen des Betriebes der Wilhelm-Luxemburgbahnen usw. aktenmäßig dargestellt und gerechtfertigt worden. Aber Servais hat sich außerdem auch noch in einer Selbstbiographie, die er schon 1879 verfaßt hat, die aber erst jetzt veröffentlicht worden ist,*) über denselben Gegenstand ausführlicher und offenherziger ausgesprochen, als es in einer Staatsschrift geschehen konnte. Aus diesen Denkwürdigkeiten erfahren wir manches neue; insbesondre sehen wir hie und da einen bisher unbekannten Zusammenhang der Dinge.

Der verstorbne Oberpräsident A. Ernst v. Ernsthausen hat in seinen „Erinnerungen eines preußischen Beamten" erzählt, daß er im Januar 1871 nach Versailles berufen worden sei und sich von dort im Auftrage des Bundeskanzlers nach Luxemburg begeben habe, um dort eine Aufgabe zu erfüllen, über die er keine nähern Mitteilungen macht. Daß es sich dabei um die Beobachtung der Neutralität Luxemburgs gehandelt hat, ist allerdings von andrer Seite bekannt geworden. Aus den Erinnerungen von Servais erfahren wir nun eine Menge von Einzelheiten. Wir geben sie am besten in zeitlicher Reihenfolge wieder, weil dadurch der innere Zusammenhang der Vorfälle deutlich hervortritt, und lassen dabei Servais allein das Wort. Berichtigungen können ja besser von unterrichteter Seite nachgebracht werden.

Servais übernahm das Ministerium am 3. Dezember 1867 als Nachfolger des Barons v. Tornaco, mit dem er noch auf der Londoner Konferenz

*) Publications de la Section historique de l'Institut Royal-Grandducal de Luxembourg. 43. Band, 1895. Autobiographie de feu M. Emman. Servais, ancien ministre d'Etat.

Digitized by Google

Luxemburg vertreten hatte. Damals befand sich die französische Ostbahngesellschaft, die, dem Wunsche Frankreichs folgend, den Betrieb der Wilhelm-Luxemburgbahnen unternommen hatte, in mißlicher Lage; vergeblich bewarb sich die Wilhelm-Luxemburggesellschaft, deren Aktien weit unter Pari standen, in Frankreich um eine staatliche Garantie eines Reineinkommens von drei Millionen Franken. Eine bekannte Finanzgröße in Paris, Baron de H., wie ihn Servais sehr durchsichtig bezeichnet, der die meisten Obligationen und Aktien der Gesellschaft in den Händen hatte, quälte damals die luxemburgische Regierung um einen Zuschuß von 2400000 Franken für den Bau von zwei einträglichen Linien des Prinz-Heinrichbahnnetzes von Esch nach Athus und von Diekirch nach Echternach. Servais bezweifelt, daß die ernsthafte Absicht der Durchführung bestanden habe. Man befürchtete damals sogar, daß die Wilhelm-Luxemburggesellschaft sich nicht mehr werde halten können. Gelegentlich einer Unterredung mit Baron H. gab Servais diesem unbequemen Gesuchsteller einen Rat, der nicht näher erörtert wird, den wir aber um so mehr berechtigt sind uns nach dem Satze Post hoc, ergo propter hoc zu erklären, als der Erzähler hinzufügt, Baron H. habe aus diesem Ratschlage für die Gesellschaft großen Nutzen gezogen. Baron H. machte, fährt Servais fort, dem Grafen Bismarck das Anerbieten, den Betrieb dieser Bahnen für Preußen zu übernehmen. Im Besitz eines Schriftstücks, das die Bereitwilligkeit des Bundeskanzlers, auf den Vorschlag einzugehen, ausdrückte, bewarb sich darauf Baron H. in Paris — und diesmal mit Erfolg — um die wiederholt abgeschlagne Zinsgarantie für das Unternehmen der französischen Ostbahngesellschaft, die den Betrieb der Wilhelm-Luxemburgbahnen übernommen hatte. Baron H. kam dann auf die Konzession für die zwei Linien der Prinz-Heinrichbahnen nie wieder zurück, stellte seine sonst so häufigen Besuche beim Prinzen-Statthalter ein, soll aber durch das Steigen seiner Aktien und Obligationen Millionen gewonnen haben. Um den Bau der Linie Esch-Athus hatte sich inzwischen der Belgier Philippart beworben; die Konzession wurde erteilt; Luxemburg gewährte als staatliche Unterstützung Bergwerkskonzessionen. Die Ostbahngesellschaft und die Wilhelm-Luxemburggesellschaft klagten vor den Gerichten, weil sie in den früher versprochnen Zugeständnissen gekürzt worden seien; die Regierung gewann den Prozeß in zweiter Instanz; die französische Regierung hatte sich wegen der übernommnen Zinsgarantie in dem Prozeß zur Intervention entschließen müssen. Die luxemburgische Regierung war ungefähr gleichzeitig genötigt gewesen, die Abberufung des französischen Vizekonsuls zu verlangen, der allzu unverfroren für den Anschluß an Frankreich thätig war und die Presse gegen die Landesregierung benutzte. Nach einigem Zögern wurde er abberufen. Servais wurde damals verdächtigt, mit Preußen im Einverständnis zu sein. Aber gerade damals hatte er mit Preußen schwierige Auseinandersetzungen wegen der in der Londoner Konferenz beschlossenen

Schleifung der Befestigungen von Luxemburg. Preußen hatte wiederholt auf Beschleunigung der Arbeiten gedrungen und die unverzügliche Vornahme bestimmter Arbeiten verlangt. Kurz vor dem Kriege, am 17. Juni 1870, hatte Servais über den Stand der Arbeiten nach Berlin berichtet, wobei er seinem Souverän alle Rechte wahrte.

Nun kam die Kriegserklärung. Während der französische Vertreter dem bestürzten Minister meldete, daß nach sichern Nachrichten ein deutsches Heer auf Luxemburg marschiere, ging ihm gleichzeitig aus Paris eine „fast amtliche Mitteilung“ zu, daß französische Truppen schon auf dem Marsche nach Luxemburg begriffen seien. Servais erzählt, daß weder Belgien noch die Schweiz damals eifriger bemüht gewesen sei, als Luxemburg, Vorkehrungen gegen jede Art von Verletzung der Neutralität zu treffen. Und doch blieben die Beschwerden nicht aus.

Schon unterm 4. Oktober 1870 hatte sich der Bundeskanzler beschwert, daß die französische Ostbahngesellschaft einen Zug mit Lebensmitteln und Futter von Luxemburg nach Diedenhofen befördert habe;*) diese schwere Verletzung der Neutralität entbinde Deutschland von der Pflicht, im Verlaufe der Kriegsoperationen die luxemburgische Neutralität zu achten. Darauf folgte eine weitere Note vom 3. Dezember 1870, worin darüber Klage geführt wurde, daß sich Gefangne aus Metz ungehindert durch das Großherzogtum nach Frankreich begeben hätten, und daß der französische Vizekonsul ein Rekrutierungsbüreau eingerichtet habe. Der luxemburgische Vertreter in Berlin, Dr. Föhr, berichtete, Bismarck habe sich geweigert, ihn in Versailles zu empfangen, wo er Aufschlüsse über das Verhalten seiner Regierung erteilen sollte, und der Unterstaatssekretär des Auswärtigen Amtes in Berlin, H. v. Thiele, habe ihm erklärt, daß die Note, die den Staaten mitgeteilt worden sei, die den Londoner Vertrag vom 11. Mai 1867 unterzeichnet hätten, geradezu die Aufrechthaltung dieses Vertrags in Frage stelle. Der damals gerade in Luxemburg anwesende Prinz-Statthalter war, wie Servais berichtet, völlig bestürzt. Er schickte telegraphisch Briefe an seine Verwandten, den König von Preußen, den Kaiser von Rußland und an den Großherzog von Sachsen-Weimar (damals in Versailles) ab. Aus Petersburg erhielt er zur Antwort: Justifiez vous; König Wilhelm antwortete verbindlich, aber mit ernster Hinweisung auf die Haltung des Landes. Die Antwort des Ministers Servais, eine umfangreiche Abhandlung, die in den Kammerberichten abgedruckt wurde, bezweckte nicht sowohl, „den Fürsten Bismarck zu überzeugen, daß er falsch berichtet worden sei, als das Land und die Regie-

*) Dies war in der That am 25. September 1870 geschehen; ein Zug mit achtzig Wagen war nach Diedenhofen befördert worden. Das deutsche Beobachtungskorps vor Diedenhofen war so schwach, daß es die Cernirung im Norden der Festung nicht hatte schließen können.

rung vor den Großmächten zu rechtfertigen.“ Bei diesen fand das Schriftstück auch gute Aufnahme, ebenso in der Kammer, wo selbst die Abgeordneten schwiegen, „die früher die Befürchtung geäußert hatten, daß eine volle Rechtfertigung nicht möglich sein werde.“(!) Es muß also doch mehr vorgefallen sein, als zugestanden worden war; Servais gesteht selbst zu, daß sogar eine Luxemburger Zeitung den Bericht des Ministers bemängelt habe, wie denn auch das belgische Echo du Parlament und mit ihm die belgischen Liberalen, die dem als ultramontan verschrieenen Luxemburger Ministerium etwas am Zeuge flicken wollten, sich nicht als freundnachbarlich gesinnt erwiesen. Der spätere belgische Minister Rollin-Jaquemyns hat auch in der Revue internationale die Grundsätze über die Rechte der Neutralen, die Servais aufgestellt hatte, angefochten. Servais berichtet, Lord Granville habe damals dem Bundeskanzler vorgestellt, daß Deutschland, da es sich den andern Garantiemächten gegenüber zur Achtung der Neutralität verpflichtet habe, nicht einseitig vorgehen könne. Er ist darüber im Ungewissen, ob wirklich, wie damals verlautete, Österreich die Note Bismarcks im gleichen Sinne beantwortet habe. Wie aus spätern Veröffentlichungen hervorgeht, ist dies in der That der Fall gewesen. Graf Beust vertrat damals den Standpunkt, daß die Prüfung der Frage, ob eine Verletzung der Neutralität vorliege, den Signatarmächten zustehe und dem Ermessen einer einzelnen kriegführenden Macht zunächst entzogen sei; denn durch die Kollektivgarantie sollte der Einzelkonflikt vermieden werden. Dieser Auffassung traten später auch Professor Geffcken (wenn auch mit Vorbehalt), Staatsminister Dr. Eyschen u. a. bei.

Luxemburg mag aus diesem Vorgange die Lehre ziehen, daß die Teilnahme an einer Kollektivgarantie für eine kriegführende Macht nicht als Verzicht auf die Selbsterhaltung aufgefaßt werden kann, daß ferner im Falle eines Konflikts mit einer kriegführenden Garantiemacht ein Vorgehen dieser Macht zum eignen Schutze wohl zu einem Notenwechsel führen kann, aber kaum zu einem kleinen Weltbrande, daß aber der Fall ganz anders liegt, wenn der neutrale Staat bei einem Kriege zwischen zwei Garantiemächten seine Pflichten verletzt oder deren Verletzung durch seine Unterthanen duldet. Wenn aber nach dem Friedensschluß die Spannung fortdauert, dann ist es Pflicht der Bevölkerung eines neutralen Staates, sich jeder Art von Sympathiebezeugung zu enthalten. Ein neutraler Staat kann nichts besseres thun, als durch Spezialgesetz, da das gemeine Recht nicht ausreicht, jede Verletzung dieser Pflicht mit Strafe zu bedrohen, einerseits, um sich durch rechtzeitiges Einschreiten einer Verantwortung zu entziehen, andrerseits, um das Volk in eine internationale Zucht zu nehmen. Es berührt wirklich peinlich, wenn man im Verlaufe der Berichte von Servais liest, wie er 1877, damals Bürgermeister von Luxemburg und Vorstand des landwirtschaftlichen Landesvereins, als Gast der Stadt Nancy bei Gelegenheit eines landwirtschaftlichen Festes Gegenstand besondrer Auszeichnung bei

der Festtafel gewesen ist, und wie der Maire von Nancy ihm, dem damaligen Minister von Luxemburg, in den wärmsten Ausdrücken „für die sympathische Haltung des Landes während des Krieges“ öffentlichen Dank unter dem Jubel der Festgenossen ausgesprochen hat.

Im Januar 1871 traf ein höherer preußischer Offizier aus dem Hauptquartier zu Versailles in Luxemburg ein, der einen Brief des Königs an den Prinzen-Statthalter überbrachte, worin in bittern Worten über die feindselige Haltung des Landes und über die Bildung von Vereinen zur Begünstigung französischer Gefangnen geklagt wurde. Servais erzählt, der Prinz sei höchlichst überrascht gewesen, und auch er, der Minister, habe keine Aufschlüsse geben können. Gleich darauf kam eine Note des Bundeskanzlers vom 6. Januar 1871, die die Beschwerde näher begründete und die Ankunft eines Bevollmächtigten in Aussicht stellte, der mit der Regierung über die Maßregeln verhandeln sollte, zu denen die Vorgänge Anlaß geben könnten. Die luxemburgische Regierung erklärte sich mit dieser Absicht einverstanden und beeilte sich, die Einzelheiten der Beschwerde sorgfältig untersuchen zu lassen. Die Beschwerden konnten nicht bewiesen werden; das Ergebnis wurde nach Versailles und an die Garantiemächte berichtet.

Am 26. Januar 1871 erschien der Bevollmächtigte aus Versailles, der damalige Regierungspräsident von Trier, Herr von Ernsthausen, in Luxemburg, wies eine Vollmacht zur Verhandlung wegen der vorgekommnen Verletzungen der Neutralität vor und stellte nun Berichterstattung nach Versailles in Aussicht. Man hatte in Luxemburg ein Ultimatum befürchtet. Servais rühmt, wie Herr von Ernsthausen seine Aufgabe erfüllt habe. Er verlangte zunächst mündlich, daß der Betrieb der Wilhelm-Luxemburgbahnen Deutschland überlassen würde, außerdem die Post- und die Telegraphenverwaltung, oder daß eine Entschädigung von zwei Millionen Thalern gezahlt würde, daß die Internirung aller französischen Soldaten, die das Gebiet des Großherzogtums beträten, streng durchgeführt, daß dem französischen Konsul das Exequatur entzogen, und daß gegen zwei Gendarmen, die den Übertritt zweier französischen Soldaten über die Grenze begünstigt hatten, vorgegangen würde. Von den Vereinen, von denen in der Note vom 3. Dezember 1870 die Rede gewesen war, schwieg Herr von Ernsthausen.

Im Auftrage des Prinzen-Statthalters wurde Fortsetzung der seither schon bethätigten Internirung und die Untersuchung des Falles von Begünstigung des Übertritts französischer Militärs zugesichert, ebenso die Verabschiedung des französischen Vertreters, die besonders lebhaft verlangt worden war; dagegen wurde die Überlassung der Wilhelm-Luxemburgbahnen, der Post und der Telegraphie mit der größten Entschiedenheit abgelehnt; die luxemburgische Regierung verpflichtete sich nur, gegen die französische Ostbahngesellschaft auf Vertragsauflösung zu klagen, wie es schon durch Note vom

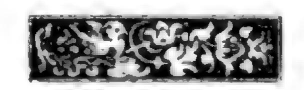
4. Oktober 1870 zugesichert worden war. Herr von Ernsthausen brauchte hierauf die begreifliche Vorsicht, in der schriftlichen Fassung seiner Forderungen nur das Zugestandne zu erwähnen, das Abgelehnte nicht.

Hier unterbricht Servais seine Erzählung, um sein Verhalten zu rechtfertigen. Er sei, sagt er, nie ein Chauvin gewesen, wie dieser oder jener seiner Landsleute; er sei überdies durch den luxemburgischen Geschäftsträger in Berlin immer vortrefflich unterrichtet gewesen. Dieser habe ihm z. B. drei Wochen vor der Übergabe von Metz, am 5. Oktober 1870, als das Ergebnis von Unterredungen mit Mitgliedern des Ministeriums und des Bundesrats mitgeteilt, Deutschland erkenne noch immer den Kaiser Napoleon als berechtigten Herrscher an; es solle eine Regentschaft zu Gunsten des kaiserlichen Prinzen eingesetzt werden; zu diesem Zwecke müsse man sich der Unterstützung des Marschalls Bazaine und seiner Armee versichern; es scheine, daß man mit dem Marschall bereits in Verhandlung stehe, er werde mit Hilfe Preußens den Schutz des kaiserlichen Prinzen moyennant large compensation wohl übernehmen; die Sache solle nach dem Falle von Paris eingeleitet werden. Weiter berichtet der Geschäftsträger Föhr — die Zeit ist nicht angegeben —, er sei im Vorzimmer des Unterstaatssekretärs von Thiele mit Bancroft, dem Vertreter der Vereinigten Staaten, zusammengetroffen, der ihm gleich eröffnet habe, er sei gekommen, um der deutschen Regierung mitzuteilen, was er soeben durch einen amerikanischen Obersten erfahren habe, der Paris im Luftballon verlassen und dann nach Berlin gekommen sei, daß nämlich Paris von Lebensmitteln völlig entblößt und genötigt sei, zu kapituliren. Servais erzählt dann weiter, die deutschen Zeitungen hätten Herrn Föhr nach dessen Tode viel Lob gespendet, weil sie geglaubt hätten, der Verstorbne habe lebhafte Sympathien für Deutschland gehabt; das sei aber ganz und gar nicht der Fall gewesen, Föhr habe sich vielmehr in seinem Briefwechsel mit ihm über deutsche Angelegenheiten so ausgelassen, daß er, der Minister, in der Befürchtung, daß das Briefgeheimnis auf dem Wege von Luxemburg nach Berlin nicht in gleicher Weise geachtet werden möchte, wie auf dem Wege von Berlin nach Luxemburg, es ängstlich unterlassen habe, auf solche Auslassungen zu antworten. Wer Föhr, den diplomate improvisé, wie ihn Servais nennt, gekannt hat, der wird in seinem Urteil über diesen tüchtigen und eifrigen Mann auch durch die Enthüllung nicht irre gemacht werden, daß er oft anders gedacht als gesprochen hat. Das gehört zum Geschäft; zum Geschäft gehört aber nicht das Ausplaudern solcher Dinge. Mußte Servais, nachdem er sich eben von dem Verdachte französischer Gesinnungen gereinigt hat, seinen Vertrauensmann von dem Verdachte deutscher Gesinnungen reinigen?

Auf die Note des Grafen Bismarck vom 3. Dezember 1870 entstand und erhielt sich trotz verschiedner gegenteiliger Kundgebungen der luxemburgischen Regierung hartnäckig das Gerücht, daß der König der Niederlande mit Preußen

wegen Abtretung des Großherzogtums in Unterhandlungen stehe. Erst als der König durch eine Proklamation vom 5. Januar 1871 seinen Unterthanen die Versicherung gegeben hatte, er sei entschlossen, seine Rechte auf das Land aufrechtzuerhalten, das Volk möge des unverrückbaren Entschlusses des wohlgeneigten Herrschers versichert sein, schwand die Furcht, deren Entstehung Servais nicht begreift, „da doch von deutscher Seite ein Wunsch in dieser Richtung niemals ausgesprochen worden ist."

(Schluß folgt)



Englische historische Romane

Rosegger braucht einmal, als er eine Gegend, die zur Wildnis geworden ist, nicht wiedererkennt, das Bild: „Wenn man einen lieben Vetter hat, der stets ordentlich beisammen, glattrasirt und gekämmt war, und man sieht ihn auf einmal wieder, rauh und verwildert, das Haupt voller Struppen, das Gesicht voller Haare, da ist es freilich kein Wunder, wenn man fragt: »Ich weiß nicht, irre ich mich? Ist das der Vetter, oder ist ers nicht?«" Ganz ähnlich ergeht es uns, wenn wir die jüngsten Leistungen des englischen historischen Romans ins Auge fassen. Ist das der Vetter, oder ist ers nicht? Zwei Menschenalter hindurch, von Scott bis Thackeray, hat der historische Roman Englands einen Vorrang vor dem andrer Litteraturen behauptet, die grundverschiedne Meisterschaft, die „Waverley," „Das Herz von Midlothian," „Ivanhoe" und „Das schöne Mädchen von Perth," und die andre, die „Barry Lindon," „Harry Esmond" und „Die Virginier" belebte, vertrat zwei mögliche, gleich ergiebige Richtungen der vielangefochtnen, schließlich aber doch unentbehrlichen Kunstform; sowohl der romantische als der realistische Meister hatte der Entwicklung eine breite Bahn eröffnet, und so gut man sich einen historischen Romandichter denken könnte, der Scotts Lebens- und Farbenfrische, die ganze Breite der Scottschen Welterfahrung, daneben aber doch Trieb und Fähigkeit zu stärkerer seelischer Vertiefung, tiefern Blick für das Werden der Dinge von innen heraus hätte, so gut kann man sich auch einen realistischen Lebensdarsteller denken, dem die Einsicht in das Wesen der Welt die Flügel nicht geknickt, den Schwung der Seele nicht geraubt hat. Berücksichtigt man, daß mancher Baum die Neigung hat, mehr in die Breite als in die Höhe zu wachsen, so würde man sich allen-

falls auch darein finden, daß Scotts naive Abenteuerlust von phantastischer angelegten Naturen ins Gespenstische, Unwirkliche, Unmögliche gezogen wird, oder daß Thackerays Wohlgefallen an der Sittenschilderung, seine lebhafte Teilnahme an dem geistigen Ausdruck vergangner Zeit in eine geistlose Wiedergabe alten Chroniken- und Sammelstoffes, in die mehr oder minder bewußte Wiederauflackirung vergilbter oder verschollner Bücher ausartet. Das Bedürfnis, der Gegenwart auf Stunden zu entfliehen, wird sich auch bei uns in Deutschland nicht ausrotten lassen, in England überläßt man sich ihm mit freiem Behagen. Daß dies Behagen allein und selbst die leidenschaftlichste Neigung für Sitten und Reliquien, Bilder und Bücher der Vergangenheit nicht ausreicht, der historischen Erzählung Leben zu verleihen, ist gewiß; aber es scheint, daß neuere englische Schriftsteller, unter denen sich selbst vielgepriesene Namen (wie Walter Besant und James Rice) finden, diese Wahrheit als unbequem zur Seite schieben. Und so sehen wir in der neuesten historischen Novellistik der Engländer bald eine pretiöse, seltsam feierliche, symbolisch gespreizte und im letzten Kern doch triviale Phantastik, bald eine Butzenscheibenkunst vorwalten, die wohl eine Aussicht auf unbegrenzte Zunahme solcher Bücher, aber keine auf bleibende Schöpfungen gewährt. Die Hegemonie des englischen Romans ist ohnehin längst zu Ende, die Zeit, wo ein Teil der Gebildeten nur französische, ein andrer nur englische Erzähler las, liegt weit hinter uns, die Zahl der Übersetzungen hat abgenommen, aber die eigentlichen Modeerscheinungen, die Aufsehen machenden Bücher werden noch immer übersetzt, und so erhalten wir von Zeit zu Zeit Proben von dem, was sich drüben über dem Kanal im Augenblick für bedeutend oder doch für vortrefflich hält und gehalten wird.

Eine höchst charakteristische Probe des unnatürlichen, geistreich-phantastischen, mit der Milch verworrener Geschichtsphilosophie und dem Zaubertrank einer unklaren Mystik genährten Geschichtsromans liegt uns in dem Roman: Der Prinz von Indien oder der Fall von Konstantinopel von Lewis Wallace vor (dem Verfasser eines vielgenannten Romans „Ben Hur"), aus dem Englischen übersetzt von E. Albert Witte (Freiburg i. B., Fr. E. Fehsenfeld, 1894). In zwei umfangreichen Bänden und in einem Vortragstempo, das einigermaßen an die Grandezza der Sarabande erinnert, wird hier der geheimste Zusammenhang der Begebenheiten erhellt, die zum Sturz des längst baufälligen byzantinischen Reichs und der Eroberung von Konstantinopel durch die Türken geführt haben. Der hindurchgehende Held, ein geheimnisvoller Prinz von Indien, der an dem Fall der christlichen Stadt entscheidend Anteil nimmt, entpuppt sich ziemlich früh als unser alter Bekannter, der ewige Jude. Die Handlung selbst setzt sich aus breiten Schilderungen, denen mancherlei archäologische Studien zu Grunde liegen, aus Szenen, die man ungefähr für möglich und geschehen halten kann, endlich aus mystischen Vorgängen zusammen, die abwechselnd an arabische Märchenerzähler und an Eugen Sue anklingen.

Bei allem Aufwand an glänzenden Äußerlichkeiten, an religiösen und historischen Gesprächen, an weltgeschichtlichen Ideen, die darauf hinauslaufen, daß in jedem thatsächlichen Ereignis der Weltgeschichte ein höheres Gesetz walte, daß alles nach unmittelbarem göttlichen Ratschluß geschehe, ist der Roman doch von einer fast erschreckenden innern Leere. Die Idee, daß der Fall des entarteten christlichen Byzanz notwendig, bei den Türken der „Fortschritt" und die große Zukunft sei, wird poetisch dadurch verkörpert, daß die wunderschöne und tief-innerliche griechische Prinzessin Irene ihrem um sie werbenden Vetter, dem letzten Paläologenkaiser, ihre Hand versagt und sich ausdrücklich für den Harem des Sultans Mahommed II. aufspart, was Vater Hilarion, der Seelenrat der Prinzessin, mit den Worten feiert: „Ich denke, ich verstehe den Plan des großen Schöpfers. Er gab dir, o Tochter, deine Schönheit der Person und des Geistes und zog dich inmitten unsagbaren Leides groß, damit die Religion Christi nicht gänzlich im Osten unterginge." Nun wird man vom Standpunkt katholisch gläubiger wie modern historischer Anschauung aus wenig an der verblendeten Hartnäckigkeit zu bewundern finden, mit der sich die Byzantiner noch in ihrer Todesnot gegen die Union der lateinischen und der orientalischen Kirche sträubten. Aber in ihrer Zertretung durch die Türken eine verdiente Strafe Gottes, in der Rachsucht des ewigen Juden gegen den letzten Paläologen ein besondres Werkzeug des Höchsten zu sehen, die Herrschaft der türkischen Barbarei als die Verkörperung eines Fluches darzustellen, der Völker und Stätten trifft, wo man die göttliche Offenbarung mißachtet hat, das ist doch ein Stück englischer Phantasie, in dem sich der Cant hergebrachter, angeblich religiöser Betrachtungsweise und die Überreizung moderner Geschichtsmystik wunderlich genug begegnen. Ganze Reihen spezifisch englischer Vorstellungen von heute spielen in die mit so künstlichem Aufwand historisch gefärbte Erzählung hinein. Der ewige Jude, alias Prinz von Indien, muß selbst die Anschauungen der englischen Teatotellers vertreten, er ruft, als er Uel, dem Glaubensgenossen von Konstantinopel, das Theegetränk einschenkt, das diesem bisher unbekannt gewesen ist: „Willst du nicht auch sagen, daß es besser als Wein ist? Die Welt wird eines Tages zu dieser Einsicht gelangen und um so glücklicher sein!" Die Hauptanschauung bleibt doch die, daß der geheimnisvolle Vorgang der Ausbreitung eines Glaubens an unerklärliche Dinge jederzeit die unmittelbare Hilfe und Einwirkung Gottes voraussetzt. „Es gab eine Zeit, sagt Ahasver, wo der Islam nur verächtliches Lachen hervorrief, jetzt jedoch ist er der Glaube, der annehmbarerer scheint als irgendein andrer." Im Munde des ewigen Juden, der andrerseits so stolz auf seine Abstammung vom Volke Gottes ist, daß ihm die edelsten Geschlechter von Konstantinopel wenig imponiren, mag sich das überlegen und staatsklug ausnehmen; aber der Verlauf des Romans lehrt, daß es auch eine der Offenbarungen ist, die uns Herr Lewis Wallace zuteil werden läßt. Es käme nicht viel darauf

an, ob der Reihe hohler und abgeschmackter Erfindungen, die unter dem schützenden Mantel der Geschichte einherwandeln, noch ein paar mehr hinzugesellt werden. Aber der feierliche Ton, neben dem schulmeisterliches Ungeschick im Vortrag waltet (Redewendungen wie „Wenn wir diese Regel hier anwenden,“ „Da wir, Verfasser und Leser nicht zur Menge gehören und ein Interesse an dem Manne nehmen, von dem uns mehr als ihnen bekannt ist,“ „Der Leser wird die Höflichkeit, die in der Entsendung der Sänften für die beiden Damen zum Ausdruck gelangte, zweifellos auf die Eifersucht zurückführen,“ „Es ist vielleicht aufgefallen, daß usw. Bemühen wir uns diesen Widerspruch zu erklären“ gehen durch beide Bände hindurch), und die eigentümliche Prätension, die in der religionsphilosophischen Färbung des Ganzen bei vollkommen gewöhnlichen Romanvorgängen liegt, fordern den schärfsten Widerspruch heraus. Die Beziehung zu der stammverwandten englischen Litteratur ist vor Zeiten der unsrigen zugute gekommen; wie die Dinge jetzt liegen, ist es vorteilhafter, daß das Band beinahe durchschnitten ist.

Einfacher, natürlicher, aber nicht wesentlich poetischer ist der Roman Lorna Doone von R. D. Blackmore, den die deutsche Übersetzerin Margarete Jacobi nach der sechsunddreißigsten Auflage des Originals „bearbeitet“ (d. h. beim Übersetzen vielfach und keineswegs überall zum Vorteil des Werkes gekürzt) hat. „Lorna Doone“ eröffnet die Bändereihe einer neuen „Romantischen Bibliothek,“ die die Verlagsbuchhandlung von Robert Lutz in Stuttgart herausgiebt. Die Romantik des Romans ist nichts mehr und nichts weniger als ein Stück Räuberromantik, die Handlung spielt in den Tagen Karls des Zweiten und Jakobs des Zweiten, des schrecklichen Lordoberrichters Jeffreys, also auch der Geächteten, der Highwaymen, der beständigen Bedrohungen alles Privatlebens und Privatglücks durch den jähen Wechsel der öffentlichen Zustände und die Ohnmacht der Staatsgewalten. Der alte englische Abenteurerroman, wie ihn De Foe begründet hat, und der Sittenroman der Fielding und Smollet reichen sich in Blackmores romantischer Erzählung die Hand, der angeschlagne Ton eines Memoirenromans, den der Held John Ridd, anfänglich Freisasse und später Sir John Ridd zu Oare in der Grafschaft Somerset, selbst erzählt, ist ziemlich gut festgehalten. Der wackre Freisasse aus alter, guter Familie, der unter hundert Lebensgefahren und drohenden Hindernissen schließlich seine geliebte Lorna Doone heimführt, steht seiner Anschauung und Bildung nach näher bei Squire Western als bei spätern feinern Gentlemen der englischen Erzählungskunst. Aber er hat das Herz auf dem rechten Fleck, arbeitet sich durch alle Fährlichkeiten tapfer durch, kommt ein paarmal mit blauem Auge davon, weil hinter seiner Treuherzigkeit selbst Lord Jeffreys keinen Hochverrat wittern kann, und schlägt im übrigen mit Messer oder Schwert eine so gute Klinge, als man von einem englischen Freisassen des siebzehnten Jahrhunderts nur erwarten kann. Das Sittenbild, um das

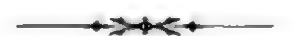
es sich ausschließlich handelt, entspricht in einzelnen kräftigen Zügen ohne Frage chronikalischen Überlieferungen und Aufzeichnungen aus der Zeit der Restauration, führt ein paar Persönlichkeiten und Szenen lebendig vor Augen, läßt aber die Hauptsache in unglaublicher Weise fallen. John Ridd deutet kaum einmal an, wie König Jakobs düstres, drohendes Regiment auf das lustige Altengland in allen Lebenskreisen zurückwirkte, er selbst gerät in das Getümmel der Schlacht von Sedgemoor, in der Herzog Monmouths Rebellenheer von den Königlichen geschlagen wurde, aber was er berichtet, giebt kein Bild des Vorgangs, während die Unthaten der geächteten Doones und die Abenteuer, die der Held in seinem ländlichen Besitztum erlebt, mit breiter Behaglichkeit und lebendigen Farben geschildert sind. Die Vorzüge, die selbst eine solche Art der Darstellung noch haben kann, hat Ad. Stern noch kürzlich in seinen „Studien zur Litteratur der Gegenwart“ (S. 440) dahin charakterisirt: „Das stoffliche Interesse, der durchgebildete Blick für die Äußerlichkeiten und Sitten früherer Tage schließen natürlich noch keine Vergeistigung und poetische Bedeutung in höherm Sinne ein. Aber sie verbieten dem Schriftsteller, der sich auf diesem Felde auszeichnen will, das leichtfertige Gesudel, die unechte Färbung, die völlige Nichtkenntnis der dargestellten Welt. Da in England die Bücher vergangner Zeit selbst noch gelesen werden, so stößt der Erzähler, der sich an Stoffe aus dem siebzehnten Jahrhundert wagt, auf die Sittenbilder der gleichen Zeit. Man läßt sich die Erinnerung gern in neuer Fassung gefallen, aber man hat die Erinnerung und stellt aus ihr heraus sehr bestimmmte Forderungen an den modernen Romanschriftsteller, der kulturhistorische Bilder geben will.“ Schade nur, setzen wir hinzu, daß diese Forderungen so ganz äußerlich bleiben. Der Gesichtskreis des Helden geht über ein altes Erbgut, ein neues Wappen, eine schöne junge Braut und Frau nicht hinaus, und die Menschen, die Sir John Ridd sonst schildert, sind in noch engerm Bann befangen. Das ist nun recht eigentlich Butzenscheibenkunst, unsre Teilnahme wird im Grunde genommen für alltägliche Schicksale und Durchschnittsmenschen in Anspruch genommen, denen keinerlei poetische Vertiefung geliehen ist. Auf dem Wege, den Blackmore in „Lorna Doone“ einschlägt, kann ohne sonderliche Mühe die ganze Sammlung der Staatsprozesse und ein Hause Kriminalakten, können die Chroniken sämtlicher Grafschaften, Wahl- und Marktflecken von Altengland belletristisch verwendet werden. Während der historische Roman früherer Zeiten mehr oder minder dem Weltbilde, dem Epos zustrebte und schon darum eine andre Fülle und Mannichfaltigkeit einschloß, ist der gegenwärtige dem herrschenden Zug zur Episode gefolgt und greift einen kleinen Ausschnitt aus dem Kulturleben vergangner Tage — natürlich unter steter Berufung auf Treue und Echtheit — heraus. Der Autor mag es unter solchen Voraussetzungen anfangen, wie er will, seine Erfindung und Gestaltung erhält entweder, wenn er Ausnahmemenschen und eigentümliche Verhältnisse

zu schildern hat, einen Stich ins Pretiöse oder spielt, wenn er, wie Blackmore in „Lorna Doone," eine Durchschnittsnatur und alltägliche Zustände darstellt (die sich sehr wohl mit abenteuerlichen Erlebnissen vertragen), in die Trivialität der bloßen Spannungs- und Unterhaltungserzählung hinüber. Bringt man in Anschlag, daß drei Viertel der kulturgeschichtlichen Romane Jungenglands von ähnlichem Gepräge sind, so läßt sich begreiflicherweise wenig Freude an diesen Leistungen gewinnen. Jedenfalls berühren sie unsre Litteratur nicht.

Gleichfalls der „Romantischen Bibliothek" angehörig ist die Übertragung eines englischen Romans, der freilich nicht zu den historischen zählt, sondern eher ein Beitrag zur Geistesgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts genannt werden kann. Der Roman Aus zwei Welten von Maria Corelli (aus dem Englischen von Isabella Hummel) ist mit seinen Vorreden und Nachworten ein charakteristisches Zeugnis dafür, in welcher Weise der Höhenwahn und die Sensationssucht am Ende dieses Jahrhunderts alle Kreise, alle Weltanschauungen durchdringen. Die Verfasserin, die sich ihrer idealen wie ihrer christlichen Gesinnung rühmt, predigt, daß das Leben Elektrizität sei, will mit ihrem Roman nichts mehr und nichts weniger beweisen, als daß „erstens Gott und sein Geist wahrhaft bestehen; zweitens, daß, während wir die kleinlichen Geschäfte unsrer Zeitlichkeit mit dem gleichen thörichten Eifer betreiben, mit dem Kinder Kartenhäuser aufbauen, sich die ungeheure Zentralsphäre stetig um uns dreht und der elektrische Ring stark und unzerstörbar ewig sein Werk des Schaffens und Wiederzerstörens vollbringt; drittens, daß jeder Gedanke und jegliches Wort von jedem Bewohner auf jedem Planeten in leuchtenden Lettern vor den Augen des Schöpfers aufflammt, ihm ebenso leicht lesbar wie ein Telegramm; viertens, daß diese Erde der einzige Fleck im Universum ist, wo sein Dasein wirklich bezweifelt und angefochten wird. Dazu sind der allgemein verbreitete Realismus (!), Materialismus und Atheismus die schrecklichsten und bezeichnendsten Zeichen unsrer Zeit. Das Werk, den Weizen vom Unkraut zu sondern, hat jedoch begonnen." Die Offenbarung, die uns der Roman zuteil werden lassen will, fällt jedoch keineswegs mit der demütigen Zuversicht derer zusammen, die an Gott glauben, auf die Unsterblichkeit ihrer Seele bauen und nach dem Erdenleben ein lichtvolleres, reineres Dasein in andern Sphären erwarten oder doch hoffen, sondern verkündet, daß allen denen, die Christi Lehre aufrichtig lieben und verstehen und nach der höchsten Vergeistigung eines lautern und vollkommnen Lebens streben, wunderbar geheimnisvolle Kräfte verliehen sind, die Fähigkeit zu jeglichem Wunder, die Gabe zu heilen und gesund zu machen, jegliche Macht auf eines Menschen Herz. „Dieser Spiritismus ist der Ausfluß des elektrischen Geistes der Gottheit im Menschen und steht in Verbindung mit dem erhabnen Mittelpunkt der Gottheit im Schöpfer, er kann mit Engeln reden, kann Kranke gesund machen und Traurige trösten,

kann Schönheit und Gesundheit des Leibes bewahren, ja kann sogar die Jugend länger erhalten, als sich die Materialisten je träumen lassen; er lehrt das Unglück tragen, als wäre es Freude, ja selbst im Tode lehrt er triumphiren." Der Roman soll durch seine wunderbare Erfindung, in der die sichtbare und die unsichtbare Welt ineinanderspielen, für diesen Glauben, diese Überzeugung Propaganda machen. Wie weit er das vermag, können wir ruhig dahingestellt sein lassen; die Poesie hat nur mit Seelenkräften und nicht mit elektrischen Strömungen zu thun. Der Hochmut, der sich hinter diesem spiritistischen Sektentum birgt, die tiefe Verachtung, die die Verfasserin für die schlichte Seelenreinheit, die schlichte Liebe, das einfache Mitleid zur Schau trägt, das die dunkeln und verworrnen Wege unsers Lebens erhellt, suchen ihresgleichen im Ubermenschentum der Modephilosophie. Es ist überall dieselbe Erscheinung: das Bedürfnis, den uralten, heiligen und ewigen Maßstäben menschlichen Wertes zu entwachsen, falsche, trügerische Maßstäbe an ihre Stelle zu setzen und damit die eigne Größe und Unfehlbarkeit zu beweisen. In den Ausnahmemenschen dieses Romans steckt die ganze Überhebung dieser Tage, die mit sittlicher Größe, mit innerer Weihe, mit reinerm Empfinden und werkthätiger Menschenwürde so wenig zu schaffen hat. Die Szene, mit der der mystische Heliobas den Prinzen Iwan Petrowsky entläßt und ins Leben hinausschickt, reicht allein aus, den wahren Charakter dieser Art von Idealismus ins rechte Licht zu stellen. Die Dame, der die Erzählung in den Mund gelegt und die, wie es scheint, eine Musikerin ist, giebt weltlich-hochnäsige Kunsturteile zum besten, nennt Bach einen abscheulich langweiligen Tyrannen, Beethoven ein wenig langweilig, und behauptet, Schubert sei ein größerer Musiker geworden als Beethoven, wenn er länger gelebt hätte. Nun, das sind Ansichten und Aussprüche wie andre auch, sobald sie von einem einfachen, wenn auch hochbegabten Menschenkinde ausgehen. Aber wie anders stellt sich die Sache dar, wenn das räsonnirende Menschenkind zu der Gruppe der geheimnisvoll Auserwählten gehört, die „ihre mächtigen elektrischen Organe bei richtiger Pflege zu ungeahnten geistigen Fähigkeiten entwickelt haben." Widerspruch wird dann zur Todsünde, und andres Empfinden heißt brutaler Materialismus.

Wie gesagt, der Roman der Miß Corelli gehört nicht zu den historischen. Aber ein Blick in ihn hilft vielleicht klar machen, wo die Wurzeln zu den oben charakterisirten wunderlichen Ab- und Ausartungen einer Gattung zu suchen sind, die vor Zeiten der Darstellung kraftvollen, eigentümlichen Lebens überaus günstig war und nirgends günstiger als in der englischen Litteratur.



Die Kunst

Erzählung von Theodor Duimchen (in Dresden)

(Fortsetzung)

Vanrile hatte viel Beziehungen gehabt, aber niemand hörte etwas von ihm. Nach Jahr und Tag berichtete nur ein Freund der Mollerschen Familie, der mit seiner Frau auf einer Sommertour nach der sächsischen Schweiz durch Dresden gekommen war, daß ihnen dicht an der Blasewitzer Straße vom Wagen aus einige Steinmetzwerkstätten aufgefallen wären, und in einer von ihnen hätte zwischen Marmorplatten, Grabtafeln und Grabkreuzen in langem grauem Kittel Vanrile gestanden, im Gespräch mit einem andern Herrn im Rock, der dem Anschein nach der Besitzer gewesen sei und ihm Anweisungen gegeben habe. Herr Moller hatte es zu Hause erzählt, schon weil er glaubte, daß es seiner Nichte bekömmlich wäre. Also Steinmetzgesell! das ist nun das Ende des großen Mannes. Aber es ist kein Wunder, er war ebensowenig ein wirklicher Künstler wie er ein ordentlicher Geschäftsmann war, er war von beiden etwas, aber nichts ordentliches.

Aber Erika von Haltern hatte aus der ganzen Nachricht nur eins herausgehört: er arbeitete. Sie sollten schon noch staunen über das, was er konnte. Auch sie hatte nie eine Nachricht von ihm erhalten, und doch wußte sie, so sicher wie daß sie lebe, daß er arbeiten und Erfolg haben würde, und daß er kommen würde, sie zu holen, wenn er wieder fest stünde im Leben. Sie hatte auch nie Sorge, daß das am Ende nicht zeitig genug geschehen würde. Sie konnte warten, und sie wartete ruhigen Herzens.

Seitdem waren schon zwei Jahre vergangen, sie war inzwischen achtzehn Jahre alt geworden. Sie wurde viel umworben. Da ihr Vormund kinderlos war, so war sie die einzige Erbin des großen Vermögens. Es war zwar zu erwarten, daß Moller einige große Legate aussetzen würde, um durch eine Mollerstiftung oder ein Mollersches Krankenhaus oder etwas ähnliches den Klang seines Namens auch bei den nachwachsenden Enkelgeschlechtern zu erhalten; dennoch blieb die schöne Erika von Haltern eine der allerbesten Partien. Die Söhne der ersten Familien lenkten ihre Blicke auf sie, und die Väter waren durchaus damit einverstanden.

Onkel Moller hatte aber besondre Pläne mit Erika. Daß ihr zukünftiger Gatte reich sein mußte, sehr reich, außerordentlich reich, war selbstverständlich;

Digitized by Google

aber er gönnte sie keinem der patrizischen jungen Herren, deren Väter ihm jahrelang so wehe gethan hatten. Auch hätte es viel besser in seine Politik gepaßt, wenn sich durch Heirat eine Verbindung mit den neuen Reichen hätte herstellen lassen. Er stützte sich mehr auf die Partei in der Bürgerschaft, die die neu aufstrebenden jungen Vermögen vertrat gegen den sich abschließenden Ring der alten Geschlechter.

Da war zum Beispiel Albert Bierman. Er machte Erika in ganz verzweifelter Weise den Hof, und Onkel Moller hätte es sehr gern gesehen, wenn die Partie zustande gekommen wäre. Er gab sich alle mögliche Mühe, Herrn Bierman bei seiner Nichte ins beste Licht zu setzen. Aber er hatte wenig Glück damit. Wenn sie sagte, daß er ein ganz beschränkter Kopf sei, ohne jedes höhere Interesse, so machte er geltend, daß zu jedem großen Erfolg eine gewisse Einseitigkeit gehöre, und daß sich ein Mann, der den Kopf voll wichtiger Dinge habe, natürlich nicht mit Kunst und andern Allotrien befassen könne. Aber Erika antwortete, daß es vielleicht für Herrn Bierman selbst wichtig sein möge, wieviel Millionen er noch zusammenbringe, aber doch für die sehr vielen andern Menschen nicht. Ihr sei dieser pfiffige Dummkopf einfach unausstehlich, und das sei für sie das wichtigste.

Pfiffiger Dummkopf! Herr Senator Moller hatte häufig über den Ausdruck nachgedacht und schließlich gefunden, daß seine Nichte eigentlich nicht so sehr Unrecht hätte. Ein pfiffiger Dummkopf — das war er wirklich ungefähr. Aber vielleicht war es gerade das, was dem Manne seine Erfolge verschaffte. Für ihn und seine Pläne wäre dieser Schwiegersohn jedenfalls sehr brauchbar gewesen, und so gab er denn die Hoffnung nicht auf, die Partie doch noch zustande zu bringen, um so mehr, als sowohl er wie seine Frau nicht die geringsten Anzeichen wahrzunehmen vermochte, daß bei ihrer Nichte auch nur das leiseste Interesse für irgend einen andern bestanden hätte.

Der Wunsch wuchs, als zunehmende Nervosität und Kränklichkeit mehr und mehr das Bedürfnis nach kräftiger Bundesgenossenschaft in ihm weckten. Im Sommer wurde eine längere Kur notwendig. Man riet ihm einen monatelangen Aufenthalt in einer bei Dresden gelegnen Naturheilanstalt an, deren Ruf durch die außerordentliche Reklame, die sie machte, auch nach Hamburg gedrungen war.

Als ihm die Nähe Dresdens empfohlen wurde, erinnerte sich der Onkel allerdings Vanriles; es wäre doch unangenehm gewesen, wenn man dem da begegnet wäre. Als er sich aber eingehend nach ihm erkundigt und nichts, gar nichts von ihm hatte erfahren können, beruhigte er sich. Wohl längst untergegangen! dachte er.

So waren sie denn alle drei für die Sommermonate hierher gekommen. Herr Albert Bierman wurde für einige Wochen ebenfalls erwartet. Der junge Herr versprach sich von diesem Plane fast sichern Erfolg, er sagte sich, daß er im ungestörten Verkehr mit Erika ganz andre Aussichten hätte als zu Hause: er würde tagelang allein mit ihr zusammen sein, ganz ungehindert durch andre, er würde ihr näher treten, und dann würde sich die Sache schon machen. Denn der Gedanke, daß ihm Erika persönlich abgeneigt sein könnte, war ihm noch nie gekommen; er war der Meinung, daß allgemeine Mädchensprödigkeit das einzige Hindernis auf seinem Wege sei. Und Herr Bierman hatte zu dieser Annahme guten Grund, er hatte keineswegs besondre Eitelkeit nötig, um zu dieser Meinung zu gelangen. Ließen ihn doch Mütter und Töchter nur allzu

deutlich merken, daß man die Ehre zu schätzen wissen würde, ihn zum Schwiegersohn oder zum Gatten zu haben.

Auch Herr Moller hoffte das beste. Er hatte eigentlich nur Sorge, daß man vielleicht genötigt werden könnte, irgend eine Bekanntschaft zu machen, die Erika gefährlich zu werden imstande wäre. Man hielt sich daher aufs ängstlichste von jeder Berührung fern. Erika hatte dessen natürlich kein Arg, da ihr Onkels Bedürfnis nach vollkommenster Ruhe, der Zweck des ganzen Aufenthalts, dieses Verhalten genügend zu begründen schien. Sie hatte schon immer wenig Interesse für die jungen Herren gehabt, die in ihren Gesichtskreis traten, und so auch hier; von einem gewissen Tage an verlor sich sogar die letzte Spur davon. Das hatte aber einen Grund, der Herrn und Frau Moller um den Ausgang ihrer Pläne wohl sehr besorgt gemacht hätte, wenn sie ihn gekannt hätten.

Eines Tages nämlich war sie mit Onkel und Tante von der Mittagstafel im Kurhause zurückgekommen. Sie wandelten wie gewöhnlich durch einen kleinen Waldweg nach der Villa zurück, die sie gemietet hatten. Erika war etwas zurückgeblieben, da sie hie und da eine Blume, einige Farren und Gräser pflückte. Da hatte sie plötzlich auf einem der Seitenpfade, an dem sie eben vorübergegangen war, einen festen Tritt gehört. Kaum hatte sie ihn vernommen, da fühlte sie, wie ihr Herz heftiger zu schlagen begann. Sie stand still und horchte. Langsam, ganz unwillkürlich wandte sie das Gesicht dahin, von wo sie den Nahenden hörte. Eine hohe, breitschultrige Gestalt bog um das letzte dichte Gebüsch an der Ecke, und Blumen und Gräser entfielen ihrer Hand.

Kleine Erika! und Erich! tönte es achtlos laut durch den Park, und da standen die beiden und hielten sich umschlungen und küßten sich, als wenn sich das von selbst verstünde, und alle Vögel des Himmels und alle Menschen der Erde es sehen dürften, während doch kaum hundert Schritt davon Herr Gustav Moller und seine Frau Gemahlin wandelten, die es bestimmt nicht sehen durften.

Erika kam auch schnell genug zur Besinnung: Rasch fort! Onkel und Tante sind da, ein paar Schritte von hier.

Wie treff ich dich? fragte er.

Heute Abend halb acht, dort unten an der Quelle!

Optime, lachte er, ein Stelldichein mit der kleinen Erika!

Noch einmal wollte er sie küssen. Nein, nein! wehrte sie ab, eben hör ich sie kommen.

Und so war es. Rasch trat er hinter das Gebüsch, denn in der That, Onkel und Tante kamen zurück.

Was ist denn los? Riefst du nicht?

Ach, ich habe nur meine Blumen verloren, antwortete Erika wahrheitsliebend und verlogen. Und sie bückte sich, sie wieder aufzusuchen. Das hatte den Vorteil, daß die Tante nicht merkte, wie rot sie war.

Onkel und Tante schöpften denn auch keinen Verdacht, nicht den geringsten; wie hätten sie auch auf Herrn Vanrile kommen sollen! Dem Onkel schien nur der zweimalige Weg leid zu thun: er brummte etwas, das ungefähr so klang, als ob er der Meinung Ausdruck verliehe, daß man um einiger Blumen willen, die in den Sand gefallen seien, doch nicht gleich so zu schreien brauche.

Sein Brummen machte aber wenig Eindruck auf Fräulein Erika von

Haltern, Onkel Moller hätte sie sogar laut ausschelten können, sie würde es kaum gehört haben.

Jetzt hatte sie ihre Blumen wieder gesammelt und erhob sich. Es thut mir leid, daß ihr umgekehrt seid, sagte das gute Kind. Du kommst zu spät zu deinem Nachmittagsschläfchen, Onkel.

In ihrer Seele war Jauchzen, die Welt schien ihr zu lachen, und sie hatte alle Menschen lieb. Tante Ida war ganz erschrocken über das Ungestüm des Mädchens, denn Erika nahm sie im Laufe des Nachmittags plötzlich beim Kopfe und schloß sie in ihre Arme. Sie hatte ja keine Ahnung davon, daß sie nur eines andern Stelle vertrat.

Am Abend aber saßen Erich und Erika zum erstenmale in der Dämmerung an der murmelnden Quelle und erzählten sich und plauderten und schmiedeten Pläne. Mit dem Steinmetzgesellen hatte es seine Richtigkeit gehabt. Ich hatte kein Geld mehr, erzählte Vanrile lachend, gar keins, den Rest meines Vermögens hatte ich für den Marmor zu meiner ersten großen Statue ausgegeben, und die war noch in den Anfängen der Ausführung. Um mein Werk fortsetzen zu können, mußte ich Geld verdienen durch Arbeiten, die gleich lohnen. Ich wandte mich daher an den Mann, durch den ich den Marmor bezogen hatte, aus dem ich Götter und Menschen schaffe. Was willst du, Handwerk ist der Boden aller Kunst! Ich bin Handwerker geworden, damit ich weiter Künstler sein kann. Ich habe dem Mann einige neue Grabkreuze und Tafeln modellirt, auch mit seinen Gesellen gearbeitet, die letzte Hand an das gelegt, was sie im Rohen vorgearbeitet hatten. Ich wurde ausgezeichnet bezahlt, denn die neue Ware ging. Für mich hatte es nebenbei den Vorteil, daß ich mir alle Feinheiten und Sicherheiten in der Meißelführung auf diese Weise wieder aneignen, alle möglichen Versuche anstellen konnte, den Marmor zu tönen und zu färben. Das kommt mir jetzt sehr zu statten, ich hätte ohne diese Vorübungen nicht so rasch und nicht so sicher arbeiten können.

Wenn Erika von seinem Geldmangel hörte und davon, daß er jetzt drüben in seinem Dörfchen einen Schuppen als Atelier eingerichtet und seinen Wohnsitz in einem Zimmerchen der Dorfschenke aufgeschlagen hatte, so regte das in ihr nur dämmernde Gefühle von etwas Unbekanntem, aber Hohem, Herrlichem an. Welche Not, auch geistige Not für einen Mann von den Lebenserfahrungen Vanriles in der Sorge um die nächsten Groschen lag, davon konnte sie sich ja nicht den geringsten Begriff machen. Es war in ihren Empfindungen etwas von geistlicher Schwärmerei, von dem Gefühl, das wohlgezogne junge Aristokratinnen im sacre coeur für die Märtyrer der heiligen Kirche haben; sie schwärmen für Blut und Wunden und haben doch nicht die geringste Ahnung davon, wie es thut, wenn einem die Haut abgezogen wird, oder wenn etwa gewaltthätige Machthaber einen über mäßigem Feuer rösten lassen, um ihm andre Überzeugungen beizubringen.

Der plötzlich verarmte Vanrile war ihr eigentlich durch die schwere Erfahrung, durch das Mitgefühl, das sie für ihn hegte, menschlich näher getreten; sie hatte dadurch sehr viel früher, als sie sich sonst wohl im Laufe der Dinge darüber klar geworden wäre, deutlich erkannt, wie sehr sie ihn liebte. Aber sie sah jetzt sein Haupt auch wie von einer Art Heiligenschein umstrahlt: sie hatte, wenn sie es sich auch nicht klar zum Bewußtsein brachte, doch das deutliche Gefühl, einer großen Kraft, einem ungewöhnlichen Mute gegenüber zu stehen, sie ahnte, daß ein Mann, der ohne das mächtigste heutige Hilfsmittel,

ohne Geld, den Kampf mit dem Leben aufnahm, und der in diesem Kampfe, wo Kriechen und Bücken, allerlei schmierige Waffen und kleinliche Mittel oft zu ganz ungewöhnlichem Erfolge führen, sich die edelste Waffe wählte und fest daran glaubte, daß er, nur durch seine Kunst, siegen würde, ein ganz ungewöhnlicher, ein bedeutender Mensch sein müsse. Trotz ihrer jungen Jahre hatte sie zwar keine genaue, auf der Kenntnis von vielen Einzelheiten beruhende, logisch durchdachte Anschauung über Leben, Gesellschaft und Erfolg, aber sie hatte doch in hohem Maße die weibliche Logik, das sichere Gefühl des Richtigen. Sie hatte nie darüber nachgedacht, sich nie klar gemacht, aus welchen höhern oder innern Gründen sie urteilte, aber der vielfache Millionär Albert Bierman war und blieb für sie ein recht gewöhnlicher Sterblicher, den sie ganz unbefangen in die allertiefste Klasse des Menschentums einordnete. Und Vanrile, der verarmte Mann, den alle Welt mied, und über den Leute wie Herr Bierman in der Gesellschaft spotteten, war in ihren Augen nur höher gerückt; er hatte für sie jetzt einen neuen Zauber, den er früher nicht gehabt hatte.

Sie zweifelte auch keinen Augenblick an seinem Erfolg. Sie glaubte so unbedingt an einen großen, glänzenden und sofortigen Sieg, daß Vanrile manchmal heimlich bange wurde, da er doch dann und wann in Augenblicken der Abspannung, wie jedes große Talent, an sich und seiner Kraft zweifelte, und da er selbst in jenen andern Stunden, wo er vor seiner Schöpfung in der festen Überzeugung stand, daß er in der That ein berufner Künstler sei, doch nie vergaß, daß nur der wirkliche Erfolg in der Hand des Künstlers liegt, der Erfolg, der darin besteht, möglichst ganz und vollkommen das zu schaffen, was er im Geiste geschaut hat, daß aber der äußere Erfolg, das Bekanntwerden, die Anerkennung, das Geld, das er für sein Werk bekommt, sehr häufig, nur allzu häufig weniger von dem innern Werte des Geschaffnen als von dem Zufalle abhängt, von schlimmern Mächten noch ganz abgesehen.

Für Erika stand der große Sieg nahe bevor. Der Bau der neuen Akademie der Künste hatte den Architekten und Bildhauern Dresdens hohe Aufgaben und lebhafte, lohnende Beschäftigung gebracht. Für die Bildhauer waren verschiedne Wettbewerbungen ausgeschrieben worden für Verzierungen, Köpfe, Statuen und Gruppen, die auf oder an dem Gebäude oder auch in den Höfen und Hallen aufgestellt werden sollten. Die größte Aufgabe, für deren Lösung man auch einen ungewöhnlich hohen Preis ausgeschrieben hatte, bestand darin, für die große Eingangshalle des mit der Akademie verbundnen Kunstausstellungsgebäudes die „Kunst" plastisch darzustellen.

Das Ausschreiben war schon drei Jahr alt, man hatte absichtlich den Künstlern sehr lange Zeit lassen wollen. Aber auch freie Hand: man hatte ihnen die Wahl der Technik, des Materials und auch die Entscheidung darüber freigestellt, ob sie sich durch ein Modell oder durch das ausgeführte Werk selbst um den Preis bewerben wollten. Der sehr hohe Preis sollte nur ein Sporn für den Ehrgeiz, nicht etwa schon die Bezahlung sein. Würde ein Modell gekrönt werden, so sollte es vom Künstler auf Rechnung des Staats ausgeführt werden; würde ein ausgeführtes Kunstwerk den Sieg davontragen, so sollte der Staat durch Auszahlung des Preises das Recht erwerben, es zu einem Preise zu kaufen, der in der Weise festgestellt werden sollte, daß Künstler und Kommission je einen Sachverständigen, diese beiden vor Eintritt in die Verhandlungen einen dritten als Obmann zu wählen und diese drei dann, für beide Teile verbindlich, das Werk einzuschätzen hätten.

Die Aufgabe sowohl als auch die Aussicht auf den großen Erfolg hatte Vanrile gefesselt, als er bei seiner Ankunft in Dresden davon hörte. Monatelang trug er den Gedanken mit sich herum, vor seinem innern Auge entstanden Entwürfe auf Entwürfe, ohne ihn völlig zu befriedigen. Schon einigemale hatte er geglaubt, gefunden zu haben, wonach er trachtete, aber immer war er nach einigen Tagen aufs neue enttäuscht. Fast war er mutlos geworden. Da, mit einemmale, stand das Bild vor ihm, mit einemmale wußte er, was er wollte, und wie es wirken mußte. Damit war aber auch für ihn die Frage der Technik gelöst, und damit wiederum stand für ihn fest, daß er sich nicht durch ein Modell bewerben dürfe. Er brauchte Marmor, verschiednen Marmor. Nicht kalt und weiß stand sein Bild vor seinem Auge, sondern in Farbe und Leben. Was hätte es ihm genützt, wenn er das, was er im Geiste sah, in Thon modellirt und davon einen bemalten Gipsabguß den Richtern geschickt hätte, eine Karrikatur dessen, was er wollte!

So hatte er sich denn damals schon entschlossen, sein Vermögen zu wagen, sich die verschiednen Marmorsorten kommen zu lassen und sein Kunstwerk gleich auszuführen. Wohl hatte er sich gesagt, daß das eigentlich sträflicher Leichtsinn sei. Aber auf der andern Seite wuchs von Tag zu Tag das Vertrauen zu seiner Kraft und der Wunsch, sein Werk, so wie es vor seinem innern Auge stand, zu bilden, ganz unbeeinflußt von Einreden und von Winken, bis in die kleinsten Einzelheiten hinein es so zu bilden, wie er wollte. Er verkannte die Größe der Gefahr nicht, er sah klar, daß er beinahe seine ganze Zukunft auf eine Karte setzte, er erwog wochenlang alle Möglichkeiten. Aber endlich konnte er doch sagen: Ich habs gewagt! und von dem Augenblick an war er auch ruhig.

Sein Leben richtete er sich so billig als möglich ein, um so unabhängig als möglich von Geldsorgen zu bleiben. Seit Jahr und Tag hatte er nun da drüben in dem stillen Walddorfe gesessen, wo ihm ein glücklicher Zufall gute Gelegenheit gegeben hatte. Jener Händler und Steinmetz hatte nämlich durch seine Gesellen ein großes, prunkvolles Grabmal für einen verstorbnen sehr reichen Großbauern ausführen lassen; es war an Ort und Stelle gemacht worden, der Schuppen mit seinem guten Licht stand noch, und er wurde ihm von dem Manne billig überlassen. Er hatte mit niemand verkehrt, ein Leben geführt, so karg und für jedes fremde Auge scheinbar so freudenleer, daß es kein Arbeiter ausgehalten hätte. Man sah ihn auch für weiter nichts an im Dorfe, als für einen Arbeiter des Dresdner Steinmetzmeisters, der da noch irgend etwas fertig machen sollte, und zwar für keinen der bessern, denn einen solchen würde der Meister nicht so lange haben entbehren mögen. Vanrile hatte oft innerlich gelacht über die mitleidige Herablassung, mit der man ihm hie und da begegnete. Nachdem sich die erste Neugierde gelegt hatte, kümmerte sich niemand mehr um ihn, und bald war er mit seiner Kunst ganz allein. Er arbeitete fieberhaft, und die Arbeit ließ ihn alles vergessen. Höher und höher stieg sein Mut, als er beim Fortschreiten der Arbeit immer sicherer der Überzeugung wurde, daß er erreichen würde, was er erstrebte.

Schon war die Arbeit in der Hauptsache beendet, aber auch die Zeit, in der sie abgesandt werden mußte, lief ab. Da traf er Erika! Und jetzt, da er das Mädchen, das er erringen wollte, wiedersah, sie jeden Abend sehen und mit ihr plaudern konnte, schien sich seine Arbeitsfähigkeit und seine Spannkraft, auf die die lange Anstrengung doch etwas zu drücken begann, zu ver-

doppeln. Mit innerm Jubel nahm er es wahr. Die letzten feinen Ausarbeitungen gelangen ihm in einem Maße, wie er es sich selbst nie zugetraut hatte. Kleine! dir gehört die Hälfte des Preises, wenn ich ihn bekomme! so dachte er, und so hatte er ihr auch gesagt.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Das Ergebnis der vorigen Reichstagswoche. Die patriotischen Erinnerungsfeste des abgelaufnen Halbjahrs waren schön und erhebend, aber es ist doch gut, daß die Anlässe zu ihnen ein Ende nehmen. In Erinnerungen lebt der Greis, der Mann lebt in der Gegenwart, der Jüngling in der Zukunft; ein Volk, das nicht untergehen will, muß Mann und Jüngling zugleich sein und darf nicht dem greisenhaften Geschmack verfallen, ausschließlich in den Erinnerungen einer großen Vergangenheit zu schwelgen. Auch sind wir Deutschen in der Zeit von 1864 bis 1871 nicht so glücklich oder so unglücklich gewesen wie die Holländer, denen ihr heroisches Jahrhundert so viel eingetragen hat, daß sie seitdem den Rentner unter den Völkern spielen können. Daß nun die Sprechhallen der Volksvertretungen die Orte nicht sind, wo ein Volk vorzugsweise die wiedergewonnene Jugendkraft beweisen kann, leuchtet ein; man muß schon zufrieden sein, wenn darin kein Unheil angerichtet und einige nützliche Arbeit gethan wird. In beiden Beziehungen aber hat der Reichstag nicht allein seit Neujahr leidlich seine Schuldigkeit gethan, sondern auch vorige Woche ein paar Entscheidungen getroffen, die beweisen, daß er sich nicht von der Bahn eines besonnenen, wenn auch sehr langsamen und bedächtigen Fortschritts abdrängen läßt.

Die mittelparteiliche und ein Teil der konservativen Presse hatten sich in Ermanglung einer nützlichern Beschäftigung eine Zeit lang auf die Bekämpfung der Revolution verlegt und sich in einen solchen heiligen Eifer hineingeschrieben, daß sie zu guterletzt schon die Forderung, es solle von Staats wegen noch mehr als bisher im Arbeiterschutz geleistet werden, für revolutionär erklärten. Man mußte also erwarten, daß sich am 15. Januar, als der Abgeordnete Hitze seine arbeiterfreundliche Resolution einbrachte, auf der rechten Seite des Hauses ein Sturm der Entrüstung gegen den „Revolutionär" erheben werde. Aber siehe da, alle Welt stimmte ihm bei, den Freiherrn von Stumm nicht ausgenommen, der nur eine kleine Änderung vorschlug und keins von den bösen Worten, die ihm nachgesagt werden, gesprochen haben wollte. Die Resolution wurde einstimmig angenommen. Entweder also ist die letzten Monate hindurch der Draht abgerissen gewesen zwischen den Zeitungsschreibern und ihren Auftraggebern, oder diese Herren haben sich die Sache überlegt und sind ruhiger geworden. Alle erkennen an, daß ein Teil der ärmern Klassen unter großen Mißständen leidet, die gehoben werden müssen, wenn nicht die Nation im ganzen dadurch geschädigt werden soll, und weiter wollen und sagen wir ja auch nichts; ob eine wichtige Wahrheit dank der Sozialdemokratie oder trotz ihr anerkannt wird, darauf kommt nichts an.

Die zweite wichtige Entscheidung ist am 16. und 17. gefallen. Wir hätten weder erwartet, daß das Zentrum so geschlossen, noch daß die Regierung so entschieden den Antrag Kanitz ablehnen würde. Die Zentrumspartei hat den Freiherrn von Los, der die agrarische Bewegung für seine politischen Sonderzwecke auszunutzen versuchte, von sich abgeschüttelt, und der Staatssekretär von Marschall zeigte in der Debatte, daß er sich vor dem Bunde der Landwirte nicht fürchtet, er muß wohl also die verbündeten Regierungen samt dem Kaiser hinter sich wissen. Was der Freiherr von Marschall, und was im Namen des Zentrums der Graf Galen sagte, das deckt sich genau mit unsrer eignen an dieser Stelle unzähligemal dargelegten Ansicht. Galen hob vorzugsweise den sozialistischen Charakter des Antrags hervor. „Mit innerer Notwendigkeit muß die Monopolisirung des ausländischen Getreides die Monopolisirung des inländischen nach sich ziehen. Muß aber der Staat auch das inländische Getreide ankaufen, so muß er auch dafür sorgen, daß der Landmann sein Getreide lagerfähig baut, dann muß er jedem Landmann einen Polizisten ins Haus geben, der ihm vorschreibt, wie er seine Aussaat machen soll.“ Dasselbe sprach auch Herr von Marschall aus: es würde nichts übrig bleiben, als die Kontingentirung des Getreidebaues und die dem Bauer so verhaßte amtliche Beaufsichtigung seiner Wirtschaft. Der Staatssekretär wies aber auch noch auf das zweite Thor hin, das Graf Kanitz dem Sozialismus öffnet. Dieser hatte gesagt: „Es fragt sich, ob es möglich ist, den Getreidepreis zu finden und festzusetzen, der dem Landwirt die Existenz ermöglicht; kann man das nicht, so möge man den Getreidebau einstellen.“ Ja, das ist ja eben die Grundfrage zwischen dem Sozialismus und der bestehenden Gesellschaftsordnung! Wird sie bejaht, wird behauptet, der Staat, oder wer sonst die Gesamtheit vertreten mag, vermöge zu ermitteln, wieviel Einkommen einem jeden nach seinen Bedürfnissen und nach seinen Leistungen gebührt, und er vermöge ihm das zu gewähren, dann ist damit die Durchführbarkeit des Sozialismus anerkannt, und nicht bloß die Lohnarbeiter, sondern auch die meisten Handwerksmeister und kleinen Kaufleute werden verstaatlicht werden wollen, nimmermehr aber zugeben, daß den Gutsbesitzern allein das Heil widerfahre. Marschall sagte dasselbe mit etwas andern Worten und fragte noch, was wohl werden würde, wenn die Regierung dem Bauer den „normalen Preis“ versprochen hätte und dann ihr Versprechen nicht einlösen könne? Und er fragte weiter: Was würden Sie wohl sagen, wenn die Arbeiter „normale Löhne“ verlangten? d. h. vom Staate verlangten; daß er sie ihnen verbürge, denn auf privaten Wegen darnach zu trachten muß ihnen natürlich freistehen. Gerade das Verlangen der Agrarier aber, meinte er ferner, müsse das deutsche Rechtsgefühl aufs empfindlichste beleidigen, da Graf Kanitz mit seinem Antrag „eine Reihe sehr potenter Existenzen in seine Fürsorge einschließe.“ In der That, Herren, die ohnehin Millionäre sind, würden den größten Gewinn von dem Experiment davontragen, wenn es glückte. Unzähligemal haben wir es für groben Unfug erklärt, wenn in einem fort von der Not der Landwirtschaft gesprochen wird, als ob alle Landwirte Deutschlands in denselben Verhältnissen lebten, von denselben Daseinsbedingungen abhingen und von denselben Nöten in demselben Grade bedrückt würden. Auch Galen und Marschall haben diese „Vorspiegelung einer falschen Thatsache“ zurückgewiesen. Der erste sagte: „Die Verhältnisse im Westen und Osten sind so verschieden, daß eine Verständigung zwischen beiden überhaupt nicht möglich ist; die Verhältnisse müssen innerhalb jeder Provinz geregelt werden.“ Und Marschall: „Nicht überall kann man von einer Notlage sprechen.“ Und am folgenden Tage teilte Bennigsen mit, der Zentralausschuß der landwirtschaftlichen Vereine Hannovers

habe einstimmig erklärt: in der Provinz Hannover giebt es keinen Notstand der Landwirtschaft. Außerdem bewies der Staatssekretär die Unvereinbarkeit des Antrags mit den Handelsverträgen, sowie die Notwendigkeit dieser Verträge und den Nutzen, den sie gebracht haben. In Beziehung auf die Getreidezölle wies er noch auf eine Thatsache hin, die auch wir oft der Beachtung empfohlen haben: daß sie nämlich dann am wenigsten wirken, wenn sie der Landwirt am nötigsten braucht. Bei Teuerung, also in den Jahren, wo die Landwirte wenig zu verkaufen haben oder wohl selbst noch zukaufen müssen, erhöht sich der Inlandpreis um den vollen Betrag des Zolls; herrscht dagegen Überfluß an Getreide, dann vermag auch der höchste Zoll den Preis nicht zu erhöhen. Die Franzosen haben ihren Weizenzoll auf 7 Franks erhöht, und am 14. Januar stand Weizen in Paris um 80 Pfennige niedriger als in Berlin und 2,80 Mark niedriger als in Köln. Endlich drückte der Staatssekretär die Überzeugung aus, daß die Not der Landwirte, d. h. der ländlichen Grundbesitzer, soweit sie vorhanden ist, vorzugsweise durch die Überschuldung bewirkt wird, deren Ursachen ja bekannt sind. Die Debatte am 17. schloß mit der Ablehnung des Antrags und mit einem Krach zwischen dem Landwirtschaftsminister und den Konservativen, sodaß sie heute der Regierung genau so gegenüberstehen wie — unter Caprivi. Daß am zweiten Tage sowohl der Landwirtschaftsminister wie Bennigsen den Agrariern so scharf und so entschieden abgesagt hat, und daß sich ihre Ausführungen, namentlich in Beziehung auf den sozialistischen Charakter des Antrags Kanitz, so vollständig mit denen Marschalls und Galens deckten, bringt eine höchst erwünschte Klärung in die bisher so verworrne Lage.

Gewisse mittelparteiliche und konservative Zeitungsredaktionen haben im abgelaufnen Jahre die Grenzboten, weil sie sich an gewissen Donquixoterien nicht beteiligen mochten, mit aller Gewalt totzumachen versucht. Das ist ihnen nicht gelungen; dafür treten die Parteien, denen sie zu dienen gedachten, in der kläglichsten Verfassung ins neue Jahr ein. Die Konservativen haben zwei Jahre lang bloß noch zwei Dinge gewollt: den Antrag Kanitz und die Doppelwährung, und mit diesen Dingen kommen sie nicht durch; die Nationalliberalen aber wissen überhaupt nicht mehr, was sie wollen sollen, seitdem sie aufgehört haben, liberal zu sein. Die vielen wackern und gescheiten Männer, die die Wählerschaft beider Parteien bilden, werden sich endlich ermannen, auf neue Ziele besinnen und nach andern Führern umsehen müssen.

Zur Transvaalangelegenheit bringen die Cape Times einen geschichtlichen Beitrag, der inmitten der durch Anschuldigungen, Vertuschungen und Begütigungsversuche getrübten Atmosphäre als Lichtstrahl wirkt. Er stammt aus der Zeit vor dem Uitlanderaufstand und zeigt, wie lange man in Pretoria (und wohl auch in Berlin) den Zusammenstoß vorausgesehen hat. Die darin ausgesprochnen Hoffnungen und Befürchtungen gehören auch offenbar noch nicht der Geschichte an. Es ist ein Bericht von dem Engländer E. Garrett, dem Verfasser des Buches In Afrikanderland, über eine Unterhaltung mit dem Präsidenten Krüger im Juli 1895, worin dieser offen England beschuldigt, daß es ihn in der Swasilandfrage getäuscht habe, da Swasiland ohne die Seeküste gar keinen Wert habe. „Ich bin oft getäuscht worden. England hält uns irgend etwas hin und sagt: Wir werden die Rechte des Freistaates mit günstigen Augen betrachten, aber ihr müßt etwas mehr thun; und dann sagt es: Nun bekommt ihr es sicher, aber wir müssen erst noch ein kleines Entgelt von euch haben; und so geht es fort.“ Daß es „Verrat an der südafrikanischen Einheit“ sei, moralische Unterstützung von irgend einer andern Macht als England zu suchen, leugnete der Präsident geradezu: „Nehmen wir an, Eng-

land will mir die Gurgel abschneiden. Ich sage nicht, daß es das will, aber nehmen wir es an. Würde ich da nicht ein Recht haben, Deutschlands moralische Unterstützung zu suchen?“ Auf den Einwand Garretts, daß England Swasiland nur genommen habe, um es eines Tages dem einigen Südafrika zurückzugeben, während Madagaskar und Damaraland für immer an Frankreich und Deutschland verloren seien, sagte der Präsident: „Das nützt mich nichts, wenn man mir Swasiland nimmt und giebt es an Natal. Swasiland ist von Rechts wegen unser. Natal war ja auch unser. Es ist doch nicht anders, als wenn man mir die Uhr aus der Tasche stiehlt.“ Vom Stimmrecht der Uitlanders sagte der Präsident mit gesundem Verstand: „Ich kenne weder Engländer, noch Holländer, noch Uitlanders, ich kenne nur gute und schlechte Leute. Schlechte Leute, die wir leichtherzig hereingelassen haben, waren es, die seinerzeit England zur Annexion des Freistaats verleiteten. Deshalb prüfen wir jetzt immer zuerst, ob wir gute oder schlechte Leute vor uns haben.“

England lehrt beten. In der letzten Nummer der Christlichen Welt finden wir in großem, auffälligem Druck einen von Häuptern der englischen Geistlichkeit unterzeichneten Aufruf, der sich an die gesamte Christenheit wendet und also wohl nicht nur an dieser Stelle an die Öffentlichkeit tritt. Der Aufruf schildert in beweglichen Worten die „furchtbare Tragödie in Armenien,“ erklärt es für „unglaublich und unerträglich, daß die Christenheit noch immer apathisch und machtlos vor diesem schrecklichen Schauspiel verharre,“ und nennt schließlich seinen eigentlichen Zweck, nämlich „alle, die auf Leben und Wirken der Kirche Jesu Christi Einfluß haben, inständigst und demütig zu bitten, alle Kraft des Gebets, das in der Kirche wirksam ist, zu sammeln und Gott den Vater, Christus unsern König und den Tröster, den heiligen Geist, anzuflehen, daß diese Schmach aufhöre; daß dem Übel gewehrt werde; daß unsre Selbstsucht, Gleichgiltigkeit und gegenseitige Eifersucht die Barmherzigkeit des gerechten Gottes nicht länger aufhalte und hindre an der Rettung seines treuen Volks.“

Was haben wir darauf zu antworten? Wir lassen einmal die Frage ganz aus dem Spiel, ob wirklich den Armeniern gar keine Schuld an dem Streite beizumessen sei, und nehmen an, sie seien wirklich „Gottes treues Volk,“ seien wirklich unschuldig um ihres Glaubens willen bedrückte, verfolgte, auf unmenschliche Weise bedrängte; dann ist es in der That unerträglich, daß wir „noch immer apathisch vor diesem schrecklichen Schauspiel verharren,“ dann wollen wir auch sofort dem Rufe folgen und der Unglücklichen in unserm Gebete von Herzen mit gedenken.

Aber ist das unsre ganze Antwort? Ich verdenke es keinem, wenn er beim Lesen des Aufrufs den Kopf geschüttelt oder gerade heraus gelacht hat. Diese Stimme von England her nimmt sich doch wirklich sehr sonderbar aus! Aber lachen wir lieber nicht, denn die Sache ist im Grunde recht ernst. Weshalb müssen wir aber den Kopf schütteln zu solchen Worten? Weil wir wohl an die Macht des Gebets glauben, aber in sehr anderm Sinne als die Verfasser des Aufrufs. Diese „Sammlung aller Kraft des Gebets in der Kirche“ klingt doch sehr, als ob hier eine Massendemonstration einen ganz besondern Einfluß auf die göttliche Weltenlenkung haben müsse. Unser Vater weiß, ehe wir ihn bitten, was wir bedürfen. Und dann: legt nicht jedes Gebet eine Pflicht auf? Nämlich die, daß wir keine Wunder fordern, sondern daß wir daran gehen, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln dieser Welt das auch unsrerseits wirklich zu erstreben, was wir erbitten. Und hier möge sich doch England einmal fragen, ob Europa, ob es besonders selbst mit dem Gebete seine Pflicht erfüllt hat. Aber nicht wahr, es betet ja eben, weil

es den bösen Türken anders nicht beikommen kann; die wohnen ja so weit dahinten.

Sonderbar nur, daß England noch nie um Mittel und Wege verlegen gewesen ist, wo es galt, seine eignen Interessen zu verfolgen. Weshalb brach doch Herr Jameson in Transvaal ein und betete nicht lieber, daß der Himmel gegen die schlechten Buren einschreite? „Daß unsre Selbstsucht, Gleichgiltigkeit und gegenseitige Eifersucht Gottes Barmherzigkeit nicht länger aufhalte," dafür sollen wir beten?

Nun, England weiß wohl, wen das am meisten angeht. Wer aber seine Schwächen kennt und die Hände in den Schoß legt und sagt: Betet, daß ich ein besserer Mensch werde! das ist ein sonderbarer Christ. Wenn England etwas dazu thut, diese seine Untugenden zu überwinden, würde es allerdings den Armeniern einen bessern Dienst thun, als wenn es die ganze Christenheit auffordert, Gott um die größten Wunder zu bitten.

Berlioz. Vor ein paar Wochen ist im Leipziger Gewandhauskonzert, um einem tief gefühlten Bedürfnis abzuhelfen, der Faust von Berlioz aufgeführt worden. Daß er in den nächsten zwanzig Jahren nicht wieder aufgeführt werden wird, darf man wohl bestimmt annehmen; die ihn gehört haben, sind ja nun gewitzigt. Denen, die sich noch nicht ganz klar darüber sein sollten, erweisen wir vielleicht einen Dienst, wenn wir sie nach all den schönen langen Kritiken, die sie in der Tagespresse darüber gelesen haben, noch mit einer kurzen Kritik bekannt machen, die vor zweiundvierzig Jahren darüber geschrieben worden ist. Sie findet sich in einem Buche, an dem wir uns in den Weihnachtstagen wieder einmal erquickt haben: in Hauptmanns Briefen an Hauser. Dort heißt es unterm 14. Dezember 1853:

„Berlioz hat erst im Gewandhauskonzert und dann in einem eignen vielerlei von sich zu Gehör gebracht. Eigen ists aber doch, daß es immer Sachen sind, von denen man schon seit 15 bis 20 Jahren hat sprechen hören: Romeo, Faust, Harald usw. Es ist doch auch alles rechte Barrikadenmusik, mitunter sehr schimmernd und glänzend, nie erwärmend. Nun möchten aber diese Sachen noch sein, wie sie wollten; aber das schrecklich viele Reden darüber muß einen kaput machen. Das Richtige wie das Falsche ist langweilig; das erstere ewige Wiederholung, das andre stupider Unsinn. Aber bei allem Esprit, den so ein gebildeter Franzos wie Berlioz haben kann, ist es doch eine Bornirtheit, einen solchen Faust aus dem Goetheschen zusammenzukleistern, wie ihn diese Symphonie (Legende) darstellt, teilweis mit Goetheschen Brocken, dann wieder mit eigner Zuthat, ohne Einheit und Geschmack. Noch trostloser ists aber, daß ein ganzes, großes, gebildet sein wollendes Publikum so wenig gesunden Sinn hat, das Absurde eben absurd zu finden, und wenn etwas glatt unwahr ist, zu meinen, es könne etwas Sublimes darin enthalten sein."

Was könnten unsre musikalischen Tagesschriftsteller lernen, wenn sie dann und wann einmal in Mendelssohns, Schumanns, Moritz Hauptmanns, Otto Jahns und andrer Schriften die Nase stecken wollten! Was würde aber Hauptmann erst heute sagen, wenn er „das schrecklich viele Reden" mit anhören müßte!

Zu den Bildnissen Bachs. Der Bibliothekar des Joachimsthalschen Gymnasiums in Berlin, Herr Professor Fuhr, teilt uns freundlichst mit, daß das Bildnis Bachs in der Amalienbibliothek in der That Johann Sebastian Bach darstellt, nicht seinen Sohn Carl Philipp Emanuel Bach. Es trägt oben auf dem

Rahmen die Aufschrift: „Johan Sebastian Bach | Der Teutschen größter Harmonist | gebohren zu Eisenach 1685 | gestorben in Leipzig | 1750," und diese Aufschrift hatte es schon, als es aus dem Nachlaß der Prinzessin Amalie in das Eigentum des Joachimsthalschen Gymnasiums überging. Auch hat sich der Maler auf dem Bilde selbst deutlich Liszewsky geschrieben. (Auf dem Bildnis des Zeichenmeisters Zink im Leipziger Museum hat er sich selbst ebenso deutlich Lisiewsky geschrieben, er schrieb sich also selbst verschieden.) „Den Wert des Bildes — schreibt Herr Professor Fuhr — habe ich früher nicht hoch geschätzt; seitdem ich eine Abbildung von Herrn Seffners Büste gesehen habe, bin ich überzeugt, daß der Wert nicht unbedeutend ist, die Ähnlichkeit fällt auf den ersten Blick in die Augen."

Nach dieser Mitteilung ist es doppelt erwünscht, daß das Bild so bald als möglich in einer guten Nachbildung (Heliogravüre) veröffentlicht werde.

Nochmals das bürgerliche Gesetzbuch. In unsern Bemerkungen unter der Abteilung Maßgebliches und Unmaßgebliches im letzten Heft ist uns ein Irrtum untergelaufen: der Verfasser des Aufsatzes über den Entwurf in demselben Heft, Herr Reichsgerichtsrat Petersen, ist nicht Mitglied einer der beiden Kommissionen gewesen. Wir waren zu der falschen Annahme durch ein Mißverständnis gekommen. Der Aufsatz entstand infolge eines Gesprächs mit dem Herrn Verfasser, das uns veranlaßte, ihn zu bitten, auch den Anschauungen Ausdruck zu geben, die den bisher in den Grenzboten vertretenen entgegenstehen; wir hielten das bei der Wichtigkeit der Sache für notwendig, um uns nicht den Vorwurf der Einseitigkeit zuzuziehen. Irrigerweise glaubten wir dabei, einem unmittelbar bei der Herstellung des Entwurfs beteiligt grwesenen das Wort zu geben.

Litteratur

Bismarckjahrbuch. Herausgegeben von Horst Kohl. Zweiter Band. Berlin, O. Häring, 1895

Wesentlich stärker als der vorige Band tritt dieser zweite in die Öffentlichkeit. Diese Vergrößerung kommt vor allem auf Rechnung der „Chronik vom 17. September 1894 bis zum 16. September 1895," da diese diesmal die zahllosen Kundgebungen der Treue und Dankbarkeit zum achtzigsten Geburtstage des greisen Staatsmannes bringt, und zwar in möglichst authentischer, vom Fürsten, soweit es seine eignen Ansprachen betrifft, selbst gebilligter Fassung. Historisch am interessantesten ist die erste Abteilung, „Urkunden und Briefe," denn sie bringt nicht nur Bismarcks Probearbeiten zur Referendariatsprüfung, sondern auch sechzehn teils noch ganz unbekannte, teils bisher nicht ganz fehlerfrei veröffentlichte, meist ziemlich umfängliche Berichte und Briefe Bismarcks an den Minister von Manteuffel aus den Jahren 1854 bis 1858, eine willkommne Ergänzung zu Poschingers großer Veröffentlichung über „Bismarck am Bundestage," dann dreizehn Briefe Bismarcks an den General Leopold von Gerlach 1853 bis 1858, von denen vier noch ungedruckt, die übrigen bis jetzt nur teilweise bekannt waren, endlich fünfunddreißig noch nicht veröffentlichte „Briefe Gerlachs an Bismarck 1855 bis 1858." Von den „Reden und Abhandlungen" machen wir besonders auf den zweiten Teil von Graues Arbeit „Fürst von Bismarck im Kulturkampfe" aufmerksam.

Die Abteilung „Gedichte“ ist diesmal auf ein einziges beschränkt worden, nicht zum Nachteil des Unternehmens. Den Schluß des stattlichen Bandes bilden „einige Artikel der Hamburger Nachrichten,“ im ganzen vierundsiebzig, die somit zwar nicht gerade als Äußerungen des Fürsten, aber doch als seinen Anschauungen entsprechend erscheinen. Wir wünschen dem Unternehmen rüstigen Fortgang und günstige Aufnahme, denn für die Geschichte unsrer jüngsten Vergangenheit ist es bereits ein unentbehrliches Hilfsmittel geworden.

Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Neues über des Dichters Leben und Werden an der Hand(?) ungedruckter Briefe und kleiner Dichtungen mitgeteilt von Karl Theodor Gaedertz. Wismar, Hinstorff, 1896

Seitdem im Sommer 1894 nach dem Tode der Frau Luise Reuter der handschriftliche Nachlaß des Dichters in den Besitz der Schillerstiftung übergegangen ist, werden wir mit bisher unveröffentlichten Gedichten, Briefen und andern Reliquien von ihm förmlich überschwemmt. Gewiß werden dadurch dem Bilde des niederdeutschen Dialektdichters viel kleine liebenswürdige Züge aus seinem Alltagsleben und seiner poetischen Gemütswelt hinzugewonnen, aber der Gesamteindruck seiner Persönlichkeit wird dadurch nur selten lebendiger. Das neue Buch von Gaedertz liefert wertvolles Material dazu, denn es deckt in seinen meisten Beiträgen den Zusammenhang zwischen dem Heimatboden und Reuters ersten dichterischen Anfängen auf, aber den schöpferischen Odem, der alles einzelne ordnet, belebt und einem Gesamtorganismus dienstbar macht, vermißt man noch. Hoffentlich bringt ihn die Biographie, an der Gaedertz seit Jahren schon arbeitet und die jetzt nur angesichts der nahenden Flut neuer Veröffentlichungen noch zurückgehalten wird. Denn im Gegensatz zu mancher andern Nachlaß- und Erinnerungslese darf man von diesem Buche sagen, daß es Mitteilungen bringt, die den Dichter und seine Schöpfungen in ihrem innersten Kern und Wesen berühren. Fester und tiefer als alle andern schöpferischen Geister wurzelt der Dialektdichter in den Verhältnissen seiner Heimat, mehr als jedem andern bedeutet dem Meister des Humors und des Gemüts die enge Umgebung seines Elternhauses, seiner Kinderspielplätze, seiner Jugendfreundschaften und der warme Herd seiner eignen jungen Häuslichkeit. Aus diesen Kreisen aber schöpft Gaedertz allein. Wir sehen den Primaner Reuter auf dem Gymnasium in Parchim; hören von seinen ersten — hochdeutschen — poetischen Versuchen; freuen uns mit ihm an der beflügelten Hoffnungsstimmung nach dem schweren Leid der Festungsjahre; begleiten ihn durch seine Stromjahre und seine Herzensfreundschaft mit Fritz Peters; erquicken uns an seinem lebensfrohen Verkehr mit der Schuljugend Treptows und seinem erfolgreichen Wirken für Pflege gesunder Leibesübungen, burschenschaftlichen Nachklängen seiner Studentenzeit; erleben mit ihm seinen Liebesfrühling und die ersten Anfänge seiner sehr bescheidnen Häuslichkeit; machen mit ihm eine humorgetränkte Wahlreise, die an Piepenbrink und Kornad Bolz erinnert, und sehen ihn sich dann mit seinem „Lowising“ in die behaglichen Freundschaftskreise Neubrandenburgs einspinnen, denen er so viele Anregungen und Vorbilder für seine spätern Werke verdankt. Mit dem Abschied von Mecklenburg aber verlieren die Mitteilungen des Buches vieles von ihrem Interesse. Es ist, als wäre nun, mit dem Augenblick der Übersiedlung nach Thüringen, plötzlich der Faden zerschnitten, der die bisherigen Gelegenheitsgedichte, Anekdoten, Familien- und Freundschaftsbeziehungen mit dem innersten Leben und Wachstum des niederdeutschen Volksdichters verknüpfte und so auch der kleinsten und unscheinbarsten Notiz Wert und Bedeutung verlieh. Vieles, oder ehrlicher gesagt: das meiste von dem, was nun noch geboten wird an Briefstellen, Rechnungen, häuslichen und ge-

schäftlichen Aufzeichnungen, erweckt nach der lebendigen Wirkung des Bisherigen den Eindruck, als würden wir aus einem Heiligtum persönlicher Erinnerungen, von denen jede ein Stück von dem eigensten Sein und Wesen seines Herrn umschließt, in ein Museum eilig zusammengekaufter Raritäten geführt, die ebenso gut dem Dichter der „Iphigenie" als dem humorvollen Schöpfer „Unkel Bräsigs" gehören könnten. In diesem zweiten Teile des Buches also wird der künftige Biograph Reuters, vorausgesetzt, daß er mehr ist als ein Daten- und Anekdotensammler, wenig nutzbares finden.

Dem hübsch ausgestatteten Bande sind außer einem Selbstporträt des Dichters, das er während seines Aufenthalts in der Berliner Hausvogtei angefertigt hat, zahlreiche Bildnisse und Ansichten, zum Teil nach Originalzeichnungen von Ludwig Pietsch und Fritz Reuter, beigegeben, von denen manche ohne Bedeutung für das Leben des Dichters ist. F. D.

Die Evangelisation unter den Entkirchlichten. Nach Beobachtungen und Erfahrungen von Dr. Johannes Müller. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1895

Diese Schrift ist entstanden aus den Fragen und Strömungen, die uns die Gegenwart aufdrängt, wir mögen wollen oder nicht. Sie ist weder konservativ noch liberal, weder gemäßigt noch radikal, oder vielmehr, sie ist das alles in der besten Bedeutung, weil sie die Frucht eines bedeutenden und kräftigen Geistes ist.

Es ist eine Thatsache, daß sich die Mehrzahl der ernsten und gebildeten Männer dem Christentum gegenüber ablehnend oder gar feindlich verhält. In den verschiedensten Lebensstellungen befindlich, den verschiedensten politischen Parteien angehörig, gehen sie doch hier wesentlich von denselben Gesichtspunkten aus. Man will sich nicht unter Vorstellungen beugen, die der natürlichen Vernunft und den Ergebnissen der Wissenschaft zuwiderlaufen. Man will keine engherzige Askese, die die unbefangne Lebensfreude tötet. Man verabscheut die „Gefühlsduselei" und das Schwelgen in unklaren Stimmungen.

Aber die Anschauung vom Christentum, die dabei vorausgesetzt wird, beruht auf Unkenntnis. Unverstand und Herrschsucht mögen dem Heiligsten öfter eine Gestalt gegeben haben, die das Mißverständnis erklärt. Das Christentum selbst aber weiß von alledem nichts. Es ist kein Gebäude von Dogmen, keine Aufforderung zur Askese und kein Gefühlssport, sondern den Inhalt des Christentums bildet die That Gottes, die den Einzelnen wie die Gesamtheit durch Christus aus dem Elend und der Verlorenheit errettet. Das ist der Gegenstand des christlichen Glaubens — eines Glaubens, der nur insoweit Wert hat, als er sich völlig frei, ohne äußern und innern Zwang entfaltet.

Wenn so viele annehmen, daß die Ergebnisse der Naturwissenschaft oder der Geschichtsforschung mit diesem Christentum in Widerspruch stünden, so bezeichnet der Verfasser das mit Recht als modernen „Aberglauben." Jeder Deutsche ist stolz auf die Wissenschaft, die seinem Volke den Platz in der Geschichte sichert. Aber als „exemplarischen Unsinn" muß man es ansehen, wenn einem z. B. entgegengehalten wird: „Die Wissenschaft hat nachgewiesen, daß es keinen Gott giebt." Ebenso verkehrt ist es freilich, das Christentum auf wissenschaftliche Beweise stützen zu wollen. Es sind eben zwei Gebiete, die nichts mit einander zu thun haben.

Damit sind, nach dem Verfasser, die Hauptpunkte bezeichnet, deren Verständnis dem Suchenden eröffnet werden muß. Aber auf welchem Wege ist dieses Ziel zu erreichen? Die praktischen Vorschläge hierüber bilden den wichtigsten Teil der Schrift.

Broschüren oder Flugschriften zu veröffentlichen hält der Verfasser für un-

wirksam; denn sie würden von denen, an die sie gerichtet sind, doch nicht gelesen werden. Für wirksam hält er dagegen die Veranstaltung von Vorträgen oder vielmehr von Vortragscyklen. Bei Vorträgen kommt zu dem Inhalt des Gesprochnen die Persönlichkeit des Redenden hinzu; und dies ist von unschätzbarer Bedeutung bei einem Gegenstande, der nur aus der persönlichen Erfahrung heraus erörtert werden kann. Die Vorträge sind „auf neutralem Boden," in Sälen von Hotels und Konzerthäusern, Kaufmännischen Vereinen, Klubs, Kurhäusern, Gymnasien zu halten. Der Gegenstand ist in die geeignete anziehende und anregende Form zu bringen, die gleichzeitig den Titel für den einzelnen Vortrag bildet, also z. B.: „Moses oder Darwin?", „Der geschichtliche Christus," „Was ist Glaube?", „Der geistige Niedergang in der Gegenwart." Besondres Gewicht ist auf die Sprache zu legen. Die kirchliche Sprache ist für den unverständlich, der sie nie ordentlich gelernt oder der sie wieder verlernt hat. Wir müssen daher „die allgemeine Sprache der Gebildeten gebrauchen, um ihnen unsre Gedanken auszusprechen." Dies ist zwar schwierig, aber sehr wohl möglich, ohne dem Ernst und dem vollen Gehalt des Evangeliums irgendwie Abbruch zu thun. Der Verfasser hat selbst die Erfahrung gemacht, daß derartige Vorträge, die er in den verschiedensten Orten gehalten hat, lebhaften Zuspruch gefunden und daß sich daraus anregende persönliche Beziehungen zwischen Redner und Hörern entwickelt haben.

Wer aber ist zur Verkündigung des Evangeliums in der geschilderten Weise geeignet? Dem Pfarramte will der Verfasser diese neue Last nicht aufbürden; auch ist es ja ohne weiteres verständlich, daß die Rede eines Mannes, der sich schlechthin als Mensch giebt, auf die Entkirchlichten viel mächtiger wirkt, als die eines Pfarrers. Da sich aber auch Laien, wie Ärzte, Juristen, Künstler u. s. f., kaum dazu finden werden, so müssen Männer gewonnen werden, die in dieser Thätigkeit ihren Lebenszweck erkennen: der Verfasser nennt sie „Evangelisten." Solcher Männer sollten sich die kirchliche Leitung oder die Innere Mission oder die Vereine für die Diaspora thatkräftig annehmen.

Wir glauben nicht, daß sich gegen diese Vorschläge etwas Stichhaltiges wird einwenden lassen. Reibungen zwischen „Evangelisten" und Pfarrern würden freilich nicht ausbleiben. Aber gegenüber dem Ernst der Lage können solche Bedenken nicht mitsprechen. Die Würdigung der Schrift vom theologischen Standpunkte mag dem Fachmann vorbehalten bleiben. Wenn man auch dem ganzen zustimmen kann, so bleibt doch im einzelnen vieles, was zum Widerspruch reizt.

Eine werdende und gährende Zeit wie die unsrige leidet nicht nur an dem thatsächlichen Widerstreit der verschiedensten Anschauungen und Bestrebungen, sondern fast noch mehr an gegenseitigen Mißverständnissen, an der Schwierigkeit, der eignen Meinung einen klaren und allgemein verständlichen Ausdruck zu geben. Der Erkenntnis davon entspricht das sichtlich wachsende Bestreben, das gedruckte Wort durch die lebendige Rede und den freien Austausch der Gedanken zu ersetzen. Der Verfasser sucht dies für das religiöse Gebiet zu erreichen; möchten seine Bestrebungen von Erfolg gekrönt sein! Man denke über religiöse Fragen, wie man will, so ist es doch immer ein trauriges Zeichen mangelnder Einsicht, wenn man die Bedeutung dieses Gebiets für das gesamte Volksleben verkennt. Wer hier fördernd und klärend wirkt, trägt damit gleichzeitig zur Lösung der Frage bei, ob die Krisis, in der sich unser Volk befindet, zum dauernden Siechtum oder zur neuen Lebensentfaltung führen soll. H. W.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Grenzboten

5

Unser Aschenbrödel

In jüngster Zeit haben wohl die meisten denkenden Deutschen begriffen, daß unsre Kriegsflotte noch ganz andre Zwecke zu erfüllen hat, als nur unsre Küsten vor feindlichen Angriffen zu schützen. Ist es nicht jedem Vaterlandsfreunde klar geworden, daß wir viele starke Schiffe haben müssen, um auf der ganzen Erde unser gutes Recht wahren und unsre Kräfte entfalten zu können? Lediglich seinen Kriegsschiffen hat das kleine Inselvolk die Weltherrschaft zu danken; nur mit einer starken Flotte werden wir dereinst auch die englischen Anmaßungen einschränken können. Kann das große deutsche Volk nicht ähnliches zustande bringen, wie es die geknechteten Holländer vor drei Jahrhunderten mit zäher Ausdauer erkämpften? Müssen wir uns im Flottenbau von den Italienern beschämen lassen? An tapfern Herzen und kräftigen Armen fehlt es doch wahrlich nicht bei uns, auch Eisen und Kohlen hat unser Land genug zum Baue der stählernen Meerdrachen. Da fragen die Grenzboten (1896, Nr. 2) mit Recht: „Wo sind die Bürger, die auf ihre Anteile an den laurischen Silberminen verzichten, um einem deutschen Themistokles Schiffe bauen zu helfen?" Wer sich unsre volkswirtschaftliche Lage klar macht, der erkennt die Notwendigkeit des deutschen Welthandels und das steigende Bedürfnis nach Ausbreitung deutscher Volkskraft über größere Bodenflächen. Überall, wo unser Welthandel schon jetzt blüht, in Ostasien, in der Türkei und Kleinasien, in Süd- und Mittelamerika, in Marokko und in Transvaal, erregt er die Eifersucht andrer Nationen. Die blutigsten Kriege sind aber schon aus Handelseifersucht entstanden, das lehrt die Geschichte; man denke nur an die punischen Kriege, an die schweren Kämpfe der alten Hanse, an die Kriege der Holländer gegen die Engländer und an den nordamerikanischen Bürgerkrieg. Die Ausbreitung unsers Handels ist freilich nicht von der Stärke der Kreuzer, sondern von der Güte der Waren abhängig. Aber der Bestand unsers Welthandels

Digitized by Google

beruht auf der Größe unsrer Kriegsflotte; denn dieser überseeische, durch die deutsche Kauffahrteiflotte vermittelte Handel würde ohne eine starke Kriegsflotte bei der ersten kriegerischen Verwicklung mit einem seemächtigen Gegner zerstört sein. Und auch ohne Krieg, in Friedenszeiten würde er schwer geschädigt werden können von jeder Weltmacht, die unsre überseeischen Absatzgebiete durch mehr oder weniger gewaltsam erzwungne Zoll- und Handelsverträge oder auf andre Weise an sich risse. Vor solchen Gewaltstreichen seemächtiger Staaten soll und muß unser Welthandel geschützt werden. Das kann aber durch nichts andres als durch eine „achtunggebietende" Flotte von Schlachtschiffen und von Kreuzern geschehen. Daß solche Gewaltstreiche andrer Weltmächte nichts Ungewöhnliches sind, ja daß sie häufig vorkommen, weiß heute jedes Kind. Seemächtigere Völker als wir werden unsern Welthandel stets schädigen können, wenn sie wollen; daran kann die Güte unsrer Waren gar nichts ändern. Für Deutschlands zukünftiges Gedeihen wird also seine Kriegsflotte noch wichtiger sein als sein starkes Heer. Um mit guten Kreuzergeschwadern in allen Meeren, wo es not thut, zum Schutze unsers Welthandels auftreten zu können, müssen die Gewässer vor den eignen Küsten von feindlicher Blockade freigehalten werden; dazu muß auch die Schlachtflotte stark sein. England fürchtet nichts mehr als einen Einfall in sein Land; es hat sich in allen frühern Kriegen dann am sichersten gefühlt, wenn seine Geschwader die feindlichen Schlachtschiffe in ihren Häfen lahmlegten, festhielten. Vor fünfundzwanzig Jahren waren unsre Interessen am Welthandel verschwindend klein gegen unsre jetzigen. Wie wird es erst nach weitern fünfundzwanzig Jahren sein, wenn bis dahin die Bevölkerung in ähnlichem Maße zunimmt wie in den letzten fünfundzwanzig Jahren und der Boden nicht gewachsen sein sollte? Was Wunder also, wenn einsichtige Fachleute heute allerdings eine stärkere Flotte fordern als vor fünfundzwanzig Jahren! Die Zeiten haben sich eben geändert, und damit sind die dringenden Bedürfnisse für das Wohl des Vaterlands auch andre geworden. Es gehört wahrlich eine verknöcherte Einseitigkeit dazu, immer wieder längst veraltete Denkschriften hervorzuholen, um damit heute notwendige Forderungen ablehnen zu wollen. Dem Flibustier Jameson muß man fast danken, daß er unserm Volke die eindringliche Lehre gegeben hat: baut euch Schiffe, damit ihr im Kampfe ums Dasein zwischen den seemächtigen Völkern nicht auf eurer Scholle erstickt werdet!

Neben dem Schutze des Seehandels fällt unsrer Kriegsflotte freilich auch der Schutz unsrer Küsten zu. Diese Aufgabe war vor fünfundzwanzig Jahren der wichtigste Zweck der Flotte, während jetzt, wo der Welthandel jährlich an Bedeutung gewinnt, dessen Erhaltung die Hauptaufgabe geworden ist. Aber auch der Schutz der heimischen Küsten in jenem veralteten Sinne, der den eignen Seehandel dem Feinde ohne weiteres aufopfert, verlangt die Bekämpfung der feindlichen Schlachtflotten und ihre Vertreibung aus den deutschen Ge-

wässern. Es ist ein gefährlicher Trugschluß, zum Küstenschutz sei keine Schlachtflotte nötig. Im Gegenteil, je stärker die Schlachtflotte ist, desto weniger lokale Verteidigungskräfte sind nötig, wozu außer den Küstenbefestigungen auf dem Lande die Panzerkanonenboote und Torpedoboote usw. gehören. Ohne Schlachtflotte würden die heimischen Küsten an allen Punkten, die nicht sehr stark durch Küstenforts und Küstenpanzerschiffe geschützt wären, den feindlichen Angriffen und Brandschatzungen, den Landungen großer Heeresteile ausgesetzt sein; auch würden alle Zugänge zu Seehäfen gesperrt werden. Damit wäre also auch die Seeschiffahrt der neutralen Handelsschiffe für uns abgeschnitten, und unser ganzer Welthandel würde ins Stocken geraten, ja unter Umständen ganz unterbunden werden können. Schließlich würden alle deutschen Schiffe außerhalb der Häfen gekapert werden und alle Kolonien verloren gehen. Also auch der wirksame Küstenschutz fordert dringend eine Schlachtflotte, die stark genug ist, die feindlichen Angriffsgeschwader von unsern Küsten, d. h. auf hoher See, anzugreifen und zurückzuschlagen; eine solche taktische Offensive ist auch bei der strategischen Defensive nötig.

Bisher ist im Ausbau der Flotte viel versäumt worden, weil man im großen Binnenlande unser Heranwachsen zur Weltmacht nicht verfolgt hat. Mit dem Schlagwort vom Küstenschutze suchte man daran festzuhalten, daß Deutschland nur eine kleine Flotte nötig habe. Diesen Irrtum, der für uns alle verhängnisvoll werden kann, sollte jeder nach besten Kräften beseitigen helfen. Um im Kampfe ums Dasein mit andern Völkern, um im Wettbewerb unsrer fleißigen Arbeit auf dem Weltmarkte bestehen zu können, müssen wir denen, die uns daran hindern wollen, die Zähne zeigen können. Dazu dient die Flotte.

Die verantwortlichen Fachleute versuchen seit Jahren unsre Kriegsflotte auf den Stand zu bringen, der der Weltmachtstellung Deutschlands einigermaßen entspräche; sie kämpfen dabei seit Jahren einen schweren Kampf, weil sie kämpfen müssen mit unkundigen, oft noch dazu in alten Vorurteilen befangnen Reichsboten, die von der neuen Zeit mit ihren neuen Forderungen nichts fühlen, nichts sehen oder, wie es leider ja auch vorkommt, nichts sehen wollen. In England, in Frankreich und wohl auch in Italien, da drängt zuweilen das Volk selbst oder doch die einsichtige führende Minderheit mit starkem Druck auf die Regierung, um die Flotte zu vermehren; bei uns ist das noch nie dagewesen, weil man im Lande immer noch zu wenig Verständnis für die Bedeutung der Flotte hat. Deutschland hat noch keine Seegeschichte, weil es meist zerrissen und uneinig war. Das muß anders werden, wenn wir nicht verkümmern wollen; daß die Arbeitskraft des Volks gelähmt werde, kann doch kein Deutscher wünschen, welcher Partei er auch angehöre. Ohne starke Flotte droht uns aber die Verdrängung vom Weltverkehr, worunter jeder Deutsche leiden müßte.

Was kann nun da geschehen? Die einsichtigen Landsleute müssen für sich und für die unmündigen und verblendeten Volksgenossen darauf wirken, daß unsern Reichsboten die große Verantwortung klar werde, die sie für die Entwicklung der Flotte tragen. Unser Marinehaushalt ist seit Jahren in traurigster Weise beschnitten worden. Die Lehren des englischen Freibeuters müßten dazu führen, daß unsre Reichsboten die Marineverwaltung drängten, mehr Schiffe zu bauen, als der Reichshaushalt diesmal vorgesehen hat; denn fast alle seine Forderungen sollen nur den Ersatz alter verbrauchter Schiffe decken, können daher selbst von den unkundigsten Volksvertretern nicht als Neubauten innerhalb der Grenzen des gänzlich veralteten Flottenplans angesehen werden. Folgendes möge den Laien einen Anhalt geben.

In allen Flotten ersten bis vierten Ranges, außer bei uns, giebt es schon eine neue Art von Kriegsschiffen, die sowohl zum selbständigen Kreuzerkrieg auf hoher See, wie zum gewaltsamen Aufklärungsdienst bei der Schlachtflotte in den heimischen Gewässern dienlich sind: die Panzerkreuzer. Bei der Kieler Flottenschau haben unsre Reichsboten sieben fremde Panzerkreuzer gesehen; ohne die großen Flotten zu nennen, sei nur gesagt, daß Rußland zwölf, Spanien und Italien je sechs, Österreich vier Panzerkreuzer teils fertig, teils auf Stapel hat. Daß die gewiß nicht reichen Italiener vier große Panzerkreuzer gleichzeitig und einen fünften ein Jahr später auf Stapel setzen konnten, ist geradezu beschämend für uns. Seitdem drängen die Erfahrungen des ostasiatischen Seekriegs noch mehr auf den Bau von Panzerkreuzern. Wenn man in den exotischen Staaten wüßte, der deutsche Konsul brauchte nur auf den Knopf zu drücken, um schnell ein Geschwader von kräftigen Panzerkreuzern aus der Heimat herbeizurufen, dann würde man es dort kaum zu Streitigkeiten kommen lassen. Ein solches Geschwader würde aber auch in jedem Teile der Erde erfolgreich gegen die Geschwader größerer Seemächte auftreten können, wenn es die Ehre und das Wohl des Vaterlandes fordern sollte; auch in Friedenszeiten würde sein Dasein schon „achtunggebietend“ wirken, also Gewaltstreiche fremder Seemächte verhindern helfen. Wenn wir gute Panzerkreuzer zu Hause haben, dann genügen im ausländischen Friedensdienst die kleinen Stationäre vierter Klasse als Kreuzer. In Deutschland wird aber nächstens erst der Bau des ersten Panzerkreuzers (Ersatz-Leipzig) begonnen werden!

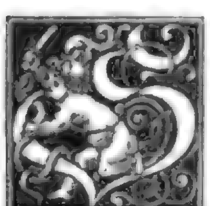
Ein Geschwader von vier bis sechs tüchtigen Panzerkreuzern ist ein dringendes Bedürfnis für uns. Die Reichsboten sollten es jedoch fordern, um zu zeigen, daß es ihnen Ernst damit ist, als „Väter des Volks“ für Deutschlands zukünftiges Gedeihen zu sorgen. Damit würden sie unserm Aschenbrödel, der schon so lange vernachlässigten Seegewalt, helfen. Nörgler werden wohl wieder das alberne Schlagwort „uferlos“ gebrauchen, um Deutschlands Seemacht innerhalb der Grenzen eines durch Kurzsichtigkeit beschränkten Gesichts-

kreises einzuengen. „Uferlos“ ist ein ganz schiefer Begriff, denn auch das große Weltmeer ist nicht ohne Ufer, man sieht sie nur nicht überall. Und nicht nur einzelne Menschen, auch Völker wachsen mit ihren höhern Zwecken. Das deutsche Volk oder richtiger gesagt: die deutschen Steuerzahler sind heute viel reicher als vor fünfundzwanzig Jahren, sie können also jetzt zur Erhaltung und Stärkung der Volkskraft auch für die Flotte ganz andre Mittel aufbringen, wenn sie nur wollen. Zur Stärkung des Wollens ist freilich Erkenntnis nötig; das übrige findet sich dann.

Möchten doch unsre Volksvertreter bald einsehen, wie gut sich das Geld verzinsen kann, das im Ausbau einer starken Flotte angelegt wird. Man vergesse auch nicht, daß mit jedem Kriegsschiffe, das gebaut wird, viele deutsche Arbeiter Brot bekommen; das Geld bleibt im Lande und kann nicht in exotischen Werten verspielt werden! Soll denn England für alle Zeiten allein die Weltherrschaft in Erbpacht haben? Ist es „uferlos,“ wenn wir Deutschen zum eignen Nutzen unser gutes Recht im Weltverkehr auch auf den Länder verbindenden Seewegen und an allen Ufern des Weltmeeres wahren wollen?

Hamburg Georg Wislicenus

Zur Hilfslehrerfrage in Preußen



Schon bei der Einreichung des Normaletats für höhere Schulen im Jahre 1863 hat die preußische Regierung den Satz aufgestellt, die künftige Gleichstellung in der Besoldung der Gymnasialdirektoren und Gymnasiallehrer mit den Besoldungen der Direktoren und Richter erster Instanz rechtfertige sich dadurch, daß beiderseits die Beteiligten Universitätsstudien gemacht haben müssen, sowie durch die in jeder Beziehung gleiche amtliche und soziale Stellung. Fast drei Jahrzehnte sind ins Land gegangen, bis die hier vertretne Auffassung durch das graue Nebelmeer der Theorie auf den festen Boden der Praxis gelangt ist. Die Verhältnisse des höhern Lehrerstandes in dieser ganzen Zeit werden am besten durch die Thatsache beleuchtet, daß im Jahre 1890 an den Landtag eine Petition von höhern Lehrern eingereicht wurde, des Inhalts, sie möchten wenigstens den Subalternbeamten der Justiz gleichgestellt werden. Erst der Normaletat von 1892 bezeichnet auch in der Praxis einen erfreulichen Fortschritt in der äußern Stellung der Lehrerschaft; die durchgreifende Umgestaltung der Besoldungs-, Rang- und Titelfrage wurde aber erst durch die eigenste Entschließung des Monarchen herbeigeführt. Das wird der höhere Lehrerstand ihm nie vergessen! Vonseiten der Regierung war die Einführung des

Normaletats die späte, recht späte Einlösung eines längst fälligen Wechsels, der nicht einmal zum vollen Werte ausgezahlt wurde; denn auch jetzt noch nehmen die akademisch gebildeten Lehrer unter allen Beamtengruppen gleicher Bildungsstufe hinsichtlich des Gehalts die unterste Stellung ein. Keine Klasse, die Archivbeamten ausgenommen,*) bezieht einen gleich niedrigen Anfangsgehalt (2100 Mark), keine Klasse hat eine gleich lange Dienstzeit bis zur Erreichung des höchsten Gehalts (27 Jahre), bei keiner Klasse erfolgen die Alterszulagen nach längern als dreijährigen Zwischenräumen, wie das bei den Lehrern vom fünfzehnten Dienstjahre an geschieht, bei keiner Klasse ist so wie bei den Lehrern der Grundsatz der Alterszulage durch Einführung der sogenannten festen Zulage zum Nachteil der Empfänger durchbrochen. Die Gleichstellung mit den Richtern erster Instanz ist also keineswegs erreicht. Da mit der Aufbesserung der äußern Lage gleichzeitig die Ansprüche an Arbeitszeit und Arbeitskraft gesteigert wurden, so erhält die Neuregelung der Gehaltsverhältnisse den Charakter eines Tauschgeschäfts, bei dem — das sei offen zugestanden — nicht nur der Staat, sondern auch die höhere Lehrerschaft gewann; sie hat dies selbst dankbar anerkannt. Eine einseitige Bevorzugung vermag sie freilich im Gegensatz zum Kultusminister darin nicht zu erkennen. Während bei den fest angestellten Lehrern gegen früher von einem Gewinn geredet werden konnte, hat sich die Lage der Hilfslehrer und Kandidaten von Jahr zu Jahr trauriger gestaltet, ohne daß bis jetzt der Staat durchgreifende Maßregeln zur Beseitigung der schweren Übelstände getroffen hätte. Die Gleichstellung der höhern Lehrer mit den Richtern erfordert die Gleichstellung der Hilfslehrer und anstellungsfähigen Kandidaten mit den Hilfsrichtern und Assessoren, zumal da die Vorbereitung für den Beruf auf beiden Seiten an Geist, Zeit und Geld die gleichen Ansprüche stellt. Jede Anfeindung der Juristen liegt uns natürlich fern, ja wir beklagen es, daß es ihnen eine gehässige Polemik nicht selten erschwert, zu den berechtigten Forderungen der höhern Lehrerschaft unbefangen Stellung zu nehmen. Für die jüngern Juristen bestehen jetzt gewiß keine idyllischen Zustände, aber die Lage der Hilfslehrer ist noch viel betrübender. Sehen wir, wie es sich mit der zugestandnen Gleichstellung verhält.

In der höhern Justizlaufbahn erhalten die, die dauernd die vollen Pflichten und die volle Verantwortlichkeit eines Amtes übernehmen, auch den mit diesem Amte verbundnen Gehalt (2400 Mark), die Hilfslehrer bleiben hinter der untersten Gehaltsstufe (2100 Mark), die wieder 300 Mark niedriger ist als die der Juristen, um 600 oder 300 Mark zurück. Der kommissarisch beschäftigte Assessor erhält 200 Mark für den Monat, der Hilfslehrer 125 Mark. Die Benachteiligung springt hier so in die Augen, daß unter den Abgeordneten sogar der Landgerichtsrat Kirsch für eine Gleichstellung der Hilfslehrer

*) Vergl. die Abteilung „Maßgebliches“ in diesem Hefte.

mit den Assessoren eintrat. Gerichtsassistenten (also subalterne Justizbeamte) und Hilfslehrer beginnen mit einem Anfangsgehalt von 1500 Mark, die einen steigen bis 2100, die andern nur bis 1800 Mark. Manche Städte geben den Schuldienern an Volksschulen einen höhern Anfangsgehalt als der Staat akademisch gebildeten Lehrern. Den außeretatmäßigen Assessoren werden Umzugskosten gewährt, wenn sie vor der Versetzung gegen eine feste Entschädigung (eine „fixirte Remuneration") beschäftigt waren (Gesetz vom 24. Februar 1877, § 3), den etatmäßigen Hilfslehrern werden Umzugskosten ausdrücklich versagt (Ministeralerlaß vom 3. Oktober 1894). Jeder Referendar, wie überhaupt jeder, der eine amtliche Thätigkeit ausübt, wird vereidigt und erhält damit die Beamteneigenschaft. Die Hilfslehrer bilden eine Ausnahme, und doch ist das Unterrichten eine amtliche Thätigkeit. Bei Konferenzen und Prüfungen, beim Ausstellen von Zeugnissen wird der Lehrer ausdrücklich auf seinen Amtseid verwiesen. Daß die Hilfslehrer bei allen diesen Handlungen amtlich beteiligt sind, ohne eidlich verpflichtet zu sein, empfindet die Behörde selbst als Übelstand. Warum verweigert die Regierung trotzdem die Zulassung zum Eide?

Sucht man nach Gründen für das Verhalten der Regierung den Lehrern gegenüber, so führt einen auf die richtige Spur stets die Frage: Wo ist der Finanzminister? Die Vereidigung bedeutet die Gleichstellung der Kandidaten mit den andern höhern Beamtenklassen, sie giebt ihren Forderungen eine feste Grundlage und verursacht in ihren praktischen Folgen einige Kosten. Wohlwollen hat natürlich auch der Finanzminister für den Lehrer, aber Geld — das ist etwas andres. Die Assessoren haben den Rang der Räte fünfter Klasse, die Hilfslehrer haben überhaupt keinen Rang. Die Juristen haben schon vor der endgiltigen Anstellung einen Titel, der sie gesellschaftlich als vollwertig erscheinen läßt. Den jüngern Lehrern fehlt eine Legitimation, die sie mit den andern im Vorbereitungsdienst befindlichen höhern Beamten auf eine Stufe stellte. Der Minister verargt es denen, deren Aufgabe die Pflege des Idealismus ist, daß sie nach Rang und Titel Verlangen tragen. Man kann aber recht ideal gesinnt sein und braucht doch die Bedeutung dieser Dinge nicht zu verkennen. Der Wert des Mannes wird freilich durch sie nicht erhöht, aber sie sind auch für den Lehrer erstrebenswert, weil ihm das Urteil der Welt, in der er einmal lebt, nicht gleichgiltig sein kann, und sein gesellschaftliches Ansehen von diesen Dingen wesentlich mit abhängt, denn das Publikum betrachtet einen Stand als minderwertig, dem die Regierung versagt, was sie allen andern gewährt. Man könnte einwenden, die Lehrer führten ja vor der Anstellung einen offiziellen Titel, den Titel „Kandidat." Wir finden es aber begreiflich, daß sie eines Titels nicht froh sind, der sie als unfertige, amt- und berufslose Leute in den Augen des Publikums nur herabsetzt, wir verstehen ihre Forderung: Lieber gar keinen Titel, als bis ins Schwabenalter hinein die Bezeichnung Kandidat, die höchstens Mitleid für ihren Träger wachzurufen geeignet

ist. Sollte es wirklich keine passendere Bezeichnung geben, warum befreit man sie nicht wenigstens von einem Titel, den sie selber als Makel empfinden? Es kostet ja nichts. Jeder Referendar, der Offizieraspirant ist und den Vermögensnachweis liefert, wird ohne weiteres zur Offizierswahl gestellt. Nicht so der Schulamtskandidat. Und warum das? Hören wir den Herrn Kriegsminister! „Es kann nicht verschwiegen werden, schreibt er, daß wiederholentlich Fälle vorgekommen sind, in denen die Probezeit der Kandidaten nicht zu ihren Gunsten ausfiel, und dann häufig der Umstand eintrat, daß sie ihre Laufbahn aufgeben mußten und in Lebensstellungen gerieten, die mit dem Offizierstande nicht vereinbar waren.“ Mit andern Worten: Fälle, wo Referendare, weil sie die zweite Prüfung nicht bestanden hätten, in Lebensstellungen gedrängt worden wären, die mit dem Offizierstande nicht vereinbar waren, sind noch nie vorgekommen und werden nie vorkommen.

Wenn sich diese Übelstände nur auf ein oder zwei Jahre nach Erlangung der Anstellungsfähigkeit erstreckten, blieben sie auch so noch eine durch nichts gerechtfertigte Zurücksetzung des Lehrerstandes, aber sie wären doch wenigstens in der Praxis erträglich. Geradezu unerträglich werden sie aber durch die stetig zunehmende Ausdehnung der Wartezeit bis zur Anstellung. Die Wartezeit an staatlichen Anstalten betrug bereits am 1. April 1889 im Durchschnitt 3 Jahre 6 Monate, sie stieg bis zum 1. April 1893 auf 6 Jahre 10 Monate und 1894 auf 7 Jahre 6 Monate. Am 1. Mai 1894 gab es in Preußen 1565 anstellungsfähige Kandidaten; dieser Zahl stehen jährlich ungefähr 200 Neuanstellungen gegenüber, d. h. für die, die Ostern 1894 anstellungsfähig geworden sind, beträgt die Wartezeit etwa acht Jahre. Soviel der eine Teil hinter der Durchschnittszahl zurückbleibt, um soviel steigt der andre Teil darüber hinaus; Michaeli 1895 gab es 277 Hilfslehrer mit mehr als siebenjähriger Dienstzeit (110 zwischen 7 und 8, 69 zwischen 8 und 9, 40 zwischen 9 und 10, 58 über 10 Jahre). Da nach der Statistik die wissenschaftliche und praktische Vorbereitung für den Beruf annähernd 8 Jahre in Anspruch nimmt, so verstreichen vom Beginn der Studienzeit bis zur festen Anstellung im Durchschnitt mindestens 15 Jahre. Schon 1893 wurden 61 Prozent der Lehrer in einem Lebensalter von 30 bis 35 Jahren angestellt, und 24 Prozent aller nicht fest angestellten Lehrer hatten das fünfunddreißigste Lebensjahr bereits überschritten. Nach etwa achtjähriger Vorbereitungszeit für den Beruf wird ein großer Teil der jüngern Lehrer eine Reihe von Jahren amtlich überhaupt nicht beschäftigt, und zwar gerade in den Jahren, wo die Schaffenskraft und Schaffenslust am meisten zur Bethätigung drängt; es hängt vom Zufall ab, ob sie in dieser Zeit durch private Thätigkeit erwerben, was zum Leben nötig ist. Der Begriff „standesgemäß“ spielt da nur allzuoft eine recht untergeordnete Rolle. Weitere Jahre unterrichten sie dann in amtlicher Eigenschaft gegen einen Lohn von 125, wenns hoch kommt 150 Mark im Monat.

Diese Zustände sind, für sich allein betrachtet, schon traurig genug; noch schlimmer aber ist es, daß sich die Folgen der späten Anstellung für das ganze fernere Leben bemerkbar machen. Die höhern Lehrer beginnen unter den jetzigen Verhältnissen mit einem Gehalt, wie ihn gleich niedrig kein Subalternbeamter in demselben Lebensalter bezieht, das Mißverhältnis zwischen dem hohen Lebensalter und dem niedrigen Gehalt bleibt dauernd bestehen, die Aussicht, zum höchsten Gehalt zu gelangen, winkt erst dem Greise, und die Möglichkeit, ein Dienstalter zu erreichen, das eine auskömmliche Pension verbürgt, ist überhaupt nicht vorhanden. Wie solche Zustände und die dadurch geschaffne Stimmung auf das häusliche Leben und die Thätigkeit im Amte einwirken müssen, mag sich jeder selbst ausmalen.

Erschwerend kommt noch der Umstand hinzu, daß sich der höhere Lehrerstand durchgängig aus den weniger bemittelten Kreisen rekrutirt. Die Regierung kann natürlich die Bezahlung nicht nach den persönlichen Verhältnissen der einzelnen bemessen. Aber woher kommt es, daß sich aus den hochgestellten und wohlhabenden Ständen so verschwindend wenig dem Lehrerberufe zuwenden? Die Fähigkeit und die Liebe zum Unterrichten ist doch nicht ein Privileg der ärmern Klassen? Die Angehörigen jener Kreise glauben bei diesem Beruf um eine Stufe herabzusteigen — das ist es! Einem Stande, dem die Erziehung der besten Kräfte der Nation zufällt, haftet als solchem doch gewiß kein Makel an, aber die Regierung hat ihm diesen Makel aufgedrückt, indem sie ihm eine eigentliche Laufbahn verschloß und pekuniär und sozial eine untergeordnete Stellung anwies.

Welche Stellung hat nun die Regierung gegenüber der oben geschilderten Notlage der Hilfslehrer und Kandidaten bisher eingenommen? Bisher mußten es die Hilfslehrer, die zu vorübergehender Vertretung bald hierhin, bald dorthin geschickt wurden, als besondre Gunst betrachten, wenn ihnen für entstandne Unkosten ausnahmsweise eine Entschädigung gewährt wurde. Zu unsrer Freude ist diesem Übelstande ein Ende gemacht worden durch einen ministeriellen Erlaß vom 6. Juni 1895, wonach den Hilfslehrern Tagegelder und Reisekosten in gleicher Höhe wie den Beamten der fünften Rangklasse zugestanden werden.

Zur Vereidigungsfrage hat der Minister in einer Audienz, die er den Vertretern der Provinzialvereine am 1. Juli gewährte, erklärt, sie sei bereits entschieden, und die nötige Verfügung werde bald erlassen werden. Bis zur Stunde ist nun zwar von einer solchen Verfügung nichts bekannt; das aber können wir schon jetzt sagen: wenn eine solche Entscheidung mit ihren praktischen Folgen getroffen wird, so wäre eine wichtige Forderung der Hilfslehrer erfüllt, wofür sie dem Minister von ganzem Herzen dankbar sein würden. Was den Titel anlangt, so war der Vorschlag gemacht worden, die für eine Reihe von Beamtengruppen übliche Bezeichnung „Referendar“ und „Assessor“ auch auf den Schuldienst zu übertragen. Die Antwort des Ministers lautete, auf einen so

thörichten Anspruch einzugehen halte er nicht für der Mühe wert, die Lehrer hätten nichts zu referiren, und Assessoren wären sie auch nicht, denn sie stünden meist beim Unterricht. Wir geben gern zu, daß sich die vorgeschlagnen Titel für die Schule vielleicht ebenso wenig eignen, wie für andre Berufsarten, in denen sie bereits eingeführt worden sind. Aber darum erscheint es doch noch nicht gerechtfertigt, wenn der Minister in einer so wegwerfend geringschätzigen Weise über eine Bitte hinweggeht, die ihm in ehrerbietigem Tone vorgetragen worden ist, und zu der wahrlich nicht die Titelsucht, sondern die bittern Erfahrungen im gesellschaftlichen Verkehr die Veranlassung gegeben haben.

Im übrigen ist die Beweisführung der Regierung folgende: Für die lange Wartezeit treffe sie keine Verantwortung, die Schuld liege an der Überproduktion der frühern Jahre, soweit sie selbst in Betracht komme, seien die Verhältnisse befriedigend geordnet; von einer besonders schwierigen Lage der Schulamtskandidaten könne nicht die Rede sein, denn andre Beamtengruppen seien noch ungünstiger gestellt, und man habe bestimmte Anzeichen für eine Besserung.

Richtig ist, daß der Andrang zum Lehrfach das Bedürfnis weit überschritten hat, aber die Schuld an der langen Wartezeit trägt nicht bloß die Überproduktion, sondern neben anderm besonders die Ausnutzung der Hilfskräfte. Zunächst aber fragt es sich, ob nicht die Regierung bei dem allzu starken Andrang hätte warnend ihre Stimme erheben können. Die Zahl der Kandidaten wäre dann wohl kaum zu einer Höhe angeschwollen, die den jährlichen Bedarf fast um das achtfache übertrifft, aber das ist ein Punkt von nebensächlicher Bedeutung, denn erstens ist es fraglich, ob eine amtliche Warnung den Zudrang auf das Bedürfnis herabgedrückt hätte, und zweitens war die Regierung zu einer Warnung rechtlich wenigstens nicht verpflichtet. Nun hat sie aber durch die Zirkularverfügung vom 3. Januar 1894 über die Heranziehung der Lehrer zur höchsten Stundenzahl die Notlage der Hilfslehrer noch verschlimmert. Sie behauptet zwar, die Lehrerschaft sei trotzdem gegen früher entlastet, aber sehen wir, mit welchem Rechte! Der absolute Zuwachs an Schülern betrug vom 1. April 1892 bis zum 1. April 1894 2972, die Zahl der jährlichen Neuanstellungen ist nach den Worten des Ministers zurückgegangen, und zwar von durchschnittlich 225 auf 193 im Jahre 1894. Nun ist es freilich nicht wahrscheinlich, daß der Bedarf an Lehrkräften im Verhältnis zur steigenden Schülerzahl zunimmt; daß sich aber beide Zahlen im umgekehrten Verhältnis zu einander entwickeln, ist doch gewiß noch weniger wahrscheinlich. In der That zeigen denn z. B. in Hessen-Nassau die Lehrpläne von 36 Anstalten seit jener Verfügung durchgängig eine Erhöhung der Durchschnittsstundenzahl.

Die scharfen Bestimmungen über die höchste Stundenzahl sind übrigens in letzter Zeit in einigen Punkten gemildert worden. Die Regierung hat auf diesem Wege zweierlei erreicht; da auch jetzt gegen früher eine Mehrbelastung bestehen bleibt, so spart sie eine Reihe von Lehrkräften, und da die Mehr-

belastung nicht in dem Umfange eingetreten ist, wie sie ursprünglich geplant war, so hat sie sich die Lehrer noch zur Dankbarkeit verpflichtet.

Daß die Verhältnisse von der Regierung „befriedigend geordnet“ seien, dafür werden folgende Punkte angeführt. Den „remuneratorisch“ beschäftigten Hilfslehrern wird jetzt die Wochenstunde mit 90 Mark jährlich bezahlt. Darin liegt gewiß ein Fortschritt, und die gute Absicht erkennen die Lehrer dankbar an. Aber was nützen die besten Absichten, wenn sie nicht durchgängig ausgeführt werden? Die Provinzialschulkollegien kümmern sich zum Teil nicht um die ministerielle Verfügung und regeln die Bezahlung nach den frühern Bestimmungen. Beweise sind in unsern Händen. Der Gehalt der vollständig beschäftigten Hilfslehrer betrug früher 1500 Mark, jetzt steigt er nach zweijähriger Dienstzeit auf 1650, nach drei Jahren auf 1800 Mark. Aber der Gewinn, der sich aus dieser Erhöhung ergab, ist zum Teil hinfällig geworden durch die Heranziehung der Lehrer zur höchsten Stundenzahl, dadurch wird eine Reihe von Kräften verfügbar, und diese müssen erst untergebracht sein, bevor an die Neuanstellung von Hilfslehrern gedacht werden kann. Die, die der Anstellung am nächsten waren, erhalten zwar den höchsten Gehalt der Hilfslehrer, aber zu einer Zeit, wo sie ohne jenen Erlaß bereits in den Gehalt und Rang der Oberlehrer eingerückt wären. Dasselbe gilt für ihre Hintermänner. Zu den Verbesserungen rechnet endlich die Regierung noch die Verfügung, daß die Hilfslehrerjahre, die die Zahl vier überschreiten, als Dienstjahre in Anrechnung kommen können. Wir verkennen auch hier die gute Absicht nicht, doch der Potentialis der Verfügung wird bei der Anwendung für einzelne Provinzen geradezu zum Irrealis, während den Hilfslehrern doch bloß mit dem Realis gedient sein kann. Immerhin hat der Erlaß eine gute Seite, er enthält die Anerkennung des bestehenden Elends, insofern er mit der Thatsache, daß Lehrer über vier Jahre eine Hilfslehrerstelle bekleiden, als mit naturgemäßen und selbstverständlichen Verhältnissen rechnet und gesetzliche Bestimmungen dafür schafft. In der Justiz beträgt die Zahl der Hilfsrichter noch nicht 4 Prozent, und die Richter führen, wie der Ressortminister zugiebt, mit Recht Klage über dieses Mißverhältnis, die Unterrichtsbehörde beschäftigt an Hilfslehrern mit voller Stundenzahl nicht weniger als 14 Prozent! Bei der Justizverwaltung hat man im Etat für 1895/96 49 (für 1896/97 78) neue Richterstellen geschaffen, die Unterrichtsverwaltung hat 7 Hilfslehrerstellen in Oberlehrerstellen umgewandelt, dafür aber 7 andre Oberlehrerstellen eingezogen! Die Abnormität der 14 Prozent erklärt sich aus dem Grundsatz, daß an größern Anstalten je zwei, an kleinern je ein Hilfslehrer durchschnittlich zu beschäftigen ist. Der Minister hat in der oben erwähnten Audienz erklärt, er werde es mit allem Nachdruck durchsetzen, daß an keiner staatlichen und nichtstaatlichen höhern Schule mehr als eine Hilfslehrerstelle geduldet werde. Aber selbst bei dieser Entscheidung stünden die Verhältnisse mit dem sonst auf

allen Gebieten der Staatsverwaltung beobachteten Verfahren nicht im Einklang. Alle Parteien des Abgeordnetenhauses haben die Ausnutzung der Hilfslehrer mit seltner Einmütigkeit verurteilt, der Finanzkommissar aber meint, die Verhältnisse seien „befriedigend geordnet," und das sei im Grunde auch die Meinung des Hauses, denn es habe durch seine Zustimmung zu den Alterszulagen für die Hilfslehrer eine Dienstzeit von vier und mehr Jahren für billig erachtet. Wir meinen, es sei doch etwas andres, sich mit einem kleinen Zugeständnis begnügen, weil für den Augenblick nicht mehr zu erreichen ist, und etwas andres, die so geschaffnen Zustände für alle Zeiten als mustergiltig anerkennen. Der höhere Lehrerstand wünscht, daß die Hilfslehrerstellen, die seit einer Reihe von Jahren bestehen, sich also als dauernde, durch das Unterrichtsbedürfnis begründete Stellen erwiesen haben, in Oberlehrerstellen umgewandelt werden; der Finanzkommissar erwidert, dazu könne die Finanzverwaltung ihre Zustimmung nicht geben, das führe zu ordnungswidrigen Zuständen, und um dies zu beweisen, beseitigt er aus jener Forderung den Begriff „dauernd bestehend" und giebt ihr die Fassung, man solle bei der Aufstellung des Etats auf vollbeschäftigte Hilfslehrer gar nicht mehr Bedacht nehmen. Daß jeder vollbeschäftigte Hilfslehrer gleich Oberlehrer werden soll, hat niemand verlangt; bekämpft wird von fachmännischer Seite nur der Mißbrauch in der Verwendung von Hilfslehrern, und ein Mißbrauch ist es, wenn zur Befriedigung erfahrungsmäßig dauernder Unterrichtsbedürfnisse Hilfslehrer verwendet werden. Die Klagen der Hilfslehrer haben keine volle Berechtigung mehr, sagen die Vertreter der Regierung, denn den Gerichts- und Regierungsassessoren gegenüber seien sie bei weitem günstiger gestellt. Aber sehen wir ganz ab von den privaten Verhältnissen, so stehen den 14 Prozent (1893 bis 1894, jetzt 20 Prozent) der Hilfslehrer mit mehr als siebenjähriger Dienstzeit nur 3½ Prozent Assessoren mit gleich langer Dienstzeit gegenüber. Die Juristen und Verwaltungsbeamten werden im Gegensatz zu den Lehrern ideell durch Rang und Titel und durch die Möglichkeit einer ganz andern Laufbahn entschädigt, materiell durch den höhern Gehalt und die Anrechnung der vor der Anstellung liegenden Dienstjahre für Gehalt und Pension. Die Regierungsvertreter fassen diese Thatsachen in den Satz zusammen: Die Assessoren sind bei weitem ungünstiger gestellt als die Hilfslehrer!

Um zu beweisen, daß das Bild der Hilfslehrerverhältnisse immer heller werde, stellt der Regierungskommissar folgende Betrachtungen an: Von 1565 Kandidaten sind 705 mit einer „Remuneration" von 1500 bis 1800 Mark beschäftigt, von den übrigen erhalten 205 an öffentlichen Schulen eine „Remuneration" unter 1500 Mark, 193 sind an nicht öffentlichen Schulen beschäftigt, mit welchem Gehalt, erfahren wir nicht; etwa 400 bis 500 unterrichten teils unentgeltlich, teils sind sie an wissenschaftlichen Instituten, im Ausland, als Hauslehrer oder sonstwie thätig, oder sie sind ganz ohne Beschäftigung. Aus dieser Betrachtung zieht der Kommissar den Schluß: Die

große Mehrzahl hat sich unterzubringen gewußt. Nun, daß sich die Kandidaten in irgend einer Weise unterzubringen gewußt haben, darüber war wohl niemand im Zweifel; was wäre auch sonst aus ihnen geworden? Das Unglück besteht ja eben darin, daß sie der Not gehorchend sich unterbringen müssen, unterbringen um jeden Preis. Das Publikum überträgt natürlich den Grad von Achtung, den es diesen Kandidaten entgegenbringt, auch auf den Lehrer in amtlicher Stellung.

Wenn der Minister die Größe des Notstands darnach bemißt, ob mehr oder weniger Hilfslehrer mit sieben- bis neunjähriger Dienstzeit persönlich ihn um Beschäftigung bitten, so ist dem entgegenzuhalten, daß nach der Einführung der Anciennität jeder die Fruchtlosigkeit solcher Bemühungen von selber einsieht. Nach der Angabe des Ministers ist die Zahl der Hilfslehrer während des Jahres 1893/94 von 1492 auf 1565 gestiegen, die Zahl der Neuanstellungen dagegen zurückgegangen. Daraus sollte man doch schließen, die Anstellungsaussichten der Hilfslehrer hätten sich noch mehr verschlechtert. Der Minister aber bemerkt, die Regierung habe mit Erfolg an der Besserung der Verhältnisse gearbeitet. Er führt ferner an, die Wartezeit an nichtstaatlichen Anstalten betrage drei Jahre fünf Monate, und damit lasse sich allenfalls noch auskommen. Dagegen ist zu bemerken: 1. Die Wartezeit an staatlichen Anstalten ist, wie der Minister selbst zugiebt, beträchtlich größer, sie steht zu jener im Verhältnis von 3 : 2. 2. Drei Jahre fünf Monate war die Durchschnittsdauer der Wartezeit in den Jahren 1888 bis 1893, die weit günstigern Zustände der frühern Jahre haben also auch auf jene Zahl mit eingewirkt; für 1892/93 betrug die Durchschnittsdauer bereits vier Jahre drei Monate. 3. Seitdem haben sich die Verhältnisse noch mehr verschlimmert, für 1894 beträgt die Wartezeit im Durchschnitt schon fünfundeinhalb Jahr. Wenn also der Minister von der allergünstigsten Ziffer (drei Jahre fünf Monate) nur behaupten kann, damit lasse sich allenfalls noch auskommen, und wenn sich aus seinen eignen Zahlen klar ersehen läßt, daß schon jetzt, wo die Jahrgänge der Überproduktion noch auf Anstellung warten, an staatlichen Anstalten die durchschnittliche Wartezeit um nicht weniger als vier Jahre über jene Zahl hinausreicht, so liegt in den Worten des Ministers doch das unwillkürliche Zugeständnis, daß für die überwiegende Mehrheit der Hilfslehrer ein außerordentlicher Notstand besteht. Angesichts dieser Lage wendet sich die Regierung an den Idealismus der Lehrer, aber „es geht nicht an, eine einzelne Beamtenklasse auf die Idealität ihres Berufs zu verweisen und dem gegenüber die andern Beziehungen ihres Gedeihens als unwichtig zurücktreten zu lassen," so heißt es mit Recht in der Eingabe der Provinzialvereine an den Kultusminister.

Die Regierung behauptet ferner, die Verhältnisse würden sich von selber bessern, denn die jährliche Zahl der Anstellungsfähigen sei zurückgegangen; aber der Rückgang wäre doch nur dann beweisend, wenn jene Zahl ganz bedeutend

unter den Bedarf gesunken wäre, und selbst in diesem Falle könnten normale Verhältnisse erst nach Jahren eintreten, da ja von 1894 an selbst ohne das Hinzutreten neuer Kandidaten der Bedarf auf annähernd acht Jahre gedeckt ist. In Wirklichkeit hat nur die Überproduktion nachgelassen, aber schon jetzt macht sich, wie der Minister bemerkt, wieder ein stärkerer Andrang zum Lehrerberufe bemerkbar. Der akute Zustand wird also chronisch.

Fassen wir noch einmal die wichtigsten von den Forderungen zusammen, die wir für berechtigt halten, und deren Erfüllung das bestehende Elend größtenteils beseitigen würde, so sind es folgende: 1. Die etatsmäßigen Hilfslehrerstellen, die sich als dauernde, durch das Unterrichtsbedürfnis begründete Stellen erwiesen haben, sind in Oberlehrerstellen umzuwandeln. 2. Die von der Dezemberkonferenz festgesetzte höchste Schülerzahl und höchste Stundenzahl darf nicht überschritten werden. 3. Der wissenschaftliche Unterricht an höhern Lehranstalten ist nur von akademisch gebildeten Lehrern zu erteilen. 4. Die Kandidaten werden bei Beginn des Seminarjahrs vereidigt. 5. Die vollbeschäftigten wissenschaftlichen Hilfslehrer beziehen den Gehalt der untersten Gehaltsstufe (2100 Mark). 6. Die Jahre, wo ein Hilfslehrer im öffentlichen Schuldienst thätig war oder dem Provinzialschulkollegium zur Verfügung stand, sind für das Dienstalter und den Ruhegehalt in Anrechnung zu bringen. 7. Die Anciennität der Hilfslehrer wird für die ganze Monarchie geregelt.

Das Haupthemmnis für die Gewährung dieser Forderungen liegt beim Finanzminister. In seiner Etatrede sagte er: Wenn die Neigung, lokale und Klassenvorteile auf Kosten der Gesamtheit zu erreichen, mit Erfolg bekämpft wird, dann zweifle ich nicht, daß wir demnächst wieder das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben herstellen werden. Wir fragen: Verlangt es das Wohl der Gesamtheit, daß man eine einzelne Klasse den andern gegenüber aufs schwerste benachteiligt? Und doch handelt es sich hier im Verhältnis zu andern Ausgaben des Staats nur um eine geringfügige Summe; 4 bis 500000 Mark würden ausreichen, alle Wünsche zu befriedigen. „Für die Schule, wo es sich um die edelsten Güter der Nation handelt, darf die finanzielle Seite allein überhaupt nicht ausschlaggebend sein," so erklärte bereits ein Mitglied der Dezemberkonferenz, und ähnlich äußerte sich der konservative Abgeordnete Graf Moltke: „Das Sparsystem sollte am allerwenigsten auf dem Gebiet der Unterrichtsverwaltung Geltung haben." Kämen nur die Hilfslehrer in Betracht, es wäre, wenn nicht verzeihlich, doch vielleicht begreiflich, daß die Regierung bei ungünstiger Finanzlage über deren Forderungen zur Tagesordnung überginge; aber die Finanzlage ist günstiger, als man erwartet hatte, und es handelt sich hier um schwere Gefahren für die Schule und den Staat, Gefahren, die man nicht darum leugnen sollte, weil ihre Wirkung nicht sofort jedem vor die Augen tritt. Wem die schaffensfreudigsten Jahre des Lebens in unfreiwilliger Unthätigkeit, in Enttäuschungen und un-

verschuldeter Not vergehen, ohne daß aus der Zukunft ein Lichtstrahl versöhnend in das Dunkel der Gegenwart fällt, in dem erstirbt allmählich die frische, fröhliche Laune, die dem Unterricht die besten Erfolge schafft, und die Lust und Liebe zum Beruf weicht einer mit den Jahren steigenden Erbitterung. Eine solche Stimmung in den Kreisen der jüngern Lehrer kann aber auf die Schule nicht ohne Einfluß bleiben, selbst bei den besten Vorsätzen, trotz alles Pflichtgefühls strömt unwillkürlich etwas von dieser Stimmung über in die nur zu empfänglichen Herzen der Jugend. Es genügt nicht, daß der Lehrer seine Pflicht erfüllt; er muß sie mit Freuden erfüllen. Es kann dem Staate nicht gleichgiltig sein, daß er sich für die kommenden Jahrzehnte eine verbitterte Generation von Lehrern heranzieht, und das zu einer Zeit, wo deren Berufsfreudigkeit nötiger ist als je. Fürst Bismarck hat in seiner Ansprache an die Lehrer hervorgehoben, daß man die Wichtigkeit der gebildeten Klassen für das Gedeihen der Nation und den gewaltigen Einfluß der Schule auf die gebildeten Klassen heutzutage sehr unterschätze. Der Staat sollte sich diese Worte zu Herzen nehmen, und in einer Zeit, wo zerstörende Mächte an den Wurzeln seines Daseins nagen, sich nicht die dauernd entfremden, die die stärksten Wurzeln seiner Kraft, die gebildeten Klassen, vor dem Angriff jener Feinde schützen und bewahren sollen. Es scheint denn auch, als habe sich an maßgebender Stelle die Überzeugung Bahn gebrochen, daß in der That gefahrdrohende Übelstände vorhanden sind; der Minister hat in der Audienz am 1. Juli die Lage der Hilfslehrer als den wundesten Punkt in den Verhältnissen der höhern Lehrerschaft anerkannt und versprochen, alles zu thun, was in seinen Kräften stehe, um deren Lage zu bessern. Wir haben das Vertrauen zu ihm, daß er sein Versprechen in vollem Umfange halten, d. h. daß er für seine Untergebnen ebenso nachdrücklich und dann gewiß auch mit gleichem Erfolge eintreten wird wie der Justizminister, und hoffen auf die Erfüllung der berechtigten Forderungen nicht sowohl um der Hilfslehrer willen, sondern vor allem im Interesse der Schule, im Interesse des Vaterlands.

Der Untergang der antiken Welt

Otto Seeck hat den ersten Band einer Geschichte des Untergangs der antiken Welt herausgegeben (Berlin, Siemenroth und Worms, 1895). Das ist kein gewöhnliches Buch. Ausgerüstet mit gründlicher Quellenkenntnis, löst der Verfasser eine der größten und schwierigsten Fragen der Weltgeschichte als selbständiger Denker fast in befriedigender Weise. Dabei gehört er zu den

glücklichen Darstellern, die den Mumien trockner Quellenberichte Leben einzuhauchen verstehen und uns die Schatten der Vergangenheit in frischer Körperlichkeit vorführen. Wie köstlich und unzweifelhaft naturgetreu schildert er das urwüchsige Barbarenleben unsrer germanischen Vorfahren! Die Einteilung des Werkes, dessen Plan wir ja erst nach seiner Vollendung werden übersehen können, überrascht einigermaßen. Im ersten Buche werden nämlich die Anfänge Konstantins des Großen behandelt, und das zweite stellt dann den Verfall der antiken Welt in sechs Kapiteln dar (die Germanen, das römische Heer, die Ausrottung der Besten, Sklaven und Klienten, die Entvölkerung des Reichs, die Barbaren im Reich), wobei natürlich vielfach auf die Zeiten der Republik zurückgegangen werden muß. Konstantin, den man schlecht zu machen pflegt, seitdem das Christentum bei den Gelehrten in Mißkredit gekommen ist, wird ungemein hochgestellt. Wir führen aus seiner Charakteristik zu Nutz und Frommen der Gegenwart nur zwei Stellen an. Nichts, heißt es S. 49, habe ihm ferner gelegen, als die mißtrauische Furcht des Tyrannen. „Es giebt dafür keinen bessern Beweis, als daß er alle Angeberei, namentlich die anonyme, mit den härtesten Strafen belegte und sogar die gesetzliche Anklage auf Majestätsverbrechen, die sich nicht wohl verbieten ließ, durch sehr wirksame Abschreckungsmittel zu hindern suchte.“ Und S. 132: „Gleich nach seinem Einzuge [in Rom] hatte sich der Kaiser von Angebern umdrängt gesehen; selbst der Senat forderte gegen einige Kreaturen des Maxentius, unter deren Willkür er besonders schwer gelitten hatte, Recht und Gericht. Aber Konstantin war entschlossen, die Diener, die den Befehlen ihres Herrn, wenn auch mit verbrecherischem Übereifer, gehorcht hatten, nicht dafür büßen zu lassen.“ Näher wollen wir auf Seecks Charakteristik der Auguste und Cäsaren jener merkwürdigen Epoche nicht eingehen, weil wir es nur auf den Hauptgegenstand des Buches abgesehen haben.

Wir haben mehrere Rezensionen gelesen, in denen Seecks Ansicht von den Ursachen des Verfalls des römischen Reichs als eine Wunderlichkeit abgethan wird. Die Rezensenten scheinen bloß die Seite 263, aber nicht die vorangehenden und nachfolgenden Erklärungen und Begründungen gelesen zu haben. „In vielen [?] Gegenden Deutschlands, heißt es da, pflegt der Bauer, wenn er zu arm ist, sich das teure Saatkorn zu kaufen, in folgender Weise die Aussaat des nächsten Jahres vorzubereiten. Er läßt kurz vor der Ernte seine Kinder am Felde entlang gehen und die Ähren abpflücken, die sich durch Höhe, Fülle und Gewicht vor den andern auszeichnen. Diese werden dann gesondert ausgedroschen und ihr Korn im kommenden Frühling für die Saat benutzt. Wenn auf diese Art eine fortschreitende Veredlung des Getreides erzielt oder doch seiner Entartung vorgebeugt wird, so würde natürlich das Gegenteil eintreten, wenn man die letzten Ähren immer vernichtete und nur aus den schlechtesten Nachwuchs zöge.“ Hierauf wird die bekannte Geschichte erzählt, wie

Periander von Korinth zum Milesier Thrasybul schickte, um dessen Rat zu erbitten, wie er am besten seine Herrschaft befestigen könne, Thrasybul aber den Boten auf ein Feld führte und dort alle Ähren abriß, die die übrigen überragten. Diese Tyrannenweisheit sei zunächst in der griechischen Welt ganz allgemein geübt worden, nicht bloß von den Tyrannen, sondern auch von den republikanischen Parteien. Da die Führer der unterliegenden Partei regelmäßig entweder umgebracht wurden oder in die Verbannung wandern mußten, wo sie und, soweit sie nicht kinderlos starben, ihre Familien verkümmerten, so konnte es nicht fehlen, daß nach und nach alles, was durch Geist und Mut hervorragte, zu Grunde ging, und nur das Mittelmäßige und Gemeine sich erhielt. „Die Römer, heißt es dann weiter, haben nie den geistigen Schwung, aber auch nicht das hitzige Blut der Griechen gehabt; die Parteikämpfe ihrer ältern Zeit sind daher fast immer maßvoll, meist sogar auf dem Boden des Gesetzes ausgefochten worden. Manche ihrer besten Männer sind ihnen zwar zum Opfer gefallen; doch waren diese Verluste nicht so massenhaft, daß sie den Gesamtcharakter des Volks beeinflußten. Im dritten und zweiten Jahrhundert v. Chr. zeigt sich ihre frische Kraft dem entnervten Osten weit überlegen, und mit den kriegerischen Errungenschaften gehen die der Kultur Hand in Hand." Rom nimmt das griechische Geistesleben in sich auf. Aber gleichzeitig schwindet die Originalität, die z. B. die Werke des alten Cato ausgezeichnet hatte, und macht der strengen Nachahmung des Griechentums Platz. „Es ist gewiß kein Zufall, daß dieser Umschwung in der römischen Litteratur zusammenfällt mit dem Beginn der politischen Massenmorde. Das erste Beispiel ist die Ausrottung der begeisterten Jünglinge, die sich um Tiberius Gracchus und seinen größern Bruder geschart hatten; und noch grimmiger wird das Wüten, seit nicht mehr die Parteien um ideale Ziele, sondern einzelne Ehrgeizige um die Herrschaft streiten. Marius und Cinna morden die Aristokraten und daneben ihre persönlichen Feinde zu Hunderten und Tausenden hin; Sulla räumt nicht minder gründlich mit den Demokraten auf, und was von edelm Blut noch übrig ist, das fällt den Proskriptionen der Triumvirn zum Opfer. Die Römer hatten weniger geistige Kraft zu verlieren als die Griechen; die Verödung trat daher bei ihnen noch viel schneller ein." So blieb nur die feige Masse derer übrig, die sich in den Parteikämpfen nicht hervorgewagt hatten. Vergebens bemühte sich Augustus, bemühte sich auch noch Tiberius, dem aus solchen Feiglingen bestehenden Senat zu einem Rückgrat, zur Selbständigkeit zu verhelfen, eine Opposition auf die Beine zu bringen. „Was Wunder, daß den unglücklichen Tiberius der Ekel vor diesem Sklavengezücht überkam und er das Pack schließlich so behandelte, wie es [es] verdiente!" Was im römischen Reiche noch an kräftigen Naturvölkern vorhanden war, dessen sittliche Kraft wurde durch die Unterjochungskriege und die Einfügung in den Staatsmechanismus gebrochen. Die letzten selbständigen Cha-

raktere endeten als Räuber. Talente wanderten nach Rom, um dort Karriere zu machen, was sie aber, wie nun die Dinge lagen, bloß noch durch den Verzicht auf Charakter konnten. Das sittliche Ideal der noch übrigen edeln Gemüter wurde die Askese, in der heidnische Theosophen, jüdische Essäer und später dann die Christen wetteiferten, sodaß also wiederum gerade die stärksten Geister ohne Nachkommenschaft blieben, während sich das Gesindel fortpflanzte. Von diesem Gesindel machten Sklaven und Freigelassene einen immer größern Bestandteil aus, und auch die Sklavenschaft unterlag leider dem unglücklichen Gesetz der Auslese des Schlechtern; denn gerade den tüchtigsten Sklaven, den Ackerbauknechten, war die ordentliche Ehe meistens versagt — nur der Villicus mußte verheiratet sein —, während die zu allem Rechtschaffnen untauglichen Luxussklaven Geld, Ehren und die Freiheit erlangten und natürlich auch in die Ehe traten. Sogar das Amt des Villicus wurde zum Unglück für die Landwirtschaft nicht selten einem Haarkräusler, Tänzer oder ehemaligen Buhlknaben übertragen. Übrigens bekennt sich Seeck (S. 294) zu der Ansicht, daß das Los des Sklaven der antiken Welt durchschnittlich glücklicher gewesen sei als das des modernen Arbeiters, winkte ihm doch die Freiheit, Vermögen und zuweilen sogar ein hoher Rang. Aber freilich, nur der Schlaue und der Fügsame, der sich für empfangne Schläge bedankte, hatte glänzende Aussichten. „Wenn einer Bevölkerung, die durch Ausrottung ihrer Besten ohnehin entnervt ist, solche Elemente in ungezählten, immer sich erneuernden Mengen zuströmen, so kann das Ergebnis nicht zweifelhaft sein. Die Eigenschaften, die das späteste Altertum vor allen andern charakterisiren und endlich den Sturz des Römerreichs herbeiführten, waren Unselbständigkeit, Feigheit und Servilismus, mit einem Worte Sklavensinn. Wie der Knecht vor seinem Herrn kriechen lernte, um harten Strafen zu entgehen oder Gnade und Freilassung zu erbetteln, so kroch der römische Senat vor dem Herrscher, so die Bürger der Provinzialstädte vor ihren Prokonsuln, so kroch endlich das ganze römische Reich vor den starken Germanen." „Angeerbte Feigheit,*) hat er schon an einer frühern Stelle (S. 276) bemerkt, ist, wenn uns nicht alles täuscht, die beherrschende Eigenschaft, aus der alle Erscheinungen, die für das sinkende Altertum charakteristisch sind, hervorgehen." Eine dieser Eigenschaften war eine entsetzliche Geistesträgheit. Vor etwa zwanzig Jahren hat ein Naturforscher — wenn wir uns recht erinnern Dubois-Reymond — den Gedanken ausgesprochen, die mangelhafte Technik sei an dem Zusammenbruch des Römerreichs schuld gewesen; hätte man den Germanen mit Sprengstoffen entgegentreten können, so wären sie niemals Sieger geblieben; wir Heutigen hätten von Barbaren nichts zu fürchten. Darauf ist zu antworten, daß auch Barbaren die Anfertigung

---

*) Freiheit steht leider da. Das Buch ist überhaupt nicht frei von Druckfehlern. So steht S. 197 Albion für Alboin, S. 498 Lehrwort für Lehnwort.

von Sprengstoffen erlernen können. Außerdem aber antwortet Seeck, die Erklärung sei in einem etwas andern Sinne richtig, als sie ihr Urheber gemeint habe; nicht gerade die Sprengstoffe hätten den Römern gefehlt, wohl aber die geistige Regsamkeit, die bei uns täglich neue Erfindungen hervortreibt. Von Augustus bis Diokletian sei die Ausrüstung des Legionars immer dieselbe geblieben, keine Verbesserung der Taktik, kein neues Kriegsmittel sei erfunden worden. Auch im Gebiete der Industrie habe die ganze Kaiserzeit nicht die kleinste Erfindung aufzuweisen. Nicht einmal zur Anwendung schon gemachter Erfindungen habe man sich aufgerafft. „So war die Wassermühle schon dem großen Mithridates bekannt, und doch zermalmte man noch vier Jahrhunderte später das Getreide durch Menschenhand oder ließ von Zugtieren die Steine drehen."

Überkultur, wenn man darunter einen übertriebnen Kulturfortschritt versteht, war es also sicher nicht, was das Römerreich zu Falle gebracht hat, eher das Gegenteil; nicht die unkultivirtesten, sondern die kultivirtesten Völker sind, wie Seeck richtig hervorhebt, heute die militärisch stärksten. Auch die Redensart vom Altern der Völker bezeichnet er als sinnlos. Alle Völker der Erde, gleichviel ob man sie von Adam oder von Anthropoiden abstammen läßt, sind gleich alt. Versteht man aber unter einem alten Volke ein solches, das schon lange Zeit zivilisirt ist, so haben wir die Juden, deren Kultur älter ist als die griechische, und die dennoch heute noch höchst lebendig sind. Auf die Juden, meint Seeck, werde man vielleicht zur Widerlegung seiner Theorie verweisen, sei doch kein andres Volk so oft von Massenmorden beinahe bis zur Vernichtung heimgesucht worden. Aber, sagt er, Verfolgungen und Abschlachtungen in Volkskriegen, die eine ganze Nation wahllos heimsuchen, haben gerade die entgegengesetzte Wirkung als Parteikämpfe, denen die Besten zum Opfer fallen; bei jenen hat gerade der Tüchtigste Aussicht aufs Überleben; sie raffen, ebenso wie Seuchen, die Schwächern hin. [Daher ist auch unsre heutige seuchenverhütende Hygieine eine antiselektionistische Macht.] Dasselbe gelte von den ewigen Fehden der germanischen Stämme unter sich, ihren Kriegen mit den Römern und den spätern Verheerungen, die das deutsche Volk bis nach dem dreißigjährigen Kriege erlitten habe; alles das habe die Rasse verbessert.

Zu der beschriebnen Entartung kam nun im Römerreiche noch die Entvölkerung. Den Gedanken, daß sie eine Wirkung des Luxus und der Sittenlosigkeit gewesen sei, weist Seeck als ganz ungereimt zurück. Die Zahl der Reichen, denen ihre Mittel einen unvernünftigen Luxus gestattet hätten, seien noch weit dünner gesät gewesen als heute; die Mehrzahl der Bevölkerung habe wie zu allen Zeiten aus armen Teufeln bestanden, für die sich die Frugalität ganz von selbst verstehe, und namentlich die Bauern hätten im Altertum nicht anders gelebt, als wie eben die Bauern zu leben pflegen. Aber daß der Bauern immer weniger geworden seien, das sei das Unglück gewesen. Im

Widerspruch mit Friedländer hält Seeck des Plinius Klage über die verderbliche Ausdehnung der Latifundien nicht für Übertreibung. Die Bauern wurden zunächst durch die ewigen Kriege, namentlich durch die punischen, zu Grunde gerichtet. (Die Wandlungen der römischen Heeresorganisation, namentlich die Reformen des Marius, werden sehr eingehend behandelt. Früher wie später trug auch das Kriegswesen zur Entartung bei, indem es gerade die tüchtigsten Männer im zeugungskräftigsten Alter von der Ehe abhielt. Zwar lebten die Legionare meistens mit Barbarenweibern aus den ihren Standquartieren benachbarten Stämmen im Konkubinat, aber die daraus entsprossenen Bastarde konnten einen regelmäßigen ehelichen Nachwuchs nicht ersetzen, denn wenn sogar heute noch die Sterblichkeit der unehelichen Kinder weit höher ist als die der ehelichen, wie hoch mußte sie damals sein, zumal da das Aussetzen unbequemer Sprößlinge gesetzlich erlaubt und allgemein Sitte war! Immerhin haben eine Zeit lang diese Bastarde eine sehr geschätzte Heeresergänzung gebildet.) Dazu kam dann die billige Korneinfuhr aus den unterworfnen Provinzen und das methodische Auskaufen der verarmten und verschuldeten Bauern durch Kapitalisten. Für höchst verderblich hält Seeck eine Maßregel, die aus bäuerlichem Vorurteil entsprang: den Senatoren und ihren Söhnen wurde der Seehandel verboten, weil er für den höchsten Stand des Reiches unschicklich sei. „Dies claudische Plebiscit vom Jahre 218 v. Chr. war das Todesurteil des kleinen Grundbesitzes in Italien. Da das Leihen auf Zins, auch wenn er noch so mäßig war, erst recht für schimpflich galt und eine große Industrie nicht existirte, so blieb den Mitgliedern des Senats gar keine andre Möglichkeit, ihr Vermögen nutzbringend anzulegen, als das Kaufen von Landgütern. Die Tribute der neuerworbnen Provinzen und die Erpressungen ihrer Statthalter führten immer größere Summen nach Rom, und diese füllten vor allem den Säckel des herrschenden Standes. Bald gab es keine Senatorenfamilie mehr, die nicht fürstliche Reichtümer besessen hätte, und all dies Kapital wollte in Grundbesitz untergebracht sein.“ Wie es aber um die Fortpflanzung der Sklaven auf den großen Gütern stand, ist schon gesagt worden. (Als man den Schaden zu bemerken anfing, wurde es, wie Columella berichtet, Sitte, Sklavinnen, die drei Kinder hatten, von der Arbeitspflicht zu entbinden und ihnen, wenn sie noch mehr bekamen, die Freiheit zu schenken), und daß die freien Bauern von dem Rechte der Kinderaussetzung desto fleißiger Gebrauch machten, je bedrängter ihre Lage wurde, versteht sich von selbst. Die wiederholt in Angriff genommne innere Kolonisation aber hatte keinen nachhaltigen Erfolg, wohl vorzugsweise aus dem Grunde, weil weder die unter dem städtischen Pöbel verbummelten Nachkommen ehemaliger Bauern, noch die Veteranen besonders geschickte und fleißige Landwirte abgegeben haben werden. Zu alledem kamen noch verheerende Seuchen und die Neigung des gebildeten Römers, in der Ehe nichts andres als eine lästige Pflicht gegen den Staat zu sehen.

Aus alledem erwuchs eine pessimistische Stimmung, die in einen förmlichen Trieb der Selbstvernichtung ausartete, der sich in einer weithin herrschenden Selbstmordmanie äußerte. Seeck erinnert an ähnliche Erscheinungen bei Naturvölkern, die von der Vorsehung zum Verschwinden verurteilt worden zu sein scheinen, z. B. die Bewohner der Antillen, die sich auf Verabredung gemeindeweise teils durch Gift, teils durch den Strick töteten. Das Christentum wirkte dieser Stimmung nicht entgegen; im Gegenteil, wie der christliche Preis der Jungfrauschaft, so lag auch das Drängen der edelsten Christen zum Märtyrertode — ein weiteres Mittel der Auslese der Untüchtigsten — durchaus in der herrschenden Richtung. In der Litteratur wirkte dieser Pessimismus mit der Gesinnungslosigkeit zusammen, sie gänzlich unfruchtbar zu machen. „Auch deswegen blieb die römische Litteratur so durchaus konservativ, weil ihren Pflegern jede Erschütterung der bestehenden Zustände zum Verderben gereichen mußte. [Wer dächte da nicht an unsre »Staatserhaltenden«!] Denn Schmarotzer waren sie alle, ob sie sich als arme Schlucker von der Gnade ihrer Gönner, ob als Mitglieder des herrschenden Standes vom Raube der Provinzen ernährten: der revolutionäre Geist, der das Gewordne vom Standpunkte des Volkswohls und der gesunden Vernunft einer Kritik unterwirft, hätte sich also in erster Linie gegen ihre Existenzberechtigung wenden müssen. Jedes gesunde Volk freut sich an der Hoffnung auf eine glücklichere Zukunft; seine Philosophen entwerfen Bilder einer idealen Staatsverfassung, seine Dichter und Romanschreiber träumen sich in Länder und Zeiten hinein, in denen die Gerechtigkeit zur vollen Herrschaft gelangt ist und jeder gute Mensch Grund hat, zufrieden zu sein. Solche Utopien, wie sie im Altertum keinen geringern als Plato, in der Neuzeit ein ganzes Heer von Schriftstellern, von Thomas Morus bis auf Bellamy und Bebel herab, beschäftigt haben, sind der Litteratur der Kaiserzeit durchaus fremd. Wenn sie die Gegenwart tadelt, so geschieht das nur im Vergleich zur ruhmreichen Vergangenheit; der frische, hoffnungsfreudige Ausblick in die Zukunft fehlt ihr gänzlich. Daß es besser werden könne im Reiche, scheint keinem in den Sinn zu kommen, noch weniger findet sich jemand, der sich im Ernst oder Scherz darüber den Kopf zerbräche, *wie* es besser werden könne. Die einen freuen sich ihres Lebens, die andern beklagen in dumpfer Verzweiflung das Elend der Zeit oder lassen an ihr einen müßigen Spott aus. Seinem Volke ein ideales Ziel zu weisen, worauf sich dessen Streben richten könnte, betrachtet kein Schriftsteller als seine Aufgabe.“ (S. 316.)

Die eigentliche Ursache des Untergangs des römischen Reiches ist ohne Zweifel der Wille Gottes gewesen, den Germanen die Entfaltung ihres Wesens und ihrer Kraft möglich zu machen; *neben* dem römischen Reiche hätten sie weder ein Kulturvolk werden noch Macht erlangen können, und *in* diesem Reiche konnten sie es nur dadurch, daß sie es auflösten. So meint es auch

Seeck: Raum zu schaffen für die Barbaren war der Zweck der geschichtlichen Entwicklung der Kaiserzeit. Wenn also nach den Ursachen des größten aller weltgeschichtlichen Ereignisse gefragt wird, so kann es sich nur um die natürlichen Mittel handeln, deren sich die Vorsehung zur Verwirklichung ihrer Absicht bediente. Diese hat nun Seeck, wie uns scheint, richtig und vollständig angegeben. Nur hie und da hätte vielleicht die Wirkungsweise der zersetzenden Kräfte noch etwas genauer angegeben werden können. So z. B. ist es zwar richtig, daß Kultur an sich ein Volk nicht zu Grunde richtet, aber ebenso unbestreitbar ist, daß das unter Umständen geschieht, und diese Umstände, die Seeck alle einzeln angegeben hat, hätten am Schluß noch einmal zusammengefaßt werden können. Der erste besteht darin, daß der Gedankenkreis, dessen ein Volk, eine Gesellschaft fähig ist, durchlaufen ist, und daß keine Aufgaben mehr vorliegen. Das war in Rom der Fall. Man hatte die Welt erobert, man hatte die vollkommenste Rechtsordnung ausgedifteltelt, die nur den einen Fehler hatte, daß sich niemand darin wohl fühlte, man hatte Ackerbau, Gewerbe und Handel betrieben, man hatte alle Arten von Luxus, von geistigem und Sinnengenuß kennen gelernt, man hatte gemalt, gemeißelt und gebaut, man hatte Verse gemacht und Theater gespielt, gesungen und getanzt, man hatte den Bau der Welt philosophisch durchforscht und gefunden, daß weiter nichts dahinter stecke, und man hatte alle Religionen durchprobirt; man war also so weit, wie Faust in seinem ersten Monolog und wie unsre fin de siècle-Jünglinge. Es kann doch wohl eigentlich nicht Geistesträgheit genannt werden, daß die alte Welt keine Fortschritte in der Technik gemacht hat. Männer wie Augustin sind wahrhaftig nicht geistesträge gewesen, und doch ist auch aus dem Kreise der Kirchenväter keiner auf die Technik verfallen, von deren Pflege sich später die Klostermönche durch Frömmigkeit nicht haben abhalten lassen. Es scheint vielmehr, daß der Geist des Altertums durch seine ausschließlich ästhetische, der Erforschung des Seelenlebens und der Ausbildung der Sprache zugekehrte Richtung für die wissenschaftlich-empirische Erforschung der Natur untauglich geworden sei; das ganze Altertum gleicht einem humanistischen Gymnasium, dessen Lehrern und Schülern die Körperwelt, abgesehen von ihrer ästhetischen Seite, verschlossen ist; erst die Barbaren haben den Sinn für die Realien ins europäische Leben gebracht, wie es ja andre Barbaren, die Ägypter, Babylonier und Phönizier gewesen waren, die der griechisch-römischen Welt an Elementen der Astronomie, Mechanik und industriellen Chemie soviel geliefert hatten, als sie brauchte. Hätten sich die Römer in das Gebiet der Realien hineingefunden, dann würden sie nicht allein neue Verteidigungsmittel gegen die Barbaren, sondern überhaupt neue Lebensaufgaben, damit einen neuen Lebensinhalt gewonnen haben und wieder lebensfähig geworden sein. Aber das sollten sie eben nicht.

Sodann muß die Kultur, wie es scheint, die Volkskraft zerstören, sobald

sie das ganze Volk durchdrungen hat, und für den formenden Geist kein zu formendes Rohmaterial an Naturmenschen mehr übrig bleibt. Die Kinder der Gebildeten können das nicht ersetzen, denn die hören schon im zweiten Lebensjahre auf, Naturmenschen zu sein. Die ästhetische Verfeinerung verleidet die natürlichen Genüsse, erweckt die unersättliche Begierde nach immer neuen Erscheinungen und verleitet zur Unnatur. Die philosophische Grübelei verekelt sowohl die einfachen natürlichen Genüsse wie die Arbeit; die einen dadurch, daß sie sie in Illusionen auflöst, die andre, indem sie ihre Zwecklosigkeit aufdeckt. Religiöse und moralische Grillen lassen in allen Genüssen und zuletzt auch in aller Thätigkeit Sünden wittern. So wird das Leben verleidet, und dann kommen noch die wirtschaftliche Not und Klugheit und verbieten das Kinderzeugen. Wie soll da ein Volk gesund und am Leben bleiben?

Worin bestand denn die Überlegenheit der deutschen Barbaren? Darin, daß sie gedankenlos in den Tag hinein lebten, sich ihres Lebens freuten, so viel Kinder zeugten, wie sie konnten, und den herangewachsenen Söhnen sagten: nun zieht hinaus in die Welt, raubt euch Vieh, Äcker, Schätze, Weiber, schlagt jeden tot, der euch die Beute streitig macht, und werdet ihr selber totgeschlagen, nun dann trinkt und turnt in Walhall weiter! Totgeschlagen wurden ihrer genug, aber da immer neuer Nachschub folgte, so behaupteten sie zuguterletzt das Feld. Wem verdankt denn das Judenvolk seine Unverwüstlichkeit? Dem Optimismus des heiligen Buches, an dem die Juden mit unerschütterlichem Glauben hängen, und das da lehrt, alle Dinge seien von einem guten Gotte gut geschaffen (den Teufel, den spätere Grübler eingeschmuggelt haben, überlassen sie den Christen), das ihnen irdisches Wohlergehen verheißt, ihnen befiehlt, Jehovah Feste zu feiern mit Essen, Trinken und Fröhlichsein, und das reichen Kindersegen als das größte Glück und die größte Ehre preist. (Schopenhauer hat das Alte Testament grimmig gehaßt.) Eben jetzt sind fromme Leute daran, die „bodenlose Unsittlichkeit“ unsers Landvolks aufzudecken und zu bejammern. Nun, diese bodenlos unsittlichen Weiber, Eheweiber und Mädchen haben durchschnittlich vier bis sechs Kinder, mitunter auch sechs bis acht. Wenn man unsre Landleute erst alle vollkommen ästhetisch, gesittet, moralisch gemacht, ihnen Selbstbeherrschung und wirtschaftliche Klugheit beigebracht haben wird, dann wird in ganz Deutschland teils der strenge Zölibat, teils das Zweikindersystem herrschen; von den zwei Kindern wird oft noch eins sterben, und unser Land, das seinen Bewohnern längst zu enge geworden ist, wird bald Raum haben für gelbe, braune und schwarze Barbaren. Worin besteht denn die vielbeklagte Überlegenheit der Polen über die Deutschen in Ostelbien? Darin, daß sie noch gedankenloser, leichtsinniger und „unsittlicher“ sind als das rohe deutsche Landvolk, unter dem sie leben, und noch mehr Kinder haben. Übervölkerung, sagt Seeck sehr gut, ist die Krankheit der gesunden Nationen. Natürlich muß man beachten, daß auch die Gesundheits-

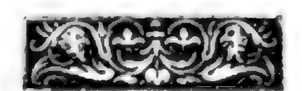
krankheiten tötlich verlaufen, wenn für die überschüssigen Säfte nicht Raum geschafft wird.

Im römischen Reiche trat der Umschwung in den Tagen Mark Aurels ein, der auch germanische Ansiedler ins Reich ließ, nachdem die Lücken des Heeres schon längst mit Barbaren ausgefüllt worden waren. Seeck zeigt, wie sich von da ab das Heer wie das Reich immer mehr barbarisirte. Nun nahm die Bevölkerung wieder zu, und das Getreide schlug auf. Die Sitten wurden barbarisch; raffinirte Laster hörten auf, dafür nahmen Wildheit und Grausamkeit überhand. Nicht das Christentum hat die Umwandlung vollbracht — es wirkte ja, wie wir gesehen haben, der Hauptsache nach in derselben Richtung wie die römische Kultur, und die zunehmende Wildheit stand zu seinem Geiste im Widerspruch —, sondern das Barbarentum; die christliche Kirche hat diesem, abgesehen von den religiösen Einwirkungen, die immer auf einen engen Kreis beschränkt bleiben, nur den Dienst erwiesen, ihm das Wesentliche der griechisch-römischen Kultur zu bewahren und zu vermitteln.

Zum Schluß noch eins. Bei den Nationen des Südens, schreibt Seeck S. 289, ging unter, wer sich dem Willen der Gesamtheit nicht fügte; bei den Germanen hatte der die meiste Aussicht auf Rettung, der auch auf eigne Faust den Feind abzuwehren oder sich der Übermacht auf Schleichwegen zu entziehen verstand. So entwickelte sich bei jenen die Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze, d. h. die staatenbildende Kraft; bei diesen gelangte die freie Individualität zu einer so energischen Ausbildung, daß sie jedes staatliche Band zersprengte. Trotz ihrer großen Begabung hatten sie sich nicht zu einer höhern Kultur erhoben, weil diese aus dem geordneten Zusammenwirken vieler hervorgehen muß und ihre wilde Kraft sich keiner Ordnung fügen wollte. Diese ungezügelte Behauptung seiner persönlichen Eigenart war zum beherrschenden Zuge im Nationalcharakter der Deutschen geworden, wie er es in gemilderter Weise noch heute ist, und in den Edelsten des Volks kam er zur reinsten Ausprägung. Diese mußten also fallen, die jüngern Generationen mußten etwas von jener überschäumenden Kraft ihrer Väter verlieren, damit sie zahmer würden und sich dem Verbande eines geordneten Staatswesens einfügen lernten. Die Ausrottung der Besten, die jenen schwächern Völkern die Vernichtung brachte, hat die starken Germanen erst befähigt, auf den Trümmern der antiken Welt neue, dauernde Gemeinschaften zu errichten.

Diese Reihe vollkommen wahrer Gedanken bedarf nur noch der Ergänzung durch den Schlußgedanken, daß dieselbe Fähigkeit der Unterordnung, die die Staaten bildet, sie zuletzt auch zerstören muß, und daß die Staaten des Altertums an nichts anderm gestorben sind, als an ihrer eignen staatenbildenden Kraft; denn die vollendete Fähigkeit der Unterordnung ist ja gar nichts andres als jene Unselbständigkeit und Feigheit, jene Bedienten- und Sklavenart, die nach Seeck den Charakter des Römervolks in der Kaiser-

zeit ausgemacht hat. Die Völker können demnach zwar ohne Staat nicht zu höherer Kultur und gesichertem Dasein gelangen, aber sie bleiben nur so lange lebensfähig, als sie noch nicht vollständig verstaatlicht sind, als es noch Volksmassen und Lebensgebiete giebt, die der Staatsgewalt unzugänglich bleiben. Auch von dieser Seite gesehen, ist ein Rest urwüchsigen, rohen Volkstums Lebensbedingung für Staat und Volk. Durchdringt der Staat jedes Gewebteilchen des Volkskörpers, so ist er der Leviathan, der das Volk auffrißt, oder um ein richtigeres Bild zu gebrauchen, der Kalksinter, der den Volkskörper versteinert und in eine unorganische, leblose Masse verwandelt.



Aus den Denkwürdigkeiten des luxemburgischen Ministers Servais

(Schluß)

Die wichtigste Folge des Kriegs war für Luxemburg die Abtretung des Betriebs der Wilhelm-Luxemburgbahn. Wie schon erwähnt, hatte sich die luxemburgische Regierung schon durch die Note vom 4. Oktober 1870 und dann im Januar 1871 Ernsthausen gegenüber verpflichtet, die Ostbahngesellschaft auf Auflösung des Vertrags zu verklagen, da sie ihn durch Beförderung eines Zuges mit Lebensmitteln in die belagerte Festung Diedenhofen verletzt hatte. Die von der Regierung mit der Führung des Rechtsstreits beauftragten Anwälte hatten erklärt, die Ansprüche der Regierung nicht vertreten zu können, da sie sie für aussichtslos hielten. In Berlin wurde diese Nachricht mit großem Gleichmut aufgenommen. Während Servais noch vergeblich bemüht war, einen Ersatz für die Ostbahngesellschaft zu finden, erhielt er am 15. Mai durch Föhr aus Berlin die Nachricht, daß sich an diesem Tage die französische Regierung Deutschland gegenüber verpflichtet habe, Deutschland in die Rechte der Ostbahngesellschaft einzusetzen. Föhr und Servais waren in gleicher Weise überrascht über diese Wendung der Dinge. Servais meint, daß nur die Unkenntnis der Tragweite der Sache (die Bahnlinien waren doch 170 Kilometer lang) die französischen Friedensunterhändler habe bestimmen können, sich darauf einzulassen, über Rechte dritter und über Rechte eines souveränen Staats, der zur Sache gar nicht gehört worden war, zu verfügen, ganz abgesehen davon, daß die Ostbahngesellschaft nach den bestehenden Verträgen gar nicht das Recht hatte, ohne Zustimmung der luxemburgischen Regierung ihre Rechte weiter zu

übertragen. Man braucht in der That nur § 7 des Zusatzartikels 1 zum Frankfurter Friedensvertrage zu lesen, um die rechtlichen Schwierigkeiten zu begreifen, die aber leicht umgangen werden konnten. Die Ostbahngesellschaft hatte sich ja Frankreich gegenüber verpflichten müssen, auf ihre Rechte zum Betriebe der Bahnen im neuen Reichslande zu Gunsten der französischen Regierung zu verzichten. Deutschland aber war in der Lage, die Summe für die Ablösung der französischen Rechte (260 Millionen Mark) so hoch zu bemessen, daß die Ostbahngesellschaft auch für den Betrieb der Linien in Luxemburg ausgiebig entschädigt werden konnte.

Auch dieser Vorgang ist sehr lehrreich. Man kann daraus ersehen, daß ein kleiner neutraler Staat, dessen Bevölkerung sich während eines Krieges zwischen Nachbarn nicht ganz und gar unparteiisch verhält, beim Friedensschluß von dem unterliegenden verpflichteten Staate ebenso wenig Rücksicht erfährt, als er vom Sieger und Gegner Schonung erwarten kann. Es tritt ein Zeitpunkt ein, wo man unbequem wird. Servais mußte aber auch noch die Erfahrung machen, daß auch der neutrale Nachbar nicht die Rolle Catos zu übernehmen habe, dem die besiegte Sache besser gefällt. Servais setzte auch nach dem Frankfurter Friedensschluß, dessen Wortlaut doch auf ein völliges Einverständnis zwischen Deutschland und Frankreich hindeutete, die Bemühungen fort, einen Deutschland genehmen Rechtsnachfolger für die französische Ostbahngesellschaft zu suchen. In Brüssel war man im Ministerium kurz angebunden; die Indépendance und der Précurseur verweigerten sogar die Aufnahme von Besprechungen der Sache. Die Wilhelm-Luxemburggesellschaft war entschlossen, sich jedem Vertrage zu widersetzen, der nicht für die von der Ostbahn gezahlte Miete von 3 Millionen Franks Ersatz böte. Die Lage schien so schwierig, daß sogar der Belgier Philippart, der doch damals seine eignen Verpflichtungen für die Prinz-Heinrichbahnen nicht erfüllen konnte, seine Hilfe anbieten zu können glaubte. Im Juli 1871 fand sich Ernsthausen in Luxemburg wieder ein, um sich mit der Regierung über die Lage zu verständigen, die „durch die Abtretung der Rechte der Ostbahngesellschaft“ geschaffen war. Ernsthausen kam wiederholt auf die Übernahme der Post- und Telegraphenverwaltung zurück, doch ohne diesmal von einer Entschädigung zu sprechen. Die nur mündlich gepflognen Verhandlungen führten zu keinem Abschluß. Luxemburg brachte darauf die Rheinische Gesellschaft in Vorschlag, Delbrück lehnte aber ab; eine Privatgesellschaft biete keine genügende Bürgschaft für die Wahrung der Neutralität, ein staatlicher Betrieb, wie der durch die reichsländischen Eisenbahnen, sei vorzuziehen. Dann entstand das Gerücht, Bleichröder wolle eine deutsche Gesellschaft gründen; das Gerücht verstummte plötzlich, als im Februar 1872 die ersten schriftlichen Vorschläge aus Berlin eingetroffen waren, die auf Übernahme des Betriebs durch die Verwaltung der Reichseisenbahnen in Straßburg abzielten. Der Staatsrat in Luxemburg sprach

sich entschieden gegen diesen Vorschlag aus, der die Neutralität verletze und die Unabhängigkeit des Landes bedrohe, und zu dem überdies die konzessionirte Gesellschaft ihre Zustimmung geben müsse. Die Regierung setzte jedoch die Verhandlungen in Berlin fort, fest entschlossen, nur äußerstenfalls nachzugeben. Als aber die luxemburgischen Vertreter in Berlin eingetroffen waren, wurde nicht der auf Delbrücks Wunsch in Luxemburg gefertigte Entwurf den Verhandlungen zu Grunde gelegt, sondern ein im auswärtigen Amte ausgearbeiteter völlig verschiedner.

Um diesen neuen Schwierigkeiten zu begegnen, schlug Minister Servais vor, einfach unter denselben Bedingungen abzuschließen, die Luxemburg mit der Ostbahngesellschaft vereinbart hatte. Als auch dieser Vorschlag abgelehnt worden war, beauftragte der Prinz-Statthalter Servais, in Berlin selbst zu verhandeln. Dort bot sich Bleichröder zur Vermittlung an, zog sich aber nach einer Zwiesprache mit Delbrück zurück. Servais erzählt, Delbrück sei in den Verhandlungen von dem nachmaligen Staatssekretär in Elsaß-Lothringen, Herzog, und von einem Rate des Reichskanzleramts begleitet gewesen, die aber nur in stummer Ehrfurcht den Worten Delbrücks gelauscht hätten, ohne sich an dem Meinungsaustausch zu beteiligen. Delbrück habe das Verlangen, daß Deutschland die Bürgschaft übernehme, die Luxemburg der Ostbahngesellschaft gewährt hatte, schroff zurückgewiesen, da doch Luxemburg genötigt werde, entgegen den Vertragsbestimmungen den Betrieb einem fremden Staate zu überlassen, und da das Land sich nicht den Gefahren einer Entschädigungsklage aussetzen könne. Am 10. Juni — nach fünfstündiger erfolgloser Verhandlung — habe Delbrück die Besprechung der Garantiefrage heftig unterbrochen, die Akten auf den Tisch geworfen und ausgerufen: „Also kein Zollverein, kein Postvertrag, kein Telegraphenvertrag!" worauf sich Servais und Föhr ohne Verabschiedung aus dem Saale entfernt hätten; darauf habe der belgische Gesandte Nothomb, zu dem sich die Ratlosen begeben hätten, die Meinung geäußert, nach seinen Erfahrungen würde eine Vorstellung beim Reichskanzler erfolglos sein, Servais möge alle Gründe für Übernahme der Bürgschaft noch einmal in einer Schlußnote eindringlich darstellen, um wiederholte Erwägung bitten, schließlich aber den Verzicht auf die Bürgschaft in Aussicht stellen; die Hauptsache sei eine unterwürfige Haltung. Der Rat wurde befolgt; Föhr als persona grata unterzeichnete das Aktenstück und wurde schon am andern Tage ins Reichskanzleramt berufen, wo er erfuhr, daß die Bürgschaft angenommen worden sei. Darauf folgte dann die Unterzeichnung des Vertrags.

In dem Vertrage vom 11. Juni 1872 bewilligt die luxemburgische Regierung, daß die der Wilhelm-Luxemburggesellschaft überwiesenen Bahnstrecken von der Verwaltung der Reichseisenbahnen in Elsaß-Lothringen oder von einer andern Reichsbehörde bis zum 31. Dezember 1912 verwaltet und betrieben werden (§ 1). Für die Dauer dieses Betriebes verzichten beide Teile auf das

Recht der Kündigung des Anschlusses an den Zollverein*) (§ 14). Zum Transport von Truppen, Waffen, Kriegsmaterial und Munition können die Bahnen zu keiner Zeit benutzt werden; im Kriegsfalle sind die Verpflichtungen des neutralen Landes zu achten. Die Wilhelm-Luxemburggesellschaft bezieht jetzt, wie früher, einen jährlichen Pachtzins von 3 Millionen Franks von der deutschen Verwaltung; es ist daher nicht recht begreiflich, daß sie der luxemburgischen Regierung nach Abschluß des Vertrags einen Protest zugestellt und gerichtliche Verfolgung ihrer verletzten Rechtsansprüche angedroht habe, die jedoch bis jetzt unterblieben ist. Die deutsche Regierung verzichtet auch nach dem Vertrage darauf, an dem Reingewinn teilzunehmen, bis die von der luxemburgischen Regierung der Gesellschaft gewährte Unterstützung von 8 Millionen Franks zurückgezahlt sein wird. Servais klagt aber, daß dieser Zeitpunkt vielleicht vor dem Ende der Betriebszeit nicht eintreten werde, da die deutsche Verwaltung durch Herstellung von Doppelgleisen, Erweiterung der Bahnhöfe, Verstärkung des Betriebspersonals so großen Aufwand verursache, daß es den Anschein gewinne, als habe Deutschland wenig Interesse, aus dem Betrieb Nutzen für das Reich zu ziehen.

Eine Genugthuung, die ihm geworden ist, konnte Servais schon 1873 verzeichnen. Ein Luxemburger hatte sich um den Bau einer Bahn von Luxemburg nach Longwy beworben. Die deutsche Regierung erklärte, daß sie in einer Bewilligung des Baues eine Verletzung der Neutralität erblicken würde, worauf Servais in Berlin vorstellte, daß Deutschland, da es den Betrieb eines Bahnnetzes, das nach Diedenhofen und Metz führe, für zulässig gehalten habe, auch den Neubau irgend einer Bahn nicht mehr beanstanden könne. Aber der Vergleich zwischen dem Betriebe einer vorhandnen und dem Bau einer neuen Bahn ist nicht zutreffend. Man verhandelte denn auch von Berlin aus mit Luxemburg nicht weiter, sondern erledigte die Angelegenheit durch den Vertreter im Haag mit dem Prinzen-Statthalter unmittelbar; der Bau unterblieb.

Bald darauf, im Dezember 1874, erhielt Servais einen ehrenvollen Abschied und diente fortan als Präsident des Staatsrats und als Bürgermeister von Luxemburg seinem Vaterlande bis zu seinem Tode (1890).

Servais bemüht sich, in seinen Denkwürdigkeiten ein sachliches Bild von dem Gange der Angelegenheiten zu zeichnen, an deren Gestaltung teilzunehmen er berufen war; hie und da aber blitzt in der Erzählung ein so unverkennbarer Zug der Abneigung gegen Deutschland und insbesondre gegen Preußen auf, daß wir uns solche Verstöße gegen das Programm staatsmännischer Sachlichkeit nur durch die Annahme erklären können, der Bürgermeister

*) Nach dem Vertrage vom 20./25. Oktober 1865 sollte der Zollanschluß von Luxemburg bis zum 31. Dezember 1877 dauern und als auf weitere zwölf Jahre verlängert angesehen werden, wenn er nicht spätestens zwei Jahre vor Ablauf des Vertrags gekündigt worden sei.

von Luxemburg habe das Bedürfnis gehabt, sich in seinen Erinnerungen, die nach seinem Tode veröffentlicht werden sollten, von dem während seiner Leitung der Landesangelegenheiten vielfach gegen ihn erhobnen Vorwurf zu reinigen, daß er die Würde und die Unabhängigkeit seines Vaterlandes nicht genügend gewahrt habe. In diesem Sinne hat Servais mehrere Schriften über die Bedeutung des Londoner Vertrags vom 11. Mai 1867 und über den Vertrag mit dem deutschen Reiche vom 11. Juni 1872 veröffentlicht. Noch kurz vor seinem Tode kündigte er, damals Kammerpräsident, gegen die Ausführungen des Staatsministers Eyschen in dessen „Staatsrecht des Großherzogtums Luxemburg"*) über die Pflichten eines neutralen Landes eine Interpellation an. Aus welchem Grunde er die staatsrechtlichen Lehren seines Dienstnachfolgers bemängeln wollte, ist nicht mehr bekannt geworden; denn in der unmittelbar vorhergehenden Verhandlung hatte sich Minister Eyschen für die Richtigkeit seiner Meinung auf einen amtlichen Bericht berufen, den der Interpellant selbst, der damalige Staatsminister Servais, am 14. März 1868 an den König-Großherzog erstattet hatte. Nachdem die Kammer (Sitzung vom 15. Februar 1890) über die erste Interpellation zur Tagesordnung übergegangen war, wurde der zweite Gegenstand — die Pflichten der Neutralen — nicht mehr besprochen.

Dieser Vorgang, den Servais in seine im Januar 1879 abgeschlossenen und seitdem nicht fortgesetzten Denkwürdigkeiten nicht mehr hat aufnehmen können, zeigt in lehrreicher Weise, wie selbst ein Staatsmann, der seine Erinnerungen gutgläubig niederschreibt, durch das Gedächtnis irregeführt werden kann. Wenn schon die Erinnerung an so wichtige Vorgänge völlig schwinden kann, wie leicht kann die schon durch den Wirbel der Erscheinungen und der sie begleitenden Empfindungen getrübte Auffassung der Dinge das Gedächtnis nachträglich beeinträchtigen! Talleyrand hat die Memoiren die Quelle der geschichtlichen Wahrheit genannt; aber wie oft werden gerade durch Denkwürdigkeiten von Staatsmännern die heftigsten Widersprüche von Zeitgenossen hervorgerufen! Darum wiederholen wir den zu Anfang gemachten Vorbehalt.

Aber beim Lesen dieser Erinnerungen drängt sich uns noch ein andrer Gedanke auf. Der deutsch-französische Krieg hat so zahlreiche Umgestaltungen von Rechtsverhältnissen zur Folge gehabt, daß eine Sammlung der Quellen für das Verständnis der neuen Geschichte wie des neuen Rechts gewiß von großem Nutzen sein würde. Frankreich hat sofort nach dem Friedensschluß begonnen, alle Urkunden von staatsrechtlicher Bedeutung, die auf den Krieg, den darauf folgenden Friedensschluß und die daraus sich ergebenden parlamentarischen Verhandlungen, Gesetze, Abmachungen, Verordnungen usw. Bezug

*) 1890 im vierten Bande von Marquardsens Handbuch des öffentlichen Rechts erschienen.

haben, zu sammeln und zu veröffentlichen. Der erste von den fünf stattlichen Bänden der Sammlung*) ist schon im Juni 1872 erschienen, der letzte im März 1879, als alle rechtlichen Folgen der großen Ereignisse endgiltig geregelt waren. Deutschland hat nichts ähnliches geschaffen. Mit dem großen Generalstabswerk ist aber doch die Sache nicht abgethan. Wer sich heute über die rechtlichen Umwälzungen, die der Friedensschluß zur Folge hatte, unterrichten will, ist darauf angewiesen, an allen Ecken und Enden das zusammenzusuchen, was in dieser oder jener Form hie oder da veröffentlicht worden ist. Die besiegte und gedemütigte französische Nation hat es für ihre Pflicht gehalten, einen Rechenschaftsbericht über ihr Mißgeschick zu erstatten; die siegreiche, neu geeinigte deutsche Nation denkt darüber anders, gerade als wenn neben den kriegerischen Erfolgen nicht auch ein nationaler Erfolg, die Wiedererrichtung des deutschen Reichs errungen worden wäre. Das alte deutsche Reich hatte wenigstens seine Reichskanzleien, die kurmainzische für das Reich deutscher Zunge, die kurtrierische für die Lande welscher Zunge; die Urkunden dieser Kanzleien des Reiches sind freilich 1806 nach allen Richtungen zerstreut worden. Nach Wiederherstellung des deutschen Reiches sollte man doch daran denken, ein deutsches Reichsarchiv, und zwar zunächst für die Urkunden zu errichten, die sich auf die großen Ereignisse beziehen, deren Gedenktage wir jetzt — nach fünfundzwanzig Jahren — feiern.

Die Kunst

Erzählung von Theodor Duimchen (in Dresden)

(Fortsetzung)

Endlich war das Werk fertig geworden und nun schon fast vor einem Monat abgeschickt. Zwei Wochen lang hatte Vanrile nichts gethan. Ganze Tage war er in den Waldungen umhergestreift, stundenlang hatte er unter den Bäumen gelegen, sich von den Vögeln etwas vorsingen lassen und die Tiere des Waldes belauscht. Gegen Abend hatte er sich dann in immer enger werdenden Kreisen der Bank genähert, an die er den ganzen Tag dachte.

Eines Abends erzählte er Erika lachend von einer merkwürdigen Erschei-

*) Recueil des traités, conventions, lois, decrets et autres actes rélatifs à la paix avec l'Allemagne. Der Herausgeber ist der damalige Gesandte de Villefort. Selbst das kleine Land Luxemburg hat aus Anlaß seiner Neugestaltung nach dem Erlöschen des Hauses Nassau-Oranien eine Sammlung der Rechtsquellen für seine internationalen Beziehungen veranstaltet, die 1891 vom Regierungsrat und Generalsekretär P. Ruppert veröffentlicht worden ist: Le Grand Duché de Luxembourg dans ses rélations internationales.

nung, die er an sich erlebt hätte. Zuerst, sagte er, bin ich in diesen meilenweiten Wäldern nie ausgekommen ohne Generalstabskarte und Kompaß, selbst auf bekannten Pfaden habe ich mich noch hie und da verirrt, wenn ich eine Weile in Gedanken versunken des Weges nicht geachtet hatte. Jetzt habe ich das große Geheimnis gefunden, durch das die Indianer Amerikas die Forschungsreisenden des alten Europas in Staunen setzen. Während der verirrte Europäer, wenn er von seinen Instrumenten im Stiche gelassen wird, hilflos verkommt, geht der Wilde sicher auf sein Ziel zu, ohne je den Weg zu verfehlen. Und er thut das, ohne das Gefühl zu haben, daß er etwas Erstaunliches leiste, er thut es wie etwas Selbstverständliches, er kennt die Schwierigkeit nicht, die den Europäer schreckt. Das kann ich jetzt auch, kleine Erika: wo ich auch immer im Walde bin, ob zwanzig Schritt oder zwanzig Kilometer von hier, ob ich die Sonne sehe oder nicht, ich brauche nur an dich zu denken, so weiß ich genau, wo diese Bank steht. Von jedem Punkte der weiten Forsten aus finde ich ohne jedes Hilfsmittel hierher den nächsten Weg.

Das ist sehr nett von dir, antwortete sie ihm, ich glaube, da hast du mich doch wirklich lieb.

Dat schall wull sin, erwiderte er auf gut Platt.

Aber die Unthätigkeit ertrug Vanrile nicht lange. Ich muß etwas Neues anfangen, damit ich das Warten auf die Entscheidung aushalten kann.

Wenige Tage darauf berichtete er Erika schon, daß er mit dem Modell eines neuen Werkes beschäftigt sei. Aber all ihrem Bitten zum Trotz wollte er ihr nicht sagen, was er diesmal vorhatte. Sein Blick glitt lächelnd an ihr herab. Es wird etwas sehr Hübsches, sagte er, und wenn die dummen Kerle etwa meine große „Kunst“ nicht mögen: das, was ich jetzt mache, gefällt sicher aller Welt.

Mit einem langen, grauen Leinwandkittel angethan, die Ärmel bis zum Ellbogen emporgestreift, stand Vanrile heute in seinem Schuppen und knetete eifrig nassen Thon. Die schützenden feuchten Tücher waren von seinem Modell entfernt, fast vollendet stand es vor ihm: eine lebensgroße weibliche Figur von großem Liebreiz. Ein junges Mädchen eilt die letzten Stufen einer Treppe herab mit frei flatterndem Haar und flatterndem, leichtem Röckchen. Nur die beiden letzten Stufen waren angedeutet, aber in der Haltung, im Körper, im Ausdruck des Kopfes lag soviel Bewegung, daß man deutlich sah, wie dieses jugendschöne Geschöpf aus großer Höhe von Sehnsucht erfüllt herabstürmt, dem Liebenden in die Arme. Der junge Leib war der einer Sterblichen, und doch — solch ein Glück kommt nur aus Himmelshöhen.

Vanrile besserte und besserte noch, hier an dem Gewand, dort an der Hand, dort noch ein wenig an dem zierlichen Ohr. Endlich war er zufrieden; er trat zurück und ging in weitem Kreise um sein Werk herum, um es von allen Seiten zu sehen. Ein muntres Lächeln zuckte um seinen braunen Bart, als er nun ein Hölzchen ergriff und in den Sockel schrieb: Meine Muse.

Das Urbild aber stand in demselben Augenblick dem dienernden Herrn Albert Bierman gegenüber. Pünktlich, wie er vorher gemeldet hatte, war er angekommen, und zwar unter Verschmähung so gewöhnlicher Beförderungsmittel, wie es Omnibus und Dampfschiff sind; in dem eleganten Landauer des Englischen Hofs, dieser durch ihre hohen Preise berühmten Herberge, wo er die beiden Tage zugebracht hatte, die er seiner Geschäfte wegen in Dresden hatte bleiben müssen, war er herausgefahren. Jetzt war er da, um die Herrschaften zur Mittagstafel im Kursaal abzuholen.

Er schien vorher genaue Erkundigungen eingezogen zu haben, denn er war ganz dem Gebrauche des Ortes gemäß in weißem Flanell erschienen, den Hut in der Hand und die strumpffreien Füße in niedrigen, mehrfach geschlitzten, rohledernen Schuhen.

Haben Sie sich aber in Unkosten gestürzt, Herr Bierman! begrüßte ihn Erika. Die Galauniform des Ortes! Und sogar die heilkräftigen Sandalen, alles ganz vorschriftsmäßig für die paar Tage!

Paar Tage? fragte er erstaunt. Ich will ja mehrere Wochen hier bleiben, Fräulein von Haltern.

So so, antwortete sie gedehnt, mehrere Wochen? Haben Sie denn auch schlechte Nerven?

Onkel und Tante kamen ihm durch emsige und höfliche Fragen nach seinem Befinden und nach Hamburgs Wohlergehen zu Hilfe, und als ihn Onkel fragte, ob er die beabsichtigten Besuche in Dresden schon gemacht und die Herren angetroffen hätte, bekam Erika von Haltern plötzlich einen heftigen Schrecken. Sie mußte sich an einer Stuhllehne festhalten, und alle Lust, andre Leute zu ärgern, verging ihr, als Herr Bierman losplauderte: Ja gewiß, gewiß, und denken Sie sich, was mir passirt ist! Sie wissen, daß der wirkliche Geheimrat Professor Doktor Boden aus Hamburg stammt?

Jawohl, der berühmte Bildhauer.

Ganz recht; an den hatte ich auch Empfehlungsbriefe mit. Es handelt sich um ein Geschäft. Er besitzt nämlich aus der Erbschaft seines verstorbnen Vaters noch einige Grundstücke auf Eppendorfer Flur. Ich wollte ihm eine Offerte machen.

Nun, und? erwiderte der Herr Senator.

Na, wir unterhielten uns ruhig über das Geschäft, ich glaube auch, daß wir uns einigen werden. Da unterbricht sich plötzlich der Herr Geheimrat. Sagen Sie mal, sagt er, kennen Sie nicht einen Herrn Vanrile? Mir ist es, als hätt ich den Namen früher einmal in Hamburg gehört. Jawohl, sage ich; aber er ist schon seit ein paar Jahren verschwunden. Was interessirt Sie denn an dem pleite gegangnen Bauspekulanten? Pleite gegangner Bauspekulant? fragt der Professor. Erlauben Sie mal, er muß doch Bildhauer sein. Bildhauer? sage ich, nicht daß ich wüßte. Ja gewiß, sagt er; wir haben vor drei Jahren eine große Konkurrenz ausgeschrieben für ein Werk der Plastik, das im neuen Kunstausstellungsgebäude Platz finden soll. Ich bin Vorsitzender der engern Jury. Die Ausstellung der eingelieferten Kunstwerke ist beendet, es ist ein großer Saal voll. Man schreibt mir eben, daß unter den Arbeiten auch die eines Herrn Erich Vanrile sei, also muß er doch ein Bildhauer sein. Na, vielleicht hat er inzwischen die Bildhauerei gelernt, sag ich. Ich habe so etwas gehört, er soll bei einem Steinmetzen an der Blasewitzer Straße gearbeitet haben, Grabtafeln, Kreuze und dergleichen. Ja, was sich nicht alles zu so einer Konkurrenz drängt! sagt der Herr Geheimrat kopfschüttelnd. Es ist auch wirklich toll! Ich möchte wissen, was der Mann zurecht gemacht hat! schloß Herr Bierman seinen Vortrag und lachte herzlich.

Erika zitterte innerlich vor Empörung, daß dieser seichte, protzige Geselle so über Erichs Werk sprechen durfte; aber sie sagte sich gleichzeitig, daß sie still halten müsse um jeden Preis, daß sie sich nicht verraten dürfe, denn schon fühlte sie den scharfen Blick des Onkels auf sich ruhn.

Seien Sie hübsch vorsichtig, sagte der Onkel zu Herrn Bierman, wenn

Sie über Herrn Erich Vanriles bekannte und unbekannte Talente sprechen, Sie könnten sonst bei meiner Nichte in Ungnade fallen! Man fällt sehr leicht bei ihr in Ungnade, wenn man von diesem Herrn nicht mit der nötigen Hochachtung spricht.

Nun, als Architekten und Künstler hast du ihn früher doch auch geschätzt, fiel Tante Ida vermittelnd ein, und daß er ein begabter Bildhauer ist, wissen wir doch, du fandest seinerzeit Erikas Büste, die er gemacht hat, meisterhaft. Daß er ein ungeschickter Geschäftsmann war, hat doch damit nichts zu thun.

Sie sehen, fuhr der Onkel zu Herrn Bierman fort, wir werden uns hüten müssen; die Damen halten gegen uns zusammen.

Die Büste von Fräulein von Haltern ist von ihm? sagte Herr Bierman. Das hab ich ja gar nicht gewußt. Ich verstehe allerdings nicht viel davon, aber sie scheint wirklich recht ähnlich zu sein, soweit man heute noch darüber urteilen kann, denn Fräulein Erika war damals noch sehr jung.

Ja ja, erwiderte der Onkel, eine gewisse Begabung ist ihm ja nicht abzusprechen. Aber es ist doch ein großer Unterschied, die Porträtbüste eines liebenswürdigen Kindes einigermaßen ähnlich fertig zu kriegen, und ein wirkliches Kunstwerk zu schaffen. Und nun gar sich zu einer Aufgabe zu drängen, bei der die berufensten und größten Künstler der Zeit um die Palme ringen, das scheint mir doch sehr anmaßend von dem Herrn.

Erika hatte sich inzwischen gefaßt und sagte ziemlich ruhig: Ich bin, wie du weißt, noch jetzt seine große Verehrerin. Anmaßend war er doch eigentlich nie, oder hast du das gefunden, Onkel?

Und nun schoß ihr der Gedanke durch den Kopf, daß das eine gute Gelegenheit sei, die Zukunft immer vorzubereiten.

Ich glaube kaum, fuhr sie fort, daß er etwas unternehmen würde, wozu seine Kräfte nicht völlig ausreichen. Vielleicht gewinnt er sogar den ersten Preis, das wäre ja reizend! vielleicht bekommen wir ihn dann hier zu sehen, ich würde mich sehr darüber freuen. Fragen Sie doch einmal den Geheimrat Boden, wo er lebt, und sagen Sie ihm, er möchte Herrn Vanrile erzählen, daß wir hier sind.

Wie Sie befehlen, gnädiges Fräulein, sagte Herr Bierman etwas unsicher.

Na, darüber reden wir noch gelegentlich, fügte der Onkel hinzu. Jetzt, denke ich, müssen wir zunächst zu Tische gehen; denn da wir einmal teilnehmen, gehört sichs auch, daß wir pünktlich sind.

Während des Mittagessens war Erika etwas zerstreut, sie dachte über Herrn Biermans Erzählung nach. Wie abscheulich, daß dieser Mensch gerade jetzt kommen mußte, und daß er gerade den ersten Vorsitzenden der Prüfungskommission, auf dessen Urteil sicher sehr viel ankam, sprechen mußte, ehe dieser Erichs Kunstwerk gesehen hatte! Hätte er es schon gesehen gehabt, so hätte das Geschwätz des dummen Jungen wahrscheinlich keinen Schaden angerichtet. Aber so war es immerhin gefährlich: man trat mit einem gewissen Vorurteil an das zu prüfende Werk hin, man war voreingenommen, wenn diese interessante Anekdote vor der Besichtigung in der Kommission Gesprächsstoff wurde.

Es fiel Erika heiß auf die Seele, als sie sich erinnerte, daß Erich von kühnen Neuerungen gesprochen hatte, die in seinem Werke wären, und daß es für ihn um den Preis geschehen sein könnte, abgesehen von allem andern, wenn zu viel alte Zöpfe in der Kommission säßen, und er hatte nicht viel von ihnen

gewußt. Wenn das zusammentraf, dann war der blöde, dumme, scheußliche Kerl, der neben ihr saß und sie eben fragte, ob sie lieber Aprikosenkompott wollte, schuld an einer Niederlage Erichs, schuld an ihrem Unglück. Und Erich brauchte den Erfolg, den Ruhm und das Gold. Der erfolgreiche Künstler, der wieder auf eignen Füßen stand, der hätte allenfalls Onkels Einwilligung schließlich erhalten. Aber ein verkanntes Genie!

Sie hörte den Onkel schon im Geiste sprechen von der Anmaßung dieses Menschen, der es zu nichts bringen könne, weder in der Kunst noch im Leben, und der nun komme, um Gustav Mollers Nichte und Erbin wegzufischen. Und dabei konnte sie ihn nicht einmal sehen, nicht einmal warnen, nicht mit ihm besprechen, was zu thun sei! Sie waren übereingekommen, daß er fern bleiben solle während Herrn Biermans Anwesenheit, für ganz dringliche Fälle wollte sie ihm schreiben, und er sollte ihr dann durch einen Bauerburschen, der ihm kleine Dienste leistete, Nachricht senden. Das alles war aber sehr unbequem, man vermied es am besten ganz, und es wäre doch auch nur ein armseliger Ersatz für eine Aussprache, für eine gemeinschaftliche Beratung gewesen. Aber wissen mußte er, was sie erfahren hatte, sie wollte ihm einfach das Thatsächliche mitteilen, er konnte dann selbst am besten entscheiden, ob etwas zu geschehen habe, und was.

Am Nachmittag schützte sie Kopfweh vor und zog sich zurück.

Während sie bei ihrem Briefe etwas ruhiger wurde, saßen die beiden Herren in der Veranda bei einer „hochfeinen" Cigarre, von der der Habaneser Fabrikant auf dem Deckel des Kistchens der Welt verkündete, daß sie ausschließlich für Personen von Geschmack fabrizirt werde, und unterhielten sich noch immer über Herrn Vanrile.

Schade, daß Sie überhaupt davon gesprochen haben. Ich bin in einer gewissen Angst vor dem Menschen. Es ist ja jetzt Jahre her, und selbstverständlich nur eine Mädchenschwärmerei gewesen, aber besser wäre es doch gewesen, sie hätte nichts wieder von ihm gehört. Allerdings hat sie seit Jahr und Tag nicht ein Wort wieder von ihm gesprochen, gewiß; aber sicher ist sicher, mir wäre es lieber, ich hätte allein davon erfahren. Wir hätten dann bei Boden und einigen andern Herren von der Kommission das Unsrige gethan. Solche Leute lassen sich ja leicht beeinflussen, ohne daß sie etwas merken; gerade solche Herren, die entrüstet wären, wenn wir ihnen mit dem Vorschlage kämen, sie sollten uns zu Gefallen etwa gegen ihre Überzeugung ein Werk ungünstig beurteilen, thun uns leicht den Gefallen, ohne es zu wissen. Allerdings, die Gefahr, daß er den Preis bekommt, ist ja sehr gering, und Ihre Unterhaltung mit dem Herrn Geheimrat wird jedenfalls ausgezeichnet wirken. Hätten Sie nicht mit ihm gesprochen, so stünde er der Arbeit ganz unbefangen gegenüber. Vielleicht hätte er sich sogar des Namens erinnert und die Arbeit mit etwas mehr Interesse angesehen als eine andre, in der Vermutung, daß sie von einem Manne herrühre, der in irgend welchem Zusammenhange mit seiner Vaterstadt stehe. Ihr „pleite gegangner Bauspekulant" wird das auf alle Fälle verhindern; er tritt jetzt eher mit Mißtrauen vor das Werk hin. Könnte man nicht bei einigen von den andern Herren auch noch gelegentlich das eine oder andre fallen lassen? Ganz unabsichtlich natürlich. Es sind jedenfalls alles sehr tüchtige Kunstkenner und als solche nicht im geringsten zu beeinflussen; aber solche Herren sind in der Regel gute Menschen und naive Geschäftsleute: einige hübsch angebrachte Neuigkeiten über Vanrile, die sie so

beiläufig im freundschaftlichen Verkehr erfahren, bohren sich ein und wirken bei ihnen mehr gegen ihn, als eine lange Rede eines Gegners in der Sitzung.

Na, das wird sich schon machen lassen, erwiderte Herr Bierman, ich werde mich dieser Tage einmal darum kümmern.

Thun Sie das, Herr Bierman, aber hübsch vorsichtig. Ich kann nicht gut in der Sache vorgehen, ich bin seit Monaten hier und kann jetzt nicht nachträglich in Dresden Besuche machen. Aber noch eins, Sie werden ja doch die eine oder andre Einladung annehmen. Wollen Sie diese Gastfreundschaft vielleicht hier mit einem Herrendiner oder so etwas erwidern? Da könnte ich dann auch dabei sein. Die Herren sehen dann Vanrile durch die Atmosphäre, mit der wir ihn umgeben haben, und das wird dem „Meisterwerke“ nicht förderlich sein, das sie zu beurteilen haben: Menschen sind Menschen.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Hausagrarier und Genossenschaften. Die Welt ist ein wunderlich Ding, alle Dinge in der Welt sind wunderlich, aber das wunderlichste von allen ist von jeher die Rechtspflege gewesen, und unsre moderne deutsche Justiz weiß den Ruhm höchster Wunderlichkeit mit staunenswertem Erfolge zu behaupten. Sie destillirt aus der Spitzmarke: „Gnade, wem Gnade gebührt,“ eine Majestätsbeleidigung und aus einem Gedankenstrich ein andres Verbrechen — wir haben vergessen, welches — heraus und bringt den Thäter so schrecklicher Dinge ins Gefängnis, aber den Berliner Bauschwindler, der die Handwerker Jahr für Jahr um Millionen betrügt und sogar die Krankenkassengelder der Arbeiter veruntreut, vermag sie nicht zu fassen. Haben da die Gesetzgeber den dummen Einfall gehabt, Laiengerichte einzusetzen, Gewerbegerichte, die ohne allen juristischen Verstand täppisch zugegriffen und gesagt haben: O, das ist ganz einfach; die Strohmänner, die keinen Pfennig Geld in der Tasche haben, die kümmern uns nicht; wir fassen die Herren, die hinter ihnen stehen, die die Rente ziehen von den unbezahlten Häusern! Aber glücklicherweise haben die dummen Gesetzgeber noch soviel Ehrfurcht vor der akademischen Justitia gehabt, daß sie die Berufung von den Gewerbegerichten an einen gelehrten Gerichtshof zulassen, und der hat zu den Handwerkern und Arbeitern gesagt: Na, das wäre was schönes! Nee, Kinder, ihr kriegt nichts! Warum seid ihr so dumm und habt die Arbeit angenommen! Warum seid ihr so dumm, sagt der Laienverstand den Börsenspielern, die hineingefallen sind; der Juristenverstand sagt es zu Handwerkern und Gesellen, die nicht gespielt, sondern gearbeitet haben, bei denen es geheißen hat: Friß Vogel, oder stirb! Nimm Arbeit an, oder verdirb! Der Laienverstand meint, das sei doch so einfach wie möglich, daß eine zwar abgelieferte, aber noch nicht bezahlte Ware, solange sie noch nicht bezahlt ist, dem Verkäufer gehört, mit doppeltem Rechte gehört, wenn der Verkäufer zugleich ihr Schöpfer ist, daß demnach ein auf die moderne Weise gebautes Haus (bei der alt-

modischen, wo der Bauherr das Material lieferte und allwöchentlich die Arbeitslöhne auszahlte, wars anders) bis zur Bezahlung der Rechnungen der Bauhandwerker der Gesamtheit derer gehört, die daran gearbeitet haben, nicht aber einem beliebigen andern Menschen, der durch einen beliebigen Akt der freiwilligen Gerichtsbarkeit einen Titel darauf erwirbt. Die Justitia aber sagt: Nein, das geht nicht; wenn die Geschichte so einfach wäre, daß sich jeder nur zu nehmen brauchte, was ihm gehört, da wären ja gar keine gelehrten Richter nötig. Im vorliegenden Falle haben ja die Handwerker und die Arbeiter allerdings einen Rechtsanspruch auf das Haus, aber die Form zu ermitteln, in der dieser Anspruch geltend gemacht werden könnte, das wird eine ungeheuer schwierige Arbeit sein, zu der viel hundert Broschüren und Kommissionssitzungen gehören werden. Nun, der Reichstag hat ja die Resolution Bassermanns angenommen, wonach die verbündeten Regierungen aufgefordert werden, einen Gesetzentwurf vorzulegen. Vielleicht thun sie das, vielleicht werden demnach übers Jahr die Kommissionssitzungen ihren Anfang nehmen können; Broschüren hätten wir schon einige Dutzend.

Doch die Sache an sich ist viel wichtiger als ihre juristische Behandlung. Der Bauschwindel ist eine der Formen, in denen den glücklichen Besitzern und Erwerbern städtischer Grundstücke nicht bloß eine hohe Verzinsung ihres Kapitals, sondern sogar dessen Vervielfältigung verschafft wird. Die gewöhnliche Form ist die Konjunktur und deren Unterstützung durch Maßregeln der Stadtverwaltung, dazu kommt dann in einigen Großstädten, namentlich in Berlin, der Bauschwindel. Das großartigste Beispiel für die Wirkung der Konjunktur ist der Schöneberger Bauer Kilian, der in den zwanziger Jahren ein Stück Kartoffelland für 2700 Thaler gekauft und in den siebziger Jahren sechs Millionen Mark daraus gelöst hat. Im Jahre 1881 hat der Berliner Magistrat zum Zweck der Steuereinschätzung in den verschiednen Stadtteilen 47 Häuser, die in den Jahren 1868 bis 1877 keine Umbauten und Verbesserungen erfahren hatten, herausgegriffen und festgestellt, daß ihnen in diesen zehn Jahren eine Wertsteigerung von zusammen 4¼ Millionen Mark zugewachsen ist. Damaschke, aus dessen Schriftchen: „Vom Gemeindefinanzwesen“ (Berlin, Wilhelm Möller) wir diese Angaben schöpfen, schätzt darnach die Wertsteigerung der Berliner Grundstücke in jenen zehn Jahren auf mehr als anderthalb Milliarden Mark. Da heißts doch wahrhaftig: der Herr bescherts den Seinen im Schlafe! Das Schönste ist nun, daß diese Herren, mögen sie die Häuser und Hausgrundstücke unmittelbar oder als Hypothekengläubiger mittelbar besitzen, auf den Genuß ihrer hohen Zinsen und auf die Wertsteigerung ihres Vermögens ein heiliges und unveräußerliches Recht zu haben glauben und von Stadt und Staat die Abwehr aller Veränderungen fordern, die ihnen dieses heilige Recht schmälern könnten, gerade so wie die landwirtschaftlichen Agrarier fordern, der Staat solle ihnen jede ihre Grundrente schmälernde Konkurrenz vom Leibe halten. Zwei sehr hübsche Fälle werden in Nr. 1 des „Genossenschaftlichen Wegweisers,“ einer sehr empfehlenswerten Halbmonatsschrift, angeführt. In der Dresdner Stadtverordnetenversammlung stimmten die Hauseigentümer und ihre Verbündeten gegen eine Vorortbahn, „weil sonst die Arbeiter aufs Land ziehen würden.“ Demnach, bemerkt hierzu der Verfasser des Artikels, K. M. (Karl Munding, der Herausgeber von Hubers ausgewählten Schriften), demnach wären also die Arbeiter nur dazu da, den Hausbesitzern eine möglichst hohe Grundrente zu sichern. Und durch die Berliner Tagesblätter lief kürzlich folgende Notiz: „Gegen die Auswüchse der Konsumvereine richtet sich eine Petition, die der städtische Grundbesitzerverein an den Reichstag gerichtet hat. Es wird in der Petition ausgeführt,

daß neben den Handwerkern und Kaufleuten besonders die Hauseigentümer schwere Verluste erlitten hätten, da die Zahl der leerstehenden Läden von Jahr zu Jahr größer geworden sei. Ein Ersatz sei nicht geschaffen worden, da sich die Konsumvereine meist mit Verkaufsstellen begnügten, die in Nebenstraßen, und zwar in Seiten- und Hintergebäuden untergebracht seien." Gewiß allerliebst! Es ist ein gesetzlich zu bekämpfender Auswuchs, wenn die Arbeiter im Hinterhause kaufen, anstatt den Laden im Vorderhause, der mehr Miete bringt, zu benutzen.

Munding sieht in dieser Thatsache eine glänzende Rechtfertigung der von ihm vertretnen proudhonischen Richtung des Sozialismus, die von dem Satze ausgeht, daß das die Arbeit beherrschende Kapital (unter Kapital wird hier Reichtum verstanden) nicht im Produktionsprozeß, sondern bei der Güterverteilung angehäuft werde, daß daher die Handelsgewinne der Kaufleute samt den durch Reklame und dergleichen verursachten unnützen Kosten durch Konsumvereine und Warenhäuser aus der Volkswirtschaft auszuschalten seien. Der in den Grenzboten Jahrgang 1894, Heft 32, Seite 277 erwähnte Ernst Busch hat diese Ansicht mit der Bodenfrage in Verbindung gebracht und erklärt: „Der Wert von Grund und Boden ist kapitalisirter Handelsprofit, der noch erzielt werden soll. Kommt der Profit in Wegfall, dann ist das imaginäre Kapital mit verschwunden. Die Unifizirung des Konsums der Arbeiterklasse wird jedweden Grund und Boden wertlos machen. Bei dem städtischen Grund und Boden ist das ohne viel Worte leicht zu begreifen. Wenn alle deutschen Arbeiter ihren Konsum ausschließlich in fiskalischen, im Hinterhaus oder im freien Feld gelegnen Konsumanstalten kaufen, dann haben die Privatläden keinen Absatz mehr, und damit hat der städtische Boden seinen allerletzten (?) Wert verloren." Auch Munding, der diese Worte anführt, meint, Bodenrente sei nichts als transformirter Handelsprofit. „Man bezahlt in verkehrsreichen Städten hohe Ladenmieten, weil da Aussicht vorhanden ist, im Geschäft hohe Gewinne herauszuschlagen. Diese Aussicht genügt, um die Bodenrente in die Höhe zu schnellen. Sie steigert die Konkurrenz unter den Geschäftsleuten, und wenn Tausende von ihnen zu Grunde gehen, so sind sofort wieder Tausende da, die sich einbilden, ihren Vorteil besser wahrnehmen zu können als ihre Vorgänger. So ist ein ewiges Kommen und Gehen, Suchen und Wagen, Hoffen und Sterben (so!), das Bleibende aber in der Erscheinungen Flucht ist die Bodenrente." Besser, als das Munding hier unabsichtlich thut, kann man seine und Buschens Theorie gar nicht widerlegen. Er sagt es ja selber, daß die glänzenden Handelsprofite, die der Kaufmann gern machen möchte, eben nicht gemacht werden, daß sie aber, so weit sie gemacht werden, nicht von diesem, sondern vom Bodenrentner geschluckt werden. Er übersieht dabei noch, daß doch die Großstadthäuser nicht aus lauter Läden bestehen, und daß die Wohnungen und Werkstätten auch ein erkleckliches bringen. Er übersieht außerdem, daß die Konsumvereine der Arbeiter den Läden unter den Linden, in denen nicht sie, sondern ganz andre Leute kaufen, nicht das geringste anhaben können. Er übersieht endlich, daß sich auch der Berliner Arbeiter bedanken würde, seine Kinder aufs freie Feld hinauszuschicken, um dort Kaffee und Zucker zu holen. Was den Arbeiter um einen Teil seines Arbeitsertrags bringt, ist also nicht der Handelsprofit, sondern die Bodenrente, und diese entspringt nicht aus dem Handelsprofit, sondern aus dem Monopol des Bodenbesitzes, und dieses beruht auf der Knappheit des Bodens, die die Menschen zwingt, sich in den Städten zusammenzudrängen und einander gegenseitig im Angebot für Wohnungs-, Werkstatt- und Ladenmiete zu steigern.

Wir wiederholen, daß wir durchaus keine Gegner weder der Genossenschafts-

bewegung noch der Bodenbesitzreform*) sind, sofern sich diese auf erreichbare Ziele wie eine verständige Grundstückpolitik der Stadtverwaltungen, gute Bauordnungen und Bekämpfung des Bodenwuchers und Bauschwindels beschränkt. Wir wünschen beiden Parteien besten Erfolg ihrer Bestrebungen und werden jeden Versuch, sie auf dem Wege der Gesetzgebung zu unterdrücken, entschieden bekämpfen. Aber wir leugnen, daß die Handelsgewinne und die überflüssigen Handelsunkosten eine so ausschlaggebende Rolle in der Volkswirtschaft spielen, wie die ersten behaupten, wir bezweifeln, daß das letzte Ziel der zweiten, die Bodenverstaatlichung, erreichbar sei und wenn es erreicht werden könnte, den Völkern das Heil bringen würde, und wir halten beiden Parteien gegenüber daran fest, daß den aus einem höchst verwickelten Gesellschaftszustande entspringenden Übeln überhaupt nicht durch eine einzige Maßregel, welche es auch sei, abgeholfen werden könne. Vor allem erwarten wir keine grundstürzende Änderung und Besserung von der Gesetzgebung und Justiz. Wir nehmen uns die Freiheit, über die Unbeholfenheit dieser ehrwürdigen Damen zu spotten, die einen hausgroßen Betrug weder zu sehen noch zu fassen vermögen, aber wir sind überzeugt, daß auch nicht viel dabei herauskommen würde, wenn sie bedeutend geschickter wären. Wo die Bedingungen eines gesunden Gesellschaftslebens vorhanden sind, da bedarf es keiner Eingriffe von Gesetz und Justiz, und wo sie nicht vorhanden sind, nützen solche Eingriffe nicht viel. Der Bauschwindel beschränkt sich auf einige wenige Orte, die zusammen vielleicht kaum zehn Quadratmeilen bedecken, also etwa ein Tausendstel des deutschen Bodens. Es wäre zu wünschen, daß man dem groben Schwindel mit dem gemeinen Recht beikommen könnte; aber wenn das nicht möglich sein sollte, so ist es bedenklich, das Hypothekenrecht fürs ganze Reich zu ändern oder ein Spezialgesetz zu machen um eines Unfugs willen, der nur auf einem so winzigen Teile des deutschen Bodens verübt wird. Was ihn möglich macht, das ist die Konkurrenz um den Boden, die an den Mittelpunkten des Verkehrs am schärfsten ist, also die Bodenknappheit. So kommen wir denn immer wieder darauf zurück, daß Bodenknappheit, das Fehlen freien Bodens, das Grundübel ist, an dem wir leiden. Freiland ist das Losungswort der Bodenbesitzreformer. Es ist auch das unsre, aber die Gesetzgebungsmaschine und die Justiz werden uns schwerlich zu freiem Lande verhelfen.

Zum Schutze der Bauhandwerker. Unter dieser Überschrift befindet sich in Heft 49 der vorjährigen Grenzboten ein sehr beachtenswerter Aufsatz; der Verfasser beweist darin die Notwendigkeit, die Bauunternehmer und die beim Baue beteiligten Handwerker, Arbeiter und Lieferanten mit Hilfe der Gesetzgebung gegen die Verluste zu schützen, die sie bei Bauten, insbesondre bei Neubauten in großen Städten, durch Bauschwindel vielfach erleiden, prüft dann die bisher gemachten Vorschläge zur Abhilfe dieses Übelstandes, trägt seine Bedenken gegen diese Vorschläge vor und bringt schließlich folgende Gesetze in Vorschlag. Die Baupolizeibehörde soll verpflichtet werden, von jedem Neubau dem Grundbuchrichter Anzeige zu machen, dieser soll hierauf auf dem Grundbuchblatte der Baustelle einen Sperr-

*) Die Bodenbesitzreformer nehmen es uns übel, daß wir sie gelegentlich einmal Halbsozialisten genannt haben; sie versichern, daß sie Individualisten seien und durch das von ihnen erstrebte Obereigentum des Staats oder seine Schutzherrschaft dem Einzelnen gerade den Vollgenuß seiner Scholle und der darauf verwendeten Arbeit sichern wollen. Es ist eben die Frage, ob das gelingen würde, und ob nicht die Bodenverstaatlichung, die doch wenigstens sozialistisch aussieht, auch zuletzt sozialistisch, das heißt die Verfügung des Nutznießers über sein Grundstück übermäßig beschränkend, ausfallen würde.

vermerk eintragen, und die Bauhandwerker usw. sollen dann berechtigt sein, ihre Forderungen bis spätestens zum zweiten Monat nach der Gebrauchsabnahme des Baues (die auf polizeiliche Anzeige ebenfalls im Grundbuche vermerkt werden soll) im Grundbuche als Hypothek und zwar unter einander zu gleichen Rechten eintragen zu lassen und dadurch ein Vorrecht vor allen Hypotheken, die erst während des Baues eingetragen werden, erlangen; die Zwangsvollstreckung der Baugläubiger soll jedoch nur auf den Verkauf des Neubaues zum Abbruche gerichtet sein.

Diesen Vorschlägen stehen aber folgende Bedenken entgegen. Zunächst würden dadurch die Baugläubiger zwar gegen solche Belastungen des Grundstücks geschützt werden, die erst während des Baues eingetragen würden, nicht aber gegen die, mit denen schon vor Eintragung des Sperrvermerks die Baustelle belastet wäre; die beabsichtigte Maßregel wäre also vergeblich, wenn die Bauschwindler, was sie wohl nicht unterlassen würden, rechtzeitig den Bauplatz mit einer Hypothek in dem ungefähren Werte des Neubaues belasteten.

Sodann aber verliert ein Gebäude, das zum Abbruche verkauft wird, den allergrößten Teil seines Wertes, denn es gehen die Kosten des Aufbauens, des Abbrechens und der Wert der dabei verdorbnen Materialien vollständig verloren; käme es also zu einer solchen Zwangsversteigerung, so würden die Bauhandwerker usw. aus dem Verkaufe nur wegen eines ganz kleinen Teils ihrer Forderungen befriedigt werden, damit aber auch ganz ausfallen, wenn der Grund und Boden schon vorher über seinen Wert hinaus verpfändet wäre.

Endlich würde dieser Gesetzesvorschlag, da der Bauschwindel nur in ganz großen Städten möglich ist, wieder an dem Fehler leiden, der mehreren neuen, namentlich auch sozialpolitischen Gesetzen anhaftet, daß nämlich die Polizei- und Gerichtsbehörden im ganzen Lande mit einer Menge unnützer Arbeit belastet würden, nur zu dem Zwecke, eine beschränkte Anzahl von Personen zu treffen, hier einige Bauschwindler in Berlin und in wenigen andern Städten unschädlich zu machen.

Alle diese Bedenken würden sich beseitigen und der Gedanke des Verfassers für die Gesetzgebung brauchbar machen lassen, wenn es möglich wäre, die Rechte des Besitzers der Baustelle und seiner Hypothekengläubiger von denen der Bauhandwerker genauer zu scheiden, als das in den bisherigen Vorschlägen geschehen ist, und das könnte dadurch geschehen, daß man der im römischen Rechte bereits völlig ausgebildeten, im neuern deutschen und preußischen Rechte (§ 243 ff. des Allgemeinen Landrechts I, 22) aber nur noch ein kümmerliches Dasein führenden Grundgerechtigkeit der superficies neues Leben einhauchen und sie grundbuchfähig machen wollte.

Mit dieser Grundgerechtigkeit hat es folgende Bewandtnis. Wenn ein Grundbesitzer ein Stück Land nicht verkaufen will oder, wie der Fiskus, in gewissen Fällen es nicht verkaufen darf, es aber zur Bebauung mit Häusern auf unbestimmte oder auch auf ewige Zeiten gegen einen vereinbarten jährlichen Pachtzins verpachtet oder gegen einen Erbzins verleiht, so geht zwar das Gebäude nach dem Grundsatze der Accession in das Eigentum des Eigentümers der Baustelle über, aber der Bauende und sein Rechtsnachfolger überkommen ein dauerndes vollständiges Nutzungsrecht an dem Gebäude (ohne Grund und Boden), das sie selbständig verkaufen, vertauschen, verschenken, verpfänden usw., oder wie es in den angeführten Vorschriften des preußischen Allgemeinen Landrechts heißt, über das sie gleich einem Eigentümer frei verfügen können. Dieses Gebäude ohne den Grund und Boden ist die superficies, auch wird das Recht auf die superficies selbst so genannt. Um nun dieses Recht für die Bauhandwerker zu dem in Rede stehenden Zwecke nutzbar zu

machen, bedürfte es (in Preußen) nur noch einer Verordnung darüber, daß und wie für die Grundgerechtigkeit an der superficies (ähnlich wie es für das sogenannte Bergwerkseigentum bereits geschehen ist) besondre Grundbuchblätter angelegt werden dürften, wogegen in Preußen grundsätzliche Bedenken nicht obwalten, da nach § 69 des Eigentumserwerbsgesetzes vom 5. Mai 1872 für selbständige Gerechtigkeiten Grundbuchblätter angelegt werden dürfen und nach § 3 der Grundbuchordnung von demselben Tage die für Grundstücke gegebnen Vorschriften dieses Gesetzes auch für Bergwerke und Gerechtigkeiten gelten sollen.

In manchen andern Ländern hat die superficies eine weit größere Bedeutung, als jetzt in vielen Gegenden Deutschlands; es mag hier nur daran erinnert sein, daß z. B. der Grund und Boden von London nicht den Hausbesitzern, sondern einigen englischen Grafen gehört, die die Baustellen grundsätzlich nicht verkaufen, sondern immer nur auf 99 Jahre verpachten.

Würde dann weiter verordnet, daß die Bauhandwerker usw. binnen einer bestimmten Frist die Anlegung eines besondern Grundbuchblatts für die im Bau begriffnen superficies und gleichzeitig die Eintragung ihrer Forderungen darauf im übrigen ganz nach den Vorschlägen des Aufsatzes in Heft 49 der Grenzboten verlangen könnten, daß deren Forderungen zu gleichen Rechten auf den superficies hafteten, und daß die Baugläubiger ihre Rechte nach den Grundsätzen des Miteigentums oder gemeinschaftlichen Eigentums geltend machen könnten, dann wäre allen Teilen (mit Ausnahme von Bauschwindlern) geholfen, ohne daß die Rechte eines der Beteiligten gekränkt würden.

Allerdings würde dann noch der Wert der Grundrente, die dem Besitzer des Grund und Bodens von den Superfiziaren im voraus zu gewähren wäre und der Grundgerechtigkeit der superficies vorgehen müßte, in Ermanglung einer gütlichen Vereinbarung durch Sachverständige festzusetzen sein, was zu Prozessen führen könnte; allein erstens würden diese Prozesse sehr einfach, sodann aber in allen den Fällen, wo die Bauhandwerker freiwillig nicht befriedigt werden, ohnehin unvermeidlich sein.

Es liegt auf der Hand, daß durch die vorgeschlagne Maßregel zunächst der Eigentümer des Grund und Bodens in seinen Rechten nicht benachteiligt würde. Auf das neu erbaute Gebäude hat er vor Bezahlung der darauf verwendeten Arbeiten und Materialien moralisch ohnehin keinen Anspruch; an die Stelle des Rechts, über den Grund und Boden zu beliebigem Zwecke zu verfügen, dessen er sich bei dessen Hergabe zur Bebauung freiwillig begeben hat, ist das Recht getreten, dafür die Grundrente zu beziehen, und dadurch der Wert des Grund und Bodens beträchtlich erhöht, da diese Rente höher ist, als der Ertrag des Bodens bei jeder andern Benutzungsart. Über seinen Grund und Boden kann er nach wie vor frei verfügen, ihn verkaufen, vertauschen, verschenken, verpfänden usw. Ebenso würden seine reellen Hypothekengläubiger, d. h. die, die den Grund und Boden nur zu seinem wirklichen Werte beliehen hätten oder beleihen wollten, in keiner Weise geschädigt, da dieser eben seinen vollen Wert behielte.

Ebenso würde niemand verhindert werden, dem Eigentümer der Baustelle oder einem sonstigen Bauherrn Gelder zum Bau vorzuschießen und sie auf die Baustelle eintragen zu lassen; denn sind diese reelle Leute und verwenden sie die aufgenommnen Kapitalien zur Bezahlung der Bauhandwerker usw., so kommt es gar nicht zur Bildung eines Grundbuchblatts für die superficies und Eintragung der Forderungen der Bauhandwerker darauf; schenkt aber der Gläubiger dem Bauherrn kein volles Vertrauen, so mag er dafür sorgen, daß die von ihm vor-

geschossenen Gelder wirklich zur Bezahlung der Bauhandwerker verwendet werden. Jedenfalls weiß der Darlehnsgeber im voraus, daß er ein wirksames Hypothekenrecht an der superficies nur erwirbt, wenn und soweit die darauf eingetragnen oder noch einzutragenden Forderungen der Baugläubiger befriedigt werden.

Der gewünschte Schutz der Bauhandwerker wäre aber mit der vorgeschlagnen Maßregel erreicht; die ganze superficies, die sie mit ihren Arbeiten und Materialien hergestellt hätten (und nicht bloß der Wert der aus dem Abbruch zu gewinnenden Materialien), haftete für ihre Forderungen, sodaß sie hoffen könnten, daß diese bei einer Zwangsversteigerung der superficies ganz oder doch zum größten Teil befriedigt würden.

Endlich würden auch nicht die Polizei- und Gerichtsbehörden mit unnützen Arbeiten belastet werden; nur in solchen Fällen, wo Bauhandwerker usw. die Einrichtung eines Grundbuchblatts für die superficies und die Eintragung ihrer Bauforderungen darauf beantragten, hätte der Grundbuchrichter einzuschreiten und von Amts wegen das Grundbuchblatt für die superficies auf den Namen des Eigentümers der Baustelle oder des von ihm zu benennenden Superfiziars einzutragen; in allen andern Fällen — und das wären bei weitem die meisten — wäre das unnötig. In der Abteilung II des Grundbuchblatts über die Baustelle würde dann noch zu vermerken sein, daß auf dieser die Grundgerechtigkeit der superficies ruhte, und das hätte die Wirkung, daß alle vor und nach eingetragnen Hypothekengläubiger sich mit ihren Forderungen zunächst nur an die Baustelle, an die superficies aber nur dann halten können, wenn zuvor die darin eingetragnen Baugläubiger befriedigt wären. Daß dadurch reelle Hypothekengläubiger nicht geschädigt werden könnten, ist schon oben dargelegt.

Auch diese Vorschläge werden noch verbesserungsfähig sein, wir glauben aber, daß sie über alle bisher gemachten einen Schritt weiterführen, und möchten sie deshalb allen denen zur geneigten Erwägung empfehlen, die den Bauhandwerkern gegen unredliche Leute zu ihrem Rechte zu verhelfen wünschen.

Vom Getreidehandel. Ein Sachkundiger schreibt uns: In Ihrem Artikel vom 14. November v. J. „Börse, Getreidehandel und Schutzzölle" wird der Wunsch ausgesprochen, eine Aufklärung über die Ursachen der Preisbewegungen im Getreidehandel zu erhalten. Obgleich ich nicht an einem Börsenplatze wohne, so glaube ich mir doch durch meine langjährigen Erfahrungen — da ich seit 1879 selbständig einen ziemlich umfangreichen Handel mit Getreide und Viehfutter mit sehr schwankendem Erfolg betreibe — ein ziemlich zutreffendes Urteil erworben zu haben, und erlaube mir, es Ihnen in Nachfolgendem zu unterbreiten.

Die Preise für Getreide bilden sich im allgemeinen, wie bei allen sonstigen Waren, durch Nachfrage und Angebot, weniger durch den Willen oder die Macht eines Spekulanten oder einer Gruppe von Spekulanten. Wenn die Getreidepreise niedrig sind, so kommt die Mehrzahl der Kornhändler, Müller, Bäcker und besonders der Landleute zu der Ansicht, es müsse notwendig bald eine Steigerung eintreten. Diese Meinung verbreitet sich um so leichter, je weniger ergiebig die Ernte im Inland ausgefallen ist oder auszufallen droht. Dann denken die meisten Interessenten, es sei nun Zeit, Korn anzukaufen, und decken infolge dessen ihren voraussichtlichen Bedarf auf längere Zeit im voraus. Da der Landmann wenig Korn auf die Märkte bringt, so sieht sich der Aufkäufer und Händler veranlaßt, seinen Bedarf an der Börse zu decken. Dies kann nur geschehen, indem er wirklich lieferbare Ware auf sofortige oder spätere Abnahme vom Importeur kauft, oder

indem er auf Termine an den Terminbörsen in Berlin, Wien usw. einkauft oder spekulirt. Da sich nun diese Bewegung gewöhnlich auf weite Kreise, sei es über einen ganzen Staat oder über mehrere Staaten, ja nach und nach über den größten Teil der Welt erstreckt, so entsteht überall eine lebhafte Nachfrage und dadurch eine Steigerung. Diese Steigerung hält aber nur so lange an, bis sich der größte Teil der Händler, Müller, Bäcker usw. für längere Zeit gedeckt glaubt und nun darauf rechnet, daß die Steigerung anhalte, um dann den Gewinn einzustecken. Dazu kommt, daß der größte Teil dieser Interessenten gewöhnlich seinen Bedarf überschätzt oder in der Absicht, einen größern Gewinn zu erzielen, zuviel kauft. Sobald nun jeder oder die große Masse gut und reichlich versorgt zu sein glaubt, entsteht eine Stockung in den Einkäufen, der dann auch gewöhnlich ein Rückgang in den Preisen folgt. Der Importeur, der sich durch die starken Käufe des Inlandes veranlaßt gesehen hat, im Ausland entsprechende Deckungen vorzunehmen, und vielfach durch den anscheinend großen Bedarf getäuscht ebenfalls über Bedarf gekauft hat, muß nun die vom Auslande gekauften Waren annehmen, die Mühlen und die Händler im Inlande müssen ihm wieder abnehmen usw. Der Landmann, der während der steigenden Periode erst recht nicht verkauft, sondern immer noch auf einen höhern Ertrag für sein Korn gerechnet hat, sieht nun bei dem beginnenden Rückgange der Preise und der durch das Ausland bewirkten Deckung des Bedarfs, daß er sich geirrt hat, und möchte gern noch zu möglichst hohen Preisen losschlagen. Von allen Seiten bringen die Bauern ihr überflüssiges Getreide auf die Märkte, und es zeigt sich plötzlich eine Überfüllung sondergleichen. Bei dem Rückgange kauft natürlich niemand gern, andrerseits suchen sich die meisten Inhaber nach Möglichkeit von ihren Vorräten wieder frei zu machen, sehr vielen fehlen auch die Mittel, die auf Meinung gekauften Waren abzunehmen oder bis zu einer Erholung der Preise liegen zu lassen, sie müssen à tout prix verkaufen, und so entstehen statt der früher gehofften Gewinne bedeutende Verluste.

Die Preisbewegung an den Terminbörsen hat natürlich inzwischen denselben Weg genommen. Dort sieht das Bild etwa wie folgt aus. Wie schon gesagt, kaufen sehr viele inländische Händler, Mühlen und auch Landleute usw. in der Meinung, daß bei billigen Preisen und anscheinend knappen Vorräten eine Steigerung unausbleiblich sei, an den Terminbörsen einfach auf Spekulation. Indem nun das Inland, das überwiegend bei solcher Sachlage die gleiche Ansicht entwickelt, in Berlin usw. auf Termin kauft, entsteht natürlich auch hier die Meinung, daß der Bedarf im Inlande groß sein müsse, und die Verkäufer in Berlin usw. halten infolge dessen zurück, sie geben nur zu höhern Preisen ab und decken sich dafür durch Käufe in wirklicher Ware im Auslande. Die Preise steigen infolge der vom Inlande bewirkten Spekulationskäufe — die weit überwiegend in der verschwiegnen Absicht gemacht werden, nicht etwa die gekauften Waren bei Fälligkeit des Termins abzunehmen, sondern nachdem die Preise genügend gestiegen sein werden, zurückzuverkaufen und die somit mühelos erworbne Differenz einzuheimsen — eine Zeit lang weiter, bis sich die Spekulation mehr und mehr beruhigt. Nun kommt der Termin heran, wo die Abschlüsse fällig werden. Die Verkäufer in Berlin haben inzwischen die Waren vom Auslande erhalten und bieten sie dem Käufer an. Ein Käufer, der während der fortschreitenden Steigerung seinen Spekulationskauf nicht schon zurückverkauft hat, soll jetzt die Ware abnehmen. Da er aber von Haus aus nicht beabsichtigt hatte, die Ware abzunehmen, sondern nur die Differenz einzuheimsen, der Börsenplatz auch oft von seinem Wohnorte weit abliegt, sodaß sich bei Abnahme das Getreide durch die Fracht sehr verteuern würde, sieht sich

nun zu der Erklärung gezwungen, daß er die Ware nicht abnehmen könne. Das von dem inländischen Spekulanten in Berlin usw. gekaufte Getreide wird also nicht abgenommen, das Lager wird immer größer, darum infolge dessen dort auch der Markt, und die Preise sinken. Der Rückgang der Preise an den Terminbörsen bewirkt natürlich erst recht eine Erlahmung des Effektivgeschäfts im Inlande, und so entsteht nach und nach eine allgemeine Entmutigung, jeder sucht seine Vorräte und Abschlüsse zu verkaufen, und so kommt es, daß statt der bei Beginn der Bewegung gehofften andauernden Steigung der Preise ein ganz unerwartetes und auch häufig unnatürliches Sinken eintritt. Nachdem dieser Rückgang längere Zeit gedauert hat, beruhigt sich schließlich die Stimmung wieder, die Preise sind inzwischen aber gewöhnlich so weit gesunken, daß sie noch niedriger sind als zu Beginn der Bewegung. Dann findet sich meist bald wieder ein andrer Grund, der aufs neue die Meinung erweckt, daß eine Steigerung berechtigt sei, wieder beginnen die Käufe und die Haussespekulation, die aber stets das richtige Maß überschreiten und in derselben Weise, wie schon beschrieben, verlaufen. Die Terminbörsen machen bei diesen Vorgängen ein um so besseres Geschäft, da sie schon wissen, daß die vom Inlande auf Termin gekauften Waren in der Regel doch nicht abgenommen werden. Sie decken sich also nur zum Teil für die an das Inland gemachten Verkäufe, aber doch immer noch so reichlich, daß die Lager beim Herannahen der Schlußtermine gut gefüllt sind und durch die Nichtabnahme der Ware ein Preisdruck herbeigeführt wird, brauchen dann also für die nicht gedeckten Vorschlüsse vom Inländer einfach die Differenz einzukassiren.

Sind also die Preise einmal niedrig, so können sie so leicht nicht wieder wesentlich steigen. Umgekehrt, sind die Preise erst einmal hoch, und die Mehrzahl der inländischen Interessenten rechnet auf einen Rückgang, so pflegen sie sich erst recht auf der Höhe zu halten. Dann verkauft das Inland an den Terminbörsen, die Börsen kaufen infolge dessen kein Getreide vom Auslande, die Lager bleiben klein, weil der inländische Baissier das auf Termin verkaufte Getreide nicht liefert, sondern immer nur bei dem gehofften Rückgange die Differenz einziehen will, und so können die Terminbörsen, weil die Lager unerwartet klein bleiben und nicht drücken, die Preise hoch halten und bei geringen Ursachen — zuviel Regen, zuviel Frost —, die bei billigem Preisstand und großen Lagern nur wenig zur Steigerung beitragen, bedeutend in die Höhe schrauben, so in den Jahren 1889, 90, 91. In den Jahren 1889 und 1890 war das Inland überwiegend à la baisse engagirt, was zur Folge hatte, daß sich die Preise hochhielten. Auch im Jahre 1891 war bis zum Juli und August hin das Inland à la baisse engagirt. Es waren also bis dahin noch fortwährend große Verkäufe auf spätere Termine gemacht. Nun hielt aber das im Juni eingetretne Regenwetter ununterbrochen bis gegen Ende August an, und zwar so, daß es aussah, als ob die Ernte von ganz Europa vernichtet wäre. Dazu kam, daß Rußland sein Ausfuhrverbot erließ. Die Preise stiegen gewaltig. Hierdurch eingeschüchtert, wurden nach und nach die Baisseengagements gelöst, es brach sich immer mehr die Ansicht Bahn, daß an einen Rückgang nicht mehr zu denken sei. Darauf fing das Inland an, für 1892 an den Terminbörsen zu kaufen, außerdem wurden starke Käufe von wirklicher Ware für 1892 vom Konsum, von den Händlern, den Müllern und Bäckern gemacht, derartig, daß sich jeder hinlänglich bis zur nächsten Ernte gedeckt glaubte, und nun kam, weil alle Welt versorgt war, nach und nach eine Stockung, sodaß schon im Oktober, November und Dezember 1891 die Preise anfingen zu schwanken und von Beginn des Jahres 1892 an verhältnismäßig schnell und stark fielen. Das Inland war also wieder

in der Hausse, die Börsen in der Baisse, und diese hatten natürlich wieder die Gewinne.

Selbstverständlich können sich schließlich die Getreidepreise nur durch den großen Getreideüberfluß andrer Länder halten. Wäre nicht so großer Überfluß in fremden Ländern, so stünden die Getreidepreise höher, das Börsenspiel bliebe aber dasselbe. Ob die Börse von Christen oder Juden beherrscht wird, halte ich für gleichgiltig, die Christen würden vielleicht weniger geschickt operiren, keinesfalls aber moralisch besser. Wenn ich auch kein besondrer Verehrer der Juden bin, so habe ich doch in langen Jahren die Erfahrung gemacht, daß ich beim Handel mit Christen um kein Haar besser, eher noch schlechter gefahren bin als bei Juden.

Für ganz verfehlt halte ich die Ansicht, daß durch Errichtung von Getreidespeichern für den Landmann bessere Ergebnisse zu erwarten seien. Im Gegenteil, dadurch würden die Preise erst recht gedrückt werden. Meiner Meinung nach würde sich die Sache so entwickeln. Die Landleute bringen ihr Korn im Herbst und Winter in die Lagerhäuser und warten nun ab, ob die Preise steigen. Während sie abwarten, wird der Bedarf im Inlande durch Bezüge von billigerm Korn aus dem Auslande gedeckt. Der einmal versorgte Bedarf braucht nicht mehr aus den Kornspeichern gedeckt zu werden, es wird Frühling, das halbe Jahr ist hin, die Lagerhäuser sind voll, das Ausland hat noch immer Korn und liefert weiter. Schließlich müssen die Lagerhäuser wieder geräumt werden, schon aus dem Grunde, weil sich das inländische Korn nicht ewig hält, sondern verderben würde. Nun weiß die ganze Welt, daß große Posten Korn in den Lagerhäusern liegen und schließlich doch verkauft werden müssen. Vom Auslande ist jeden Tag genügend Korn billig zu haben. Es wird also für das inländische Getreide kein höherer Preis bewilligt werden. Je näher die neue Ernte rückt, um so mehr wird das viele Korn in den Speichern auf die Preise drücken, und schließlich muß das Korn wahrscheinlich unter dem Tagespreis verkauft werden, wenn nicht gar in öffentlichen Auktionen, wie vor einigen Jahren in Rußland.

Ich glaube auch nicht an das Märchen, daß Amerika oder Rußland in absehbarer Zeit weniger produziren und seinen Bedarf selbst kaum decken werde. Gerade das Gegenteil ist richtig, die Ernten werden, solange die Kornpreise nicht noch mehr sinken, immer noch größer. Erst dann, wenn die Preise noch weiter fallen, wird vielleicht vorübergehend die Erzeugung von Getreide in Amerika und Rußland eingeschränkt werden. Dann werden aber hier die Preise bald steigen, und dann wird sich in Amerika und Rußland der Ackerbau sofort wieder heben.

Das einzige Mittel, in Deutschland die Kornpreise dauernd zu heben, wären höhere Zölle, und diese sind infolge der Verträge vorläufig unmöglich. Es ist aber auch nicht wahr, daß es den Landleuten schlecht oder gar schlechter gehe als andern Leuten. Die Erträge der Ernten sind doch jetzt ganz kolossal gegen frühere Zeiten, und die Produktionskosten sind infolge der Maschinen nicht übermäßig hoch. Aber die Grundstücke sind zu hoch taxirt und vielfach von den Eltern zu teuer übernommen worden, daher rührt die große Schuldenlast, die auf vielen Höfen ruht. Außerdem sind die Höfe vielfach noch immer zu groß. Je kleiner die Besitze sind, um so besser sind sie auszubeuten. Die Bauern arbeiten noch lange nicht intensiv genug. Man sollte die Herren Agrarier einfach auf ihre Höfe schicken und ihnen sagen, sie sollten gründlich arbeiten und sparen. Wenn sie nicht bestehen können, so müssen sie eben Konkurs machen; das müssen andre Leute auch, wenn sie nicht bestehen können.

Soviel ist gewiß, wenn wir nicht die große Getreidezufuhr vom Auslande hätten und nur auf unsre Herren Grundbesitzer angewiesen wären, so würden diese die Preise auf eine unerhörte Höhe bringen und uns womöglich verhungern lassen, wenn sie Aussicht auf noch bessern Gewinn hätten. Wir können Gott danken, daß er dafür sorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die Herren reden immer von den Spekulanten in Berlin, während sie selbst fortwährend spekuliren, natürlich stets verkehrt, und dadurch zurückkommen. Ich führe folgende Beispiele an.

Im Jahre 1891 regnete es den ganzen Sommer hindurch, sodaß die Ernte vollständig naß, ausgewachsen und fast verdorben einkam. Die Kartoffeln waren sehr schlecht geraten, Rußland hatte die Ausfuhr verboten, und alle Getreide und Futtersachen, auch Kartoffeln, waren unerhört teuer. Anstatt nun bei diesen teuern Zeiten ihr feucht eingefahrnes Getreide, wofür sie

für 1000	Kilo	Roggen . . .	220	bis	240	Mark
„ 1000	„	Weizen . . .	250	„	300	„
„ 1000	„	Hafer . . .	170	„	180	„
„ 1000	„	Kartoffeln . .	80	„	100	„

haben konnten, zu verkaufen, rechnete der größte Teil darauf, daß im nächsten Frühjahr die Preise womöglich doppelt so hoch sein würden. Grund genug, ihr nasses Korn festzuhalten und die naß und schlecht eingekommnen Kartoffeln selbst zu überwintern. Im folgenden Frühjahr waren aber infolge der Zufuhren von Amerika, Kleinasien, der Türkei usw. die Preise schon wesentlich billiger, und da das auswärtige Korn viel trockner und besser war, als unsre naß eingekommne Ernte, so bekamen die Landleute längst nicht mehr die Preise vom verflossenen Herbst. Dazu waren die Kartoffeln in den Mieten vielfach verfault, das Korn wesentlich leichter geworden. Aber noch immer glaubte ein großer Teil der Bauern, die Steigerung müsse unbedingt noch kommen. Statt dessen gingen aber die Preise immer mehr zurück, sodaß im Herbst 1892 das nun vielfach verschimmelte und leichter gewordne Korn nur die Hälfte vom vergangnen Herbst wert war. Viele Landleute haben dann ihr Korn noch bis zum Sommer 1893 liegen lassen, dann aber noch weniger erreicht. Dazu kam, daß viele Landleute im Herbst 1891 — weil ihnen ihr Korn zum Verfüttern zu teuer war — ihr Vieh verkauften, und zwar infolge des starken Angebots zu Spottpreisen. Schweine kosteten „fast nichts.“ In diesem Jahre haben also die Bauern infolge ihrer eignen superklugen Spekulation sehr großen Schaden gehabt. Im Jahre 1892 fingen sie bis zum Sommer 1893 wieder an, ihren Viehstand zu vermehren. Im Sommer 1893 kam eine dreimonatige Dürre, die Futterpreise stiegen stark, und die Ernteaussichten waren schwach. Dies veranlaßte wieder viele Bauern, ihr Vieh billig zu verkaufen. Gleich nachher bekamen wir fruchtbares Regenwetter, die Ernte wurde noch ganz gut, und seitdem sind die Kornpreise fast ununterbrochen gefallen. Die Bauern haben nun ihren Viehstand wieder vervollständigt und dafür wohl viel Geld ausgegeben. Nun sind in den letzten Jahren infolge der Neuanschaffung von Vieh die Viehpreise sehr hoch gewesen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Landleute nun wieder zu viel Vieh anschaffen und es zu fest halten. Dann kommt der Rückschlag, und sie können das fette Vieh dann zu demselben Preise verkaufen, wofür sie es mager eingekauft haben.

Im Jahre 1893 war infolge der Dürre die Halerernte etwas geringer als sonst, die Haferpreise waren deshalb in der Erntezeit und bis Ende 1893 sehr hoch. Hätten nun die Bauern ihren Hafer verkauft, so hätten sie ein gutes Geschäft

gemacht. Aber sie behielten ihren Hafer bis zum Frühjahr 1894. Inzwischen hatten uns Amerika, die Türkei und Rumänien mit Hafer versorgt, die Preise waren stark gesunken, und die Bauern mußten nun mindestens um 30 bis 40 Prozent billiger verkaufen.

Es ist sehr möglich, daß es ihnen dies Jahr mit ihrem Roggen ähnlich ergeht. Roggen soll vielfach nicht so gut geraten sein wie sonst. Nun wird wieder mit dem Frühjahr spekulirt, der Roggen wird festgehalten, inzwischen deckt das Ausland den Bedarf, und im Frühjahr kostet der Roggen wahrscheinlich noch weniger als jetzt.

Meiner unmaßgeblichen Meinung nach sollten die Bauern im Herbst, wenn ihr Korn frisch und schwer ist und auch die Kartoffeln mehr Gewicht haben als im Frühjahr, die Hälfte oder mindestens ein Drittel ihrer Produktion verkaufen, den Rest dann im Früjahr und Sommer weggeben. **L. St.**

Die Lage der preußischen Archivbeamten. Seit undenklichen Zeiten zum erstenmal enthält der diesjährige preußische Etat Mehrforderungen für die Archivbeamten. Die Regierung scheint also den mehrfach in der Presse und in beiden Häusern des Landtags laut gewordnen Wünschen endlich entgegengekommen zu sein. Aber es scheint nur so; denn bei näherer Betrachtung ergiebt sich leider, daß diese Mehrforderungen keineswegs geeignet sind, die Beteiligten mit ungetrübter Freude zu erfüllen.

Der Krebsschaden der Archivverwaltung wie der meisten andern preußischen Verwaltungen ist die übermäßige Anzahl der nicht etatmäßigen Stellen. Auf 38 etatmäßige Beamte in den Provinzen kommen ungefähr ein Dutzend Hilfsarbeiter und Assistenten. Diese jungen Leute, die später fast ausnahmslos in die etatmäßigen Stellen aufrücken, haben nach einer kurzen Vorbereitungszeit dieselben Pflichten wie die übrigen Beamten, ja sie können in die Lage kommen, die Leitung eines Staatsarchivs wenigstens zeitweise selbständig zu führen. Ihr Gehalt aber steigt allmählich — es ist fast lächerlich, es zu sagen — von 900 auf 1500 Mark, ohne jede Nebenbezüge. Und die Zeit, während der sie sich mit diesem Minimum von Gehalt zu begnügen haben, ist nicht kurz, unter den jetzigen Verhältnissen müssen acht bis zehn Jahre vergehen, ehe ein Hilfsarbeiter etatmäßig wird. Und diese Leute sind schon nicht mehr ganz jung, wenn sie in den Archivdienst eintreten. Ehe ein solcher junger Mann die dazu erforderlichen Studien, zu denen neuerdings noch ein Fachexamen gekommen ist, beendigt hat, und ehe sich Gelegenheit findet, ihn anzunehmen, ist er wenigstens 24 Jahre alt geworden, er wird also nicht vor dem vierunddreißigsten Jahre etatmäßig. Diesen Übelständen würde am einfachsten dadurch abgeholfen werden, daß mehr etatmäßige Stellen geschaffen würden, da ja für die vielen Hilfsarbeiter nicht nur zeitweilig, sondern dauernd Beschäftigung vorhanden ist. Aber der Etat enthält keine einzige darauf zielende Forderung.

Hat der Archivbeamte endlich mit 34 Jahren das erhebende Bewußtsein, ein ordentlich angestellter Beamter zu sein, so soll er nach dem Etat außer dem Wohnungsgeldzuschuß 2100 Mark erhalten; bisher waren es 1800 Mark. Die hierin liegende Verbesserung ist aber nur scheinbar, denn durch eine andre Regelung der Dienstalterszulagen ist es dahin gebracht, daß man jetzt wie früher dreimal drei Jahre brauchen wird, ehe man von dem Anfangsgehalt bis auf 3000 Mark kommt. Von da ab erhält man weiter aller drei Jahre eine Zulage von 300 Mark, bis man nach 27 etatmäßigen Dienstjahren den höchsten Gehalt von 4500 Mark erreicht. Wer also mit 24 Jahren in den Archivdienst tritt und mit 34 Jahren etatmäßig wird, hat die tröstliche Hoffnung, sich mit 61 Jahren im Besitze von

4500 Mark jährlich zu sehen. Leider wird ihm wohl die Fähigkeit, diesen Mammon zu genießen, inzwischen verloren gegangen sein.

Doch es ist auch noch von einer Zulage von 900 Mark die Rede, die die obere Hälfte von 32 Archivbeamten, also im ganzen 16, erhalten sollen. Diese Zulage ist ihnen von Herzen zu gönnen. Nur kommt zu diesem Vorteil, den sie vor den jüngern voraus haben, noch der andre hinzu, daß sie, da in frühern Zeiten die Verhältnisse besser waren, viel schneller in höhere Stellungen aufgerückt sind. Ein Teil von ihnen hat eine außeretatmäßige Dienstzeit gar nicht durchzumachen gehabt. Bei der Berechnung der Dienstalterszulagen wird aber nur die etatmäßige Zeit berücksichtigt,*) das ist den jüngern Leuten gegenüber eine entschiedne Ungerechtigkeit.

Aber diese Zulage von 900 Mark wird ja auch den jüngern einmal zu teil, da ja jeder von ihnen die Hoffnung hegen darf, selber einmal zu den obern 16 zu gehören. Theoretisch ist das ganz richtig, in Wirklichkeit aber stellt sich die Sache doch anders. Der jetzige jüngste etatmäßige Beamte muß erst 15 Vorgänger, die jetzt meist im kräftigsten Mannesalter stehen, hinsterben sehen, ehe er zum erstenmal in den Genuß jener Zulage tritt, die ihm endlich ein behagliches Dasein ermöglicht. Die Aussichten der hinter ihm kommenden, jetzt noch nicht etatmäßigen Beamten sind natürlich noch schlechter. Nun denke man sich eine Reihe junger Leute, die auf den Tod von mindestens fünfzehn ihnen meist persönlich bekannten Vorgängern geradezu angewiesen sind! Es ist gut, daß die Archivbeamten so friedliche Leute sind, und daß wir nicht in den Zeiten der Renaissance leben, sonst müßte man wahrhaftig Bedenken tragen, sich von einem jüngern Kollegen zu Gaste laden zu lassen.

Und bei diesen Aussichten, die sich für den jedesmaligen Nachwuchs immer ungünstiger gestalten, hat man noch den Mut, eine Archivschule zu gründen! Wenn der Staat junge Leute für eine bestimmte Thätigkeit ausbilden läßt, muß er ihnen doch die Bürgschaft geben, daß ihnen diese Thätigkeit in absehbarer Zeit ein auskömmliches Leben gewähren wird. Wie die Sachen jetzt stehen, müßten die Archivaspiranten Narren sein, wenn sie nicht jede sich darbietende Gelegenheit ergriffen, wo anders unterzukommen. Der Geschichtsprofessor, der heutzutage seine Schüler veranlaßt, die Archivlaufbahn einzuschlagen, handelt einfach gewissenlos.

Aber bald hätten wir die Krönung des Gebäudes vergessen! Wie die „Direktoren" der Bibliotheken, so sollen nach dem neuen Etat auch die Vorstände der Staatsarchive „Funktionszulagen" erhalten. Aber nicht, wie dort, sämtliche Vorstände, sondern nur die des geheimen Staatsarchivs in Berlin und die der sechs Provinzialarchive in Breslau, Koblenz, Düsseldorf, Hannover, Königsberg und Marburg. Die Auswahl dieser sechs Provinzialarchive ist ganz willkürlich. Die siebzehn preußischen Staatsarchive sind vielleicht mit Ausnahme von drei oder vier in ihrem Umfange nicht so von einander verschieden, daß ein solches Herausgreifen gerechtfertigt wäre. Die Bevorzugung dieser sechs Archive wird also viel böses Blut machen, besonders da das Prinzip der Anciennität hier durchbrochen wird. Dabei ist aber noch ein andrer Übelstand. Es ist wünschenswert, daß jedes Archiv seinen Vorstand möglichst lange behalte, da sich dieser in die örtlichen Verhältnisse und die Geschichte der Provinz am besten eingelebt haben wird. Von nun an

*) Bei den Bibliothekaren, denen die Archivare jetzt im übrigen gleichgestellt sind, muß von der nichtetatmäßigen Zeit alles angerechnet werden, was über drei Jahre hinausgeht. Was für die einen recht ist, wird wohl für die andern billig sein.

aber wird man es keinem Vorstande der Archive zweiter Klasse verdenken können, wenn er darnach strebt, Vorstand eines der besser dotirten Archive zu werden.

Die Forderungen, die wir auf Grund dieser Betrachtungen aufzustellen haben, lassen sich kurz dahin zusammenfassen: Man schaffe mehr etatmäßige Stellen, man helfe der ungünstigen Lage der jüngern Beamten ab, und man dehne die „Funktionszulagen" auf die Vorstände sämtlicher Archive aus, vielleicht die drei bis vier kleinsten ausgenommen. Erst dann werden die Archivbeamten das Gefühl haben, hinter den übrigen Beamten des Staates nicht mehr ungerechterweise zurückgesetzt zu werden.

Litteratur

Homers Gesänge in niederdeutscher poetischer Uebertragung von August Dühr. Teil I. Niederdeutsche Ilias. Kiel und Leipzig, Lipsius u. Tischer, 1895

Leser Fritz Reuters erinnern sich der köstlichen Szene im „Dorchläuchting," wo der treffliche Konrektor und Kantor Äpinus seinen schlecht präparirten Sekundanern eine der herrlichsten Szenen der Ilias, den Abschied Hektors von Andromache, auf gut plattdütsch klar zu machen sucht und dabei unter anderm das schier unübersetzbare homerische *δαιμόνιε* mit „Düwelskirl" wiedergiebt. Der wackre Verfasser dieser niederdeutschen Ilias möge uns verzeihen, daß uns diese Geschichte bei seinem mühsamen, in schwerem Ernste und mit wahrer Begeisterung unternommnen Werke eingefallen ist. Er hat die Riesenarbeit geleistet, die ganze Ilias in gereimten Nibelungenversen (nicht Strophen!) in das Plattdeutsche Fritz Reuters zu übertragen, und hofft dadurch sie den Deutschen, nicht etwa nur den Niederdeutschen, weit näher gebracht zu haben als Voß. Wir müssen das für einen Irrtum halten. Zunächst hat die Vossische Übersetzung trotz mancher Mängel und Fehler eine Art klassischer Geltung erlangt, namentlich auch in ihrer Wiedergabe homerischer Wendungen und Beiwörter, die uns in jeder andern deutschen Form fast fremdartig erscheinen, und damit in ihrer Art eine Stellung gewonnen wie etwa Luthers Bibelübersetzung, die auch noch nicht entthront worden ist; sodann und vor allem lassen wir Oberdeutschen uns das Plattdeutsche herzlich gern gefallen bei Schilderungen aus dem niederdeutschen Leben, vor allem komischer oder auch gemütvoller Szenen, aber für sozusagen höhern Stil ist es uns gewissermaßen nicht ernst oder nicht erhaben genug, es wirkt da für uns durch den Widerspruch, ehrlich gesagt, komisch. Das ist vielleicht Gefühlssache, aber ändern läßt sich daran gar nichts. Die geschichtliche Entwicklung hat nun einmal das Niederdeutsche — außer in Holland und Belgien — auf die Stufe eines Volksdialekts herabgedrückt, und darauf beruht unsre schwer errungne sprachliche Einheit. Es ist möglich, daß Dührs gewiß interessanter Versuch in Niederdeutschland Anklang findet, obwohl die Gebildeten dort ebenso gut Voß lesen können, und das Volk im engern Sinne die Ilias weder in dieser noch in der Dührschen Übersetzung lesen wird; im übrigen Deutschland wird sie sich niemals einbürgern.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Deutsche Weltpolitik

Kaum ist von der entscheidenden Stelle der Gedanke einer deutschen Weltpolitik ausgesprochen und die energische Unterstützung der Zuhörer, d. h. deutscher Volksvertreter für die Durchführung dieses Gedankens in Anspruch genommen worden, da beginnen Blätter auch der „staatserhaltenden“ Mittelparteien abzuwiegeln, setzen auseinander, daß unser Flottengründungsplan noch gar nicht ausgeführt sei (was doch nur die Schuld derselben Volksvertreter ist), und beweisen, daß wir weder die Mittel hätten, eine große Flotte zu erhalten, noch die Leute, sie zu bemannen, kurz, geben sich die möglichste Mühe, das bischen eben auflodernde Begeisterung mit seichten Redensarten zu ersticken. Ja diese weisen Thebaner warnen bereits ängstlich vor einer Politik der „Abenteuer“ und haben sogar den Versuch gemacht, alter, süßer Gewohnheit folgend, den Fürsten Bismarck für sich in Anspruch zu nehmen und gegen den Kaiser auszuspielen, weil die Hamburger Nachrichten in einem Artikel betont haben, daß eine Weltpolitik eine Politik deutscher Interessen sein müsse. Nun hat dasselbe Blatt diesem perfiden und thörichten Spiele ein rasches Ende bereitet, indem es für eine ganz bestimmte, schon oft aufgestellte Forderung, unsre gepanzerten Kreuzer so zu vermehren, daß wir genug Schiffe zur Hand haben, um überall einzugreifen, wo es notwendig ist, mit aller Bestimmtheit eingetreten ist, und da wir dies als die Meinung auch des Fürsten Bismarck betrachten dürfen, so können wir uns der Übereinstimmung zwischen dem Kaiser und seinem alten Kanzler nur aufrichtig freuen. Und war es denn auch anders zu erwarten? Was hat denn der Kaiser mit seinem Ausdruck „Weltpolitik“ sagen wollen? Ist darunter etwa eine Abenteuerpolitik zu verstehen, die aus Eitelkeit und Ruhmsucht überall mitreden will, auch wo wir nichts zu suchen haben? Es wäre eine Beleidigung, auch nur daran zu denken. Der Monarch hat es für

Digitized by Google

seine Pflicht als Oberhaupt der deutschen Nation erklärt, ihre Angehörigen und ihre Güter überall zu schützen, wo sie auch sein mögen, und sie fester mit dem Mutterlande zu verbinden, als es bisher der Fall gewesen ist. Das ist deutsche Interessenpolitik der Gegenwart, nichts mehr und nichts weniger. Je weiter deutsche Interessen reichen, desto weiter hat die deutsche Politik ihre Kreise zu ziehen und ihre Aufgaben zu erstrecken. Das ist ein ganz selbstverständlicher Gedanke, und nichts ist neu daran, als der allerdings sehr wichtige und erfreuliche Umstand, daß er an dieser Stelle offen ausgesprochen worden ist. Gewiß, die Rede vom 18. Januar 1896 war eine Programmrede, bei aller Kürze ebenbürtig der vom 18. Januar 1871; beide entsprechen vollständig der Zeitlage. Die eine zeichnete die Aufgabe des eben geeinten Deutschlands, das sich seine Stellung unter den Völkern Europas erst zu sichern hatte und sie daran gewöhnen mußte, mit ihm, als mit einer waffenstarken, aber keineswegs eroberungssüchtigen Macht zu rechnen. Die andre betont, nachdem diese Aufgabe so glänzend gelöst ist, daß bei der Jubelfeier der Reichsgründung selbst Russen und Franzosen das anerkannt haben, die Zeit sei gekommen, wo Deutschland seine Stellung auch als außereuropäische Macht einzunehmen habe. Dank dir, wackrer Jameson! Deinem Namen ist ein Platz auch in der deutschen Geschichte gesichert! Schon ist es sonnenklar, daß das Unternehmen, eine der gemeinsten und ruchlosesten Spekulationen der britischen Geschichte, von langer Hand vorbereitet war, und daß nicht die Chartered Company und nicht Cecil Rhodes, sondern der handfeste, brutale Egoismus des englischen Volkes dahinter gestanden hat und noch dahinter steht, denn die Sache ist nicht beendet, sondern erst begonnen. Das beweisen die meisten englischen Zeitungen, das die rührend offenherzigen Tischreden englischer Minister, die nach dem hübschen Satze des wackern Isolani: „Der Wein erfindet nichts, er schwatzts nur aus," bei Tafel thatsächlich alles zugestehen, was sie amtlich mit Entrüstung abgeleugnet haben. Überall in der Welt stoßen sehr reale deutsche und englische Interessen aufeinander, und überall, wo es mit und ohne Anstand geht, sucht uns der ehrliche John Bull den Wind aus den Segeln zu nehmen. Und da nennen gewisse höchst „patriotische," höchst „staatserhaltende," höchst „loyale" Leute die, die für eine deutsche Weltpolitik eintreten, „Schwärmer" und warnen vor „Abenteuern"! Nun, auch das Streben nach der deutschen Einheit hat einmal als Schwärmerei gegolten und ist sogar polizeilich und gerichtlich bestraft worden. Das ist nun leider mit der neuen „Schwärmerei" für deutsche Weltpolitik nicht gut möglich, dafür steht ihr erster Vertreter zu hoch. Die sind nicht Schwärmer, die das notwendige erkennen und gethan wissen wollen, aber die sind kurzsichtige, kleinmütige Thoren, die das nicht erkennen. Sie dürfen es nicht wagen, den sonst oft gering geschätzten Italienern ins Auge zu sehen, die trotz ihrer knappen Mittel ein Heer und eine Flotte ersten Ranges unterhalten, und die jetzt Bataillon auf Bataillon

und Batterie auf Batterie nach Abessynien schicken, ohne zu fragen, wie hoch die Rechnung am Ende werden wird, während das ganze Volk, wenige Querköpfe ausgenommen, den abgehenden Truppen zujubelt und die Tapfern von Amba Aladschi und Makalle als nationale Helden feiert, wie einst die Gefallnen von Dogali. So verhält sich ein großes, tapfres, selbstbewußtes Volk! Bei uns ist es geradezu die Pflicht jedes Patrioten, einzutreten für die Vermehrung der Mittel, um unsre überseeischen Interessen, die von Jahr zu Jahr wachsen, zu schützen, damit die Reichsregierung empfindet, daß sie nicht allein steht, und damit der Reichstag, wenn er über seinem öden Parteitreiben und Parteigezänk seine Pflicht vergessen sollte, von unten, von dem Volke, das er zu vertreten hat, gedrängt wird, sie zu erfüllen. Was aus der von Leipzig aus angeregten Sammlung für die Vermehrung unsrer Flotte materiell herauskommt, ist nicht das wichtigste; mögen kluge Leute darüber spotten, wenn nur der Gedanke von der Notwendigkeit dieser Vermehrung in immer weitere Kreise dringt, so erfüllt sie ihren Zweck. Sogar in die gebildete Jugend beginnt er schon einzudringen. Auch für unsre innere Politik wäre es ein wahrer Segen, wenn neben den ganz unpolitischen und daher nur spaltenden Idealen großer Parteien und neben der kläglichen Gedanken- und Ideenlosigkeit andrer wieder neue, große, nationale Ideale über unser Leben eine Macht gewönnen, nachdem die alten verwirklicht und also keine Ideale mehr sind. Sonst wird es heißen: das deutsche Volk hat große Männer hervorgebracht, aber selbst ist es nicht groß gewesen, der große Moment traf auf ein kleines Geschlecht. So darf es von uns niemals heißen.

Freiwillige Flottensteuer

Und wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Worte, Worte, nichts als hohle Worte fast überall, wohin man sieht und hört, und womit einer trostlos des Abends zu Bett gegangen ist, damit steht er ohne Hoffnung des Morgens wieder auf. Nur aus der Liebe sind die großen Thaten der Menschen geboren worden, nur aus ihr werden sie immer wieder geboren werden. Niemals aber seit der Wiederaufrichtung des deutschen Reichs hat es mehr solcher Thaten bedurft als in unsern Tagen. Thaten der Selbstverleugnung werden von uns verlangt, nicht jener Selbstverleugnung, die im

Schopenhauerschen Sinne den Willen verneint, um abseits von dem Drängen der Zeit einen Ruheplatz zum Sterben zu gewinnen, sondern die den Willen werkthätig in den Dienst des Ganzen stellt, Thaten eines „aristokratischen Radikalismus," der, wenn es not thut, die Selbstsucht mit der Wurzel ausreißt, und der das Herzblut strömen läßt, um den Boden des Vaterlands damit zu düngen.

Die Geschichte, die keinen Augenblick lässig wird, den warnenden Finger zu erheben, hat gerade vor unsrer letzten Festfeier dem deutschen Volke ein deutliches Memento an die Wand geschrieben. Wesenlos zwar, aber doch in klaren Umrissen huschte vor unsern Augen das Schreckgespenst eines Krieges mit England vorüber. Man halte mir nicht vor, daß ich zu schwarz sähe oder gar bange sei. Wegen der Depesche unsers Kaisers wird John Bull keinen Krieg mit uns beginnen. Wer mag wissen, wozu der Lärm in den Zeitungen nötig war: vielleicht haben die politischen Macher an der Themse die schöne Gelegenheit nur benutzen wollen, um der gepreßten Stimmung im Volke, die wegen der vielen Demütigungen Englands in der letzten Zeit stickig und muffig genug sein mag, nach einer Seite hin Luft zu verschaffen, wo man zur Zeit noch ungestraft so viel drohen darf, wie man Lust hat. Frankreich gegenüber mit dem Säbel zu rasseln oder Rußland mit der Orlogflagge zu bedrohen, hütet man sich mit gutem Recht, aber dem zur See ohnmächtigen Deutschland darf der englische Vetter ziemlich nahe vor der Nase die Faust schütteln, ohne gleich das ärgste befürchten zu müssen.

Nein, die englische Dogge knurrt bloß und fletscht die Zähne; zum beißen braucht es deshalb nicht zu kommen. Geradezu lächerlich war die Drohung mit dem Anschluß an den Zweibund, freilich auch beleidigend. Denn englische Zeitungsschreiber müssen uns für verteufelt naiv in politischen Dingen halten, wenn sie zu glauben wagten, denkende Deutsche, denn nur auf solche kommt es an, mit ihrem Spuk gruseln zu machen. Auf den ruhig zusehenden Mann macht nur die Löwenhaut Eindruck, die um die wirklichen lebendigen Glieder des starken Raubtiers gehüllt ist. Um Frankreich zu gewinnen, muß sich England mit andern Zugeständnissen nahen, als in einer unbedeutenden Grenzregulirung am Mekong liegt. Ja, wenn es Ägypten räumen wollte, dann könnte man es erleben, daß die Trikolore neben der Flagge Großbritanniens wehte. Aber wenn es England um der französischen Freundschaft willen wirklich über sich gewinnen könnte, sogar diesen Schnitt ins Fleisch nahe am Sitze des Lebens zu machen, was würde es Rußland bieten können, um ohne Vorbehalt als dritter im Bunde willkommen zu sein? In Armenien könnte England Zugeständnisse machen, aber Rußland ist klug genug, nicht von scheinbarer englischer Großmut zu nehmen, was ihm mit der Zeit von selbst in den Schoß fallen muß. Die russische Diplomatie müßte nicht das sein, wofür sie in aller Welt mit Recht gehalten wird, wenn sie sich in den Köder ver-

beißen wollte, der ihr in der Türkei vorgehalten wird. „Aktuell“ ist das Interesse Rußlands in Ostasien und in Indien, und hier wird ihm aus den besten Gründen England nicht entgegen kommen.

Bange machen gilt nicht. Wenn einer der Bündnisse wegen Grund zur Sorge hat, so ist es England, nicht Deutschland. Dies ist in der letzten Zeit von den deutschen Blättern so oft gesagt worden, daß man eigentlich nicht nötig hätte, es zu wiederholen. Aber vielleicht lohnt es sich, gerade dem britischen Stolze gegenüber noch einmal an die Gründe zu erinnern, auf die wir uns glücklicherweise beziehen können.

Die deutsche Diplomatie hat, Gott sei Dank, ihre Tradition, und noch versteht sie es, das Material zu handhaben, das ihr zur Verfügung steht. Um von der bekannten alten Wahrheit zu schweigen, daß deutsche Interessen nirgends mit den russischen zusammenstoßen, daß wir vorläufig überall ruhig zusehen können, wo Rußland seinen Vorteil wahrnimmt, so „hängen“ wir auf der andern Seite mit Frankreich ernstlich nur an einer Stelle. Aber ist es denn notwendig, daß gerade hier, wie man zu sagen pflegt, der Fuchs zum Loch herauskommen muß? Fünfundzwanzig Jahre hat die deutsche Staatskunst den status quo aufrecht erhalten, und mögen Franzosen darüber denken und sagen, was sie wollen, es ist doch Thatsache, daß nur der Mäßigung der deutschen Politik die Republik jenseits des Rheins ihr Bestehen zu verdanken hat. Die Geschichte dieser Politik wird erst noch geschrieben werden; wenn es aber geschehen ist, dann wird man staunen, welchen Zwang sich die von Berlin aus geleitete Diplomatie in weiser Voraussicht auferlegt hat. So etwas trägt seine Früchte, und wenn es nur so viel wäre, daß sich die französische Regierung daran hat gewöhnen müssen, die elsässisch-lothringische Frage in Europa nicht als den Angelpunkt betrachtet zu sehen, an dem die Welt hängt. Straßburg und Metz sind noch immer Nägel im Fleische der Franzosen, aber sie schmerzen weniger als im Anfang, und es läßt sich auch über andre Dinge mit unsern Nachbarn reden. Die Engländer haben selber mit dafür gesorgt, daß dem so ist, und wenn, ohne sich selber im Lichte zu stehen, an vielen Punkten im Auslande die deutsche Politik die französische unterstützen kann, so ist das ein Vorteil, den die englische nur mit den schwersten Opfern würde wieder einbringen können. Aber nicht bloß in den überseeischen Beziehungen und den Kolonien finden sich für Deutschland und Frankreich solche Punkte zur Annäherung, wie sie England erst nach Wegräumung einer Welt von Selbstsucht für sich gewinnen könnte, sondern in Europa selbst braucht Deutschlands Staatskunst den Plänen Frankreichs, wenn sie nur nicht gegen die Sicherheit seiner Verbündeten gerichtet sind, nicht in der Weise im Wege zu stehen, daß sie eine Machtausdehnung des Nachbars schon an der Schwelle zurückweist. Im deutschen Volke herrscht eine so hohe Achtung vor Verträgen, wie in keiner Nation, aber wenn England ihre Heiligkeit so wenig schätzen wollte, daß es die Monroe-

doktrin, die es in Amerika bekämpft, in seinem Interesse auf Afrika übertrüge, dann würde man in Deutschland mit Recht die Frage stellen, zu welchem Zwecke wir uns an Englands Seite noch lange für die Aufrechterhaltung internationaler Verbindlichkeiten in Europa erhitzen sollen. Wollte England die Unabhängigkeit Transvaals nicht achten, so würde das ein Vorgang sein, der in seinen Folgen allen Aussichten des deutschen Volkes auf selbständige Ausdehnung auf dem einzigen Kontinent, wo wir lebensfähige Kolonien besitzen, alles Licht verbaute. Das aber würde wieder nichts andres heißen, als auf die Dauer unser nationales Leben in Frage zu stellen. Glauben denn die Engländer wirklich, daß wir uns ruhig die Kehle von ihnen zuschnüren lassen werden, ohne uns nach den Mitteln umzuthun, die, mögen sie zu haben sein, wo sie wollen, darnach angethan sind, den starken Verbündeten auf unsre Seite zu ziehen, weil sie ihm Ersatz für frühere Verluste bieten?

So liegen für uns die Dinge. In der That sehr günstig, wenn man sie nur von der Seite der Bündnismöglichkeit ansieht, und das wissen ernsthafte englische Politiker sehr gut. Von dieser Seite also brauchen wir keine Furcht zu haben, und wenn auch Sir John Balfour in einer großen Volksversammlung in Manchester für einen Staatsminister sehr laut tönende Worte geredet hat, so hatten diese doch mehr den Zweck, den Zorn des thörichten englischen Publikums zu beschwichtigen, als eine Drohung an Deutschland zu richten.

Aber wenn das auch alles richtig ist, und es ließe sich dem Gesagten noch eines oder das andre hinzufügen, so ist doch der Schatten an der Wand dagewesen, oder er ist vielmehr noch da, und von einer andern Seite betrachtet, sieht er sogar sehr bedenklich aus. Es soll nicht darauf hingedeutet werden, daß bei dem Zwischenfall, den die Depesche unsers Kaisers hervorgerufen hat, unsre teuern Verbündeten, wenn man auf Preßstimmen etwas geben darf, eine recht eigentümliche Miene machten, sondern das schlimme, ja furchtbare ist, daß die große Mehrzahl des deutschen Volkes noch gar keine Ahnung davon hat, um was es sich eigentlich handelt.

Es ist Thatsache, daß sich seit Jahrzehnten die Nationen der Neuzeit um die großen Weltmeere zu gruppiren beginnen, wie die Staaten des Altertums um das Becken des Mittelländischen Meeres. Bei der ungeheuern Machtentfaltung der Weltmächte, und noch mehr bei dem fabelhaften Aufschwung, den die Technik genommen hat, giebt es kaum noch eine Entfernung, und auf den Wogen des Ozeans spielt sich dasselbe ab, was einst auf den verhältnismäßig engen Räumen zwischen der Straße von Gibraltar und den Dardanellen vor sich ging. Die eigentlichen Entscheidungsschlachten werden, man mag sagen, was man will, der Hauptsache nach nicht zu Lande, sondern auf dem Meere geschlagen werden.

Man hat trotz alles Geschichtsunterrichts in unsern Schulen, vielleicht auch eben deswegen, einen wahren Horror vor den Lehren der Geschichte.

Trotzdem hier ein Beispiel. Im zweiten punischen Kriege würde trotz allen Heldenmuts und der zähesten Widerstandskraft das römische Volk haben unterliegen müssen, wenn es sich nicht zur See behauptet hätte. Die kleinen Seesiege, die die Römer über die karthagische Flotte an der spanischen und sizilischen Küste davontrugen, wogen mehr als alle glänzenden Landsiege des Hannibal, weil sie den Römern die Herrschaft auf dem Meere sicherten. Nur wer so diesen Riesenkampf zwischen den beiden Nationen des Altertums betrachtet, kann seinen wahren Sinn verstehen.

In diesen Tagen hat ein Hauptmann vom großen Generalstabe, Freiherr von Lüttwitz, im Militär-Wochenblatt eine Studie darüber veröffentlicht, ob eine Invasion in England, wie man gewöhnlich annehme, unmöglich sei oder nicht. Er kommt zu dem Ergebnis, daß eine solche, richtig ins Werk gesetzt, ebenso wohl durchführbar sei wie die letzte, die im Jahre 1688 dem spätern Könige Wilhelm III. gelang. Ohne der übrigen Beweisführung näher zu treten, so ist das genannte Beispiel deshalb nicht sonderlich gut gewählt, weil fünf Sechstel der Bewohner von England der damals geplanten Invasion mit gespanntester Hoffnung entgegensahen. Als Wilhelm von Oranien einmal in der Bai von Torboy gelandet war, da glich sein Vorrücken gegen London mehr einem Triumphzug als einer feindlichen Annäherung. Daß unter günstigen Umständen ein feindlicher Einfall in England auch jetzt noch möglich sei, soll nicht bestritten werden, aber eine andre Frage ist es, ob, wenn die Bevölkerung dem Feinde gegenüber einig ist und die Flotte noch schwimmt, diese Landung auch Aussicht auf Erfolg habe. Mögen alle weitern Erörterungen hierüber unterbleiben; aber das Bedauern darüber kann ich nicht unterdrücken, daß die Studie überhaupt in diesem Augenblick veröffentlicht worden ist. Denn da sie von der Voraussetzung ausgeht, „daß schnelle und durchschlagende Erfolge nur zu Lande würden errungen werden können," so leistet sie den Gegnern unsrer Marine Vorschub in der Behauptung, daß das deutsche Reich an dem gegenwärtigen Bestande seiner Flotte genug habe. Nun, mögen diese Leute die Sätze des Herrn von Lüttwitz für ihre Zwecke verwerten, wie sie Lust haben, sie sind ja unverbesserlich. Aber das schlimme ist, daß damit auch vielen andern, wohldenkenden Menschen das Kissen glatt gestrichen wird, auf dem sie weiter dämmern möchten.

Von einem Offizier der Landarmee erscheint es als selbstverständlich, daß er seine Waffe unter allen Umständen für die entscheidende ansieht. Auch Hannibal hat das gethan. Aber es war trotz all seines militärischen und staatsmännischen Genies ein verhängnisvoller Irrtum. Wenn demnächst — wie lange es noch dauern kann, wer will das wissen? — der große Krieg ausbricht, dann wird es sich, was England angeht, zunächst nicht um eine Invasion handeln, sondern um eine Bekämpfung seiner Flotte auf dem Weltmeere und um Niederlegung der starken Bollwerke, durch die es die Herrschaft über

die Meere in den Händen hält. Bevor irgend welche feindliche Mächte die englische Küste zu erzwingen suchen, werden sie sich an seine Außenwerke halten. Wie und wo, unter welcher Beteiligung der dabei interessirten Mächte dies geschehen wird, darüber kann niemand ein Wort sagen. Auch das ist möglich, daß gerade die entscheidenden Schläge in der Nähe der englischen Häfen fallen, aber niemand wird daran denken, erobernd den Fuß auf Englands Boden zu setzen, bevor er seine Flotte so geschlagen hat, daß sie unfähig zum Handeln geworden ist. Was giebt es da nicht alles für Möglichkeiten! Mag aber geschehen, was da will, mag man thörichterweise sogar daran denken, mitten durch die englischen Schiffe hindurch Hunderttausende von Soldaten an irgend einem Punkte der britischen Küste zu landen, ja alles dieses und noch vieles andre zugegeben, so wird es doch ein Krieg sein, an dem niemand, der große Hoffnungen auf ihn setzt, teilnehmen kann, ohne mit einer starken Flotte auf dem Schauplatze zu erscheinen.

In frühern Kriegen der europäischen Mächte handelte es sich um Grenzstreitigkeiten, um Abtretung von Landstrichen und Provinzen, um die Erhaltung des Gleichgewichts innerhalb der den Weltteil umschließenden Grenze; in dem ersten Kriege der Zukunft wird die Regulirung der Weltherrschaft in Frage stehen. Mit Schiffen und Kanonen wird man die Entscheidung darüber herbeiführen, ob einer von den Großstaaten die andern so mächtig überragen darf, daß im Grunde er allein als gebietend erscheint. An der Lösung dieser Frage hat Deutschland nicht bloß, wie man zu sagen pflegt, ein „hervorragendes Interesse,“ sondern mit ihr ist geradezu die Sicherheit seiner Zukunft, seines Bestehens verknüpft. Das deutsche Reich hat ein nicht von der Gnade andrer abhängiges Gebiet zu beanspruchen, wohin es den Überschuß seiner Volkskraft abführen kann, ohne ihn zu verlieren. Die soziale Frage, die bei uns so schwer wiegt wie irgendwo, würde mit der sichern Festlegung unsers außereuropäischen Machtgebietes zum guten Teile gelöst werden.

Daß dem so ist, mögen die Widersacher unsrer überseeischen Politik leugnen; dennoch bleibt es eine Thatsache, eine Thatsache so unbezweifelbar wie die, daß im grauen Altertum die Athener den phönizischen König Minos mit Schiffen bekämpfen mußten, wenn anders sie nicht den schmählichen Tribut an Jünglingen und Jungfrauen, zu dem sie dem Phönizier verpflichtet waren, noch weiter entrichten wollten. Tribut irgend welcher Art zu zahlen, dazu ist auch das deutsche Volk zu gut, und deshalb müssen wir gerüstet sein für den Augenblick, wo die große Stunde der Abrechnung schlägt. Wir müssen Schiffe haben, viel, viel mehr, als jetzt in unsern Häfen liegen, erzgepanzerte und mit vernichtendem Donner versehene große Schlachtschiffe, die den Stoß des Feindes aufzunehmen imstande sind, und schnelle Kreuzer, die die weiten Meere durchfahren und von der fernen Insel die gefangne Ariadne als Beute heimbringen. Wollte Gott, daß alle Deutschen diese große und doch so einfache Wahrheit

begriffen, dann aber nicht bei sich behalten, sondern als eine That wieder aus sich herausstellen möchten!

Einige Zeitungen wollten wissen, daß es in letzter Zeit mit der Stimmung für die Flotte im Volke besser geworden sei. Ja, Reden sind durchs Land gerauscht, und wenn es nach der Zahl der Worte ginge, die gesprochen worden sind, so könnte man sich leicht durch ihren Schwall gedeckt glauben. Aber es ist eine alte Wahrheit, daß Worte allein noch niemals etwas genützt, sondern eher geschadet haben. Denn einen böswilligen Gegner hindert nichts, das Wort für die That zu nehmen und darnach sein Verhalten einzurichten. Nur die That kann uns erretten, und wenn sie der Reichstag nicht auf sich nehmen will, dann sollte das Volk selbst, geführt von patriotischen Männern, damit vorgehen. Als in dem ersten punischen Kriege gewaltige Stürme die besten Flotten Roms vernichtet hatten und Senat und Behörden, verzagt ob des großen Unglücks, die Hände in den Schoß legten, da nahmen sich reiche Privatleute der Sache an und gaben die Gelder her, die den Bau einer neuen Flotte ermöglichten. Soll so etwas bloß in der Geschichte verzeichnet stehen, um durch die Bewunderung fremder Größe dem Gemüt für den Augenblick eine wohlthuende Erregung zu bereiten?

Ein kleiner Anlauf zu einer ähnlichen patriotischen That ist ja auch bei uns in den letzten Wochen gemacht worden. Aber der Vorschlag, durch einmalige freiwillige Gaben die großen Summen zu beschaffen, die in unserm Falle nötig sind, erinnert doch gar zu sehr an die Verse:

Schon steht das Piedestal;
Doch wer die Statüe bezahl',
Weiß nur Gott im Himmel.

Was soll denn aber nun geschehen? Was kann gethan werden, damit nicht auch die hier niedergeschriebnen Worte nur Worte bleiben? Um gerades Weges zum Ende zu gelangen, so ergeht hiermit an alle patriotischen Männer, denen die Zukunft des Vaterlands am Herzen liegt, die Aufforderung, sich nicht mit einer einmaligen Belastung ihres Geldbeutels zu begnügen, sondern, soweit es notthut, sich für eine Reihe von Jahren zur Zahlung einer bestimmten Flottensteuer bereit zu erklären. Ich gehe hiermit voran und bin erbötig, bis der Zweck erreicht ist, jährlich das Viertel von dem, was meine Staatssteuern betragen, für den Bau von Kreuzern und Panzern einziehen zu lassen. Jeder deutsche Mann, den Erfahrung und Stellung im Leben dazu befähigen, die große Sache in die richtigen Wege zu leiten, soll das Recht haben, mich jederzeit beim Worte zu halten.

Friedenau Arnold Fokke

War Dürer ein Papist?

Von Konrad Lange

Wenn man alles populäre Geschreibsel über Kunst lesen sollte, so hätte man wahrhaftig viel zu thun. Ich bilde mir nicht einmal ein, aus der Dürerlitteratur, die ich doch ziemlich genau verfolge, jede populäre Erscheinung zu kennen. So hatte ich denn auch bis vor kurzem nicht Notiz genommen von der Dürerbiographie eines gewissen Herrn Anton Weber, von dem wir schon ein schlechtes Buch über Dill Riemenschneider haben.*) Da sie mir aber einmal durch Vermittlung eines meiner katholischen Zuhörer in die Hände gefallen ist, will ich mich doch über die Frage, die hauptsächlich darin behandelt wird, eingehender aussprechen, nicht etwa weil ich Herrn Weber für wichtig genug hielte, ihn ausführlich zu widerlegen, sondern weil ich einmal an einem Beispiel zeigen möchte, wie in klerikalen Kreisen heutzutage populäre Kunstgeschichte gemacht wird.**)

Ich schlage die dünne Broschüre auf. Vermutlich wird es sich um einen Versuch handeln, Dürer in konfessionellem Sinne auszuschlachten. Und richtig! Von 148 Seiten einschließlich des Registers sind allein 70 dem „Glaubensbekenntnis Dürers" gewidmet. Die vorhergehende eigentliche Biographie ist im höchsten Grade dürftig, sie soll auch offenbar nur als Vorwand für das folgende dienen. Der Verfasser wollte den größten Maler Deutschlands für die katholische Kirche retten. So schrieb er in der Geschwindigkeit zu seiner Tendenzschrift eine biographische Einleitung, die sein Buch verkäuflicher machen sollte. Aber was für eine Einleitung! Welche heitere Selbstgenügsamkeit gehört dazu, Dinge, die schon tausendmal gesagt, und zwar viel besser gesagt sind, hier in angemessener Verkürzung und Verwässerung zum tausendundeintenmale zu sagen! Welche Unkenntnis der Litteratur verrät sich darin, daß z. B. die

---

*) Albrecht Dürer, sein Leben, Wirken und Glauben, dargestellt von Anton Weber. Erste Auflage Regensburg 1893, zweite Auflage 1894

**) Ich bemerke dabei ausdrücklich, daß ich die wirklich wissenschaftlichen Kunsthistoriker unter den Katholiken, wie Fr. X. Kraus, Fr. Schneider u. a., außerordentlich hochschätze. Wenn aber für derartige Machwerke in angesehenen katholischen Zeitschriften Reklame gemacht wird, so ist es wohl billig, daß das Urteil über sie die katholische Wissenschaft im allgemeinen trifft.

Digitized by Google

Dürerbiographie des Katholiken Springer, die dem Verfasser freilich sehr unbequem war, ebenso die Schriften von Vischer und Thode, um nur ein paar zu nennen, mit keinem Wort erwähnt werden, während der Verfasser ganz gleichgiltige Spezialforschungen, die in einer populären Darstellung überhaupt nichts zu suchen haben, nur deshalb anführt oder gar ausführlich beurteilt, weil sie ihm zufällig in die Hände gefallen sind! So kann man sich denn nicht wundern, daß dieser Teil schlechterdings nichts neues enthält. Doch halt, ich will nicht ungerecht sein. Einiges Neue findet sich doch, und es ist so schön, daß ich es dem Leser nicht vorenthalten will.

So wird uns z. B. erzählt, daß Dürers Braut, Agnes Frey, ein „schönes" Mädchen gewesen sei, an den Holzschnitten der Apokalypse wird hervorgehoben, daß sie ausgezeichnet seien durch die „Gewandtheit der Formengebung." Wir erfahren, daß Dürer in der deutschen Litteratur eine hervorragende Stelle einnehme als Vorgänger — Winckelmanns. Wir hören, daß der Künstler seine Gemälde erst seit 1503 mit der Jahreszahl bezeichnet habe, in beweglichen Worten wird uns erzählt, wie Dürer kurz vor seinem Tode einen Salvator gemalt habe, seinen „Schwanengesang, seine letzte Betrachtung beim Nahen des Todes" — während das betreffende Bild (der Sammlung Felix) aus der frühesten Zeit seiner künstlerischen Thätigkeit stammt! Es würde zu weit führen, wenn ich jedes dilettantische Mißverständnis, jede Schiefheit des Urteils, jede Auslassung wichtiger Dinge,*) die dieser Abschnitt enthält, einzeln aufführen wollte. Daß der Verfasser trotz aller Liederlichkeit der Arbeit doch die Anmerkungen der neuen, von Fuhse und mir unternommnen Dürerausgabe, und zwar bei ganz gleichgiltigen Dingen wie Preisberechnungen u. dergl., kräftig benutzt und teilweise wörtlich ausgeschrieben hat, sei nur nebenbei erwähnt.

Am schönsten sind aber in diesem Teile die Bemerkungen des Verfassers über die Darstellung des Nackten.**) Das Nackte wirkt auf ihn, wie ein rotes Tuch auf den Puter. Wie unangenehm, daß der „katholische" Künstler Dürer so viele nackte Figuren gemalt und gestochen hat! Wie bringt man nur diese Nacktheit aus der „katholischen" Kunst weg? Nichts einfacher als das: man bürdet sie dem Humanismus auf. „Sein (Dürers) häufiger Gebrauch des Nackten aber ist eine allzu große Nachgiebigkeit gegen humanistische Geschmacksverirrung und ein Vergehen gegen die Wahrheit. Denn in Wirklichkeit erscheint nicht einmal ein Kind unter regelrechten Verhältnissen unbekleidet vor unserm Auge, und es ist schlechthin widersinnig, den menschengewordnen Sohn als Kind auf dem Arme der Mutter oder in der Krippe

*) Eine Dürerbiographie, die nur zwei Handzeichnungen aus der Jugend Dürers zu erwähnen weiß, dafür aber seitenlange Erörterungen über die Unsittlichkeit Luthers und seiner Lehre bringt, ist jedenfalls etwas sehr eigentümliches.

**) Vgl. „Kunst und Polizei," Grenzboten 1895. IV. S. 224 ff.

nackt darzustellen.“ Welche Harmlosigkeit in kulturgeschichtlicher Beziehung gehört dazu, wenn man über derartige Dinge schreibt, nicht zu wissen, daß kleine Kinder damals sehr häufig nackt herumliefen! Hat der Verfasser niemals etwas von der Holbeinschen Madonna des (katholischen) Bürgermeisters Meyer von Basel gehört, auf der das jüngste Kind des Stifters im Vordergrunde splitternackt, und zwar in einer Weise dargestellt ist, daß man sieht, wie sehr sich der Künstler über diese herzigen nackten Formen gefreut hat? Ich rate dem Verfasser, sich dieses nackte Kind, das einst an geheiligter Stätte stand, recht genau anzusehen, er wird vieles an ihm finden, worüber er sich höchlich ärgern muß. O diese sündige Nacktheit! Ferner rate ich ihm, das erste beste Buch über die Geschichte der Malerei oder des Kupferstichs durchzublättern, damit er sich überzeugt, daß nicht erst Dürer, nicht erst die Künstler des Humanismus das Christkind nackt dargestellt haben, sondern schon die alten Niederländer und die deutschen Vorgänger Dürers, der Meister E. S., Martin Schongauer usw. Aber freilich, alles, was diesen Herren in der Kunst unbequem ist, wird dem Humanismus und der Reformation in die Schuhe geschoben. Denn nach Janssenscher Geschichtsauffassung ist der Humanismus ebenso wie die Reformation eitel Verirrung und Teufelsspuk.

Aber von diesem ersten Abschnitt wollte ich ja eigentlich nicht reden, sondern nur von dem über Dürers Glaubensbekenntnis. Was darin stehen würde, wußte ich freilich schon im voraus. Es ist auf katholischer Seite in den letzten Jahren so oft von Dürers katholischem Glaubensbekenntnis geredet worden, daß es ganz überflüssig war, all das ungereimte Zeug noch einmal wiederzukäuen. Dennoch hören wir hier die ganze Litanei wieder von neuem: Dürer hat sich zwar vorübergehend von Luther irremachen lassen, aber „als frommer Katholik wollte er von der kirchlichen und politischen Reformation nichts wissen, zumal da ihn die traurigen Sittenzustände, die die Neuerung mit sich brachte, mit Abscheu erfüllten. Ebenso wie Pirkheimer hat er sich von ihr abgewendet, als er bemerkte, daß es sich nicht um Verbesserungen in der alten Kirche, sondern um eine Trennung von ihr handelte.“ Seine begeisterten Äußerungen über Luther, sein brieflich bezeugtes Geschenk an diesen, seine innige Freundschaft mit Melanchthon, das eigne Geständnis seiner ketzerischen Gesinnung, seine heftige Verdammung des Kultus der schönen Maria in Regensburg, Luthers Äußerungen über ihn bei seinem Tode, alles das will nichts besagen, beweist nichts, als eine gewisse „Unklarheit,“ einen gewissen „Widerspruch“ in seiner Gesinnung. Im Herzen ist er immer ein echter Katholik geblieben. „Es ist über jeden Zweifel erhaben, daß Dürer mit aller Wärme seines Herzens die allseitig ersehnte kirchliche Reform herbeiwünschte, und daß er mit manchem seiner Nürnberger Freunde das erste Auftreten Luthers begrüßte. Aber es ist ebenfalls gewiß, daß Dürer sich nicht von der alten Lehre abgewendet hat und im Frieden mit der katholischen Kirche gestorben ist.“

Man fragt sich erstaunt: Ist es denn möglich, daß Dinge, die so klar auf der Hand liegen, heutzutage noch zweifelhaft sein können? Daß überhaupt noch gefragt werden kann, ob Dürer lutherisch oder papistisch gesinnt gewesen sei? Ist nicht diese Frage längst durch Zuckers vortreffliche Schrift über Dürers Stellung zur Reformation entschieden? Wer sich dieser Illusion hingeben konnte, der kennt die Schliche und Winkelzüge klerikaler Beweisführung nicht, der weiß nicht, daß die protestantischen Forschungen über eine solche Frage von dem katholischen Publikum überhaupt nicht gelesen, und wenn es ja einmal der Fall ist, nur in klerikaler Beleuchtung gelesen, d. h. einfach wegdisputirt werden. Was kann man einem solchen Publikum nicht alles vorreden!

Auf seiner niederländischen Reise schreibt Dürer in sein Tagebuch:

Item am Freitag vor Pfingsten im 1521 Jahr kamen mir Mähr gen Antorff (Antwerpen), daß man Martin Luther so verrätherlich gefangen hätt. . . . Alsbald waren 10 Pferd da, die führten verrätherlich den verkauften frommen mit dem heiligen Geist erleuchteten Mann hinweg, der da war ein Nachfolger Christi und des wahren christlichen Glaubens. Und lebt er noch oder haben sie ihn gemördert, das ich nicht weiß, so hat er das gelitten um der christlichen Wahrheit willen, und um daß er gestraft hat das unchristliche Pabstthum, das da strebt wider Christus Freilassung mit seiner großen Beschwerung der menschlichen Gesetz, und auch darum, daß wir unsers Blut und Schweiß also beraubt und ausgezogen werden und dasselbige so schandlich von müßiggehendem Volk lästerlich verzehret wird und die durstigen, kranken Menschen darum Hungers sterben müssen. Und sonderlich ist mir noch das schwerest, daß uns Gott vielleicht noch unter ihrer falschen, blinden Lehr will lassen bleiben, die doch die Menschen, die sie Väter nennen, erdichtet und aufgesetzt haben, dardurch uns das göttliche Wort an viel Enden fälschlich ausgelegt wird oder gar nichts fürgehalten (d. h. gar nicht vorgetragen). Ach Gott vom Himmel, erbarm dich unser, o Herr Jesu Christe, bitt für dein Volk, erlös uns zur rechten Zeit, erhalt in uns den rechten wahren christlichen Glauben, versammele deine weite zertrennte Schaf durch dein Stimm, in der Schrift dein göttlich Wort genannt, hilf uns, daß wir dieselb dein Stimm kennen und keinem andern Schwigeln (Locken), der Menschen Wahn, nachfolgen, auf daß wir, Herr Jesu Christe, nit von dir weichen. Ruf den Schafen deine Weide, derer noch ein Theils in der römischen Kirchen erfunden werden, mitsammt den Indianern, Moscabitern, Reußen, Griechen wieder zusammen, die durch Beschwerung und Geiz der Päbst, durch heiligen falschen Schein zertrennet sind worden. Ach Gott, erlös dein armes Volk, das da durch großen Bann und Gebot gedrungen wird, der es keines gern thut, darum es stetigs sündigen muß in seinem Gewissen, so es die übergehet. O Gott, nun hast du mit Menschengesetzen nie kein Volk also gräßlich beschweret, als uns Arme unter den römischen Stuhl, die wir füglich durch dein Blut erlöst frei Christen sollen sein. . . . Und so wir diesen Mann verlieren, der da klärer geschrieben hat, dann nie keiner in 140 Jahren gelebt (Dürer dachte dabei an John Wiclef), den du ein solchen evangelischen Geist geben hast, bitten wir dich. . . . Darum sehe ein Jeglicher, der Doktor Martins Luthers Bücher liest, wie sein Lehr so klar durchsichtig ist, so er das heilig Evangelium lehrt. Darum sind sie in großen Ehren zu halten und nit zu verbrennen, es wär dann, daß man sein Widerpart, die allezeit die Wahrheit widerfechten, ins Feuer würf mit allen ihren

Opinionen, die da aus Menschen Götter machen wollen, aber doch, daß man wieder neuer lutherischer Bücher druckt hätt (d. h. man verbrenne nur die bisherigen lutherischen Bücher, wenn man nur gleichzeitig auch alle papistischen verbrennen will, weil ja dann doch wieder neue lutherische gedruckt werden). O Gott, ist Luther todt, wer wird uns hinfüro das heilig Evangelium so klar fürtragen! Ach Gott, was hätt er uns noch in 10 oder 20 Jahren schreiben mögen! O ihr alle fromme Christenmenschen, helft mir fleißig beweinen diesen gottgeistigen Menschen und ihn bitten, daß er uns ein andern erleuchten Mann send. O Erasmo Roterodame, wo willt du bleiben? Sieh, was vermag die ungerecht Tyrannei der weltlichen Gewalt und Macht der Finsternis? Hör, du Ritter Christi, reit hervor neben den Herrn Christum, beschütz die Wahrheit, erlang der Märterer Kron! Du bist doch sonst ein altes Männiken, ich hab von dir gehört, daß du dir selbst noch 2 Jahr zugeben hast, die du noch taugest etwas zu thun. Dieselben leg wohl an, dem Evangelio und dem wahren christlichen Glauben zu Gut, und laß dich dann hören, so werden der Höllen Pforten, der römisch Stuhl, wie Christus sagt, nit wider dich vermügen. . . . Dann werden wir sehen die Unschuldigen bluten, die der Pabst, Pfaffen und die Mönche vergossen, gerichtt und verdammt haben.

Nicht wahr, das ist deutlich? Was macht nun Herr Weber aus dieser Stelle? Er führt sie zwar an, aber in freier Umschreibung. Denn dabei kann man weglassen, was man will. Und was läßt Herr Weber weg? Nichts als einige gleichgiltige Zusätze zum Namen Luthers, z. B. den mit dem „heiligen Geist erleuchteten Mann, der da war ein Nachfolger Christi und des wahren christlichen Glaubens," ferner fast alle Urteile über das Papsttum, die in den Worten enthalten sind. Was er giebt, ist ein ganz kurzer, farbloser Auszug, aus dem man schlechterdings nicht erkennen kann, mit welcher Energie sich Dürer hier für Luther und gegen das Papsttum ausspricht. Dagegen werden alle Sätze, die darauf hinweisen, daß Dürer damals noch eine einige christliche Kirche wünschte, in gesperrtem Druck hervorgehoben und daraus geschlossen, „wie wenig eigentlich »protestirender« Geist im Sinne Luthers schon damals in Dürer wohnt." Als ob Luther nicht auch erst im Jahre 1521 den Gedanken der Kirchentrennung klar erfaßt hätte! Und dabei macht der Verfasser das Kunststück, zu den verlornen Schafen, die Christus nach Dürers Bild zusammenrufen soll, wohl die „Türken, Heiden und Kalikuten," nicht aber die, die „noch in der römischen Kirchen erfunden werden," zu rechnen, die bei Dürer in friedlicher Eintracht neben den Indianern und Moskowitern, d. h. den Heiden und den Anhängern der griechischen Kirche stehen. Und weil dann an einer Stelle auch einmal ganz nebenbei die guten Werke vorkommen, die doch Luther verachtet hat, so ist ihm die ganze Stelle ein Beweis für Dürers echt katholische Gesinnung: „Um so bedeutungsvoller ist die Stellungnahme Dürers, der auch bei andern Gelegenheiten seinen katholischen Glauben kundgiebt."

Weiß Herr Weber, wie wir Protestanten das nennen? Wir nennen das wissentliche Verdrehung der Thatsachen. Einen Schriftsteller, der eine solche Verdrehung begeht, rechnen wir nicht mehr zur wissenschaftlichen Welt, und

wenn seine Bücher auch noch so viele Auflagen erlebten und in katholischen Kreisen auch noch so viel gelesen und gepriesen würden! Und das nennt die Zeitschrift für christliche Kunst „objektive Untersuchung.“

Ein zweiter Beweis. In einem Briefe an Georg Spalatin vom Jahre 1520 bedankt sich Dürer für die „Büchlein Luteri“ (Weber spricht Seite 87 nur von einer Schrift Luthers), die ihm der Kurfürst Friedrich der Weise zum Geschenk gemacht habe.

Deshalb bitt ich, Euer Ehrwürd wollend seinen Kurfürstlichen Gnaden mein unterthänige Dankbarkeit nach dem Höchsten anzeigen, und sein Churfürstliche Gnaden in aller Unterthänigkeit bitten, daß er ihm den loblichen Doctor Martin Luther befohlen laß sein, von christlicher Wahrheit wegen, daran uns mehr liegt dann an allen Reichthumen und Gewalt dieser Welt. Das dann Alls mit der Zeit vergeht, allein die Wahrheit bleibt ewig. Und hilft mir Gott, daß ich zu Doctor Martinus Luther kumm, so will ich ihn mit Fleiß kunterfetten und in Kupfer stechen, zu einer langen Gedächtnuß des christlichen Manns, der mir aus großen Ängsten geholfen hat. Und ich bitt Euer Würden, wo Doctor Martinus etwas Neus macht, das deutsch ist, wollt mirs um mein Geld zusenden.

Der Leser wird neugierig sein, wie sich Herr Weber mit diesen leidlich unzweideutigen Worten abfindet. Nichts einfacher als das. Dürer hat freilich gesagt, er wolle Martin Luther porträtiren, aber thatsächlich hat er es nicht gethan. „Noch acht volle Jahre lebte der Künstler. Doch ruhte die Künstlerhand, die so viele Persönlichkeiten verewigt [hat].“ Mit andern Worten: Dürer hat Luther deshalb nicht gemalt, weil er später an ihm irre geworden ist. Wir gönnen Herrn Weber das billige Vergnügen dieses Saltomortale. Ist er doch auch der Ansicht, daß Melanchthon, der Verfasser des „Papstesels“ von 1523*), an Luther irre geworden und seit 1524 nicht mehr mit ihm befreundet gewesen sei. Die beiden intimen Freunde Dürer und Melanchthon haben sich eben als gute Katholiken davon überzeugt, daß es mit Luther nichts war, daß sie ihre Freundschaft einem Unwürdigen geschenkt hatten!

Außerordentlich bezeichnend ist die Art, wie sich der Verfasser über einen dritten Beweis für Dürers lutherische Gesinnung hinwegsetzt. Auf einen Holzschnitt des Regensburger Malers Ostendorfer (?), der die Verehrung der sogenannten „schönen Maria von Regensburg“ darstellt, hat Dürer im Jahre 1523 (das Jahr steht darüber) folgende Worte geschrieben: „Dies Gespenst hat sich wider die heilig Geschrift erhebst (erhoben) zu Regensburg und ist vom Bischof verhängt worden, zeitlichs Nutz halben nit abgestellt. Gott helf uns, daß wir sein werthe Mutter nit also unehrn, sunder [ehren] in Christo Jesu Amen.“ Darauf folgt das bekannte Monogramm Dürers mit dem großen A und dem kleinern D darinnen. Dürer bezeichnet also ganz deutlich die „schöne Maria“ von Regensburg als ein „Gespenst“ und wirft dem Bischof von Regensburg

*) Vergl. Lange, Der Papstesel, ein Beitrag zur Kultur- und Kunstgeschichte des Reformationszeitalters. 1891.

vor, daß er aus Geldrücksichten diesen maßlosen Heiligenkultus nicht abgestellt habe. Was hat Weber dagegen zu erwidern? Die Bemerkung ist nach seiner Meinung „unklar, in einem geradezu entsetzlichen Stil verfaßt und schlecht geschrieben“ — natürlich, sie ist das rote Tuch, das ihn zum Zorn reizt. Ich kann ihm aber versichern, daß sie sehr klar, ganz in Dürers Stil und dabei durchaus deutlich in Dürers Schriftzügen geschrieben ist. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß Dürer selbst in eigner Person nicht nur die Worte, sondern auch die Jahreszahl und das Monogramm auf das Blatt gesetzt hat. Das hindert aber Herrn Weber, der von der Aufschrift nichts weiß, als was er in Büchern davon gelesen hat, durchaus nicht, sie Dürer einfach abzusprechen. Er weiß auch ganz genau, von wem sie stammt, nämlich — von dem Regensburger Maler Albrecht Altdorfer. Diesen Altdorfer braucht er nämlich, weil er ein ähnliches Monogramm hat wie Dürer. Sein Monogramm muß ihm die Brücke zum Beweis bieten. Und zwar sehr einfach. Die ganze Zeichnung (es handelt sich gar nicht um eine Zeichnung, sondern um einen Holzschnitt) ist nicht von Ostendorfer, sondern von Altdorfer gefertigt. Altdorfer selbst hat sein Zeichen daruntergesetzt und die angeführte Bemerkung hinzugefügt. In dieses Zeichen, ein offnes A, hat dann eine spätere Hand das D hineingeschrieben und so ein Monogramm Dürers daraus gemacht. Herr Weber ahnt nicht, welche Fülle von Dummheiten er in diese eine Kombination zusammengedrängt hat. Die Frage über den Urheber des betreffenden Holzschnitts, der gewöhnlich auf Ostendorfer zurückgeführt wird, soll hier nicht erörtert werden. Mag er herrühren, von wem er will, jedenfalls kann die Aufschrift nicht von Albrecht Altdorfer sein. Denn erstens ist das Zeichen Altdorfers gar kein A, sondern ein A mit einem kleinern A darin, von dem hier keine Spur vorhanden ist. Zweitens war Altdorfer, der Stadtbaumeister von Regensburg, gar kein Feind, sondern ein ausgesprochner Freund des Regensburger Marienkultus. Ja er ist sogar der Künstler, der die meisten oder fast alle mit diesem Kultus zusammenhängenden Kunstwerke geschaffen hat, Holzschnitte, Radirungen, Votivgemälde, Ablaßbriefe, Fahnen, Vorhänge, Medaillen usw.*) Diese Werke wurden in den Jahren der fanatischen Begeisterung für die schöne Maria, also 1519 bis 1522, von den Wallfahrern in großer Zahl gekauft, erst 1523 nahm die Begeisterung ab. Und dieser selbe Altdorfer, der sonst der künstlerische Hauptvertreter dieses ganzen Heiligenkultus ist, der die schöne Maria selbst 1519 auf seinen Holzschnitten mit den Worten anredet: tota pulchra es amica mea und „ganz schön bist du, mein Freundin, und ein Makel ist nit in dir,“ der sollte sie 1523 auf seinem eignen Holzschnitt als ein Gespenst bezeichnet und sich gegen diesen Kultus ausgesprochen haben? Aber das thut ja nach Herrn Webers Ansicht der Schreiber dieser Worte gar nicht. „Daß das Muttergottesbild an sich

*) Vergl. M. Friedländer, A. Altdorfer S. 51 ff.

als Gespenst bezeichnet worden, ist keineswegs notwendig anzunehmen (!). Erst ein Mißbrauch oder eine abergläubische Ausschreitung, somit ein Gegensatz wider die heilige Schrift, stempelt es dazu (also ein hypothetisches Gespenst!). Auch giebt der Schreiber zu, daß von seiten des Bischofs den Gefahren entgegengetreten worden ist (!), freilich wegen des Interesses des Rates, der das Opfer der Stadtkirche einzog (?), ohne besondern Erfolg. Ja wir sehen sogar den Verfasser für die reine Heiligenverehrung eifern. So bekunden diese Worte die innige Marienverehrung Altdorfers."

Es ist die Tinte nicht wert, solche Ungereimtheiten zu widerlegen. Wohl aber muß ich noch eine schöne Bemerkung wiedergeben, die Herr Weber gegen Zuckers Ausnutzung dieser Stelle macht. Zucker hatte ganz richtig gesagt: „Im Besitz dieses Holzschnittes war Dürer, der empört über eine solche Verehrung der Maria unter das Blatt schrieb: Dies Gespenst usw. Darunter steht als Unterschrift dann das bekannte Monogramm des Künstlers." Hier wirft sich nun Herr Weber zum Anwalt Dürers auf und sagt mit dem Brustton tiefster Überzeugung: „Wir müssen entschieden gegen die hier dem ehrlichen Dürer zugemutete Unredlichkeit Verwahrung einlegen. Dürer klagte wiederholt, daß man fremde Werke mit seinem Namen bezeichne. Und nun sollte er selbst auf das Werk eines andern Meisters eine Inschrift und sein Monogramm gesetzt haben. Nein der redliche Dürer steht einem solchen Unterfangen fern." Ein köstliches Bild: der Dürerbiograph Anton Weber, der in sittlicher Entrüstung für den „ehrlichen," „redlichen" Dürer eintritt. Wäre Herr Weber, als er seine Biographie schrieb, nur halb so „ehrlich" und „redlich" wie Dürer gewesen, als er diese Worte schrieb, so hätte er sich sagen müssen, daß sich Dürer mit diesem Monogramm nicht als Schöpfer des Holzschnitts, sondern nur als Urheber der Bemerkung über das „Gespenst," das er darstellt, bezeichnen wollte. Auf was für stumpfsinnige Leser muß Herr Weber rechnen, wenn er es wagt, ihnen eine solche Verdrehung der Thatsachen zu bieten!

Aber nicht nur 1523, sondern auch noch 1526 ist Dürer ein guter Lutheraner gewesen. Das beweisen die Unterschriften seiner vier Apostel in der Münchner Pinakothek, die er damals dem Rat der Stadt Nürnberg zum Geschenk machte. Daß Dürer gerade in den letzten Jahren seines Lebens besonders gern Apostel oder Evangelisten dargestellt hat — es sind deren in Malerei, Zeichnung und Kupferstich mehrere erhalten —, erklärt sich natürlich nur aus seiner und seiner Mitbürger evangelischen Geistesrichtung während dieser Zeit. Wenn er diese Apostelbilder dem Rate der Stadt Nürnberg zum Geschenk macht, so kann das, da der Rat der Stadt Nürnberg gut lutherisch war und die Reformation schon seit zwei Jahren eingeführt hatte, selbstverständlich nur einen spezifisch lutherischen Sinn haben. Damit ist durchaus nicht gesagt, daß nicht einzelne Ratsherren noch dem alten Glauben angehangen, und daß Dürer mit diesen ebenso gut verkehrt hätte, wie mit den

lutherisch gesinnten. Er war eben kein Heißsporn und glaubte wahrscheinlich, man könne mit einander verkehren, ohne in Dingen des Glaubens derselben Meinung zu sein. Wenn sich nun unter diesen Bildern Unterschriften befanden, in denen Aussprüche der betreffenden Apostel und Evangelisten verwendet sind, die gegen die „falschen Propheten“ eifern, die „durch Geiz mit erdichteten Worten hantiren,“ gegen die „Schriftgelehrten, die gern in langen Kleidern gehen und lassen sich gern grüßen auf dem Markt und sitzen gern obenan in den Schulen,“ gegen die „geizigen stolzen und hoffärtigen Lästerer,“ gegen den „Widerchrist, von welchem ihr habt gehört, daß er kommt und ist jetzt schon in der Welt,“ so gehört die ganze Verblendung konfessioneller Polemik dazu, zu leugnen, daß diese Bemerkungen nur gegen das Papsttum und allenfalls noch gegen die Schwarmgeister und andre vom Rat der Stadt Nürnberg bekämpfte Sekten jener Zeit gerichtet sein können. Aber Herr Weber behauptet ja Seite 79, die Unterschriften stammten gar nicht von Dürer, sondern von Neudörfer. Dabei verschweigt er nur leider die Hauptsache, nämlich daß sie der Schreibmeister Neudörfer nach seiner eignen Aussage in Dürers „Stube,“ also selbstverständlich mit Dürers Wissen und Willen und nach seiner Angabe geschrieben hat. Wenn er nach solchen unredlichen Mätzchen dann die Worte: „Denn Gott will nit zu seinem Wort gethan noch von dannen genommen haben“ als „eine Warnung des Nürnberger Rats auffassen und gegen Luther(!) deuten“ will, so hat das genau denselben Wert, wie wenn er behauptet, der Text dieser Unterschriften sei nicht aus der Übersetzung Luthers entnommen. Das Beispiel, das er Seite 82 anführt, um zu beweisen, daß die Luthersche Übersetzung „durch Redewendungen, Formen und Schreibweise gänzlich verschieden“ davon sei, stimmt wörtlich (bis auf kleine Verstellungen einzelner Worte) mit den Aufschriften überein. Herr Weber konnte nicht treffender nachweisen, daß die Aufschriften genau (bis auf ein paar gleichgiltige Varianten) aus Luthers Bibelübersetzung von 1522 entnommen sind. Die Jesuiten am Hofe des Kurfürsten Maximilian in München wußten viel besser als Herr Weber, was sie von den Unterschriften der vier Apostel zu halten hatten. Sie sorgten bei dem Ankauf der Bilder durch den Kurfürsten dafür, daß sie abgesägt und wieder nach Nürnberg zurückgeschickt wurden.

Endlich das letzte Zeugnis aus Dürers eignem Munde, die Äußerung in dem Briefe an den englischen Hofastronomen Niklas Kratzer vom Jahre 1524: „Item des christlichen Glaubens halben müssen wir in Schmach und Gefahr stehn, denn man schmäht uns, heißt uns Ketzer. Aber Gott verleih uns sein Gnad und stärk uns in seinem Wort, denn wir müssen Gott mehr gehorsam sein denn den Menschen. So ist es besser, Leib und Gut verlorn, denn daß von Gott unser Leib und Seel in das höllisch Feuer versenkt würd. Darum mach uns Gott beständig im Guten und erleucht unser Widerpart, die armen elenden blinden Leut, auf daß sie nit in ihrem Irrsal verderben.“

Man hat wohl schon oft davon gehört, daß Leute, die keine Ketzer sind, von katholischer Seite als solche bezeichnet werden. Aber der Fall, daß jemand, der sich selbst (natürlich im Sinne der katholischen Kirche) als Ketzer bezeichnet, von einem katholischen Schriftsteller feierlich von dem Vorwurf der Ketzerei entbunden wird, ist wohl noch nicht dagewesen. Das bringt Herr Weber in diesem Falle fertig. „In religiös aufgeregten Zeiten werden oft nur des Abfalls Verdächtige Ketzer geheißen, ja Streitende geben sich selbst gegenseitig diesen Namen. Da aber Dürer sich gegen die Bezeichnung »Ketzer« wahrt, will er kein Abtrünniger, sondern ein Sohn der Kirche sein.“ Wundervoll!

Zu den Beweisen für Dürers lutherische Gesinnung haben wir in unsrer Dürerausgabe noch einen weitern, sehr interessanten hinzugefügt, den schon Conway mitgeteilt hatte, nämlich ein Verzeichnis von sechzehn lutherischen Schriften, das sich Dürer zu Ende des Jahres 1520 oder spätestens zu Anfang des Jahres 1521 angefertigt haben muß. Es ist vielleicht das Verzeichnis der Schriften, die ihm vom Kurfürsten Friedrich dem Weisen zugesendet worden waren, und die er dann durch eifrige Ankäufe während der niederländischen Reise ergänzte. Sie stammen alle aus den Jahren 1518, 1519 und 1520. Hie und da kann man wohl im Zweifel sein, welche Ausgabe gemeint ist, die lateinische oder die deutsche, die erste oder die zweite. Aber im ganzen wissen wir aus dieser Notiz genau, welche Schriften Luthers Dürer im Jahre 1520/21 besessen hat. Ihre Zahl ist groß genug, das starke Interesse zu bekunden, das Dürer an der schriftstellerischen Thätigkeit Luthers nahm. Zu diesem Verzeichnis hatten wir nun die bescheidne Bemerkung gemacht: „Diese Notiz muß als eins der wichtigsten Zeugnisse für Dürers lutherische Gesinnung den von Zucker gesammelten Zeugnissen hinzugefügt werden.“ Diese Bemerkung hat den höchsten Zorn des Herrn Weber erregt. Von der Höhe seines wissenschaftlichen Standpunkts aus läßt er sich also vernehmen: „Übrigens ist jedem Denker (sic) unerfindlich, was ein Bücherkatalog(!) zu dem Glauben eines Mannes beweisen soll. Dr. Eck, der bei der Leipziger Disputation siegreiche Gegner Luthers, hatte nicht nur ein Verzeichnis, sondern auch lutherische Schriften selbst. Und jede Klosterbibliothek, jeder katholische Apologet besaß litterarische Erzeugnisse des Neuerers. Man sieht, auf welch schwachen Füßen das angebliche Luthertum Dürers steht, und wie sogar verdiente protestantische Gelehrte aus Voreingenommenheit sich über die einfachsten Denkgesetze, die gewöhnlichsten Regeln der Logik hinwegsetzen.“ Und in einer Anmerkung fügt er hinzu: „Der falsche Syllogismus würde lauten: Wer lutherische Schriften verzeichnet, ist Lutheraner. Nun schrieb Dürer einzelne Schriftchen (man beachte das abschwächende Diminutivum) Luthers auf, also war er Lutheraner.“

Ich danke Herrn Weber zunächst auch im Namen meines Freundes Fuhse für das schmückende Beiwort, mit dem er unsre geringen Verdienste um die Dürerforschung anerkannt hat. Aber ich muß dieses Lob aus seinem Munde

ablehnen und ihm bemerken, daß ich von ihm nur getadelt sein möchte. Was die Sache betrifft, so kann ich ihm versichern, daß ich mich über seine Belehrung herzlich gefreut habe. Möchte er sich über die meinige ebenso freuen. Daß ein Verzeichnis lutherischer Schriften von irgendeiner beliebigen Hand zu irgendeinem beliebigen Zweck angefertigt noch nicht für die lutherische Gesinnung des Schreibers Zeugnis ablegt, war uns, als wir jene Worte schrieben, nicht unbekannt. Daß der Dr. Eck und jeder katholische Apologet und manche Klosterbibliothek nicht nur Verzeichnisse von Luthers Schriften, sondern auch diese selbst besaßen, konnten wir uns wohl denken. Leider war nun aber der Maler Albrecht Dürer weder der Dr. Eck, noch ein katholischer Apologet (obwohl ihn Weber dazu stempeln möchte), noch eine Klosterbibliothek, noch ein Bibliothekar, sondern ein Künstler, der gar kein berufsmäßiges Interesse daran hatte, sich irgend ein Bücherverzeichnis anzulegen. Er war zugleich ein Mann, von dem wir aus ganz andern Quellen genau wissen, daß er von 1520 bis 1528, d. h. wahrscheinlich sogar bis zu seinem Tode, ein überzeugter Lutheraner gewesen ist. Es war gewiß das mindeste, was man von uns als Herausgebern verlangen konnte, daß wir diese Notiz den übrigen ganz unzweideutigen Beweisen von Dürers lutherischer Gesinnung „hinzufügten." Herr Weber fragt allerdings: „Warum hat Dürer das Verzeichnis nicht fortgesetzt? Das läßt tief blicken." Er scheint sich also einzubilden, daß die erwähnte Notiz ein Teil eines ausführlichen und vollständigen Bibliothekkatalogs sei, sonst kann diese Bemerkung überhaupt gar keinen Sinn haben.

Die Polemik, die der Verfasser hier ohne jede Veranlassung vom Zaune bricht, enthüllt uns gleichzeitig auch den Grund, warum er so böse auf uns und unsre Dürerausgabe ist. Wir haben das Verbrechen begangen, Dürers schriftlichen Nachlaß in philologischer Weise Wort für Wort genau zu veröffentlichen. Die Zeugnisse für Dürers lutherische Gesinnung stehen jetzt unzweideutig da, für jedermann verständlich, ohne Auslassungen und Verdrehungen, ohne Verwirrung durch die altertümliche und ungleichmäßige Orthographie des sechzehnten Jahrhunderts (die Herr Weber freilich, um seinem Publikum Sand in die Augen zu streuen, überflüssigerweise wieder ausgegraben hat). Wir haben mit Dürers schriftlichem Nachlaß dasselbe gethan, was Luther — si parva licet componere magnis — mit der Bibel gethan hat. Und das ist unangenehm, sehr unangenehm, das kann uns nicht verziehen werden: Anathema sit.

Wenn Herr Weber besser in der Dürerlitteratur zu Hause wäre, als er es ist, so würde er wissen, daß ich selbst vor einigen Jahren in den Grenzboten die Frage nach Dürers Verhältnis zur Reformation in einer Weise behandelt habe, die, wie ich glaube, von Einseitigkeit ziemlich frei war und ihm vielleicht manchen Fingerzeig in seinem Sinne hätte geben können.*) Ich habe

*) Grenzboten 1892. I. S. 391.

immer die Meinung vertreten, daß Dürer zwar persönlich ein Freund und Bewundrer Luthers gewesen sei, daß er aber als Künstler durchaus auf dem Boden der katholischen Kirche gestanden habe. Daß sich beides sehr gut mit einander verträgt, ergiebt sich aus einer ganz einfachen chronologischen Erwägung. Luther schlug seine Thesen an die Thür der Wittenberger Schloßkirche im Jahre 1517 an. Den eigentlichen Bruch mit der päpstlichen Kirche vollzog er erst 1521. Dürer starb aber schon 1528. Er konnte also höchstens in seinen letzten sieben Jahren ein lutherischer Künstler sein.

In der That läßt sich der Umschwung, der damals mit seiner Kunst vor sich ging, deutlich daran erkennen, daß er in den letzten Jahren seines Lebens, abgesehen von den Bildern der Evangelisten und verwandten Kupferstichen, die eine besondre evangelische Bedeutung haben, nur sehr wenig kirchliche oder sagen wir besser biblische Darstellungen geschaffen hat. Nicht als ob diese für ihn als Lutheraner anstößig gewesen wären — die biblische Malerei ist weder von Luther noch von seinen Anhängern, sondern nur von den Bilderstürmern verachtet worden —, sondern er hatte in dem lutherisch gewordnen Nürnberg keine oder nur wenig Gelegenheit mehr zu kirchlichen Schöpfungen. So treten denn in den letzten Jahren bei ihm die gemalten und gestochnen Bildnisse und vor allem die theoretischen Studien mehr in den Vordergrund. Dürer hat also bei weitem die meisten seiner religiösen Bilder, Stiche und Holzschnitte vor dem Auftreten Luthers geschaffen, und es wäre deshalb ganz vergeblich, in ihnen irgend einen Hinweis auf die Reformation oder gar irgend eine Spur lutherischer Gesinnung erkennen zu wollen. Wenn das früher protestantische Forscher wie Retberg, Thausing, Lützow und andre doch zuweilen versucht haben, so ist das nur ein Beweis, daß diese ganze Frage auch von protestantischer Seite nicht immer mit der nötigen Besonnenheit behandelt worden ist, wodurch dann wieder die katholischen Forscher gereizt wurden, ihrerseits in der andern Richtung über das Ziel hinauszuschießen. Die Sucht, nach Reformatoren vor der Reformation zu suchen, hat ja überhaupt seit einiger Zeit sehr abgenommen, und heutzutage fällt es keinem Kenner der Reformationszeit und keinem Dürerforscher mehr ein, etwa in den Holzschnitten der Apokalypse oder im Wiener Allerheiligenbild oder in den genrehaft aufgefaßten Szenen des Marienlebens irgend einen spezifisch evangelischen Charakter zu wittern. Realistisch und in gewisser Weise weltlich gehalten sind ja die Bilder und Kunstblätter Dürers vor der Reformation zum größten Teil. Aber dieser Realismus hat nichts, was besonders an Luthertum erinnerte, er ist aus Bestrebungen hervorgegangen, die in der deutschen Kunst längst vorbereitet waren, und die man genau mit demselben Recht katholisch wie protestantisch nennen kann.

Wenn man aber in Dürers Kunstwerken vor dem Jahre 1520 nichts von lutherischen Ideen erkennen kann, so wird man noch weniger erwarten

dürfen, in seinen Äußerungen aus dieser Zeit irgend eine Anspielung auf die neue Bewegung zu finden. Und da muß ich doch noch einmal auf Herrn Weber zurückkommen.

Dürer hat unter anderm auch eine Anzahl Reime gemacht, die wir in unsrer Dürerausgabe zum erstenmale vollständig veröffentlicht haben. Darunter sind mehrere Anrufungen an Heilige und Gebete von ganz katholischem Inhalt, mit Betonung der guten Werke, der Buße, der Sterbesakramente usw. Ich habe schon vor Jahren im Deutschen Wochenblatt auf den katholischen Charakter dieser Reime hingewiesen. Diese Verse fügt nun Weber in seine Behandlung der niederländischen Reise Dürers ein, die im Jahre 1520/21 stattfand, und zwar in einer Form, daß der unbefangne Leser denken muß, Dürer habe sie ungefähr in diesen Jahren geschrieben. Dann werden diesen katholischen Äußerungen die Anschauungen Luthers aus derselben Zeit gegenübergestellt und kalt lächelnd die Folgerung gezogen: „Es wäre daher ein sehr kühner Schluß, aus einer damaligen (1521) Verehrung des Pater Martin auch auf Übereinstimmung mit dem spätern Leben und Wirken des abgefallnen Mönchs schließen zu wollen" (S. 98). Der unbefangne Leser wird freilich sehr erstaunt sein, wenn ich ihm mitteile, daß die Verse Dürers nicht aus dem Jahre 1521, sondern aus den Jahren 1509 und 1510 stammen, also sieben Jahre vor dem Auftreten Luthers geschrieben worden sind! Daß Dürer sieben Jahre vor dem Auftreten Luthers nicht Lutheraner war, das braucht uns allerdings nicht erst Herr Weber zu sagen. Wie nennt man aber ein Verfahren, wonach ein Datum wissentlich verschwiegen wird, das für die in Frage stehende Untersuchung von entscheidender Wichtigkeit war? Wir Protestanten nennen das Geschichtsfälschung. Herr Weber hat recht gut gewußt, daß diese Verse aus den Jahren 1509 und 1510 stammten, denn er konnte es in unsrer Dürerausgabe, die er sonst so tapfer ausgeschrieben hat, nachlesen. Er hat aber vorgezogen, ohne ausdrücklich zu sagen, daß sie von 1521 stammten, doch so zu thun, als ob sie damals geschrieben worden wären. Warum wußte er denn (S. 76), daß die Kupferstiche „Ritter Tod und Teufel," die „Melancholie" und der „heilige Hieronymus" schon 1513 und 1514 entstanden sind? Natürlich, die sind ja von den Protestanten in ihrem Sinne gedeutet worden, und da mußte man doch darauf hinweisen, daß damals „Pater Martin noch nicht an einen Angriff auf die katholische Kirche dachte"!

Noch ein zweites Beispiel dieser Art. Im Jahre 1524 hat Dürer nach Aufzeichnungen seines Vaters eine Familienchronik zusammengestellt, in der er unter anderm berichtet, daß sein Vater im Jahre 1502 nach Empfang der „heiligen Sakramente" christlich verschieden sei, und in einem besondern Gedenkbuch, von dem sich nur ein Fragment erhalten hat, beschreibt er den Tod des ältern Dürer ganz genau, wobei er zum Gebet für den Abgestorbnen auffordert, die Leser bittet, ein Vaterunser und ein Ave Maria für sein Seelen-

heil zu beten und am Schluß „den Vater, den Sun und den heiligen Geist" anruft, wozu Weber die sinnige Bemerkung macht: „Dürer machte dabei sicherlich das Kreuzeszeichen." Dem wird dann in wirkungsvoller Weise gegenübergestellt, daß Luther schon (!) 1520 und 1521 das Fasten und Beichten, die Sakramente usw. verworfen habe. Der unbefangne Leser muß nun glauben, daß die Aufforderung Dürers, ein Paternoster und ein Ave Maria zu beten, und die Erwähnung der heiligen Dreieinigkeit aus dem Jahre 1524 stammten. Das ist aber keineswegs der Fall. Sie sind vielmehr unmittelbar nach dem Tode des Vaters, d. h. 1502, niedergeschrieben worden, wie Herr Weber aus unsrer Dürerausgabe hätte sehen können. Und ebenso steht es mit den Bemerkungen über den Tod der Mutter Dürers, von der es heißt, daß sie „durch päpstliche Gewalt von Pein und Schuld absolvirt" gestorben sei. Hierzu setzt Weber triumphirend die Worte: „Dürer sieht hier im Papste den Stellvertreter Christi und erkennt ihm die Macht zu, von den Sündenstrafen durch Ablässe zu befreien. Luther dagegen hatte schon seit sieben Jahren die Ablässe bekämpft" usw. Wiederum muß der Leser denken, Dürer habe jene Worte im Jahre 1524, d. h. sieben Jahre nach Luthers erstem Auftreten, geschrieben. Thatsächlich aber stammt die Notiz, wie schon ein Blick auf das veröffentlichte Faksimilie zeigt, aus dem Todesjahre der Mutter selbst, 1514! Wenn Dürer in jener Zeit noch vollkommen an der päpstlichen Autorität festhielt, so kann uns das wahrhaftig nicht wundern, im Gegenteil, es ist uns nur ein neuer Beweis für die längst anerkannte und besonders von uns Protestanten längst anerkannte Thatsache, daß Luther selbst und nicht die sogenannten „Reformatoren vor der Reformation" den Bruch mit der Kirche herbeigeführt haben. Luther war es eben, der mit seinem gewaltigen Worte das traf, was die andern bisher nur dunkel geahnt, aber nicht offen ausgesprochen hatten, und er hat durch dieses Wort nicht nur Dürer, sondern auch manchem andern unter den Besten unsers Volks „aus großen Ängsten" geholfen.

Der Kenner der Dürerlitteratur wird sich vielleicht wundern, daß ich zahllose weitere Argumente, die in der bisherigen Litteratur teils für, teils gegen Dürers lutherische Gesinnung ins Feld geführt worden sind, und die auch Herr Weber wieder mit ermüdender Ausführlichkeit herbetet, mit Stillschweigen übergehe. Das hat seinen guten Grund. Ich habe kein Interesse daran, die Wucht der zitirten Hauptbeweise durch allerlei kleine Beweischen abzuschwächen, die man oft nach Belieben so oder auch anders zu deuten das Recht hat. Wenn man einen mit Keulenschlägen totschlagen kann, so sticht man ihn nicht außerdem noch mit Nadeln tot. Auch ist es ja nicht mein Vorteil, durch langes Hin- und Herreden über gleichgiltige Kleinigkeiten die Aufmerksamkeit von der Hauptsache abzulenken. Ist der Leser nicht schon jetzt überzeugt, daß Dürer ein guter Lutheraner war, so wird er es nie werden. Ist er aber überzeugt, so genügen diese Beweise aus Dürers eignem Munde

vollkommen, ihn gleichzeitig über die Art und Weise klerikaler Geschichtsfälschung aufzuklären.

Nur noch zwei Beispiele, welcher Art diese Beweischen sind. Auf seiner niederländischen Reise besucht Dürer den Bischof von Bamberg, geht in die Kirchen, erwähnt, daß sie „Altäre“ hätten, daß sie „schön und groß“ seien, daß viel „andächtigs Gottesdienst“ darin gehalten, „viel Amt“ darin gesungen werde, beschreibt Prozessionen, erwähnt Reliquien, kauft sich Rosenkränze (wahrscheinlich zu Geschenken), geht auch wohl zur Beichte, kurz er hat sich noch nicht ganz von den Formen der katholischen Kirche losgesagt. Das ist auch kein Wunder, wenn man bedenkt, daß die niederländische Reise in die Jahre 1520/21 fällt, und daß selbst Luther, den doch kein künstlerisches Interesse mit den äußern Formen der katholischen Kirche verband, den entschiednen Bruch mit dem Papsttum erst 1520/21 vollzogen hat. Wie ungeheuer groß muß die Kraft des evangelischen Wortes gewesen sein, wenn selbst ein Künstler, dessen ganze Thätigkeit doch von der Erhaltung dieser Formen abhing, sich so entschieden für Luthers Lehre aussprechen konnte!

Das andre Beispiel: im Jahre 1523 schreibt Dürer an den Kurfürsten von Mainz und titulirt ihn in der Adresse „als des heiligen Stuhls zu Rom Priester, Kardinal“ usw., d. h. mit seinem offiziellen Titel. Das genügt Herrn Weber, darin die „alte katholische Gesinnung zu vermuten!“ Es lohnt sich wirklich nicht, über solche Bemerkungen noch weiter Worte zu verlieren. Behauptungen wie die, daß Dürer im Sankt-Ulrichskloster in Augsburg Unterkunft gesucht (S. 141), daß Pirkheimer in einem Briefe Dürers spätere Wiederaussöhnung mit der katholischen Kirche bezeugt habe, dürften schwer zu beweisen sein.

Herr Weber beklagt sich in der Einleitung zu dem betreffenden Abschnitt seiner Schrift darüber, daß der Streit „von manchen Protestanten mit einer Heftigkeit und Schärfe des Ausdrucks geführt worden sei, die zu geschichtlichen Forschungen schlecht passen und den ruhigen Leser unangenehm berühren müssen. Ging man doch im November des Jahres 1892 (!) soweit, meine Behauptung, Dürer sei als Sohn der alten Kirche aus der Welt gegangen, als das allerneueste Produkt ultramontaner Idiosynkrasie zu bezeichnen.“ Herr Weber scheint also gegen Polemik sehr empfindlich zu sein. Ich hoffe, daß ihm die Lektion, die ihm hier erteilt worden ist, keinen Schaden thut. Sollte er sich aber wieder einfallen lassen, über kunstgeschichtliche Dinge das Wort zu ergreifen und dabei „verdiente“ Forscher zu schulmeistern, ihre Bücher auszuschreiben und dabei die Wahrheit durch Winkelzüge zu fälschen, so wird er mich wieder auf dem Platze finden.

Von den Berliner Theatern

edeutet in Berlin die „Premiere,“ dieses sehr nach Hausse und Baisse schmeckende Wort aus dem Bühnenkauderwelsch, schlechthin die erste Aufführung eines Theaterstückes? Schwerlich; denn was man bei einer ersten Aufführung erwartet: ein litterarisch urteilsfähiges Publikum, das mit völliger Unbefangenheit über das neue Bühnenwerk zu Gericht sitzt, wird man in einer Premiere nicht finden. Wie mag man überhaupt das Unbefangne in der Berliner „Premiere“ suchen? Sind doch vielleicht nur die unbefangen, die gekommen sind, um das nach ihrer Meinung interessante Schauspiel zu genießen, das die Zuschauerschaft selbst darbietet. Sehen wir einmal zu, welche Leute ein Unbefangner da kennen lernt.

Voran die Herren von der strengen Zunft der Kritiker mit ihrem weiblichen und sonstigen Anhange. Manche von ihnen lieben es, eine gefällige Figur zu machen, damit sie niemand übersehe. Andre lassen schon während der Vorstellung ihr Urteil vernehmen, und zwar möglichst laut, um dann nächtlicherweile für das Morgenblatt so ziemlich das Gegenteil niederzuschreiben; sie wollen mißliebigen „Genossen“ eine kleine Falle stellen. Die dritten sind die Allerweltsliebenswürdigen: hier ein Händedruck, dort ein freundliches Lächeln; keine Größe, keine Berühmtheit, mit der sie nicht ein kürzeres oder längeres Gespräch führten. Die vierten kommen still und gehen still; aber sie sind nicht ungefährlich. Wenn aber nun unser Unbefangner am nächsten Tage im Kaffeehause alles das liest, was die Herren schnell in der Nacht zum Druck gebracht haben, o weh, welch ein vielfältig verworrner Richterspruch! Was sollen dann die armen Theaterdirektoren draußen in der „Provinz“ (so heißt ja das Land, das außerhalb Berlins liegt!) anfangen? Mögen sie zusehen!

Aber es giebt in der „Premiere“ noch eine weitere, noch fesselndere Gruppe als die der Kritiker; das sind die Dichter, die Kollegen dessen, von dem das neue Stück ist, und Schauspieler und Schauspielerinnen, die für diesen Abend frei sind. Unter den erstgenannten übt gegenwärtig einer eine besonders bezaubernde Wirkung: Hermann Sudermann. Ich war vor kurzem bei einem Vortragsabende Sudermanns Zeuge eines Andranges, insbesondre von ältern und jüngern Damen, wie ihn die ärgsten „Sensationen“ nicht stärker hervorrufen können. Allerdings ist etwas um die Persönlichkeit Sudermanns, das man suggestiv nennen möchte. Zu der feinen äußern Erscheinung, dem energischen Kopfe mit dem tiefschwarzen Barte, den dunkeln Augen, der weißen Hautfarbe, gesellt sich ein, trotz der Härte der Königsberger Mundart, liebenswürdig klangvolles Organ, das der Dichter der „Ehre“ im Vortrag mit guter Wirkung zu gebrauchen weiß. An dem erwähnten Abend las Sudermann ein neues, bisher ungedrucktes Drama aus seiner Feder, wobei er die handelnden Personen beinahe plastisch hervortreten ließ. Keiner der

„Jungen," die neben Sudermann das litterarische Tagesinteresse beherrschen, ist äußerlich so auffällig wie er; unser Unbefangner würde sehr enttäuscht sein, wenn ihm ein „Premieren"kundiger die Träger von Namen wie Hauptmann, Halbe, Tovote u. a. zeigte.

Die sogenannte Welt der Gelehrten bleibt den „Premieren" fern. Nur einer, der Litterarhistoriker Erich Schmidt, fehlt selten; man sagt, daß gewisse Theaterdirektoren seines ausdrucksvollen Hauptes als eines wichtigen Dekorationsstücks nicht entbehren möchten. Erich Schmidt ist ein Freund und Protektor der jungen Talente; keine Veranstaltung, die irgendwie litterarisches Gepräge trägt, wird ohne ihn für voll genommen; es scheint auch, daß ihn festere Bande an die belletristische Litteratur knüpfen, als an das Gelehrtentum.

Was außerdem in der Zuschauerschaft der ersten Aufführungen, neben den Theaterdirektoren, die mehr oder minder neid- und freuderfüllt dem Verlaufe des Abends folgen, und den Schauspielern, denen ihr Handwerk die Rolle des Zuschauers noch nicht verleidet hat, die auffallende Mehrheit darstellt, gehört zur Börse oder hat doch damit irgendwie zu thun. Da sieht unser Unbefangner die prunkendsten Toiletten der Damen, die modernsten Anzüge der Herren, die letztern in ihrer fürchterlichen schwarz-weißen Nüchternheit den aufdringlichen Farben und Formen ihrer Begleiterinnen zur Folie dienend. Das sind die Kreise, aus denen Sudermann in „Sodoms Ende" Gestalten von so verblüffender Ähnlichkeit und Echtheit genommen hat. Früher war Paul Lindau ihr Porträtist. An seine Stelle ist nun Sudermann getreten, mit noch größerer und rücksichtsloserer Fähigkeit, nach der Natur zu zeichnen.

Zählt man zu diesen Leuten noch die Klique des Dichters, dessen neuestem Werke der Abend gilt, und die ihr gegenüberstehende Gruppe, die jede Beifallsäußerung sofort mit Zischen beantwortet, so hat man das Kollegium beisammen, von dessem Spruch das weitere Schicksal des Stückes abhängt.

Wie gesagt, die Theaterdirektoren in der „Provinz" waren bisher gewohnt, die Wahl eines Dramas nach seinem ersten Berliner Erfolge einzurichten. Neuerdings scheint es, daß sich die „Provinz" von dem Urteil der Berliner „Premiere" freizumachen beginnt. Es wird auch Zeit, denn rühmlich ist es wahrlich nicht, sich seinen Geschmack von einem Gerichtshofe wie dem genannten vorschreiben zu lassen.

Heute haben wir zwei erste Aufführungen zu besprechen. Die eine war im Deutschen Theater, auf der Bühne, die, vor etwa zehn Jahren die Darstellungen klassischer Dramen mit einem bis dahin in Berlin unbekannten Geiste durchglühend, heute nur Pflegestätte der „modernen" Richtung ist und mit dem, was sie heute bietet, im Vergleiche zur Zeit August Försters uns etwa berührt, wie ein Kommis von Gerson gegenüber einer Prachtgestalt aus der sonnigen Zeit der Renaissance. Im Deutschen Theater ist vor allen Gerhart Hauptmann zu Worte gekommen, mit seinen Webern hat er seine schönen Tantiemen eingeheimst und mit seinem Florian Geyer einen argen Mißerfolg erlebt. Diesen wettzumachen, hat es der Direktor Brahm sehr eilig gehabt und hat dem lärmenden Ritter- und Bauernstück alsbald ein Werk, das in der jüngsten Gegenwart spielt, folgen lassen: „Lebenswende," Komödie von Max Halbe.

Herr Max Halbe, der kaum die Dreißig überschritten hat und in seinem gefälligen Äußern einen Mann des Durchschnitts bekundet, ist in Berlin und darüber hinaus besonders durch sein Drama „Jugend" bekannt geworden. Das Stück fand ebenso warme Lobredner wie Gegner; und während das Berliner Residenz-

theater diese angeblich duftige Blüte jungdeutscher Poesie mehr als hundertmal spielte, und Männlein und Weiblein sich an der Liebelei gar nicht satt sehen konnten, sah sich anderwärts die Polizei hie und da zu einem Veto bewogen. Der Vorurteilslose könnte beide Parteien, die Preisenden wie die in ihrem Schamgefühl Verletzten, gleicherweise fragen: Wozu der Lärm? Gewiß, das Drama hat gewisse „intime" Reize; die Stimmung des Pfarrhauses ist fein getroffen, der Gegensatz zwischen beiden Geistlichen, dem Duldsamen und dem entsagenden Fanatiker, scharf herausgearbeitet, die Liebeständelei der beiden jungen Leute, trotz ihrer mehr oder minder bewußten Sinnlichkeit, mit einer gewissen Zartheit behandelt; das Werk erhebt sich sicher über manches, was die Armseligkeit der letzten Jahre hervorgebracht hat, es giebt uns Menschen. Aber ihr Thun und ihr Schicksal wirkt nicht tief und nachhaltig; das Ganze ist mehr Episode, mehr Stimmung, als ein geschlossenes, in sich fest gefügtes Drama; schon heute können die Bühnen das Stück nicht mehr aufführen, ohne vor leeren Bänken zu spielen. Darum hätten auch die Vorkämpfer für „Ordnung und Sitte" minder laut zu sein brauchen. Bringen doch die Zeitungsreporter fast täglich Geschichtchen wie die, die da im Pfarrhause geschehen; das Alltägliche aber ist flüchtig und wird vergessen.

Halbes „Lebenswende" bedeutet leider nichts besseres als die „Jugend." Merkwürdig: keiner der „Modernen" hat seither einen Fortschritt bekundet; Hauptmann sind keine Weber, Sudermann ist keine Ehre mehr gelungen. Haben sie sich mit ihren ersten Würfen ausgegeben? Oder unterlassen sie es, nach Größe im Stoff, nach Größe in der Komposition zu trachten? Der zuletzt angedeutete Mangel hat in erster Linie die „Lebenswende" zu Falle gebracht. Denn die „Moderne," wie sie Herr Halbe vertritt, verachtet das überkommne dramatische Gesetz. Wozu die Steigerung, wozu das Walten von Schuld und Sühne, wozu am Schluß das fabula docet? Macht es das Leben so? Nein! Wir wollen aber Leben geben. Nun, sehen wir uns einmal an, wie das in der „Lebenswende" gemacht wird.

Wir sind in Berlin, in einer anständigen mittlern Wohnung. Da haust eine ledige Olga Hensel und, zur Zeit besuchsweise, ihre Nichte Bertha Ein Student, Ebert, wohnt zur Aftermiete. Die drei vertragen sich aufs beste.

Ebert ist zwar ein verbummelter, versoffner Mensch, der sich nicht anders zeigt als dreiviertel delirirend; das hindert aber weder Fräulein Hensel noch ihre Nichte, den widerwärtigen Kerl sehr nett zu finden; ja Fräulein Bertha läßt sich sogar gern ein Küßchen von ihm gefallen. Überhaupt ein hübsches Pflänzchen, diese Bertha: „höhere Tochter" (der Papa höherer Beamter) aus der richtigen „Provinz," nämlich aus Graudenz, aber altklug, lüstern, frech. Arme Provinz, armes Graudenz! Sollte aber nicht Herr Halbe um die Mittagszeit, wenn die Schulen aus sind, die höhern Töchter Berlins studirt und dabei ein Stückchen seiner Bertha kennen gelernt haben?

Noch zwei Männer kreuzen die Pfade der Olga. Der eine ist der Geheimnisvolle, mit der Vergangenheit, aus Amerika. Er hat einst mit Olga gespielt und sie geliebt. Während er fort war, ist ein andrer gekommen und Olgas Verlobter geworden; aber ein schreckliches Unglück hat ihn hinweggerissen. Nun ist Heyne, der Jugendgespiele, wieder da, ohne jedoch Olga tiefere Neigung einzuflößen. Dazu bedarf es eines andern, eines Mannes der Kraft und der That. Das ist der Techniker Weyland.*) Ein Jugendgenosse Eberts, kommt er von ungefähr in Fräu-

*) Wie interessant, wie aus dem Leben, daß sowohl Heyne als auch Weyland sich mit dem y schreibt!

lein Hensels Wohnung und findet dort ein gastliches Dach. Der Mann braucht Berlin zur Ausnützung eines Patents, um Erzgüsse im Ganzen herzustellen. Aber auch Geld hat er nötig und hat keins in der Tasche. Fräulein Olga will es schaffen, Heyne soll es borgen. Hierum dreht sich vorwiegend die Handlung oder das Wünschen und Hoffen dieser drei Menschen. Olga möchte alles für Weyland thun, denn sie liebt ihn; der Mann aus Amerika aber ist skeptisch, und seine Taschen bleiben zugeknöpft. Einen ehrlich gemeinten Heiratsantrag, den er seiner Jugendgespielin macht, läßt sie ohne bestimmte Antwort. Glücklicher ist Ebert, der Student. Bertha aus Graudenz entfacht seine Sinne, und schon scheinen die Dinge wie in der „Jugend" gehen zu wollen. Da kommt Olga über die mit einander Kosenden, es fällt das Wort Braut, und alsbald ist das Verhältnis fertig, das man eine Verlobung nennt. Das soll wohl eine Verspottung der Art sein, wie heute manchmal solche Verlöbnisse zustande kommen; Liebe ist bei der Sache nicht im Spiele; das Mädchen aus Graudenz erklärt sogar, Liebe sei Unsinn; „Papa" habe „Mama" auch ohne Liebe genommen, und es gehe recht gut so. Armes Graudenz!

Soweit ist es nun drei Akte gegangen, und keineswegs ohne hübsch getönte Stimmungen, ohne humoristische Lichter, ohne sicheres Auseinanderhalten der — wenn auch zum Teil unsympathischen und verzerrten — Gestalten. Da fühlt der Dichter den Drang nach so etwas wie Romantik. Wir kommen in den Raum, wo Weylands Schmelzofen erglüht, damit seine Gußerfindung erprobt werde. Hier entsannen sich einige Leute, die gern in ihren Erinnerungen kramen, daß vor Jahr und Tag schon einmal ein Dichter (Herr Bürger-Lubliner) mit solch einem Glühofen Effekt zu machen versucht hat. „Gold und Eisen" hieß damals der Rahmen der Schmelzgeschichte, bei der es aber, wenn wir nicht irren, etwas amüsanter zuging als bei Herrn Halbe. Es ist ja müßig, solches Sicherinnern und Vergleichen; aber da die Modernen durchaus modern sein wollen, so ist es vielleicht manchmal angebracht, zu sagen, daß ihre technischen Mittelchen nicht immer neu sind.

Angesichts des Weylandschen Glühofens unterhält man sich nur von Geld und Liebe. Heyne, der Amerikaner, soll das erste geben, er thut es aber nicht, weil er das zweite zwischen dem Erzgießer und Olga vorhanden glaubt. Es bedarf erst der „Lebenswende," um ihn anders zu stimmen. Zu dieser kommt es, indem Weyland der Olga endgiltig einen Korb giebt, Heyne sich von der Vortrefflichkeit seines vermeintlichen Nebenbuhlers überzeugt und dem Patent mit seinen Mitteln beispringt, der Student Ebert eine Erbschaft macht, sich von Weyland ab„wendet" und Verlobter der Bertha bleibt, Olga endlich sich weinend vor das Bild ihres toten Bräutigams begiebt und uns im Ungewissen läßt, ob sie den Heyne noch freien wird oder nicht. Weylands Erfindung aber triumphirt. Ein zweiter Benvenuto Cellini, sieht er den Guß der Form entspringen: der borghesische Fechter steht tadellos da. Weyland und Heyne nehmen ihn als Zeichen, daß sie fortan Kämpfer sein werden.

Die zwei Akte, in denen das zuletzt Erzählte geschieht, verflachen sich gegen den Schluß hin immer mehr. Herr Halbe hat zuletzt wohl das Bedürfnis nach Handlung gehabt; und so bringt er denn im letzten Akt ein technisch mehr als schülerhaftes Herein und Hinaus seiner Leute, ein Verwechseln und Verschwinden, ein Schüßlein Eifersucht durch ein vergessenes Tüchlein, ein Liedlein am Klavier, einen trinkseligen Berliner Hauswirt, der es auch auf Olga abgesehen hat, und einiges mehr. Alle treffen einander in Weylands Werkstatt, die im Hinterhause

liegt, schütten einander ihre Herzen aus und verlassen dann den Raum, bis auf den Erzgießer und den nüchternen Mann aus Amerika. Fad und öde schließt das Drama.

Das „Premieren"publikum des Deutschen Theaters hat sich der „Lebenswende" gegenüber so verhalten, daß die Zeitungskritik eine Ablehnung „konstatiren" konnte; d. h. es wurde lau geklatscht und dazwischen gezischt. Wenn man auch über die humoristischen Züge in der Charakterzeichnung während der drei ersten Akte lachte, so begann man doch sich zuletzt zu langweilen. Gerade zum Schluß aber fingen Halbes Leute an zu handeln, und zwar so, daß es nach Kotzebue und Benedix aussah. Es ist doch seltsam: solange es Stimmung und psychologische Kleinmalerei galt, Züge von wirklicher Feinheit; sobald es darauf ankam, das dramatische Handwerk spielen zu lassen,' schülerhafte Naivität, und gleichwohl der offenbare Drang, zuletzt dem traditionellen Gesetz des Dramas zu gehorchen. Das konnte nichts andres als ein zwiespältiges Werk ergeben, das in der einen Hälfte interessirte, in der andern kalt ließ. Wollen sich denn die Herren nicht entschließen, es ein wenig den Meistern in der Führung von Wort, Charakter und Handlung nachzuthun? Etwa einem der größten Kunstwerke aller Zeiten, der Emilia Galotti! Oder wenn sie ihnen zu steifleinen akademisch scheint, so haben sie einen Nähern und Jüngern, der zufällig einen Tag nach dem Halbeschen Mißerfolge auf der Bühne des Berliner Theaters gezeigt hat, wie mans machen muß, um theatralisch zu wirken: Ernst von Wildenbruch.

Auch Herr von Wildenbruch ist, wie man weiß, schon einmal „naturalistisch" gekommen. War es damals aus Verstimmung gegen die königliche Bühne, die ein historisches Drama von ihm, den „Generalfeldobrist," abgelehnt hatte, oder war es, um den „Jungen" zu sagen: Kinder, was ihr könnt, kann ich auch! genug, Herr von Wildenbruch schrieb die „Haubenlerche." Doch den Jungen, die Wildenbruch überhaupt verabscheuen, war die Sache nicht echt und nicht stark genug; die Zahmen und Frommen entsetzten sich ob der Roheit einer Verführungsszene; und die es ehrlich meinten, sagten: „Armsel'ger Faust, ich kenne dich nicht mehr!" Herr von Wildenbruch besann sich auf das, was ihn an die Hohenzollern knüpft; und er schuf die Geschichte vom jungen großen Kurfürsten, vom „Neuen Herrn." Das Schauspielhaus setzte das Werk prachtvoll in Szene, und so mochte es mehr als Kostümschaustück als als großes Drama wirken. Manche Leute stellten zwar einen peinlichen Vergleich an mit den Märzereignissen von 1890 und fragten sich, ob das derselbe Wildenbruch sei, der ein so tief empfundnes Gedicht auf den Abschied des Fürsten Bismarck gemacht hatte. Gleichwohl behauptete der „Neue Herr" seine Zugkraft mehr als die beiden folgenden Stücke: „Das heilige Lachen" und „Meister Baltzer." Beim Anschauen dieser Werke meinte man wohl: wo ist der alte Wildenbruch, der Wildenbruch der Karolinger, des Harold, des Mennoniten geblieben? Dann schwieg der Dramatiker eine Zeit lang.

Aufs neue hat er nun das Wort genommen, und zwar mit dem rauschenden Pathos, dem Klirren von Schwert und Ritterrüstung, wie in den frühern Stücken; der Wildenbruch von ehemals hat sich wieder eingefunden. Diesmal ist es „Heinrich und Heinrichs Geschlecht," das uns seine historisch kostümirte Muse vorführt, und zwar Heinrichs des Vierten, des Königs und Kaisers der Deutschen. Das Werk umfaßt in dem Buche, das bereits erschienen ist, zwei Dramen; uns soll hier nur das erste: „König Heinrich," wie es über die Bühne des Berliner Theaters gegangen ist, beschäftigen.

Es ist die Geschichte des Kanossaganges. Der Dichter hat die geschichtlichen

Begebenheiten, von dem Tode Heinrichs III. und der Wegführung des fünfjährigen „Königleins“ Heinrichs IV. durch den Bischof Anno von Köln bis zur Niederwerfung Gregors VII. auf der Engelsburg, im wesentlichen in sein Stück aufgenommen; wer sich etwa mit diesen Dingen seit seiner Gymnasialzeit nicht beschäftigt hat, macht hier ein derartiges Repetitorium durch, daß er einer gestrengen Prüfungskommission, die ihn über Heinrich IV. und Gregor VII. befragte, getrost die Stirn bieten könnte. Damit deuten wir aber auch den Mangel des Stückes an: die vorwiegend äußerlich theatralische Anlage. Der Dichter leitet uns nicht in den Geist jener Tage, wo die Politik Heinrichs und die Politik Gregors ehern und grausam aneinanderstießen. Wir sehen nur die äußern Dinge, sprunghaft eins dem andern folgend: das trutzige fünfjährige „Königlein,“ den jugendlich überschäumenden und den Papst tollkühn herausfordernden Herrscher, den strenge richtenden und den Bannstrahl schleudernden Papst, den tief verzweifelnden und mit einer Thränenflut seine Bußfahrt beschließenden König, den bald triumphierenden, bald erbärmlich sentimentalischen, bald bannenden, bald wieder entbannenden Papst auf Kanossa, den vor ihn sinkenden und dann jäh aufbrausenden Heinrich, den endlich besiegten Gregor und den siegenden König, beide einander glühende Worte zuwerfend, wie zwei geübte Redner aus den bewegten Tagen des Kulturkampfs.

Den Entschlüssen beider eine tiefere, aus gewichtigen Gründen sich aufzwingende Motivirung zu geben, verschmäht der Dichter. Der Knabe Heinrich tritt vor uns hin, keck und heißblütig. Als ihm der Archidiakon Hildebrand, der spätere Gregor VII. begegnet, ahnen beide, daß sie das Schicksal einst zusammenführen wird. Welche gewaltsame Vorbereitung auf das Kommende, dieses Ahnen! Dann sehen wir Heinrich als König, glühend im Lebens- und Genußdrange und die Wormser Bürgerschaft durch Leutseligkeit entzückend. Da steigt jäh in ihm der Gedanke auf, Gregor etwas Arges zu sagen. Der Papst weigert sich noch, Heinrich die Kaiserkrone aufs Haupt zu setzen. Das entflammt des Königs Zorn, und so diktirt er einen schmähenden Brief an Gregor VII. Ebenso prompt spricht der Papst, als ihn Heinrichs Legat erreicht hat, den Bannfluch aus. Ein paar von Heinrich gekränkte sächsische Edelleute, die die Rachsucht nach Rom getrieben hat, lärmen dazwischen. Aber von Fäden, die hin- und hergesponnen würden, um diesen Konflikt heraufzubeschwören, gewahren wir nichts. Nur die Thatsachen stehen da. Auch daß der anfangs so stolze Heinrich durch den Fluch des Papstes über Nacht, ein kleiner, verzagender Mensch geworden ist, überrascht einigermaßen. Der sündige Tannhäuser kann sich nicht zerknirschter geberden. Die Szene wird äußerst rührend. Heinrich weint, seine Gattin weint, sein Kind weint; und da es gerade Weihnachten ist, erscheint, die Thränenstimmung zu erhöhen, eine Wormser Kinderschar mit Tannenbäumchen und Lichtern dran und Steckenpferdchen für den Königsknaben. Berliner Kritiker haben diese Szene „allerliebst“ gefunden. Also etwas „Allerliebstes“ im Kampfe Heinrichs wider Gregor!

Der tiefbekümmerte König thut nun den Bußgang nach Kanossa und harrt dort die drei bekannten Tage aus in dem bekannten Eis und Schnee. Unterdessen sitzt Papst Gregor oben am warmen Kamin und unterhält sich mit dem Abt von Clugny über seine Pläne und die Zukunft der Kirche. Ihre Herrschaft zu erringen und zu sichern ist das fanatische Streben des Papstes. Doch er vermag auch ein weicher, milder Mensch zu sein; und dieser regt sich, als Heinrichs Mutter und Gattin flehen, den frierenden und hungernden König einzulassen. Wieder ein sehr naives und äußerliches Mittel, einen Gregor VII. umzustimmen! Heinrich schleppt

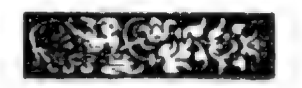
sich herbei und sinkt vor dem Papst in die Kniee; und Gregor verzeiht ihm und nimmt den Bann von ihm. Da: ein plötzlicher Sinneswechsel Heinrichs! Er sieht den abseits stehenden Rudolf von Schwaben und dringt in den Papst, zu erklären, ob er Rudolf noch als deutschen Gegenkönig anerkenne, seit der Fluch von ihm, von Heinrich, genommen sei. Gregor schweigt. Das empört den König, und wild aufbrausend, schleudert er aufs neue hochfahrende Worte gegen den Papst. Hinweg ist Reue und Bußfertigkeit. Wie erstarrt steht der Papst und seine Umgebung. Man sollte meinen, nun werde der wehrlose König übermannt und ins tiefste Verließ gestürzt werden. Aber nein; der Vorhäng fällt, und als er sich wieder hebt, sehen wir, wie der Papst in ein finstres Gelaß der Engelsburg flüchtet und niedersinkt, und hören den Lärm der siegreichen Scharen König Heinrichs. Noch einmal erscheint Heinrich vor dem gefangnen Gregor; noch einmal bittet er, ihm die Kaiserkrone aufzusetzen. Aber Gregor verharrt bei seiner Weigerung. Fluch hinüber und herüber, Rede und Gegenrede, sehr wohl zugespitzt auf den Schlachtruf: hie Königtum — hie Papsttum! Dann verläßt Heinrich einen Sterbenden, dessen letzter Atemzug die Worte durchhaucht, daß der Kirche dennoch die Zukunft gehöre.

Man sieht, nur die Gestalten Heinrichs und Gregors hat Wildenbruch, allerdings in seiner Art, mit vollen, satten Farben in den Vordergrund seines Gemäldes gestellt. Heinrich soll königlich sein von Anfang an, Gregor der starre, strenge Kirchenfürst, der den Cölibat schuf und den Stellenverkauf vernichtete; aber beide sind in derben Linien hingeworfen, etwa wie sich das Bild auf der Theaterkulisse, das in der Ferne schön wirkt, beim nähern Zusehen als rasch hingestrichen erweist. Ihre Handlungen vollziehen sich schnell und wirksam; aber die Triebfedern bleiben verborgen. Beide rücken bisweilen durch die Banalität ihres Gebahrens oder dessen, das sie dazu bestimmt, in den Kreis heutiger Alltagsmenschen; der Heinrich, der da am Weihnachtsabend entdeckt, wie sehr seine Gemahlin Liebe verdient, und der Gregor, der dem Abte von Clugny in die Arme sinkt und von Blümlein und Vöglein schwärmt — das sind Menschen, die aus einem artigen Familienblattroman geschnitten sein könnten. Nun wird man ja für den Dichter das Recht in Anspruch nehmen wollen, sich um den Geist der Geschichte nicht zu kümmern, sondern Menschen zu geben und vor allem Dichter zu sein. Das Recht soll ihm auch gewiß bleiben; aber wenn die geschichtlichen Begebenheiten Zug um Zug so dramatisirt werden, wie sie überliefert sind, also die Handlung durchaus geschichtlich ist, so ist es nicht wohlgethan, wenn der Dichter den Hauptfiguren Gedanken unterschiebt und sie Handlungen begehen läßt, die mit den geschichtlichen Begebenheiten nichts gemein haben, ja oft zu ihnen in schroffem Widerspruche stehen.

Doch man müßte lügen, wenn man dem König Heinrich, so wie er auf dem Berliner Theater erschien, eine starke, ja eine große Wirkung absprechen wollte. Der Strom der Handlung braust machtvoll daher. Der Einzelne und die Menge thun sich lebensvoll zusammen. Wenn König Heinrich inmitten der Wormser Bürgerschaft erscheint, sie zu frohem Gelage entbietet, dann des Papstes Weigerung, ihn zu krönen, vernimmt, im Zorne aufflammt und die Botschaft diktirt, so ist das von einer solchen theatralischen Kraft durchdrungen, daß man sich über den brausenden Beifall, der dem Akte folgte, nicht zu wundern braucht. Aber die folgenden Akte überbieten dann den ersten nicht. Es ist zuviel breite Rhetorik darin. Der Schluß des Auftritts auf Kanossa wieder macht, obwohl er die Geschichte verleugnet, einen starken Eindruck; und des Papstes Sturz auf der Engels-

burg, bei tobendem Schlachtlärm, das Bangen und Zittern der sich um Gregor drängenden Klerisei, ihre feige Flucht, als Heinrichs Sieg entschieden ist, der Tod Gregors, bei dem nur ein junger Geistlicher als Zeuge verweilt — das alles steigert sich und baut sich zu einem großen tragischen Schlusse auf.

Endlich noch ein außerhalb der Bühne liegender Grund für die Wirkung des neuen Wildenbruchschen Dramas: das Publikum, das ihm einen lauten Erfolg bereitete, war — aus den im Eingange geschilderten Bestandteilen zusammengesetzt — dasselbe, das dem an andrer Stelle in diesen Blättern besprochnen „Florian Geyer" von Gerhart Hauptmann vor kurzem eine Niederlage oder doch einen sehr lauen Empfang bereitet hatte. Je beabsichtigter aber der Herrn von Wildenbruch gezollte Beifall erklang, um so mehr mußte sich dem Unbefangnen die Überzeugung aufdrängen, daß hier auch etwas wie Widerspruch gegen die Richtung der Herren Hauptmann und Genossen im Spiele war. Man sah hier wieder einmal ein glänzendes Beispiel des alten Bühnenmetiers, keine Stimmung, sondern Handlung, und darüber freute man sich. Herr Hauptmann ist im „Florian Geyer" gewiß viel „historischer" gewesen als Herr von Wildenbruch im „König Heinrich," das Bauernkriegdrama weist eine große Fülle geschichtlicher Einzelheiten auf; aber der Vorzug des einen ist der Fehler des andern: bei Hauptmann nicht jene wild hinrauschende geschichtliche Handlung, bei Wildenbruch nicht jenes innige Bestreben, den Geist der geschilderten Zeit zu erfassen und zur Anschauung zu bringen. Der eine erstickt im Detail, der andre verschmäht alles Detail und bleibt auf der Oberfläche der äußern Ereignisse. Gelänge es, von jedem der beiden die Vorzüge aufzunehmen und zu verbinden, dann wäre der Thon geknetet, aus dem ein Meisterwerk geformt werden könnte.



Die Kunst

Erzählung von Theodor Duimchen (in Dresden)

(Fortsetzung)

Am Abend lustwandelten Tante Moller, Erika und Herr Albert Bierman im Waldpark. Es war Mondschein, aber Erika wunderte sich, wie entsetzlich langweilig dieser Park und der weite Forst, der sich jenseits der Schlucht hinzog, heute aussah.

Am nächsten Tage war Herr Bierman von früh sechs Uhr an bis abends um elf Uhr nicht abzuschütteln. Er wurde ganz zur Familie gerechnet. Erika von Haltern stöhnte, aber sie fand erst des Nachts Ruhe vor ihm.

Den nächsten Tag war er nach Dresden gefahren, und Erika atmete auf. Hätte sie gewußt, was er in Dresden trieb, so würde sie immer noch lieber seine Gesellschaft ertragen haben.

Am Spätnachmittag, schon gegen Abend, sah sie von der Veranda aus einen Jungen in der Nähe des Hauses umherstreichen, barfuß, die Beine nackt

bis an die Kniee; außer der kurzen Hose hatte er nur ein Hemd an und einen verwitterten Strohhut auf.

Sie trat hinaus und ging ein Stück auf den Waldpark zu, bis man sie vom Hause aus nicht mehr beobachten konnte. Und richtig, der Junge folgte ihr. Vanrile mußte ein guter Herr sein, denn der Bengel gab sich die erdenklichste Mühe, sich seiner Aufgabe so tadellos wie möglich zu entledigen. Erst als er sich ganz sicher fühlte, und niemand zu sehen war, sprang er heran, zog einen kleinen Brief aus dem Hutfutter und meldete einen schönen Gruß von Herrn Vanrile.

Der Junge bekam eine Mark geschenkt und fiel fast auf den Rücken ob der erstaunlichen Höhe seiner Belohnung; Erika aber eilte ins Haus zurück, um in sicherm Winkel ihres Erichs Brief zu lesen.

Meine süße, kleine Maus, schrieb er, wer wird denn gleich Furcht haben! Herr Bierman mag zu Hause sehr einflußreich sein, aber die Leute, die mich zu beurteilen haben, stehen viel zu hoch, als daß er mir schaden könnte. Meine Arbeit wird den kleinen Klatsch vergessen machen. Kann sie das nicht, dann könnte sie überhaupt nicht siegen. Wir müssen uns wiedersehen, Liebling, damit wir beide Mut behalten. Es wird sich ja ein Tag finden, an dem du frei bist, wenn auch nur für ein Viertelstündchen. Schreibe mir, wenn du es zeitig genug weißt, ich harre immer deiner Befehle. Unterlaß es nicht etwa aus Furcht, daß es noch nicht sicher genug sei; ich erwarte dich lieber zehnmal vergeblich drüben, als daß ich darauf verzichtete, dich so lange nicht zu sehen, wie wir uns vorgenommen hatten.

Schon am nächsten Tage konnte Erika ihrem Erich schreiben, daß sie ihn am gewohnten Orte zur gewöhnlichen Stunde erwarten würde. Herr Bierman bekomme Besuch aus Dresden und habe auch Onkel Moller zum Diner eingeladen. Es würde wohl ein Herrendiner nach Hamburgischem Muster und folglich sehr spät werden. Die Damen seien den Nachmittag und Abend sich selbst überlassen, und sie würde Gelegenheit finden, sich für ein halbes Stündchen frei zu machen.

Vanrile war sehr erfreut, als er diesen Brief erhielt; es lag ihm viel daran, die nähern Einzelheiten über das zu hören, was Bierman mit dem Geheimrat besprochen hatte. In seinem Innersten war er keineswegs so zuversichtlich, wie er sich Erika gegenüber den Anschein gegeben hatte. Er war denn doch zu erfahren und hatte zu lange im praktischen Leben gestanden, als daß er nicht hätte wissen sollen, wie manchmal sehr große und sehr leidvolle Wirkungen sehr kleine und kleinliche Ursachen haben. Alle Lauterkeit der Kunstrichter vorausgesetzt: wenn sie nun wirklich zwischen zwei Werken, die sie fast für gleich hielten, schwankten, konnte da nicht ein so kleiner Anstoß den Ausschlag geben? Die Bewerbung war ungewöhnlicherweise so ausgeschrieben, daß die Künstler bekannt waren, man war von dem sonst herrschenden Brauche abgewichen, wonach die Jury gewöhnlich über die Werke urteilt, ohne die Schöpfer zu kennen, und zwar deshalb, weil man bei dieser Gelegenheit gerade auf die namhaftesten Bildhauer rechnen mußte; diese Männer aber waren so berufenen Richtern sowieso nach ihrer ganzen Art, nach ihrer Technik und so weiter zu genau bekannt, als daß die Namenlosigkeit von irgendwelchem Nutzen gewesen wäre. Man hätte doch gewußt, daß Werke, die ihren Meister nicht verrieten, von unbekannten Künstlern stammen müßten. Darin lag ja ein gewisser Trost; man konnte annehmen, an diese Prüfung

würde die Kommission eher mit einer gewissen Scheu herantreten, sich nicht etwa von einem klangvollen Namen mit Unrecht beeinflussen zu lassen. Aber, aber! Wenn er nun wirklich in Betracht gekommen wäre neben einem von denen, die schon ganz groß waren, wär es dann nicht ganz erklärlich gewesen, daß sich die Herren durch den Biermanschen Klatsch doch beeinflussen ließen, ohne es auch nur zu merken? Und was wurde dann aus ihm, wenn er zurückgewiesen wurde? Wann bot sich wieder eine Gelegenheit zum Verkauf? Er bekam vielleicht sein Geld niemals wieder, und er hatte ein kleines, für ihn aber sehr wichtiges, sein letztes Kapital dafür ausgegeben! Der Mut wollte ihm sinken. Er machte sich Vorwürfe über seinen sträflichen Leichtsinn, sich in diese Gefahr begeben zu haben. Und wie lange, sagte er sich, würde er dann kämpfen, ehe er daran denken durfte, seine kleine Erika zu verlangen, von diesen Verwandten zu verlangen. Er würde zunächst für den täglichen Groschen arbeiten, kleine Aufträge annehmen müssen, würde vielleicht niemals wieder die nötige Ruhe und Sammlung zu einem größern Werke finden, das ihn emportrug über die Menge und ihm zu Einnahmen verhalf, mit denen er als Bewerber um die Hand eines Mädchens wie Erika auftreten durfte. Wer weiß, ob er seine Muse, die da im Thon vor ihm stand, jemals in Marmor würde schaffen können!

Er wurde mißtrauisch gegen sich und sah seine Arbeit mit kritischen Augen an; er fand dies nicht richtig und fand jenes verkehrt und begriff nicht, wie er neulich so entzückt über sein Werk hatte sein können.

Er wollte sich durch die Arbeit von seiner Sorge ablenken. Er war neulich in Dresden gewesen; da waren ihm im großen Garten die beiden traurigen Löwen aufgefallen, die vor den Karolaseeen auf der Brücke Wacht halten, die nach Strehlen führt. Er hatte Skizzen und Studien aus frühern Jahren hervorgesucht, Zeichnungen nach alten Skulpturen, namentlich assyrischen, Zeichnungen nach der Natur, Augenblicksphotographien aus verschiednen zoologischen Gärten und andres mehr, und hatte begonnen, einen Löwen zu modelliren. Er stellte sich einen wirklichen Löwen vor, jeden Muskel gespannt, den steifen Nacken fast wagerecht vorgestreckt, fertig zum Sprunge, um ihn in der nächsten Sekunde auszuführen. Aber es wurde heute nichts; rücksichtslose, siegessichere, gewaltige Kraft künstlerisch zu gestalten, war ihm heute unmöglich, der ganze Gedanke lag ihm heute zu fern, die alte Katze kam ihm gesucht, anspruchsvoll, unwahr vor. Er sah ein, daß er heute nichts schaffen würde, und er ergab sich schließlich drein.

Gerade nun, als er im Begriff war auszugehen und sich im Walde Ruhe zu erlaufen, da kam ihr Brief. Das war ihm ein großer Trost, es war ihm, als wenn sich seine Hoffnung wiederfände, die er doch haben mußte, wenn er Erika heute Abend sah.

Am Abend trafen sie sich, und jeder sprach dem andern Mut ein, und jeder that, als ob er fest von dem Erfolg überzeugt wäre. Aber beide gingen auseinander mit demselben schweren Druck auf der Seele: was soll nur werden, wenn das Werk nicht siegt? Und wie unwahrscheinlich war es, daß es siegte, wie thöricht war es, aus einer so schwachen Möglichkeit eine Wahrscheinlichkeit zu machen, eine Wahrscheinlichkeit, mit der man rechnete, wie vollkommen thöricht! War es nicht, als ob sie sich vorgenommen hätten, sich zu heiraten und eine Villa zu kaufen, weil sie ein Lotterielos hatten und also auf das große Los rechnen konnten?

Am ersten September sollte der Spruch verkündet werden; bis dahin waren kaum noch acht Tage. Während Vanrile durch den dunkelnden Wald wieder nach Hause seiner öden Kammer zuwanderte, rollte in schlankem Trabe ein eleganter offner Wagen nach Dresden zurück. Es saßen vier Herren darin, die von einem etwas stark verlängerten sehr feinen Herrendiner nach Hause fuhren, das sich von fünf Uhr bis nach sieben Uhr ausgedehnt hatte, dem nach einer mäßigen Pause für Kaffee und Cognak kalter Schwedentisch und kokette Brötchen mit bairischem Bier gefolgt waren, und das schließlich in eine höchst vortreffliche Bowle angenehm ausgeklungen war, die man in der dicht belaubten Veranda mit der Aussicht auf das herrliche Elbthal genossen hatte. Die blitzenden Wagenlaternen warfen einen grellen Schein voraus und seitwärts ins Dunkel. Die alten mächtigen Stämme der Allee tauchten flüchtig auf, es zeigten sich scharf beleuchtete Gesichter einzelner Spaziergänger, die geblendet nach dem sausenden Wagen blickten.

Ein herrlicher Abend, sagte einer der Herren.

Ja, es war ein reizender Tag, sagte der andre, famoses Diner, die ganze Sache brillant. So was verstehen Ihre Hamburger doch, Herr Geheimrat. Ja ja, Herr Bierman scheint ein Künstler in dieser Beziehung zu sein.

Hm, meinte der Geheimrat, Künstler sollten wir doch so etwas eigentlich nicht nennen.

Ihnen scheint der Herr überhaupt nicht recht zu gefallen, Herr Geheimrat; begreife ich nicht, sehr liebenswürdiger Mensch, find ich.

Mein lieber Herr Professor, antwortete der andre, das kommt wohl daher, daß mir von diesem Typus schon zu Hause Exemplare genug begegnet sind. Er kann mir wirklich nach keiner Richtung hin besonders gefallen. Ich hätte am liebsten die Einladung abgelehnt. Aber der geschäftliche Abschluß war mir angenehm, der Mann ist mir auch von Leuten warm empfohlen worden, auf die ich immerhin Rücksicht zu nehmen habe, und so half es eben nichts. Es freut mich, daß er ihnen etwas interessanter gewesen ist, als mir, das ist der Reiz der Neuheit. Öfter als fünf- bis sechsmal würden Sie diese Sorte von Mensch auch nicht aushalten, es müßten denn sehr große Pausen dazwischen liegen.

Ich glaube, fiel der dritte ein, Herr Bierman verdankt den guten Eindruck, den er auf unsern verehrten Herrn Kollegen gemacht hat, namentlich dem Umstande, daß er so schlecht über den unbekannten Vanrile sprach. Vertreter einer Kunstrichtung, die man nicht ausstehen kann, wenigstens als Mensch ganz sicher bemitleiden zu dürfen, das ist, besonders nach einem so guten Diner, wirklich eine angenehme Empfindung.

Das war nicht boshaft, sondern nur als Neckerei gesagt und wurde auch so aufgefaßt. Die Herren waren in viel zu guter Stimmung, als daß sie sich die Laune verdorben hätten; im Gegenteil: Reibung erzeugt den Funken der Wahrheit! Das war ein beliebtes Wort in diesem Kreise, und bald waren sie in einem lebhaften Streit über alle möglichen Kunstfragen, der ihnen den Nachhauseweg höchst angenehm verkürzte.

Unterdessen brachte Herr Bierman Herrn Moller nach Hause. Erika sah die beiden Herren von ihrem dunkeln Zimmer aus noch ein paarmal vor der Gartenthür auf- und abgehen und ihre Cigarren durch die Nacht glühen. Hören konnte sie nicht, was sie sprachen, aber beide schienen sehr zufrieden mit einander und schüttelten sich sehr freundschaftlich die Hand zur guten Nacht.

Am andern Tage hörte Erika, daß die gestrige Gesellschaft von Herrn Bierman dem Geheimrat Boden zu Ehren veranstaltet worden sei, daß er mit diesem ein Geschäft abgeschlossen habe, und daß außerdem noch ein Mitglied des engern Prüfungsausschusses dabei gewesen sei. Es war auch, wie es schien, viel von Vanrile die Rede gewesen.

Ihr Herz krampfte sich zusammen, wenn sie sich vergegenwärtigte, wie die Herren da, lustig kneipend, über ihren Erich und sein Werk gesprochen hatten, wohl gar über ihn Witze gemacht hatten. Der eine Herr war jedenfalls ein Gegner gewesen: Onkel Moller hatte ihn gefragt, was denn die „Richtung" eigentlich wolle, in die die Herren Vanrile einordneten. Aufsehen machen wollen sie und dadurch Geld verdienen, und von uns wollen sie, daß wir ihre beschmierten Statuen für die wahre Kunst halten sollen, hatte er geantwortet.

Ihr Herz war sehr schwer, und aller Mut wollte sie verlassen. Weinend saß sie in ihrem Zimmer, die lustige Erika von Haltern. Die Angst um ihren Erich, und wie er wohl den Schlag tragen würde, machte sie ganz kampfunfähig selbst Herrn Bierman gegenüber. Anstatt ihn mit niedlichen Bosheiten zu ärgern und möglichst bald wieder fortzugraulen, ging sie gedrückt neben ihm her, duldete seine Begleitung und konnte sich nicht wehren, obschon er von Tag zu Tag deutlicher und zudringlicher wurde.

Daß der Onkel seine Einwilligung zu einer Verlobung mit Vanrile geben würde, daran war ja gar nicht zu denken. Sie nahm sich aber fest vor, zu warten, bis sie mündig wäre, dann wollte sie ihn heiraten, und wenn ihn kein Mensch anerkännte und er nichts zu arbeiten bekäme als Grabkreuze und Fackelengel. Wenn er ihr aber nur auch treu bliebe! Gott! Ehe sie mündig wurde, mußte sie noch furchtbar alt werden!

Herr Bierman aber strahlte. Er wurde von Tag zu Tag siegesgewisser. Und auch Onkel Moller freute sich darüber, als er bemerkte, was für gute Fortschritte er zu machen schien, und wie sehr viel besser die Behandlung wurde, die Erika ihrem Bewerber angedeihen ließ.

Als sie Vanrile von dem Diner schrieb, und daß unter der Gesellschaft auch zwei seiner Richter gewesen wären, da war er klug genug, einzusehen, daß das kaum ein Zufall war. Und das Diner war vielleicht ein oder zwei Tage vor der letzten Sitzung gewesen, in der die Kommission ihre endgiltige Entscheidung fällen sollte! Nächste Woche mußte sie schon verkündet werden. Daß er auch Gegner in der Kommission hatte, wußte er; das lag in seinem Werke. Nun aber dieser zähe, erbärmliche Klatsch, der den Mitgliedern so hinterrücks zugeführt wurde! Sie hatten keine Ahnung, daß Berechnung vorlag, daß man mit Überlegung gegen ihn thätig war. Sie konnten auch keinen Wert darauf legen, soweit sein Werk in Frage kam, aber doch: sie konnten den Menschen kleiner sehen, im günstigsten Falle mit einem gewissen Mitleid, wie man die Schlechtweggekommnen betrachtet, und sie mochten wollen oder nicht, sie sahen dann vielleicht auch sein Werk mit andern Augen an. Künstler und Kunstwerk ganz zu trennen, dazu gehörte eine Sicherheit des Urteils und eine Unabhängigkeit des Geistes, die einfach vorauszusetzen oder zu verlangen fast unbillig gewesen wäre.

Wenn jemand in frühern glücklichern Tagen Vanrile gesagt hätte, daß er einst um den Ausgang irgend einer Konkurrenz in so banger Erwartung sein würde, wie hätte er den ausgelacht! Aber es stand ja auch zuviel für ihn auf

dem Spiele: der Preis brachte ihm die einzige Möglichkeit, als freier Künstler weiter arbeiten zu können. Und dann der Erfolg und die äußere Anerkennung an sich — der Künstler verlacht sie wohl und achtet sie gering, wenn sie ihm ein einzelner bringt oder versagt, und doch muß er sie wiederklingen hören aus der großen Menge, wenn er das Höchste soll leisten können, wozu er befähigt ist. Vor allem aber: dieser Preis bedeutete für ihn ja den Besitz seiner kleinen Erika! Gelang es ihm, jetzt im Sturm, mit einem Schlage eine geachtete und angesehene Stellung zu erringen, so traute er sich zu, den Kampf mit ihrem Onkel zu bestehen. Aber schwach, mutlos und verzagt fühlte er sich werden bei dem Gedanken, daß er als Verkannter, als einer, den keiner kannte in seiner Kunst, als einer, der mühsam arbeitete, um den traurigen täglichen Groschen, um seine stolze, feine, zierliche Erika sollte freien gehen. Er war auch zu alt, viel zu alt für sie! Wenn sie auch jung genug war, warten zu können, was konnten fünf, sechs mühsame, schwere Jahre aus ihm machen!

Er fand nicht den Mut, sie vor der Entscheidung noch einmal zu sehen, denn er sah aus ihren Zeilen, daß sie dringend selbst des Trostes bedurfte, und er wußte doch, daß, wenn sie ihn sähe, sie nicht an die zuversichtliche Stimmung glauben würde, die er heuchelte. So schrieb er ihr denn:

Mein Liebling, du wirst doch nicht den Mut verlieren? Hast du eine schlechte Meinung von der Künstlerschaft deines zukünftigen Herrn und Gebieters? Glaubst du wirklich, ein paar hämische Witze Herrn Biermans, so zwischen Kaffee und Cognak, und die Thatsache, daß ich mein Geld verloren habe, könnten dem großen Kunstwerke schaden, das entstanden ist, während ich dich täglich sah? Kleine Erika, bedenke! Wer von den andern Bewerbern war so glücklich wie ich? Wem hat allabendlich seine Muse mit Küssen gelohnt, was er am Tage geschaffen hatte? Und die andern sollten auch nur annähernd so etwas zustande gebracht haben wie ich? Glaube doch nicht an Gespenster. Du siehst mich als Sieger wieder, und dann werde ich dich für deinen Kleinmut strafen, grausam, fürchterlich. Zittere nur immer vor den Schrecken dieses Gerichts, vielleicht hilft dir das die Angst vergessen, die du jetzt hast.

Ich habe sehr viel zu thun in der Stadt, um mich zu unterrichten, wie ich am schnellsten die Entscheidung erfahre. Und dann will ich verschiedne Leute für die Arbeit interessiren, die im Modell fertig ist, die neue Arbeit, weißt du, von der ich dir erzählte, daß sie viel hübscher wäre als die große Kunst, die ich für die Akademie gemacht habe.

Und einen neuen Frack muß ich mir auch anmessen lassen, meinen letzten hab ich nicht mehr getragen, seit ich aus Hamburg fort bin, er paßt mir nicht mehr, bei dem guten Leben der letzten Jahre ist er mir zu eng geworden. Und ich muß doch ein Festgewand haben, wenn ich vor Onkel Moller hintrete und ihm sage: Ich großer Künstler habe die Ehre, Sie um die Hand Ihrer kleinen Nichte zu bitten!

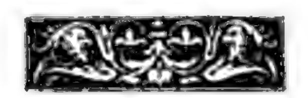
Darauf kannst du dich verlassen, sobald ich die Entscheidung weiß, wird in großer Gala angetreten, keine Minute wird versäumt, schon um des armen Bierman willen, damit der weiß, woran er ist, du wirst ihm die Nase schon lang genug gezogen haben.

Also Mut, Fräulein von Haltern, und auf Wiedersehen nach gewonnener Schlacht!

Erika bekam den Brief, las ihn und war sehr fröhlich, und dann las sie

ihn wieder und wurde nachdenklich und unruhig, und je öfter sie ihn las, desto trauriger wurde sie, denn umso schwerer und schwerer drängte sich ihr die Ahnung auf, daß ihr großer Erich ihr nur das Warten erleichtern und die Hoffnung nicht rauben wollte, daß ihm selber um den Ausgang bangte, und daß er schwere Sorge um die Zukunft hatte. Und Todesangst ergriff sie bei dem Gedanken, wie er es wohl ertragen würde, wenn alle Hoffnung trog!

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Vom agrarischen Kriegsschauplatz. Es ist ein wirklich noch nicht dagewesenes Schauspiel! Die Regierung, d. h. die Gesamtheit der im preußischen Staate maßgebenden Männer: die Mitglieder des königlichen Hauses, die Minister, die Oberpräsidenten, die Regierungspräsidenten, die Landräte sind mit unbedeutenden Ausnahmen teils Großgrundbesitzer, teils wenigstens Sprößlinge von Großgrundbesitzerfamilien. Der Reichskanzler ist einer der größten, der Landwirtschaftsminister ist ein großer Großgrundbesitzer. An ihrer durch und durch agrarischen Gesinnung, d. h. an ihrem (vollkommen berechtigten) Wunsche, die Landwirtschaft so rentabel wie möglich zu machen, besteht nicht der geringste Zweifel. Alle diese agrarischen Herren sind nicht allein selbst vollkommen kompetente Sachverständige, sondern haben auch noch einen gewaltigen sachverständigen Beirat im Landesökonomiekollegium, in den landwirtschaftlichen Zentralvereinen und den Provinziallandtagen, deren Mitglieder ebenfalls teils ausnahmslos, teils der Mehrheit nach agrarisch gesinnt sind. Und diese ganz vom reinsten agrarischen Geiste beseelte Regierung wird vom Bunde der Landwirte als Feind bekämpft; und dieser agrarische Großgrundbesitzer, der so unglücklich gewesen ist, zum Minister für Landwirtschaft berufen zu werden, wird von den Agrariern schlechter behandelt, als vor dreißig Jahren der Kultusminister von Mühler von den Liberalen behandelt wurde! In den ersten Tagen nach der Schlacht vom 17. Januar schien es, als ob sich die Konservativen in die neue Lage finden wollten; ihre Organe beobachteten Zurückhaltung, und ihnen sehr nahe stehende mittelparteiliche Zeitungen bauten goldne Brücken: es sei ja selbstverständlich, daß alle wirklich konservativen Männer die maßlose Sprache der Deutschen Tageszeitung und der Bundeskorrespondenz mißbilligten, und daß man nunmehr darauf verzichten werde, unerreichbares zu erstreben. Dann aber brach ein Sturm scharfer und heftiger Erklärungen los, und es wurde eine Kampagne veranstaltet, um dem Grafen Kanitz das Vertrauen und, wie es in der einen Zuschrift hieß, den unbedingten Gehorsam der Bauern darzubringen. Die Wanderredner des Bundes trommeln ein paar hundert Bauern zusammen, sagen ihr Sprüchel auf, lesen die Resolution vor, und da sich niemand dagegen erklärt (wer dagegen ist, ist ein Bauernfeind, hat man ihnen vorher nach-

drücklich zugerufen), so gilt sie als angenommen. Die zahlreichen Gegenerklärungen der rheinischen, westfälischen und hannöverschen Bauern werden nicht einmal in allen mittelparteilichen, geschweige denn in den konservativen Blättern erwähnt. Besondre Mühe giebt man sich, die katholischen Bauern zu gewinnen, und da ist nun den Agrariern als Bundesgenosse kein geringerer als Herr Majunke beigesprungen. Er bedroht die katholischen Provinzblätter mit dem Untergange, wenn sie nicht agrarisch werden, und macht sogar den verstorbnen Fraktionsheiligen der Zentrumspartei, den großen kleinen Windthorst schlecht, weil der auf Staatsmonopole schlecht zu sprechen war. Majunke, der früher als ar- und halmloser Hetzkaplan die Volksrechte so tapfer wahrgenommen hat, ist nämlich wütender Agrarier geworden, seitdem er als Pfarrer von Hochkirch ein kleines Rittergut besitzt.

Die Entscheidung der Frage, ob die konservative Partei im Bunde der Landwirte aufgehen soll, wird vorsichtig in einen Nebel diplomatischer Redensarten gehüllt. Daneben fahren die Theoretiker der Partei fort, durch geschickte Gruppirung nicht durchweg stichhaltiger Thatsachen dem Publikum die agrarischen Ziele als Ziele einer wahrhaft konservativen und zugleich wahrhaft volksfreundlichen Politik darzustellen. Wir wissen es genau, daß wir nur verhöhnt werden, wenn wir die Agitationsschriften einer rücksichtslosen Interessenvertretung mit ruhigen thatsächlichen Berichtigungen beantworten, aber wir werden trotzdem nicht aufhören, diese unsre publizistische Pflicht zu erfüllen. Heute wollen wir eine Leistung, der die Aufnahme in ein sehr verbreitetes Organ eine gewisse Wirkung sichert, kurz abfertigen. Edmund Klapper, der Herausgeber von Fühlings Landwirtschaftlicher Zeitung, macht in Nr. 16 der Zukunft den Versuch, die Bundesbestrebungen als ideal und patriotisch zu rechtfertigen. Im Anschluß an das Programm des Bundes der Landwirte stellt er ein Ideal der Gliederung unsers Volks, der Besitz- und Einkommenverteilung auf, das mit unserm eignen zusammenfällt: vorherrschende Landwirtschaft, Überwiegen der Zahl der Besitzenden und Selbständigen über die der Lohnarbeiter, möglichste Verminderung des Einkommens der Unproduktiven, womit selbstverständlich jede Gefahr einer proletarischen Revolution ausgeschlossen ist. Nun aber die Unterschiede! Wir sagen: diese Gefahr besteht freilich nicht, weil einerseits die Besitzverhältnisse bei uns vielfach noch gesund sind, andrerseits die Besitzenden die Machtmittel in den Händen haben und den Organisationsbestrebungen der Besitzlosen unübersteigliche Hindernisse im Wege stehen. Aber ideal sind unsre Besitzverhältnisse schon lange nicht mehr. Da sich unser Boden längst in festen Händen befindet, so muß jeder Bevölkerungszuwachs die Zahl der Besitzlosen und derer vermehren, deren Einkommen vom Ausfuhrhandel, also von der Weltwirtschaft abhängt, womit die Abhängigkeit unsrer gesamten Volkswirtschaft von der Weltwirtschaft unabweisbar gegeben ist. Klapper dagegen behauptet: Die Gliederung unsers Volkes ist heute noch fast ideal; der Stand der selbständigen Unternehmer macht zwei Drittel, der Lohnarbeiterstand ein Drittel der Bevölkerung aus. Das Unglück besteht nur darin, daß ein kleines Häuflein von Rentnern die volle Hälfte des Volkseinkommens bezieht, indem dieses „kleine, aber goldgepanzerte Häuflein der kapitalistischen Zehrer“ an Hypotheken, Wertpapieren und städtischen Häusern 65 Milliarden, Gewerbe und Landwirtschaft zusammen ebenfalls nur 65 Milliarden besitzen, und daß unsern Gewerbtreibenden und Bauern das Ausland Konkurrenz macht. Es ist also bloß nötig, dem „Kapital“ durch Börsenreform und Organisation des Kredits einen Teil seines Einkommens zu Gunsten der Arbeit abzuspannen und den Getreidebau wieder rentabel zu machen, so ist den produktiv Arbeitenden, Unternehmern wie Lohnarbeitern,

geholfen. (Wenn außerdem noch die weitere Vermehrung der ländlichen Kleingrundbesitzer, Förderung der Landesmelioration und Kräftigung des gewerblichen Mittelstandes empfohlen wird, so entspricht das unserm eignen Programm, hat aber mit den Zielen des Bundes der Landwirte nichts zu schaffen.) Eine Zeichnung veranschaulicht das; auf dem breiten Unterbau der Produktiven, der zum größten Teil aus selbständigen Unternehmern, zum kleinsten aus Lohnarbeitern besteht, sitzt der kleine Würfel der Unproduktiven, auf der andern Seite haben zwei schmale Klötzchen, die das Vermögen der ländlichen Grundbesitzer und des Gewerbestandes vorstellen, den breiten Klotz des Rentnerkapitals zu tragen.

Wir sind wahrhaftig keine Freunde der Unproduktiven und wünschen selbstverständlich Börsen- und Kreditreform, soweit sie notwendig ist (eine bessere Ordnung des ländlichen Bodenkredits, als in den altpreußischen „Landschaften," ist freilich nicht gut denkbar). Aber an der „Vorspiegelung falscher Thatsachen" beteiligen wir uns nicht. Jedes Kind weiß, daß nicht die kleine Klasse der Rentner, die nichts als Rentner sind, alle Hypotheken, Wertpapiere und städtischen Häuser allein besitzt, sondern daß auch Großgrundbesitzer, Bauern, Fabrikanten, Kaufleute und Handwerker solche Besitzstücke haben, und daß sich sogar ein paar Milliarden Hypothekenkapital durch Vermittlung von Sparkassen im Besitz von Arbeitern befinden. Demnach ist die zweite Zeichnung wertlos. Ebenso ist es die erste. Die Zahl der gegen Unfälle versicherten Personen beträgt im deutschen Reich über 18000000; mit Familienangehörigen (die Frauen und die größern Kinder arbeiten ja meistens mit, aber die zahlreichen kleinen Kinder doch nicht) zählt also die Arbeiterbevölkerung mindestens 30 Millionen.*) Klapper rechnet 5276344 landwirtschaftliche Betriebe unter 100 Hektar, vergißt aber beizufügen, daß die größere Hälfte davon Zwergbetriebe unter 2 Hektar sind, deren Besitzer sich den größern Teil ihres Einkommens als Handwerker, Tagelöhner, Grubenarbeiter, Fabrik- und Bauarbeiter verdienen. Wirkliche Bauern, d. h. ländliche Grundbesitzer, die ausschließlich von der Landwirtschaft leben, giebt es nach der klassischen Erhebung von 1882/83 (seitdem haben sich die Verhältnisse nicht wesentlich geändert) nur 2189522, wovon 981407 unter 5 Hektar haben, also nicht mehr Getreide bauen, als sie selbst brauchen; nur für einen Teil der übrigen 1208115 Güter (926605 zu 5 bis 20, 281510 zu 20 bis 100 Hektar) hat der Getreideverkauf und darum auch der Getreidepreis Bedeutung, eine desto größere natürlich, je größer das Gut ist, und je mehr der Körnerbau die Viehwirtschaft überwiegt, sodaß sich die Zahl der ländlichen Besitzer, die an hohen Getreidepreisen ein Interesse haben, allerhöchstens auf eine Million, die Zahl der beteiligten Seelen allerhöchstens auf fünf Millionen beläuft. Die Zahl der Gutsbesitzer, deren ganze Existenz vom Getreidepreise abhängt, ist natürlich noch weit kleiner.

Da das alte Lied fortgesungen wird, so bleibt uns nichts übrig, als ebenfalls unsern oft ausgesprochnen Wunsch zu wiederholen (am 29. Januar hat ihn auch der Landwirtschaftsminister ausgesprochen): möge der Kaiser recht bald den Grafen

*) Legt man der Berechnung die Invaliditäts- und Altersversicherung, die $11\frac{1}{2}$ Millionen umfaßt, zu Grunde, so gelangt man zu demselben Ergebnis, denn da hier die Kinder unter sechs Jahren und die verheirateten Frauen ausgeschlossen sind, so muß man die Zahl der Versicherten mindestens mit 3 multipliziren, um die Angehörigen des ganzen Standes zu erhalten. Abzuziehen sind dann, wie auch bei der Unfallversicherung, die kleinen Unternehmer, die etwa von dem Versicherungsrecht Gebrauch gemacht haben mögen. Die Zwangskrankenkassen, die einen engern Kreis von Verpflichteten umfassen, können nicht zu Grunde gelegt werden; die Zahl ihrer Mitglieder betrug 1893 7106804.

Kanitz zum Reichskanzler und den Herrn von Ploetz zum Landwirtschaftsminister machen, damit wir endlich einmal Ruhe bekommen; denn wenn wir noch ein paar Jahre lang Tag für Tag das Agrarierlied anzuhören gezwungen sind, sterben wir alle mit einander an Gehirnerweichung.

Briefe Roons. Der Briefwechsel zwischen dem Kriegsminister Grafen von Roon und Clemens Theodor Perthes aus den Jahren 1864 bis 1867, herausgegeben von Otto Perthes, ist in geschichtlicher Beziehung ebenso interessant wie in psychologischer. Roon läßt sich trotz seiner angestrengten Thätigkeit immer wieder dazu herbei, dem alten Freunde auf seine schweren Bedenken gegen Bismarcks Politik zu antworten, freilich nicht unter Darlegung der politischen Sachlage, sondern meist nur in allgemeinen Wendungen und hauptsächlich mit Beziehung auf den religiösen Standpunkt, der beiden Freunden gleich war. Man muß die Geduld bewundern, mit der der Kriegsminister mitten in seiner aufreibenden Arbeit Zeit findet, den fest und steif auf dem Kreuzzeitungsstandpunkt stehenden Professor von seinem Mißtrauen gegen Bismarck zurückzubringen oder ihn in der schleswig-holsteinischen Frage von seinen leidenschaftlichen Sympathien für den Augustenburger zu heilen. Diese Geduld ist um so bewunderungswürdiger, als jeder Versuch, Perthes von seinen Vorurteilen zurückzubringen, vollständig vergeblich bleibt. Im April 1866 schreibt Perthes, er schaudre bei dem Gedanken dieses Krieges, der den Zwiespalt nicht allein in jedes deutsche Land und jede deutsche Stadt, sondern auch in so manche Familie, ja in die Brust so manches einzelnen Mannes tragen und ein zum Tode mattes Deutschland schließlich dem Dämon der Revolution oder der Gier der Nachbarn im Osten und Westen zum Opfer bringen könne. Auch nach der glücklichen Beendigung des Krieges sieht er seine Ahnungen bestätigt, da durch das allgemeine direkte Wahlrecht seiner Ansicht nach ein fremder Stoff in das preußische, in das deutsche Blut gebracht wird: wenn ihn keine Kraft wieder ausscheiden könne, so bleibe für eine Weile wohl noch eine starke, vielleicht auch eine wohlwollende Militärherrschaft, aber kein deutsches, kein preußisches, überhaupt kein politisches Leben mehr möglich, das Gift werde um sich fressen wie der Krebs und nicht ruhen, bis es den ganzen Organismus ergriffen habe. Für die Thaten der Armee hat er, abgesehen von der Anerkennung von Roons eignen Leistungen, kein Wort der Bewunderung, und Roons Äußerung, Preußen habe nie einen Krieg in großartigerer Weise geführt und in diesem Kriege mehr als ein Vierzigstel seiner Bevölkerung in Feindesland entsandt, entlockt ihm nur die Antwort — wenn man dies eine Antwort nennen will —, durch alle Preußen ziehe sich ein Naturtrieb, gerichtet auf Annexion und Zentralisation des Annektirten: nur die, denen ein kirchliches oder politisches Stichwort höher stehe als ihr Land, die also eigentlich keine Preußen seien, könnten diesen Trieb nicht. Daß er sich und seiner Partei damit das Todesurteil sprach, scheint er nicht gemerkt zu haben.

Den wohlthuendsten Gegensatz hierzu bilden Roons Briefe. Kampfmutig und tapfer in den Zeiten schwerer Parteikämpfe, bescheiden und demütig in der Periode unerhörter Erfolge, zeigt er in jeder Zeile das Bild eines ganzen Mannes. Für sich nimmt er eigentlich nur das Verdienst in Anspruch, den Mann in das Ministerium gebracht zu haben, mit dem zusammen er in treuester Waffengemeinschaft kämpft, dessen geniale Überlegenheit er neidlos anerkennt, und dessen Wesen und Charakter es ihm doch nicht gelingt seinem Freunde Perthes auch nur einigermaßen verständlich zu machen.

Roons Briefe sind schnell hingeworfen und werden jeden Leser durch die frische und kernige Kraft des Ausdrucks anregen und befriedigen. Zahlreich sind Wendungen wie die, in der er von der Politik sagt, er dispensire sich davon, dieses Faß anzustechen: dazu habe er nicht Bouteillen genug. Um eine Probe seiner politischen Auseinandersetzungen zu geben, setzen wir nur das her, was er am 17. Januar 1864 an Perthes über die preußische Politik dem Augustenburger und Dänemark gegenüber schreibt: „Der Herzog von Augustenburg hätte hier die bereitwilligste Unterstützung gefunden, hätte er warten, hätte er verzichten können, sich dem Herzog Ernst und seiner schwindelhaften Gesellschaft kopfüber in die Arme zu werfen. Er hat Preußens und Österreichs Sympathien verscherzt, weil er den ihm hier erteilten guten gegen den ihm hier und sonst erteilten schlechten Rat in den Wind geschlagen hat; weil er den aus Revolutionsangst wild gewordnen Würzburgern und dem Erzfeinde in Paris mehr zugetraut und zugemutet hat als uns. Nicht seinetwegen haben wir daher die Exekution nach Holstein durchgesetzt, nicht seinetwegen gehen wir jetzt, trotz Bund und Würzburg, ja trotz England und Europa, nach Schleswig, sondern um die dort 1850 aufgeladnen Flecken an unsrer politischen Ehre abzuwaschen, um nachträglich zu halten, was wir vor zwölf, dreizehn Jahren den braven Landsleuten an der Eider versprochen; um den kleinen Kaziken und den großen Revolutionärs zu beweisen, daß sie nichts ohne uns vermögen, geschweige denn trotz uns; um die Dänen für zehnjährige Wortbrüchigkeit zu züchtigen und die verletzten Landesrechte der Herzogtümer für immer sicherzustellen; zugleich aber um der revolutionären Wirtschaft in Deutschland Schach und Matt zu bieten. Glauben Sie mir: in einer Beziehung thun Sie Bismarck bitter Unrecht; unklar, unsicher, schwankend im Willen ist er in dieser Angelegenheit nie gewesen; auch ich nicht, seitdem in den ersten 24 Stunden nach Friedrichs VII. Tode die momentan verlockende Seifenblase der nur auf Kosten von Prinzipien und monarchischen Interessen zu gewinnenden Populariät geplatzt war. Hat Schwanken stattgefunden, so wars in höhern Regionen. Was denken Sie jetzt von unsrer Unternehmung nach Schleswig? Glauben Sie, wir wollen Geld und Blut dransetzen, um den herausgeschlagnen Dänen dann gnädigst wieder einzusetzen? So trompeten ja unsre tendenziösen Gegner, weil es in ihren Kram paßt. Kein Vernünftiger und zugleich Unbefangner kann uns dies zutrauen. Aber sollen wir, um dem Verdacht auszuweichen, den Augustenburger proklamiren und uns damit Europa auf den Hals ziehen? Der erste Kanonenschuß zerreißt alle Verträge, ohne daß wir sie mutwillig gebrochen hätten. Der Friedensschluß nach einem glücklichen Kriege bringt neue Vertragsverhältnisse."

Karl Müllenhoff, der ausgezeichnete Germanist, war einer von den Menschen, deren Inneres ihrem Äußern ebenso wenig entspricht, wie ihre schriftlichen Äußerungen mit ihrem persönlichen Gebahren im Einklang stehen. Hoch gewachsen, von linkischen Bewegungen, die zugekniffnen, stets geröteten Augen mit einer starken Brille bewaffnet, um nur etwas sehen zu können, machte er den Eindruck hölzerner Gelehrsamkeit und trockenster Prosa, während in ihm ein Gemüt lebte, das für Poesie nicht weniger leidenschaftlich empfänglich war wie für Naturschönheit: selbst den bescheidnen Reizen seiner ditmarsischen Heimat hat er Gedanken und Gefühle abgewonnen, die so recht zeigen, daß die Natur, in der richtigen Art und mit liebevoller Hingebung angeschaut, auch da entzücken kann, wo der Uneingeweihte nur Mängel entdecken zu können glaubt. Und obgleich er mit einer Kenntnis der gesamten germanischen Sprachen ausgerüstet war, wie sie wenigen Menschen zu

Gebote gestanden hat, war doch sein mündlicher Ausdruck ungewöhnlich stockend und schwerfällig.

Ebenso stand es mit dem Gegensatz zwischen dem Schriftsteller und dem Menschen. Wer nach seinen leidenschaftlichen litterarischen Kämpfen einem streitbaren, um nicht zu sagen zanklustigen Manne gegenüberzutreten fürchtete, sah sich angenehm enttäuscht, wenn er einen liebenswürdigen, schweigsamen Zuhörer fand, der in den weichsten Formen auf fremde Ansichten eingehen konnte und seinen Widerspruch nie anders als in völlig erträglicher Weise äußerte. Hierin unterschied er sich aufs stärkste von Moriz Haupt, mit dem er sonst vieles, vor allem die fast fanatische Verehrung Lachmanns gemein hatte. Während aber Haupt dieser Verehrung manchmal einen höchst seltsamen mündlichen Ausdruck gab, nämlich dadurch, daß er alle mit der ihm eignen sprachlichen Energie verdammte, die nicht unbedingt auf den Meister schwuren, hielt Müllenhoff, wenigstens im gewöhnlichen Verkehr, mit seinem Lachmannkultus völlig zurück. Auch ist er nie so weit gegangen wie Haupt, der selbst so völlig verfehlte Lachmannsche Ansichten, wie die Theorie von den Verszahlen der Seiten des angeblichen Urkodex des Catull gläubig als Evangelium weiter zu verkünden pflegte.

Für die Kenntnis von Müllenhoffs Lebensgang und Lebensschicksalen war man bis jetzt im wesentlichen auf Scherers Artikel in der Allgemeinen deutschen Biographie angewiesen. Scherer hatte aber nach einer Mitteilung Eduard Schröders (in seinem Artikel über Scherer in demselben Werke) Müllenhoff ein biographisches Denkmal gesetzt, das bald, von Schröder ergänzt und vollendet, im Druck erscheinen sollte. Dieses Werk liegt nun unter dem Titel „Karl Müllenhoff, ein Lebensbild von Wilhelm Scherer" (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung) vor, und es wird allen Freunden und Verehrern Müllenhoffs höchst willkommen sein.

Müllenhoff war ein grundehrlicher, wahrheitsliebender Mann, dem jede Streberei, jede Affektirtheit ebenso fern lag wie kliquenmäßiges Lobhudeln oder Tadeln und das vielfach in geradezu ekelhafter Weise im deutschen Gelehrtenleben hervortretende Streben, Schule zu bilden und durch seine Schüler Einfluß zu üben und zu bewahren. Ebenso unangenehm war ihm das Streben, die Wissenschaft zu popularisiren; der Gedanke, das ihm gegebne Pfund in Pfennigen auszuprägen und aus dem von ihm ausgestreuten wissenschaftlichen Samen eine andre Ernte emporsprießen zu sehen als die Wirkung in wissenschaftlichen Kreisen, ist ihm überhaupt nie gekommen. Man kann sich vielleicht aus dieser letzterwähnten Eigentümlichkeit die Entfremdung erklären, die gegen das Ende seines Lebens zwischen ihm und Scherer eingetreten war.

Aber weder diese zeitweilige Entfremdung noch die unendliche Verschiedenheit ihres Wesens hat Scherer abgehalten, seinem verstorbnen Lehrer und Freunde vollständig gerecht zu werden. Er zeichnet sein Lebensbild mit voller Unparteilichkeit, eindringendem Verständnis für einen ihm durchaus fremden Charakter und stellt Müllenhoffs wissenschaftliche Bedeutung mit liebevoller Wärme dar. Wesentlich erleichtert wurde ihm die Lösung seiner Aufgabe durch die ihm zu Gebote stehende Korrespondenz Müllenhoffs selbst und die seines Vaters: in dem Charakter des Vaters erkennt Scherer eine Mischung von Härte und Weichheit, den strengen Ton und dann wieder das warme Gefühl, die über die Wirklichkeit hinaus gesteigerte phantastische Vorstellung, die über das gerechte Maß hinaus gesteigerte Erregung, das leidenschaftliche Überströmen im Tadel, den unverhohlenen Ausdruck einer heißen Liebe, die Thränen des Schmerzes, die versöhnende Umarmung — alles Dinge, die Schüler und Freunde auch von dem Sohne erfuhren.

Für manches andre flossen Scherers Quellen weniger reichlich; besonders würde man gern mehr und näheres über Müllenhoffs Verhältnis zu Lachmann erfahren, als hier geboten wird. Für viele, die Müllenhoff gekannt haben, werden die Mitteilungen über seinen fanatischen Preußenhaß eine Überraschung sein, der, wie es scheint, besonders lebhaft während seines Lebens in Berlin erwachte, der sich aber wohl nur brieflich oder in ganz engen Kreisen Luft gemacht hat.

Freiwillige Beiträge für die Kriegsflotte. Unsre Anregung ist nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen. Zunächst fand sie, wie wir schon mitgeteilt haben, in einer Versammlung des Alldeutschen Verbands hier in Leipzig Anklang und führte zu einer Sammlung an diesem Abend. Dann hat sich hier ein Komitee gebildet, das eine allgemeine Sammlung veranstaltet, und wie es scheint, hat jetzt die Verbandsleitung die Sache in die Hand genommen. Damit kann sie, wenn sie richtig angefaßt wird, große Bedeutung gewinnen. Inzwischen hat es sich auch schon anderwärts geregt, und an uns selbst kommen allerhand Fragen und Vorschläge. Wir möchten bitten, daß diese an die Leitung des Alldeutschen Verbands gerichtet werden oder an die Vorstände der Ortsgruppen, da eben dieser Verband am besten in der Lage sein wird, umfassende Maßnahmen zu treffen.

Eigentümlich war das Verhalten eines Teils der Presse in dieser Sache, wie es schon der erste Aufsatz dieses Heftes rügt. Man suchte statt Öl Wasser in dieses lustig auflodernde Feuer zu gießen. Auch wo man sich wohlwollend äußerte, sprach man wenigstens die Befürchtung oder die Überzeugung aus, daß diese Sammlung natürlich nur zu sehr bescheidnen Erfolgen führen würde, und man mahnte, nicht Dinge zu unternehmen, die vielleicht höhern Orts gar nicht genehm sein möchten. Nun, darin ist man wohl allzu ängstlich gewesen; wie es scheint, ist man an maßgebender Stelle durchaus nicht unzufrieden mit dieser sich entfachenden Sammelbegeisterung. Dann aber wäre wohl gut, daß man dies von solcher Stelle in irgend einer Weise zu erkennen gäbe, damit nicht ängstliche Gemüter, die gern etwas für die Flotte hergäben, durch die Furcht, damit anzustoßen, verhindert würden, den Beutel aufzuthun. Die beschämende Annahme aber, daß die besitzenden Klassen zu schäbig und zu knickrig wären, ein Opfer für die Flotte zu bringen, wird hoffentlich zu Schanden werden.

Der Vorschlag, daß nicht nur ein einmaliger Beitrag gesteuert, sondern zu einer freiwilligen dauernden Steuer aufgefordert werden sollte, ist zu unsrer Freude mehrfach an uns herangetreten. Wir sind natürlich auch dazu bereit. Man schaffe überall Vereinigungen, wo der Alldeutsche Verband keine Mitglieder und Ortsgruppen hat, und schließe sich ihm wenigstens zu diesem Flottenzwecke an!

Leipzig J. Grunow

Litteratur

Neues vom volkswirtschaftlichen und sozialen Büchermarkt. Ratzinger, der 1868 durch seine vortreffliche Geschichte der kirchlichen Armenpflege bekannt geworden ist und seitdem in Baiern eine politische Rolle spielt, hat 1880 Die Volkswirtschaft in ihren sittlichen Grundlagen herausgegeben, die jetzt (bei Herder in Freiburg) in zweiter, vollständig umgearbeiteter Auflage erschienen ist. Das 640 Seiten groß Oktav starke Buch behandelt die einschlagenden Gegenstände in sieben Abschnitten: Wirtschaft und Sittlichkeit, Armut und Reichtum, Eigentum und Kommunismus, Arbeit und Kapital, Wucher und Zins, Theorie und Praxis, Kultur und Zivilisation. Der Verfasser steht dem Standpunkte der Grenzboten sehr nahe. „Zwei Grundsätze, schreibt er Seite 462, sind es, die vor Verirrungen schützen müssen: erstens das Festhalten am Privateigentum, zweitens die verhältnismäßige Teilnahme aller an den Gütern der Natur.“ Wie wir, stellt er nicht das Gut, sondern den Menschen in den Mittelpunkt der Wirtschaft, und bezeichnet das Zusammentreffen von Überproduktion und Übervölkerung, diese zwei Übel, die einander auszuschließen scheinen, als das zu lösende furchtbare Rätsel. Wir fürchten aber, daß er dem Sozialismus, den er bekämpfen will, nicht wird entgehen können, wenn er ausschließlich mit genossenschaftlicher Organisation der Arbeit und vom Staate zu erlassenden Preistaxen helfen will. Im einzelnen ist das fesselnd geschriebne warmherzige Buch reich an schönen Ausführungen und richtigen Bemerkungen. So ist z. B. die Definition von Wucher (Wucher ist die Aneignung fremden Eigentums im Tausch- und Darlehnsverkehr), vortrefflich und nicht minder die Anmerkung auf Seite 204: „Bezeichnend ist, daß das schlimmste, was die Kapitalisten gegen den Sozialismus vorbringen zu können glauben, darin besteht, daß sie mit Entrüstung ausrufen: Die Sozialisten wollten die ganze Gesellschaft in eine Fabrik umgestalten. Das Los, das sie unbedenklich einer so großen Anzahl von Menschen bereiten, erscheint also den Kapitalisten selbst als die fürchterlichste und traurigste Existenz. Sie legen aber herzlos der armen Bevölkerung eine Last auf, die sie selbst unerträglich finden.“ Was uns hauptsächlich von Ratzinger scheidet, das ist seine kirchlich-konfessionelle Auffassung der Dinge; er gehört zu denen, die glauben, das Christentum, und zwar in der Form der katholischen Kirche, sei berufen, die soziale Frage zu lösen. Niemand wird leugnen, daß manche soziale Übel nicht vorhanden sein und die übrigen gemildert werden würden, wenn alle Menschen christlich gesinnt wären, und daß viele von unsern Staats- und Gesellschaftseinrichtungen, die so drückend empfunden werden, im offenbarsten Widerspruch zu den Lehren des Neuen Testaments stehen, aber mit diesem Zugeständnis ist die Ansicht derer, die im Christentum nicht nur nicht die organisirende Seele der Gesellschaft, sondern das Gegenteil davon sehen, durchaus nicht widerlegt. Man lege sich nur die zwei Fragen vor: kann unser Staat ohne Kriegsheer bestehen? und: wie würden sich die Apostel verhalten, wenn sie den Militäretat bewilligen oder als Einjährig-Freiwillige dienen sollten? Ohne Zweifel, wenn Soldaten einmal da sind, kann der einzelne Soldat auch ein guter Christ sein — nur daß er eben als Christ in gewissen Fällen den militärischen Gehorsam verweigern wird —, aber ein aus lauter guten Christen bestehendes Volk könnte nimmermehr Soldaten haben und würde sich vorkommenden Falls lieber abschlachten lassen, als daß es selbst zum Schwerte griffe. Ebenso würde sich in einem Volke von lauter guten Christen kein Kapitalist, kein Aktionär, kein Advokat, kein Büttel finden, und geht es in einer zivilisirten Gesellschaft ohne diese Menschenklassen? Gehen die Völker ihre eignen Wege, schreibt Ratzinger, so wird die Menschheit das Objekt der Ausbeutung und der

sinnlichen Gelüste der Mächtigen. „Folgen die Nationen den Lehren Jesu Christi, so sehen wir das entgegengesetzte Schauspiel“ (S. 361). Da erwartet man doch, er werde Beispiele aus dem Völkerleben bringen, es folgt aber bloß eine Schilderung, wie die Völker sein würden, wenn sie von christlicher Liebe und Gerechtigkeit beseelt wären. Beispiele aufzutreiben, würde ihm auch schwer gefallen sein. Wo ist die mittelalterliche Bevölkerung, die nicht von den Mächtigen ausgebeutet worden wäre, sofern solche vorhanden waren? Unterblieb die Ausbeutung, so unterblieb sie nicht aus christlicher Gesinnung, sondern weil in den freien Bürger- und Bauernschaften, die es hie und da noch gab, gar keine Mächtigen vorhanden waren, den benachbarten Mächtigen aber die Machtmittel, über ihr engeres Gebiet hinauszugreifen, fehlten. Und wo findet sich denn in neuerer Zeit eine Ausbeutung, die sich mit der der katholischen Bauern Galiziens und Italiens durch ihre katholischen Grundherren vergleichen ließe? Und welches Land ist denn im Arbeiterschutz weiter zurück als das bigott katholische Belgien? Natürlich macht Ratzinger auch nach Art aller katholischen Sozialpolitiker die Reformation verantwortlich für das Umsichgreifen des Kapitalismus, obwohl ihn, den genauen Kenner der englischen Verhältnisse, schon des Thomas Morus im Jahre 1516 erschienene Utopia daran hätte erinnern müssen, wie die Armen auch vor der Reformation schon unterdrückt und ausgebeutet wurden. Es ist richtig, daß die politischen Wirkungen der Reformation von den Monarchen zur Begründung des Absolutismus und von den Reichen zur Vermehrung ihres Besitzes verwendet worden sind, aber ein Blick auf das Schicksal der katholischen Völker lehrt doch deutlich, daß das Ausbleiben der Reformation — wenn es denkbar wäre — das Massenelend nicht abgewendet haben würde. Gleich allen Sozialpolitikern seiner Schule, faßt er das Kapital einseitig als Geldkapital und klagt darüber, daß die moderne Gesetzgebung diesem Kapital die Herrschaft über die Arbeit eingeräumt, ihm den Grundbesitz und das Handwerk ausgeliefert habe. Er soll doch einmal einen Blick über die bairische Grenze thun, in das Königreich Schwarzenberg hinein und sehen, wie dessen Hörige ausgebeutet werden. Nicht ausschließlich dem mobilen Kapital, sondern dem Besitz in jeder Form hat die moderne Gesetzgebung die Herrschaft über die Arbeit eingeräumt, und die Natur der Sache bringt es mit sich, daß diese Herrschaft um so erfolgreicher geltend gemacht werden kann, je größer der Besitz ist. Das erkennt ja dann Ratzinger auch selbst wieder an und fordert deswegen, daß die Trennung des Arbeiters von den Produktionsmitteln möglichst aufgehoben werde.

Dr. Rudolf Stammler, Professor der Universität Halle, will mit dem unten genannten Werke*) die Gesellschaftswissenschaft aus der Region des unsichern Tastens in die der strengen Wissenschaft erheben, faßt das Recht als die Form, die Wirtschaft als die Materie des Gesellschaftslebens auf und geht in dem Versuche, die Gesetzmäßigkeit dieses Lebens nachzuweisen, von der materialistischen Geschichtsauffassung aus, weil, wie Lange richtig gelehrt hat, der Materialismus die erste, die niedrigste, aber auch vergleichsweise festeste Stufe der Philosophie ist; dann aber wird der Sozialdemokratie nachgewiesen, welchen ungeheuern Fehler sie begeht, indem sie „in diesen Anfangsgründen richtiger Einsicht das letzte Ende sozialphilosophischer Theorie erreicht zu haben glaubt.“ (S. 625.) Eine ausführliche Würdigung dieses gründlichen und originellen Werkes behalten wir uns vor.

Spießen wir hier noch einige von den Eintagsfliegen auf, die uns gleichzeitig mit den beiden großen Vögeln zugeflogen sind. Der Gerichtsassessor J. F. Lands-

---

*) Wirtschaft und Recht nach der materialistischen Geschichtsauffassung. Eine sozialphilosophische Untersuchung. 668 Seiten groß Oktav. Leipzig, Veit u. Comp., 1896.

berg (in seinem Reformvorschlage: Bettelei, Landstreicherei und Armenpflege. Düsseldorf, L. Schwann, 1896) und A. Koßmann (in seinem „Neuen Vorschlage zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit," Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer, 1895) sprechen sehr beachtenswerte Gedanken aus, die unter einander verwandt sind. Jener will, daß die Arbeitserzeugnisse der Sträflinge in einer vom Staate zu regelnden Armenpflege ausschließlich den Hilflosen übermittelt werden sollen, nach Koßmanns Vorschlag aber sollen von beschäftigungslosen Bauhandwerkern Unterstützungswerkstätten errichtet werden, in denen beschäftigungslose Schneider und Schuster die Kleidung für ihre beschäftigungslosen Kameraden aus andern Berufszweigen liefern, und von diesen hinwiederum mit Nahrungsmitteln, Werkzeugen und Geräten versorgt werden; die Rohstoffe wären von ländlichen Arbeiterkolonien zu beschaffen. Gewiß ein höchst verständiger Plan! — Der Freiherr von Thielmann auf Jakobsdorf hält (wie er in seiner Schrift: Deutsche Volkswirtschaft oder Weltwirtschaft. Breslau, C. Dülfer, 1895, ausführt) den Antrag Kanitz für sozialistisch und gerade darum für höchst gefährlich, weil er durchaus nicht unausführbar sei, der Geheime Regierungs- und Landrat a. D. E. von Selchow auf Rudnik dagegen empfiehlt den Antrag Kanitz [als] eine Forderung der Sittlichkeit (Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1896) dem Reichstage, nur soll nicht der Staat, sondern eine Organisation landwirtschaftlicher Körperschaften das Einfuhr- und Verkaufsmonopol handhaben; die Durchführung dieses Vorschlags allein, davon ist er überzeugt, könne das deutsche Volk vom drohenden sittlichen und wirtschaftlichen Untergange retten. Die beiden Herren mögen ihre Meinungsverschiedenheit unter sich ausmachen, was sie, da sie beide in Oberschlesien wohnen, sehr bequem haben; vielleicht hätten sie patriotischer gehandelt, wenn sie sich vor der Veröffentlichung ihrer Gedanken geeinigt hätten, anstatt dem armen Publikum, dem ohnehin schon ganz dumm ist, ein neues Mühlrad in den Kopf zu setzen. Der Freiherr von Thielmann erwartet alles Heil von einer Revision der Handelsverträge, als ob das deutsche Volk und namentlich auch der Grundbesitzerstand in der Zeit von 1878 bis 1892 so ungeheuer zufrieden gewesen wäre! Der Herr von Selchow andrerseits hat vollkommen Recht, wenn er die scheußlichen Sittlichkeitsverbrechen unsrer Zeit mit den sozialen Zuständen in Verbindung bringt und die Blutsbrüderlichkeit der alten Kriegsgefolgschaften preist, deren Geist für den Zweck friedlicher Arbeit wieder zu beleben sei. Aber haben denn die alten Germanen ihre Sittenreinheit auf die Weise gewahrt, daß sie fünfzig Millionen Menschen von der Außenwelt abgesperrt und auf einen Haufen gedrängt, durch Staatseinrichtungen die fortschreitende Übervölkerung noch gefördert und die besitzlose Mehrzahl gezwungen hätten, der besitzenden Minderzahl das Brot zu hohem Preise abzukaufen? Von alledem haben sie das Gegenteil gethan. Zu einer Zeit, wo im Gebiete des heutigen deutschen Reichs keine zehn Millionen Menschen lebten (die ungeheuern Germanenheere existirten, wie Delbrück jüngst nachgewiesen hat, bloß in der von Furcht erfüllten Phantasie der Römer), haben sie alljährlich ihre junge Mannschaft ausgeschickt, um jenseits ihrer Grenzen Land und Beute zu erobern, und das Getreide haben sie nicht zum Verkauf, sondern nur für den eignen Verbrauch gebaut. Der Herr von Selchow hat ein edles Gemüt und das Herz auf dem rechten Fleck, aber seine Gedanken haben die verkehrte Richtung eingeschlagen. Sein Satz: Ist der Bauer zufrieden, so ist allerwärts Frieden, war unzweifelhaft richtig zu einer Zeit, wo Berlin ein kleines Nest war, und unter je zehn deutschen Männern allermindestens sechs Bauern waren, aber er hat keinen Sinn mehr in einer Zeit, wo auf zwölf deutsche Männer kaum ein Bauergutsbesitzer kommt, und Berlin auf die zweite Million losmarschiert. Noch dazu sind

die deutschen Bauern bis auf den heutigen Tag durchaus nicht alle unzufrieden, obwohl die Rittergutsbesitzer siebzehn Jahre lang daran gearbeitet haben, sie unzufrieden zu machen. — In einer der von Heinrich Sohnrey bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen herausgegebnen Flugschriften beleuchtet Paul Waldhecker, Regierungsrat in Bromberg, die Preußische Rentengutsgesetzgebung und ihre wohlthätigen Wirkungen und macht beachtenswerte Reformvorschläge. Eine andre von diesen Flugschriften ist betitelt: Das beste Dorf. Der Verfasser, Pastor Ludwig Heinrich Hunzinger, kennt die ländlichen Verhältnisse aus eigner Erfahrung. Sein Ideal ist genau das unsrige: nicht Großgüter allein, nicht Bauernschaften allein, nicht Arbeiterkolonien allein, sondern eine harmonische Mischung und organische Verbindung der drei Elemente. Den Traum von den schönen patriarchalischen Zuständen auf den Großgütern in den Gegenden des vorherrschenden Latifundienbesitzes zerstört er gründlich. — Tages- und Lebensfragen giebt der durch eifrige Bekämpfung des Alkohols bekannte Dr. Wilhelm Bode bei Chr. G. Tienken in Bremerhaven und Leipzig heraus. In einer dieser Schriften behandelt Dr. Heinrich Wehberg die Wohnungsfrage vom Standpunkte der Bodenbesitzreformer aus. Es liegt ihr ein Vortrag zu Grunde, den der Verfasser in einer Volksversammlung zu Düsseldorf gehalten hat. Die Versammlung war veranstaltet worden, um gegen den Magistrat zu protestiren, der ein ihm zum Baue von Arbeiterwohnungen vermachtes Kapital, eine Million Mark, in einer Weise verwandte, die nach der Behauptung der Protestirenden nur den Bodenspekulanten und Mietwucherern zu gute kam (die Mitglieder des ausführenden Kuratoriums, meist Besitzer von größern Mietwohnungen, nahmen die Methode der Miß Oktavia Hill an und kauften alte baufällige Häuser auf, die sie aufputzen ließen). — Der unermüdliche Landgerichtsrat W. Kulemann behandelt in einer bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen 1895 erschienenen Schrift mit der ihm zu Gebote stehenden Sachkenntnis Das Kleingewerbe, Notlage und Abhilfe. Allen bisherigen Versuchen, die Handwerkerfrage zu lösen, macht er den Vorwurf, daß sie die Frage von einem zu niedrigen Standpunkte aus auffassen und ihren Zusammenhang mit der großen sozialen Bewegung der Zeit verkennen. Den Punkt, auf dem die Handwerkerfrage mit der allgemeinen Frage zusammenhängt, giebt er Seite 159 vollkommen richtig an: es ist die Arbeitsbeschaffung, die Unmöglichkeit, bei der gegenwärtigen Verteilung der Menschen und Organisation der Gesellschaft einem jeden Arbeit zu verschaffen. Genossenschaftliche Organisation ist das Heilmittel, das er vorschlägt. Die bestehenden Gesetze und die jüngsten Regierungsentwürfe, die eingehend geprüft werden, leiden nach ihm an dem gemeinsamen Fehler, daß sie nicht streng auseinanderhalten, was erzwungen und was nicht erzwungen werden kann. Unter den Übelständen, die den Handwerkerstand zu Klagen berechtigen, führt er auch die Militärwerkstätten an; sehr gut begründet er Seite 158 sein vernichtendes Urteil über sie. — Naumann giebt in Verbindung mit Göhre und andern die Göttinger Arbeiterbibliothek heraus (bei Vandenhoeck und Ruprecht). Es ist hübsch vom Professor Delbrück, daß er sich vor der Berührung mit diesen Aussätzigen nicht scheut und auch ein gediegnes Schriftchen: Die Sozialdemokratie in der großen französischen Revolution beigesteuert hat. Befriedigendes in dem gegebnen kleinen Rahmen leistet auch Dr. Gottfried Riehm, Gymnasialoberlehrer in Halle a. d. S., mit seiner Darstellung des Verhältnisses zwischen Darwinismus und Christentum.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Deutschlands Beziehungen zu Transvaal

Im Jahre 1884, wo die deutsche Flagge zum erstenmal über Südwestafrika wehte, erschien der Präsident der Südafrikanischen Republik, Paul Krüger, am Berliner Hofe. Aber das Interesse für den jungen aufstrebenden Burenstaat war damals in deutschen Regierungskreisen nicht groß, sodaß, wie sich die in Pretoria erscheinende halbamtliche Volksstem ausdrückte, der Besuch nur magere Ergebnisse hatte. Zu seiner Annäherung bestimmte den Präsidenten Krüger außer politischen Beweggründen besonders die Wertschätzung der deutschen Ansiedler, die sich damals schon unter den Buren in ziemlicher Anzahl niedergelassen hatten; dann trieb ihn aber auch das eigne Blut dazu, denn er erzählte ja mit Stolz unserm großen Kanzler — und er erzählt es noch jetzt jedem Deutschen, der ihn in seinem Heim zu Pretoria besucht —, daß sein Großvater ein Deutscher gewesen sei, und daß er sich selbst auch als Deutscher fühle.

Als nun im Jahre 1886 die reichen Goldriffe in dem Witwatersrande aufgefunden wurden und die Überflutung durch englische Goldsucher hereinbrach, dauerte es nicht lange, so wurden in den englischen Zeitungen Angriffe gegen die Deutschen erhoben, die auch in stärkerer Zahl einwanderten. Ihren Ursprung hatten diese Angriffe in kleinlicher Eifersucht; denn wenn es sich bei der Anstellung eines Staatsbeamten um die Wahl eines Deutschen oder Engländers handelte, so gab Präsident Krüger seine Stimme sicher für den Deutschen ab.

Eine der englischen Behauptungen war auch die, die deutsche Regierung hätte der Republik den Wunsch nach deutschen Auswanderern aufgenötigt. Die Volksstem erklärte daher 1888 den Engländern, es sei für Transvaal entschieden besser, eine vermehrte Einwanderung von Deutschen zu erhalten, als eine von Engländern oder Iren, denn überall, wo Deutsche das Land be-

ackerten, könne man sich überzeugen, wie deutscher Fleiß den Wert des Landes zu steigern wisse.

Diese Vorliebe für die Deutschen teilt auch der Staatssekretär Dr. Leyds und General Joubert, der Minister des Innern. Als die Deutschen am 5. Februar 1893 in Witwatersrand eine Bildsäule ihres Kaisers errichteten, war es General Joubert, der sie unter großem Beifall des Volkes enthüllte. Die Vorgänge der letzten Jahre konnten diese leitenden Männer in ihrer Ansicht nur noch mehr bestärken. Nicht nur daß ihnen die englische Politik überall Schwierigkeiten bereitete und hinderlich wurde, auch im Innern machte ihnen das unruhige englische Element immer mehr zu schaffen. Schon 1890 lehnte sich englisches Goldgräbergesindel gegen die Regierung auf, beschimpfte den Präsidenten und riß die grün-rote Flagge vom Regierungsgebäude herab.

Darum wies Ende des Jahres 1890 die Volksstem nachdrücklich auf eine engere Verbindung mit dem deutschen Reiche hin. Es wohnt, schreibt sie, nicht nur in der Republik bereits eine beträchtliche Zahl von Deutschen, sondern es sind auch wichtige deutsche Interessen hier vertreten. Die Thatkraft, die das deutsche Volk in den letzten Jahren auf kolonialem Gebiet entfaltet hat, macht es doppelt wünschenswert, wieder den Versuch einer Annäherung zu machen. Das deutsche Reich ist vorzugsweise ein Industriestrat, der für die Erzeugnisse seines Gewerbfleißes fortwährend neue Absatzgebiete suchen und schaffen muß; und dazu wird sich vorzugsweise der Teil des afrikanischen Festlandes eignen, der von demselben Meere begrenzt wird, das hoffentlich auch einmal die Südafrikanische Republik umspülen wird. Diese hat so gut wie gar keine einheimische Industrie und wird deshalb ein bereitwilliger Abnehmer des deutschen Gewerbfleißes werden. Wenn die frühern Annäherungsversuche der Republik von Deutschland kühl beantwortet wurden, so haben sich die Dinge seitdem gewaltig geändert. Man hat zu der Kraft und Lebensfähigkeit der Regierung der Republik und ihrer Einrichtungen mehr Vertrauen gewonnen, man kennt jetzt die Hilfsquellen des Landes besser und sieht ein, daß die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Republik ein ergiebiges Feld für den Handel sind. Die industriellen und finanziellen Kreise Deutschlands haben jetzt etwas mehr Interesse für uns als früher, was schon aus den Äußerungen der bedeutendsten deutschen Zeitungen hervorgeht.

Auch in Deutschland hatte man mittlerweile mit der Liebenswürdigkeit der englischen Vettern ähnliche Erfahrungen gemacht wie die Buren Transvaals; nicht nur in Südwestafrika, auch in den andern Kolonien stieß man auf englische Quertreibereien. Was war natürlicher, als daß sich das Band zwischen den beiden Staaten fester knüpfte! Verstärkt wurden die freundschaftlichen Beziehungen noch durch eine wirtschaftliche Annäherung. Diese wurde durch Errichtung der Deutsch-Ostafrikanischen Dampfergesellschaft herbeigeführt, die seit 1890 ihre Schiffe bis zur Delagoabai hinabsendet. Überhaupt beginnt von

1890 an das Deutschtum sich immer mehr zu regen und den Engländern gegenüber eine selbstbewußtere Stellung einzunehmen. Von diesem Jahre an erschien auch die Südafrikanische Zeitung zu Kapstadt, die sich die Aufgabe gesteckt hat, die Beziehungen zur deutschen Heimat zu pflegen und die deutschen Interessen in Südafrika zu vertreten — eine Aufgabe, die sie bisher auch rühmlich erfüllt hat.

Seitdem hat es nun auch unsre Regierung an Freundschaftsbeweisen nicht fehlen lassen. Daher wurde das Erscheinen der deutschen Kriegsschiffe Ende 1894 in der Delagoabai, als sich wieder einmal die englische Begehrlichkeit regte, von den Buren mit dem Gefühle der Befreiung begrüßt. Außerordentlich freundschaftlich wurden die Seeoffiziere des Kormoran in Johannesburg und Pretoria aufgenommen, die im März 1895 bei Gelegenheit der Eröffnung der Delagoabahn dort erschienen.

In den letzten Jahren sind die Interessen Deutschlands noch bedeutend angewachsen. Während 1889 die Ausfuhr Transvaals nach Deutschland, die besonders in Gold und Wolle besteht, sich nur auf 58000 Mark belief, betrug sie im Jahre 1894 schon 480000 Mark. Ebenso ist die Einfuhr Deutschlands von 955000 Mark im Jahre 1889 auf 5543000 Mark im Jahre 1894 gestiegen. In Wirklichkeit ist aber der Absatz Deutschlands nach der Südafrikanischen Republik noch größer, da eine Menge deutscher Waren über London und Kapstadt als englische eingeführt werden. Gegenstände der Einfuhr bilden namentlich Erzeugnisse der chemischen Industrie, Luxus- und Haushaltungsgegenstände, Maschinen und Instrumente, vor allem aber Stahl und Eisen. Die Iron and Coal Trades Review berechnete kürzlich die deutsche Stahl- und Eiseneinfuhr von 1892 bis 1895 jährlich auf 8000 bis 9000 Tonnen, die einen durchschnittlichen Jahreswert von 50000 Pfund Sterling haben.

Die deutsche Industrie steht in Transvaal in hohem Ansehen. Dafür bürgen schon Namen wie Krupp, Gruson, Siemens und Halske, die in Johannesburg mächtige Niederlassungen errichtet haben. Erfreulich ist es auch, daß unsre Großindustriellen ihr Deutschtum nicht verleugnen. Das beweisen die zahlreichen, hoch in die Lüfte ragenden Schornsteine, die durchweg schwarz-weiß-rot gestrichen sind. Hervorragend beteiligt ist bei den industriellen Unternehmungen ein Hamburger Kaufmann Eduard Lippert, der gewaltige Cement- und Dynamitfabriken angelegt hat, die einen Wert von 15 Millionen Mark haben.

Bekannt ist, daß die Delagoabahn fast nur mit deutschem Gelde erbaut worden ist. Ebenso ist an den andern Bahnen, die von Jahr zu Jahr an Aufschwung gewinnen, deutsches Kapital stark beteiligt. Außerdem haben zahlreiche Deutsche ihr Geld in den Minenbetrieben angelegt. Man berechnet diese Summe auf 50 Millionen Mark. Am meisten ist dabei beteiligt die Goldfirma von Adolf Goerz u. Co. in Berlin. Deutsche stehen an leitender Stelle

in den zahlreichen Minenbetrieben, wie der Süddeutsche A. Wagner. Mit deutschem Gelde ist auch das bedeutende metallurgische Institut gegründet worden. Ebenso haben deutsche Kapitalisten die für Südafrika geradezu unentbehrliche Gold- und Silberscheideanstalt ins Leben gerufen, die ihren Sitz in Frankfurt a. M. hat.

In elektrischen Bahnen sind ungefähr 6 Millionen Mark deutschen Kapitals angelegt. Diese Anlagen übernahm Siemens und Halske, die Südafrika mit ihren Anlagen ziemlich beherrschen. So hat der schon erwähnte E. Lippert in Verbindung mit dieser Firma die größte elektrische Kraftanlage der Welt geschaffen, die über 4000 Pferdekräfte verfügt. Auch um die Kultur des Landes erwirbt sich diese Firma große Verdienste durch eine sachgemäße Ausnutzung der Wasserkräfte. In dieser Beziehung bietet sich ihr aber noch ein weites Arbeitsfeld dar, da die südafrikanischen Flüsse infolge des starken Abfalls der Hochebne zur Küste zahlreiche Wasserfälle bilden.

Bald wird auch die öde, wüstenähnliche Umgebung Johannesburgs durch deutschen Fleiß und deutsche Intelligenz ein andres Aussehen erhalten. Unter der Leitung deutscher Forstleute hat die Regierung — und auch Privatleute wie Lippert beteiligen sich dabei — Aufforstungen unternommen, die nicht nur in Bezug auf landschaftliche Schönheit schon große Veränderungen hervorgerufen haben, sondern sich auch später als gute Kapitalanlage in dem holzarmen Lande erweisen werden; denn bis jetzt müssen die Grubenhölzer, die in den Bergwerken gebraucht werden, aus Schweden und Norwegen eingeführt werden.

Auch eine Tuchfabrik wurde in Volksrust, nahe an der Grenze des Oranjefreistaats und Natals, errichtet, wozu vierundzwanzig deutsche Arbeiter angeworben wurden. Im Anschluß hieran werden auch noch andre Unternehmungen geplant. Im Oktober 1895 hat die Dresdner Bank, unterstützt von andern deutschen Bankhäusern, eine Aktiengesellschaft in Johannesburg ins Leben gerufen, deren Kapital 1 Million Pfund Sterling beträgt. Mit dieser Bank soll eine Zentralstelle für deutsche Industrie verbunden werden. Es hat sich also in Transvaal ein weites Gebiet für den deutschen Unternehmungsgeist erschlossen. Wie sehr der Verkehr von Deutschland nach Transvaal in letzter Zeit gewachsen ist, kann man schon aus dem Umstande erkennen, daß die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft mit diesem Jahre drei neue Schiffe einstellt.

Was die Zahl der Deutschen anlangt, so ist sie durchaus nicht so unbedeutend, wie sie die englischen Blätter machen möchten. Vor allen Dingen unterscheiden sich aber die Deutschen vorteilhaft dadurch von den goldsuchenden englischen Zugvögeln, daß sie in überwiegender Zahl im Lande seßhaft geworden sind, sei es als Arbeiter, Handwerker, Ackerbauer oder Kaufleute. Was den Deutschen an Kopfzahl abgeht, ersetzen sie reichlich durch ihr Ansehen. Welches Vertrauen sie genießen, kann schon der Umstand beweisen, daß sie eine Reihe wichtiger Ämter im Lande bekleiden. Der Veteran der Deutschen ist

ein Herr von Brandis, der schon seit 1856 im Lande ist und schon über fünfundzwanzig Jahre im Dienste der Republik steht.

Mit den Buren stehen die Deutschen im besten Einvernehmen. Dies zeigt sich am deutlichsten bei der Feier nationaler Festtage, zu denen nicht nur Bürger erscheinen, sondern auch die ersten Würdenträger der Republik. Wie warm und anerkennend waren die Worte, die Präsident Krüger am 27. Januar 1895 in seinem Trinkspruch auf unsern Kaiser den Deutschen spendete! „Ich weiß, was ich den Deutschen schuldig bin. Die deutschen Unterthanen, die nach Transvaal kamen, als der Staat mit den Eingebornen Schwierigkeiten hatte, sind immer bereit gewesen, den Staat zu verteidigen. Sie achten und ehren die Landesgesetze. Das ist der Geist, das Volk, das wir brauchen können, und ich hoffe, daß sich Transvaal immer fester an Deutschland anschließen wird."

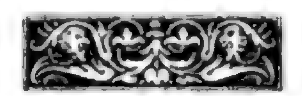
Die deutschen Ansiedler sind mit ihrer Lage zufrieden. Dafür spricht auch der Umstand, daß sich unter den Verhafteten des Randklubs nur fünf mit deutschen Namen befinden. Arbeiter und Handwerker können leicht 30 bis 40 Prozent ihres Verdienstes zurücklegen. Die deutschen Handwerker in den Städten gehören zu den geschicktesten und gesuchtesten. Arbeiter und Farmer finden sich in beträchtlicher Zahl über das ganze Land zerstreut. Auch der Ackerbauer hat in der Republik sein gutes Fortkommen. Der Boden ist meist fruchtbar, und für seine Erzeugnisse findet er in den Minengebieten guten Absatz. Überall, wo die Deutschen in größerer Anzahl zusammenwohnen, erhalten sie sich auch ihr Deutschtum.

In Johannesburg mögen sich ungefähr dreitausend Deutsche befinden. Die gesuchtesten Ärzte der Stadt sind Deutsche. In der prächtigen Hauptstraße haben deutsche Warenhäuser die größten und schönsten Läden. Die Geschäfte des Lübecker Rolfes, des Frankfurter Nebel und des Hamburger Königsberg sind die ersten am Orte. Die letztgenannte Firma hat im vergangnen Jahre allein für fünf Millionen Mark Waren aus Deutschland eingeführt. Ein großer Teil der Gastwirtschaften befindet sich auch in deutschen Händen. Wie weit deutscher Einfluß geht, kann man daraus ersehen, daß sich selbst englische Geschäftshäuser deutsche Leute halten. Natürlich haben sich unsre Landsleute hier zu einer Anzahl von Vereinen zusammengeschlossen, unter denen die Liedertafel und der deutsche Klub die bessern Elemente in sich vereinigen. Die nationalen Festtage feiern sie in fröhlicher Gemeinschaft. Und seit Neujahr 1896 haben sie auch eine deutsche Zeitung, die Deutsche Wacht, die den fünf englischen Blättern gegenüber, die in Johannesburg erscheinen, die deutschen Interessen vertritt. Zu verwundern ist nur, daß es noch keine deutsche Schule giebt.

In Pretoria, das im Gegensatz zu Johannesburg in fruchtbarer Gegend und inmitten blühender Gärten liegt, sind unter den sechstausend Einwohnern

ungefähr vierhundert Deutsche; so viel waren wenigstens bei der letzten Kaisergeburtstagsfeier vereinigt. Hier, wo der Sitz des Volksraads und der Behörden ist, ist die Industrie von keiner großen Bedeutung. Erwähnenswert ist nur eine von Deutschen gegründete Bierbrauerei. Dagegen sind die Beamten zum Teil Deutsche, z. B. sämtliche Beamte der Münze, deren Maschinen und Einrichtungen auch alle aus Deutschland stammen. In Pretoria hat auch der deutsche Generalkonsul in einem hübschen burgähnlichen, mit Zinnen gekrönten Hause seinen Sitz. Der jetzige Konsul, ein Herr von Herff, erfreut sich bei dem Präsidenten großer Beliebtheit.

Aus alledem wird zur Genüge hervorgehen, welch großes Interesse Deutschland an einer ruhigen Entwicklung der Südafrikanischen Republik haben muß. Die Beziehungen, die schon bisher zwischen den stammverwandten Völkern beider Staaten sehr rege waren, werden aber infolge der Ereignisse der jüngsten Tage noch viel enger werden. Vor allem aber haben diese Ereignisse den Buren die Augen geöffnet. Es bahnt sich wieder eine engere Verbindung zwischen den Buren des Kaps, Natals und des Oranjefreistaats an, was die geschickte Politik Cecil Rhodes zu hintertreiben sucht, und wir hoffen daher zuversichtlich, daß die Gefahr des Verengländerns für die Buren ein für allemal beseitigt ist, und daß der starre niederdeutsche Bauerntrotz seine Art und seine Sprache für alle Zeiten bewahren wird, gestützt von der Freundschaft der deutschen Brüder im Reiche.



Die Ehre und der Zweikampf

Vor einiger Zeit ist in den Grenzboten der Versuch gemacht worden, den Zweikampf dadurch zu Falle zu bringen, daß der Boden, in dem er wurzelt, die Ehre, aufgegraben und untersucht wurde. Dabei sind nun dem Verfasser der scharfsinnigen Ausführungen zwei Irrtümer untergelaufen, durch die er sich von vornherein die Frucht seiner Untersuchungen verkümmert. Der erste und wichtigste Irrtum ist, daß er die Ehre für einen Begriff hält, den man sich logisch klar machen könne, oder vielmehr, daß er glaubt, die Ehre sei darum nichts wirkliches, weil man sie sich nicht logisch klar machen, weil man sie nicht begrifflich definiren kann. Es gelingt ihm auch nicht, eine positive Definition des Begriffs Ehre zu finden, wie er ja gleich im Anfange selbst sagt: „Die Ehre eines Menschen ist nichts mehr und nichts weniger als eine Meinung, die andre Menschen von ihm haben. Der Inhalt dieser Meinung ist eigentlich

negativer Art. Er besteht nämlich darin, daß man der Eigenschaften nicht ermangle, die man haben muß, teils um ein brauchbares Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft im allgemeinen zu sein, teils um eine besondre Stellung darin auszufüllen." Aber die Ehre gehört in der That gar nicht in das Gebiet, über das der Verstand herrscht, und in dem er nach den Gesetzen der Vernunft entscheidet, ob etwas wirklich berechtigt richtig sei oder nicht. Der Verstand wird immer wieder zu dem Ergebnis kommen, daß es keine Ehre giebt, daß das, was man als Ehre bezeichnet, ein Wahngebilde, ein Gespenst ist, das nur in der Einbildung, in der Phantasie der Leute besteht. Und man sollte sich in der That damit begnügen, festzustellen, daß es im Gebiete des Verstandes den Begriff Ehre nicht giebt, daß die Ehre vor dem Richterstuhle der Vernunft in ein wesenloses Nichts zerfließt, daß sie objektiv nicht bestimmt werden kann, und man wird darauf verzichten müssen, einem mit Vernunftgründen seine Ehre auszureden oder einem andern, der aller Ehre bar ist, verstandesmäßig die Ehre beizubringen.

Aber ist denn nur das wirklich, was verstandesmäßig begriffen, was objektiv festgestellt werden kann? Will man das behaupten, dann wird freilich vieles, von dessen Wirklichkeit unzählige Menschen überzeugt sind, in den Orkus der Nichtwirklichkeit verschwinden müssen. Dann ist, um gleich das wichtigste zu nennen, Gott nicht wirklich. Denn auch, wenn man zu den schon vorhandnen sogenannten Gottesbeweisen noch eine Anzahl nicht minder scharfsinniger neuer Gottesbeweise hinzubrächte, würde man doch niemals verstandesmäßig, objektiv feststellen können, daß es einen Gott giebt. Aber giebt es denn nicht neben der objektiven Wirklichkeit der Vernunft noch eine subjektive Wirklichkeit des Glaubens? Wer glaubt, daß es einen Gott giebt, der wird doch nur lächeln über den, der ihm logisch das Dasein Gottes als eine Unmöglichkeit hinstellt; und umgekehrt: wer nicht an Gott glaubt, wird ihn auf dem Wege des Verstandes niemals erkennen. Nun wohl, auch die Ehre gehört zu den Begriffen, die nur eine subjektive Wirklichkeit haben, zu den Dingen, von denen man glauben muß, daß sie sind. Wie aber, im Gebiete der Naturreligion wenigstens, die Vorstellung von Gott in innerm, notwendigem Zusammenhange mit der Stufe des Seelenlebens steht, die ein Volk erreicht hat, und wie sich daraus die Verschiedenheit der Religionen ergiebt, so ist die Verschiedenheit des Ehrbegriffs eine Folge der stufenweise sich vollziehenden Entwicklung der seelischen Beziehungen zur Menschenwürde. Bekanntlich hat jeder Mensch seine Ehre. Zu mir kam einmal ein Mann, der eben aus dem Zuchthause entlassen war. Er hatte sich dort eine kleine Summe erspart, die ich ihm auszuzahlen hatte. Als ich ihn nun ermahnte, nicht wieder rückfällig zu werden und besonders das Geld gut anzuwenden, erwiderte er mir tief gekränkt: Ja glauben Sie denn, daß ich nicht auch meine Ehre habe? Der Mann hatte ganz Recht. Es giebt überhaupt wenig Menschen, die nicht ihre Ehre hätten.

Nun hat sich aber in unsern gesellschaftlichen Verhältnissen eine gewisse Versteinerung des Ehrbegriffs gebildet. Der Ehrbegriff ist für gewisse gesellschaftliche Kreise, für bestimmte Stände, für einzelne Berufsarten subjektiv fest bestimmt, wenn es auch unmöglich ist, mit Worten zu sagen, was diese besondre Ehre ist; man kann das nur fühlen. Die Adlichen und die Bürgerlichen, die Künstler und die Handwerker, die Männer und die Frauen, die Redlichen und die Diebe haben ihre besondre Ehre für sich. Als die höchste, empfindlichste, am vollkommensten ausgebildete Ehre gilt aber allgemein die der Adlichen. Natürlich, denn die Adlichen sind der älteste und höchste Stand, sie haben am längsten Zeit gehabt, sich einen Ehrbegriff zu bilden, und haben unter den Verhältnissen, in denen sie lebten, auch ihre Feinfühligkeit für die Ehre am vollkommensten entwickeln können. Sie haben daher auch ein gewisses Recht, ihren Ehrbegriff für den höchsten zu halten. Im Laufe unsers Jahrhunderts haben sie aber dann die Gnade gehabt, anzuerkennen, daß auch solche, die unter dem Baron stehen, schließlich doch Menschen sind, wenn sie nämlich fähig sind, sich auf die Höhe — des adlichen Ehrbegriffs emporzuschwingen. So sind zunächst die Offiziere, überhaupt auch die bürgerlichen, dann auch die Studenten und die Studirten in die Gemeinde derer, die an die adliche Ehre glauben, aufgenommen und für — satisfaktionsfähig erklärt worden. Man setzt nämlich voraus, daß jeder, der diesen Ehrbegriff hat, bereit und gewillt sei, seine Ehre auf die Weise, die nach adlicher Auffassung allein dazu geeignet ist, zu verteidigen und einem anderen, dessen Ehre man zu nahe getreten ist, auf dieselbe Weise Genugthuung zu geben, selbstverständlich nur, wenn er denselben Begriff von Ehre hat oder haben muß.

Die Weise nun, auf die ursprünglich nur Adliche ihre Ehre untereinander verteidigten und einander Genugthuung gaben, ist der Zweikampf. Der Zweikampf aber ist — und das ist der andre Punkt, über den ich mit dem Verfasser des frühern Aufsatzes nicht einverstanden bin — nicht ein unmittelbarer Abkömmling der mittelalterlichen Gottesurteile, wenn sie auch etwas in die Entwicklung namentlich der Zeremonien des Zweikampfs hineingespielt haben mögen. Sondern der Zweikampf ist ein Rest des Fehderechts der Adlichen. Die Adlichen brauchten sich ursprünglich ihr Recht nicht vor irgend einem Richter zu holen, mochte es sich handeln, um was es wollte. Sie konnten es vielleicht gar nicht, weil es keinen Richter gab, der über ihnen stand; sie waren souverän. So haben sie sich ihr Recht selbst geholt, sie haben dem Gegner die Fehde angesagt, haben ihn mit ihrer Faust niedergezwungen und sich so durch das Faustrecht, durch das Recht des Stärkern zu ihrem Rechte verholfen. Mit dem Fortschreiten der Kultur, mit der vollkommnern Entwicklung des Staatslebens ist das Faustrecht, das Recht auf Selbsthilfe immer mehr eingeschränkt worden. Der Adel und die Kreise, die seinen Ehrbegriff angenommen haben, beanspruchen selbst es nur noch für die Fälle, wo die

Ehre verletzt ist. Denn, so sagen sie, unser Ehrbegriff ist so fein und empfindlich, daß unsre Ehre mit den Mitteln, die uns der Staat heute dafür bietet, nicht gewahrt werden kann. Wir können in Ehrensachen beim Staate nicht unser Recht finden, folglich nehmen wir es uns selbst; wir nehmen es uns durch den Zweikampf.

Wie stellt sich nun der Staat zu dieser Behauptung derer, die den Ehrbegriff des Adels haben? Zunächst: es giebt wohl kein Land, wo die Ehre nicht als etwas Wirkliches dadurch staatlich anerkannt wäre, daß Gesetze vorhanden sind, die die Verletzung der Ehre eines andern, die Beleidigung, mit Strafen bedrohen. Auch die Verschiedenheit der Ehrbegriffe wird dadurch anerkannt, daß nicht objektiv bestimmt wird, was eine Beleidigung sei, sondern dem Ermessen des Richters überlassen bleibt, in jedem einzelnen Falle festzustellen, ob das Wort oder die That Beleidigung sei oder nicht. Der Richter aber kann das nur nach dem Ehrbegriffe ermessen, den er bei dem Beleidigten findet oder voraussetzen muß, oder nach dem, den der Beleidiger bei dem Beleidigten vorausgesetzt hat oder voraussetzen mußte; denn nur, um darüber Klarheit zu gewinnen, erwägt der Richter die Umstände, unter denen die Beleidigung geschehen ist, und die Frage, ob die Absicht der Beleidigung vorhanden gewesen sei.

Erkennt nun der Staat zunächst die Ehre als etwas wirkliches und die Unterschiede im Ehrbegriff als vorhanden an, so ist die weitere Frage, ob er zugiebt, daß es einen Ehrbegriff von solcher Feinheit und Empfindlichkeit gebe, daß er ihn mit seinen Mitteln nicht genügend schützen könne. Giebt er das zu, so ist die notwendige Folge davon, daß er bei Verletzungen dieser höchsten Ehre die Selbsthilfe, also den Zweikampf, als berechtigt anerkennt.

Soviel ich weiß, giebt es nach englischem Gesetz keinen Ehrbegriff, der nicht gesetzlich genügend geschützt wäre. Die Selbsthilfe ist darnach unberechtigt. Wer einen andern im Zweikampf umbringt, wird als Mörder bestraft. Vor fünfzig Jahren hat in England das letzte Duell stattgefunden.

In Frankreich dagegen wird jedem das Recht zugestanden, einen Ehrbegriff zu haben, der so fein ist, daß der Staat mit seinen Strafen seine Verletzung nicht ausreichend ahnden kann. Folglich ist die Selbsthilfe unter bestimmten äußerlichen Bedingungen, d. h. der Zweikampf, uneingeschränkt gestattet, er ist straflos.

Und in Deutschland? Nun, wir erkennen das Vorhandensein einer über dem gesetzlichen Schutze schwebenden Ehre an. Es giebt sogar einen — freilich ungeschriebnen — Ehrenkodex, wonach sich jeder „Mann von Ehre,“ d. h. jeder Anhänger jenes adlichen Ehrbegriffs, unweigerlich zu richten hat; der Zweikampf ist z. B. für Offiziere unter gewissen Umständen eine dienstliche Pflicht. Aber wir bestrafen die Duellanten, ihre Sekundanten, ihre Kartellträger usw. Wir bestrafen sie jedoch nicht wie andre gewöhnliche Staatsbürger, die einen

andern umgebracht haben oder haben umbringen wollen, sondern viel leichter, und in den meisten Fällen begnadigt der Landesherr, der in diesem Falle ohne Zweifel als höchster Vertreter des Staates handelt, die Verurteilten, nachdem sie kaum ihre leichte Strafe angetreten haben. Also: der Staat erkennt erst die Notwendigkeit des Zweikampfs an, dann bestraft er die Duellanten, und schließlich schenkt er ihnen die an sich schon unverhältnismäßig leichte Strafe. Diese Inkonsequenz ist die Folge davon, daß wir, das Volk der Denker, der adlichen Ehre auf der einen Seite zugestehen, daß sie nur mit Hilfe der Selbsthilfe durch den Zweikampf ausreichend gesichert werden könne, auf der andern Seite die Gleichheit aller vor dem Gesetze durchführen möchten. So haben wir einen Mittelweg gesucht und sind doch nur auf einen schauerlichen Holzweg geraten.

Nun dämmert aber doch allmählich die Erkenntnis auf, daß wir den verfahrnen Karren wieder herausarbeiten müssen. Wir müssen die bestehende Halbheit beseitigen, wir müssen uns entweder nach englischem oder nach französischem Vorbild einrichten. Daß das französische Vorbild für uns irgendwie in Frage kommen könne, bezweifle ich; ich glaube, auch der stolzeste Adliche wird das nicht mehr zu hoffen wagen. Ich bin dagegen fest überzeugt, daß wir sehr gut fahren würden, wenn wir in die englischen Fußstapfen träten; wenn wir den Zweikampf mit tötlichem Ausgange dem Morde, den Zweikampf mit oder ohne Körperverletzung dem Mordversuche gleich bestraften. Das Rechtsbewußtsein des Volkes wird es nie begreifen, welcher Unterschied zwischen einem Mord und der Tötung eines Menschen im Zweikampf ist, und wenn durchaus ein Unterschied gemacht werden soll, so kann es doch höchstens der sein, daß die Tötung im Zweikampf schlimmer ist als der Mord. Denn im Zweikampf stehen sich Männer der obersten Gesellschaftsschicht, Männer von der höchsten Bildung gegenüber, und durch die Wahl der Waffen wie durch die Formalitäten, unter denen der Kampf stattfindet, ist von vornherein erwiesen, daß die Tötung vorsätzlich und mit Überlegung geschieht.

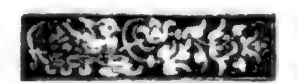
Selbstverständlich müßte jede Form des Zweikampfs unterdrückt werden, also auch die studentischen Schlägermensuren. Denn sind sie auch nicht so lebensgefährlich wie die Pistolen- und Säbelduelle, so fallen sie doch jedenfalls unter den Begriff der — in einem Rechtsstaate — unerlaubten Selbsthilfe. Das Pistolenschießen und das Fechten brauchte ja damit nicht aufzuhören; es könnte ruhig weiter betrieben werden als Sport zur Übung von Auge und Hand, wie es heute schon mit der elegantesten Art des Fechtens, mit dem Florettfechten, der Fall ist.

Selbstverständlich ist ferner, daß der Staat, sobald er den Zweikampf mit so hohen Strafen (Todes- und Zuchthausstrafe) bedroht, daß er dadurch unmöglich wird, auch dafür sorgen muß, daß die Verletzung auch der empfindlichsten Ehre ausreichend geahndet wird; daß also die Strafen für die wört-

lichen, namentlich aber die für die thätlichen Beleidigungen (Mißhandlung, Vergewaltigung, Ehebruch usw.) bedeutend verschärft werden. Darauf hinzuwirken, wäre Sache derer, denen die Selbsthilfe des Zweikampfs genommen wird.

Verschwindet der Zweikampf, und wird zugleich die Ehre des Einzelnen vollkommner von Staats wegen geschützt, als es jetzt der Fall ist, so sind auch die Befürchtungen hinfällig, die man meist gegen die Beseitigung jener Selbsthilfe in Ehrenhändeln ins Feld führt, vor allem die, daß die Ehrliebe und Ehrenhaftigkeit der Kreise, die jetzt das Standesvorrecht des Duells haben, darunter leiden müßten. Denn ganz abgesehen davon, daß eine Ehre, die nur durch Verbrechen unverletzt gehalten werden oder wiederhergestellt werden kann, ebenso gut unterdrückt werden muß wie eine Religion, die von ihren Bekennern etwa Menschenopfer fordert — ich bin fest überzeugt, daß, wenn dann viele, die jetzt durch einen Pistolenschuß ihre Ehre aufrecht erhalten können, als Schufte gebrandmarkt würden, und andre, die nicht zur Pistole greifen können oder wollen, wenn sie von einem Laffen beleidigt werden, Ehrenmänner blieben, wenn also die Ehre nicht dem Zufall eines Zweikampfs ausgeliefert wäre, die Ehrliebe und die Ehrenhaftigkeit noch viel größer und gesicherter sein würde. Denn das ist doch wohl keine Frage, daß die obersten Volksschichten, die ihre Ehre durch den Zweikampf schützen, manchen ehrlosen Menschen unter sich haben und unter sich dulden müssen, nur weil er, als er sich einmal selbst einer Ehrlosigkeit schuldig gemacht hatte, den, der ihn deshalb einen Schurken genannt hatte, niedergeschossen hat, weil er seine Schande also in dem Blute eines Ehrenmannes abgewaschen hat, woraus hervorgeht, daß auch der Zweikampf die Bestimmung, die Ehre zu schützen, nur ganz unvollkommen erfüllt.

Heinrichsort Bruno Hase



Die Verwirrung in der Schreibung unsrer Straßennamen

Von J. Ernst Wülfing (in Bonn)

Auf meine im Deutschen Sprachvereine veranstaltete Umfrage wegen der Schreibung von Straßennamen habe ich von 79 Zweigvereinen Antworten erhalten, außerdem eine von Dr. Th. Storch aus Meiningen, eine von Dr. Ed. Jacobs aus Wernigerode, eine von einem Freunde aus Viersen und eine aus Berlin SW. Allen, die sich der Mühe unterzogen haben, mir zu antworten, sage ich hier verbind-

lichsten Dank. Leider ist etwa ein Drittel der Antworten fast ganz wertlos, da sich mancher nicht einmal klar gemacht hat, was die Fragen eigentlich bezweckten. Dafür sind andrerseits etwa ein Dutzend Antworten besonders sorgfältig und eingehend bearbeitet worden, namentlich die von Breslau, Darmstadt, Frankfurt, Leipzig, Marienwerder, Straßburg i. E. und Wien.

Meine erste Frage lautete: „Wird bei Ihnen geschrieben (auf den Schildern an den Straßen, im Adreßbuch, in den Zeitungen): Altonaer Straße oder Altonaerstraße (Altonaer=Straße)? Leipziger Straße oder Leipzigerstraße (Leipziger=Straße) und ähnliches.“ Aus den Antworten geht folgendes hervor: Die falsche Schreibung in einem Worte herrscht in 18 Städten, die falsche Schreibung in zwei mit Bindestrich verbundnen Wörtern in 10 Städten; beide falsche Schreibungen vermischt kommen in 9 Städten vor; also die falschen Schreibungen zusammen in 37 Städten. In 14 Städten herrscht wildes Durcheinander von falschen und richtigen Schreibungen; in 11 Städten ist die Schreibung auf den Straßenschildern (in Leipzig auch im Adreßbuch*) richtig; in den Zeitungen und Wohnungsanzeigern (Adreßbüchern) aber meist falsch; ebenso ist es auch noch in Bochum, Düsseldorf und Elberfeld, wo aber die im vorliegenden Falle richtige Schreibung in zwei getrennten Wörtern fälschlich als Regel für alle Straßennamen auf den Schildern durchgeführt ist; das umgekehrte Verhältnis liegt in Pirna vor, wo die Schilder die falsche Schreibung haben, während der Pirnaer Anzeiger — ein löbliches Vorbild für alle deutschen Zeitungen — die getrennte Schreibung in zwei Wörtern bietet. Ganz scheint die richtige Schreibung vorzuherrschen in folgenden 12 Städten: Buxtehude, Darmstadt, Dresden, Eger, Krefeld, Leipa, Leitmeritz, Nordhausen, Nürnberg, Reichenberg, Trier, Wilhelmshaven. Bemerkenswert ist, daß es z. B. in Chemnitz, wo sonst die Zusammenschreibung vorherrscht, doch Hilbersdorfer Weg, und in Döbeln bei zehn Zusammenschreibungen doch Stockhausener (richtiger wäre: Stockhäuser!) Weg heißt; auch bei dem Fremdworte Chaussee scheint allgemein, selbst in den Zeitungen und Wohnungsanzeigern, noch die Abtrennung des Eigenschaftswortes vorzuherrschen, wie auch in Frankfurt bei den Ausdrücken Landstraße und Anlage, und doch heißt es auch dort z. B. in einer amtlichen Bekanntmachung Ginnheimer=Landstraße und Rödelheimer=Landstraße.

Meine zweite Frage lautete: „Wird geschrieben: Französische Straße oder Französischestraße (Französische=Straße)? Breite Straße oder Breitestraße (Breite=Straße)? und ähnliches.“ Die Zusammenschreibung von einem Eigenschaftsworte auf =isch mit Straße ist wohl die auffallendste und am meisten zu verdammende, sie möge daher hier vorweg allein betrachtet werden. Die

*) Aber nur im alten; in dem neuen Adreßbuch, einem Konkurrenzunternehmen, von dem vor kurzem der erste Jahrgang erschienen ist, sind viele Straßennamen falsch geschrieben.
D. R.

falsche Schreibung in einem Worte findet sich in 4 Städten: Berlin Französischestraße, Blankenburg Bäuerschestraße, Metz Deutschestraße, Sonneberg Französischestraße; die andre falsche, mit Bindestrich, scheint nicht vorzukommen. Falsche und richtige Schreibung neben einander kommt in 7 Städten vor, während in 4 Städten die Schreibung auf den Schildern richtig, in Zeitungen und Wohnungsanzeigern falsch ist; auch hier steht wieder Pirna allein da, wo der Pirnaer Anzeiger richtig Dohnasche Straße schreibt, während man auf den Schildern Dohnaschestraße liest. Richtig ist die Schreibung ganz nur in Breslau (Märkische Straße) und in Laibach (Deutsche Gasse).

Betrachten wir die Antworten zusammen, so kommt die falsche Schreibung in einem Worte in 19 Städten vor; darunter sind so auffällige Beispiele, wie Breiterweg in Aurich, Kurzestraße in Barmen und Plauen (wer denkt da nicht, die Straße sei nach einem Manne namens Kurze benannt?), Krummestraße in Blankenburg, Hohlegasse, Altermarkt und Alteschleuse in Mülheim an der Ruhr.*) Die falsche Schreibung mit Bindestrich findet sich in 5 Orten, z. B. Neue-Gasse und Untere-Badergasse in Annaberg, Neue-Straße und Lange-Straße in Ratibor. Beide falsche Schreibungen giebt es wiederum in 5 Städten. Ein Durcheinander von falschen und richtigen Schreibungen herrscht in 14 Städten; von besonders auffallenden und sonst bemerkenswerten Namen erwähne ich folgende: Oberntorwall, Niedernstraße und Obernstraße, andrerseits Große Howe und Kleine Howe in Bielefeld; Langemarkt, Langenmarkt und Langermarkt, Thornsche Gasse, Baumgartsche-Gasse in Danzig; Breitergang und Alterwall in Hamburg; Breiterweg, Breite Weg und Breite-Weg(!), Alter-Markt und Alte Markt in Magdeburg; Deutschestraße und Preußischestraße in Stettin. In 10 Städten haben die amtlichen Schilder die richtige, aber Wohnungsanzeiger und Zeitungen die falsche Schreibung; besonders beachtenswert ist unter diesen Stralsund mit seiner „Unnützen Straße"! In Stuttgart trennen aber auch die Zeitungen noch wenigstens Bezeichnungen wie: Neue Brücke, Alte und Neue Weinsteige, Obere und Untere Bachstraße. Der Pirnaer Anzeiger schreibt zwar Dohnasche Straße, aber sonst wie die Schilder: Breitestraße, Neuestraße, Langestraße. An 18 Orten endlich herrscht die richtige Schreibung, in zwei vollständig getrennten Wörtern, vor.

Im Anschluß an diese beiden ersten Fragen seien einige Einzelheiten noch hervorgehoben: 1. Aus einigen Antworten geht hervor, daß bei den ältern Schildern die Schreibung meist richtig, bei den neuern aber falsch ist. Woher kommt dieser klägliche Rückschritt? Offenbar daher, daß bei den Massenbestellungen solcher Schilder die Schreibung der herzustellenden Aufschriften und dann in der Fabrik ihre Herstellung Leuten überlassen wird, die keine

*) Auf einem Konzertprogramm aus Goslar lasen wir neulich, daß das betreffende Konzert im Schönengarten stattfindet. D. R.

genügenden Sprachkenntnisse haben. Wie aber kann Besserung erzielt werden? Nun, die Sprachvereine mögen die städtischen Behörden auffordern, die Annahme falsch geschriebner Schilder zu verweigern. Auch wäre es gut, wenn den Fabriken, die solche Schilder herstellen — sehr viele werden es ja wohl nicht sein —, die Regeln über einheitliche und regelrechte Schreibung der Straßennamen zur Beachtung mitgeteilt würden. Besonders bedauerlich ist es, wenn in ein und derselben Straße alte und neue Schilder mit richtigen und falschen Bezeichnungen neben einander vorkommen, oder gar lauter neue mit verschiednen Schreibungen, z. B. in Bonn Meckenheimer Straße, Meckenheimer-Straße, Meckenheimerstraße; nur die Schilder mit der ersten Schreibung sind richtig. Oder: Wenzel-Gasse neben Wenzelgasse; nur Schilder der einen oder der andern Art sollten angebracht werden. Der Klagen über solche Unregelmäßigkeit enthalten meine Antworten viele. 2. In der Regel wird als Grund dafür, daß in den Zeitungen und Wohnungsanzeigern meist die Schreibung aller Straßennamen in einem Worte vorherrscht, die Raumersparnis angeführt. Läßt man diese Entschuldigung gelten, so können die Drucker nächstens mit allen möglichen andern Willkürlichkeiten herankommen und Raumersparnis vorschützen. Nimmt Adler-Straße wirklich so viel mehr Raum ein als Adlerstraße, so möge man bei dieser letzten Schreibung bleiben, sie ist ja richtig; aber statt Breitestraße drucke man — wenn nicht Breite Straße — so wenigstens Breite-Str., statt Französischestraße — Französische Str., statt Bernburgerstraße — Bernburger Str. usw. 3. Dr. Horst in Straßburg i. E. hat durch einen Schüler eine Anzahl Straßennamen an Ort und Stelle abschreiben lassen; wenn der Junge richtig und genau geschrieben hat — und das scheint der Fall zu sein —, so sind nur wenige Schilder in Straßburg richtig geschrieben; es heißt da z. B. Bei den Gedeckten-Brücken, Schwanen Gäßchen, Gedeckte Brückenplatz, Hirten Gäßchen, Große Renn Gasse, Gerber Graben Platz usw.; selbst die neuen Schilder zeigen dort ein wildes Durcheinander.

Meine dritte Frage lautete: „Wie ist es mit den alten Flurbezeichnungen und ähnlichem? z. B. »in der Kaule.« Sind hier die Präpositionen in letzter Zeit bei amtlicher Bezeichnung gefallen?" Aus den Beantwortungen geht hervor, daß in achtunddreißig Städten die Verhältniswörter (Präpositionen) noch erhalten sind; bemerkenswert ist dabei die Schreibung „Hintern lieben Frauen" in Braunschweig, und „An der Herzogin Garten" in Dresden. Man brauchte sich nicht zu wundern, wenn über kurz oder lang diese Straßenbenennungen zu „Liebfrauenstraße" und „Herzogingartenstraße" abgeändert würden; hoffentlich aber gelingt es den Sprachvereinen in jenen achtunddreißig Städten, solche und ähnliche Änderungen zu verhüten, sie erfüllen damit auch eine kulturgeschichtliche Aufgabe. Zum Teil erhalten, zum Teil aber gefallen sind die Verhältniswörter in dreiundzwanzig Städten; aus einzelnen sei erwähnt, daß in Elberfeld Bezeichnungen wie Altenmarkt, Hohlenscheid, Neuenhaus vor-

kommen, bei denen „Am“ gefallen ist, daß man dort aus „Am Neuen Teich“ Neuenteicher Straße, aus „Im Osterfeld“ Osterfelder Straße, aus „Am Arrenberg“ Arrenberger Straße, aus „Am letzten Heller“ Hellerstraße gemacht hat; gerade in Elberfeld und in Barmen ist diese Änderungssucht sehr groß. In Koblenz heißt es Altlöhrthor statt Am alten Löhrthor, Altenhof statt Am alten Hof. Dr. G. Wustmann schreibt von Leipzig: „Wir haben nur noch »An der ersten Bürgerschule«; »Am Rabensteinplatz« ist neuerdings zu »Rabensteinplatz« vereinfacht worden, weil man gesagt hat, daß doch niemand »am Am Rabensteinplatz« wohnen könne.“ Sehr gut! In Wesel heißt es jetzt Brandstraße statt „Auf dem Brand.“ In Bonn statt „An der Wachsbleiche“ Wachsbleicher Weg! Bei nicht wenigen Antworten findet sich die Bemerkung, daß das Volk noch immer die alten Bezeichnungen gebrauche. Recht so! Das gilt auch für die Städte, in denen die Verhältniswörter schon durchweg geschwunden sind; derer sind dreizehn. Bemerkenswert ist folgendes: In Aurich heißt es Julianenburger Straße statt „In der Julianenburg,“ Jakenbollwerkstraße statt „Jako-Uken-Bollwerk“ (!) (von Jako Uken 1427 aufgeworfne Schanze); in Barmen heißt es Altenmarkt, Neuenweg, Bredder Straße statt „In der Bredd',“ Springer Straße statt „Im Springen,“ Brucher Straße statt „Im Bruch,“ und — besonders beachtenswert — Mallack statt „Am Allack,“ Mottenberg statt „Am Ottenberg.“*) In Bochum giebt es eine „Böde Straße“ für früheres „In der Böde“; in Boppard heißt es seit den sechziger Jahren statt „Im Säuerling,“ „In der Floigt,“ „Auf dem Wasem,“ „Auf dem Angert“ — „Säugerlingsstraße“ usw.; in Krefeld hat man aus „Im Steckendorf“ eine Steckendorfer Straße, aus „Unter der Linde“ eine Linden-Straße gemacht, in Pirna aus „Im Brotkorb“ einen Brotkorbweg, in Reichenberg aus „In der Sorge“ eine Sorge Gasse.

Meine vierte Frage lautete: „Ist Grund zu der Annahme vorhanden, daß solche alte Bezeichnungen (mit Präpositionen) auf einen entsprechenden Antrag des Sprachvereins hin beibehalten oder wiederhergestellt werden würden?“ Von den Vereinen, die die vorige Frage mit „Nein“ beantworten konnten, haben die meisten diese vierte gar nicht beantwortet, obgleich es doch sehr wünschenswert war, zu erfahren, ob Aussicht vorhanden sei, daß die alten Bezeichnungen auch beibehalten werden. Mit „Ja“ haben diese vierte Frage siebzehn Vereine beantwortet, darunter einige mit der Bemerkung, daß der Oberbürgermeister den Vereinsbestrebungen günstig gesinnt sei; mit schlankem „Nein“ dagegen haben fünfzehn geantwortet, nämlich Barmen, Blankenburg, Essen, Frankfurt, Gablonz, Hamburg, Laibach (wegen des slowenisch gesinnten Ge-

*) Vergl. dazu, was Dr. Pressel von Heilbronn schreibt: „Vielleicht hierher zu rechnen der Flurname Membrods, der aus »Im Broz« (= Kröte, wir haben auch ein Krötenloch) entstanden sein könnte.“

meinderats), Leitmeritz, Lübeck, Metz, Neu-Ruppin, Plauen, Reichenberg, Wermelskirchen, Zwickau.

Barmen führt als Grund an, die Behörden scheuten die Kosten der Änderung; Blankenburg meint, die Wiedereinführung der alten Bezeichnungen sei unmöglich, weil sie erst kürzlich abgeschafft seien, und Neu-Ruppin, die alten Bezeichnungen mit Verhältniswörtern seien für den Gebrauch schwerfällig; Reichenberg schreibt: „Die hierfür gewählten kürzern Bezeichnungen entsprechen vollkommen," während bei der dritten Frage die Veränderung von „In der Sorge" zu Sorge Gasse verzeichnet wurde; Wermelskirchen betont, daß das Grundbuch fertig sei. Das letzte ist allerdings ein stichhaltiger Grund; wo der vorliegt, wird wohl kaum Wiederherstellung der alten Bezeichnungen möglich sein; überall anderswo aber sollten die Vereine gelegentlich die erforderlichen Schritte dennoch versuchen, namentlich aber wenigstens zu verhindern suchen, daß die Neubildungen, wenn sie auch die alte Bezeichnung in gewisser Beziehung retten, grammatisch unrichtig sind, wie z. B. Kauler Straße (statt Kaulenstraße) für „An der Kaule," Wachsbleicher Weg (statt Wachsbleichenweg) für „An der Wachsbleiche" und ähnliche. Endlich haben mit „Kaum," „Schwerlich" oder „?" geantwortet zwölf Vereine.

Die fünfte Frage lautete: „Betont man dort Stéglitzer Stráße oder Stéglitzer Straße? Leipziger Stráße oder Leipziger Straße? Berliner Stráße oder Berliner Straße? u. ä." Ich hätte vielleicht genauere Auskunft erhalten, wenn ich die jedesmalige zweite Betonung, die der Schreibung in einem Worte entspricht, auch so hätte drucken lassen. Nur in zwanzig Orten werden noch das Bestimmungswort und das Wort Straße betont; daß diese doppelte Betonung besonders dann stattfindet, wenn das Bestimmungswort sehr lang ist, ist selbstverständlich; ebenso daß die Betonung vom Zusammenhang des Wortes mit dem Satze sehr abhängig ist; festgestellt werden sollte nur, welche Betonung überwiegt, ob die, durch die — wenn auch vielleicht unwillkürlich — gezeigt wird, daß man das Bestimmungswort noch als Eigenschaftswort auffaßt, oder die andre, nach meiner Meinung falsche, nach der die Zusammenschreibung in einem Worte richtig sein würde, da das Bestimmungswort wieder — wie es ja ursprünglich allerdings der Fall war — als Genitiv des Bewohnernamens gefühlt wird, die aber — wie ich glaube — gerade nur aus der immer mehr zunehmenden Zusammenschreibung möglich geworden ist; sie kommt im Gegensatz zu jenen zwanzig in siebenundvierzig Städten vor. Daß, wenn es sich um Unterscheidung von andern Straßennamen handelt, der Ton stets nur auf dem Bestimmungsworte liegt, ist selbstverständlich; also z. B.: Wohnst du in der Árndtstraße? Nein, in der Berliner Straße. Beide Betonungsarten durch einander werden von sechs Vereinen als gebräuchlich angegeben. Dr. G. Wustmann schreibt über Leipzig: „Man kann alle drei Betonungen hören: Berliner Straße (immer, wenn der Unterschied hervor-

gehoben wird: er ist nach der Berliner Straße gezogen), aber auch Berliner Sträße, ja selbst Berliner Sträße." Mehrere geben an, es werde der Unterscheidung halber z. B. „Marien-Plätz und Marien-Sträße" betont; das ist auch wieder selbstverständlich; das meinte ich auch nicht, als ich in der Anmerkung zu Nr. 5 die Frage stellte: „Betont man aber dort etwa auch Holstenstraße statt Hólstenstraße? Goethestraße statt Goéthestraße? u. ä." Hierauf haben sehr viele gar nicht, neununddreißig mit Nein geantwortet; acht aber haben Einzelheiten mitgeteilt. Boppard: „Man betont Binger Gässe, Pastorsgäßchen, aber sonst Franziskáner Straße u. a. m." Braunschweig: „Hómburger Straße, Móltkestraße usw., aber: Rautheimer Wég, Hohe Stieg." Celle: „Nein, aber: Aller-Brücke." Hamburg: „Hólstenstraße, Goéthestraße, allerdings kommt bei einigen Straßen die andre Betonung vor, so: Reichenstraße, Bäckerstraße, Schmiedestraße." Leipzig: siehe vorher. Mülheim a. d. Ruhr: „Die alten Straßennamen werden von den gebornen Mülheimern, namentlich in der niederdeutschen Sprache, mit dem Ton auf Straße gesprochen, so Kettwiger Sträße! Dagegen haben neuere Straßen und diese namentlich im Hochdeutschen und bei Zugezognen den Ton so: Hingbergstraße, Heißener Straße." Trier: „Lúxemburger Straße, aber Eurener Wég." Wernigerode: „Die noch herrschende einheimische Weise legt hier den Ton entschieden auf Sträße: Breite Sträße, Miesleber Sträße; dagegen Grúbestraße, Fórckestraße." Dabei sei bemerkt, daß man in Bonn den Hófgarten nicht so, sondern Hofgärten nennt, ebenso den jetzigen Stádtgarten Stadtgärten und den frühern Knábengarten Knabengärten; selbst jetzt, wo die ersten beiden gleichzeitig bestehen, betont man bei beiden den Garten!"*) Dr. Pressel in Heilbronn schreibt: „In Ulm erkenne man den »Reingeschmeckten« (Hereingeschmeckten, Zugewanderten) daran sofort, wenn er Stádtmauer statt ulmisch Stadtmáuer spricht."

Die sechste Frage lautete: „Betont man dort Breite Sträße oder Breite Straße? Höhe Sträße oder Höhe Straße? u. ä." Das Ergebnis ist ähnlich wie bei der vorigen Frage; nur siebzehn Vereine geben die richtige Betonung, dreiundvierzig die falsche an (darunter in Braunschweig sogar Neúe Straße, in Stettin Kürze Straße). In drei Städten kommen beide Betonungen neben einander vor, in Breslau aber die falsche seltener als die richtige. Aus Lübeck wird geschrieben: „plattdeutsch wird stets Sträße betont." Von Einzelheiten erwähne ich: Annaberg: Am hohen Wég. Eger: Lange Gässe. Heidelberg: Kurzer Bückel. Koblenz: Altengräben, Altenhóf. Meiningen: Hohe Leite. Neunkirchen: Hóhlstraße, Schmaler Wég. Straßburg: Am Hohen Stég, Auf der grünen Wärte. Trier: Neuer Wég. Wernigerode: Breite Sträße, Hohe Wärte.

Die siebente Frage lautete: „Heißt es dort Breite Straße oder Breit-

*) Im Harz scheint man alle Ortsnamen so zu betonen. Man sagt auch Klausthál u. a.

straße? Hohe Straße oder Hochstraße? Neue Gasse oder Neugasse? Lange Straße oder Langstraße? u. ä.“ Durch sie wollte ich hauptsächlich feststellen, ob neben den häufigen Neugassen und Hochstraßen auch Langstraßen und Breitstraßen vorkommen. Eine Breite Straße giebt es nach den Antworten in vierunddreißig Städten, in vier Städten eine Breite Gasse, in einer (Aurich) einen Breiten Weg; dagegen giebt es eine Breitgasse nur in Danzig, und von Köln heißt es: „Der Kölner sagt gewöhnlich Breitstraße.“ Es ist sehr eigentümlich, daß sich Breite Straße, das jetzt fast überall in einem Worte geschrieben wird, doch nicht zur Breitstraße entwickelt hat. Eine Schmale Straße wird aus Marienwerder und aus Stuttgart gemeldet, eine Schmale Gasse aus Czernowitz, ein Schmaler Weg aus Neunkirchen; aber keine Schmalgasse etwa. Eine Hohe Straße geben neunzehn Vereine an, eine Hohe Gasse nur Czernowitz, eine Hohe Warte Wernigerode und Wien, Wien auch einen Hohen Markt und einen Hohen Steig, Straßburg einen Hohen Steg, Meiningen eine Hohe Leite. Eine Hochstraße dagegen haben fünfzehn Städte, eine Hochallee eine (Hamburg, neben einer Hohen Straße); von Köln heißt es: „Hochstraße; plattkölnisch heißt es aber Huhstroß; daraus ist das hochdeutsche Hohe Straße entstanden, das niemand spricht.“ Einen Tiefen Graben hat Wien. Eine Neue Gasse giebt es in neun Städten, eine Neugasse dagegen in elf; eine Neue Straße in zehn, eine Neustraße in elf; einen Neuen Weg hat Magdeburg. Von Hamburg heißt es: „Neustraße findet sich dreimal: es giebt eine altstädter und eine neustädter Neustraße, sowie eine Neustraße in dem ehemaligen Vororte Hohenfelde; außerdem giebt es eine Neue Straße in der frühern Vorstadt St. Georg.“ Vier Vereine haben auch einen Neumarkt verzeichnet, einen Neuen Markt dagegen nur Straßburg im Elsaß. Eine Altgasse giebt es in Bockenheim und in Wien; eine Alte Gasse in Frankfurt, eine Alte Straße in Wilhelmshaven. Eine Lange Straße verzeichnen sechsundzwanzig Vereine (Frankfurt a. M.: „Im Volksmunde aber »Langstraß«“), eine Lange Gasse Budweis, Eger, Gablonz, Leitmeritz und Wien; Wien auch ein „Langes Kirchfeld,“ Aurich einen „Langen Kamp,“ Lübeck eine „Lange Reihe.“ Eine Langstraße aber haben nur Straßburg im Elsaß und Trier, eine Langgasse nur Bonn, Danzig, Köln und Linz, Danzig auch einen Langgarten. Eine Kurze Straße kommt elfmal, eine Kurze Gasse einmal (in Czernowitz), eine Kurzgasse kommt nicht vor. Eine Obere Gasse giebt es auch nicht, eine Oberstraße in Boppard, Düsseldorf, Elberfeld, eine Obergasse in Zittau; eine Niederstraße in Marienwerder und in Wesel, eine Niedergasse in Darmstadt-Bessungen. Ferner werden noch angegeben: Hinterstraße (München, Trier), Hintergasse (Boppard), Hinterreihe (Plön); Mittelstraße (Celle, Düsseldorf, Elberfeld, Mettmann, Zittau), Untere Marktstraße (Boppard, doch spreche man: Untermärktstraße), Steile Gasse (Czernowitz), Stille Gasse (Czernowitz), Dunkle Straße (Münden), Rauhe Gasse (Celle), Raukamp (Elberfeld), Krummgasse (Wien), Enggasse (Prüm), Klein-

gasse (Wien), Großgasse (Sobernheim), Gutstraße (Metz), Schöne Gasse (Elberfeld; Betonung: Schöne Gässe), Hohle Gasse (Mülheim a. d. R., Reichenberg), Hohlstraße (Neunkirchen; im Volksmunde aber: In der Hohl), Querstraße (Marienwerder, Plauen, Stuttgart), Rotgasse (Wien), Roter Hof (Wien), Graugasse (Trier); endlich Grünstraße (Breslau, Elberfeld, Marienwerder, Mülheim a. d. R., Stettin), Grüne Schanze (Stettin), Grüner Weg (Bonn, geschrieben jetzt meist: Grünerweg!), Grüne Gasse (Czernowitz, Münster, Zittau), Grüne Straße (Frankfurt, Schwerin).

Die achte Frage lautete: „Welche Bildungen auf —er kommen vor? Etwa auch solche wie Baumschuler, Kreuzberger, Viehhofer, Rathauser Straße, Gasse, Weg u. ä., d. h. solche, bei denen es sich um Namen handelt, die nicht von Ortschaften hergeleitet sind, sondern von Plätzen, Bergen, Gebäuden, Grundeigentümern usw.?" Hier haben außer einigen, die gar nicht geantwortet haben, siebenundvierzig Vereine berichtet, daß solche Mißbildungen bei ihnen nicht vorkommen. Zweiundzwanzig andre Vereine haben als Mißbildungen, die auch meist noch fälschlich in einem Worte geschrieben werden, zu verzeichnen: Aachen: Hahnbrucher Straße, Kamper Straße, Kirberichshofer Weg, Drischer Gäßchen. Aurich: Julianenburger Straße (vergl. vorher, zu drei), Nürnburger Straße („entstanden aus dem plattdeutschen Nörder [d. h. Norder = nach Norden gerichtete] Burg"), Hassenburger Straße, Lüchtenburger Weg. Barmen: Rathauser Brücke, Lichtenplatzer Straße (ein Außenteil der Stadt heißt Lichtenplatz), Werther Straße (daneben Kleine Werth-Straße), Auer Straße, Haspeler-Straße (Am Haspel), Heidter Straße, Dörner Straße (In den Dörnen), Westkotter Straße, Bredder Straße (In der Bredd). Blankenburg: Lühner Gasse(?). Bochum: Marbrücker Straße, Fahrendeller Straße. Bonn: Baumschuler Allee, Engelthaler Straße, Gronauer Weg, Gudenauer Gasse, Krausfelder Weg, Kreuzberger Weg, Venusberger Weg, Wachsbleicher Weg. Breslau: Brandenburger Straße („wohl zur Erinnerung an den Grafen Brandenburg; wie im Munde des Volkes auch hin und wieder statt Gneisenau-Straße: Gneisenauer Straße!") Danzig: Ketterhager Gasse, Mottlauer Gasse (von dem Flusse Mottlau), Neugarter(!) Thor, Langgarter(!) Hintergasse. Darmstadt: „Ohne amtliche Giltigkeit hört man bisweilen Friedhöfer Weg, Rathäuser Uhr usw., in Berlin [auch in Leipzig! D. R.] sagt der schlichte Mann gewöhnlich Gneisenauer Straße [vergl. Breslau]." Düsseldorf: Winkelfelder Straße neben Ahnfeld-Straße und Kirchfeld-Straße. Elberfeld: „Ich zähle siebzig Bildungen auf —er, darunter auch recht fehlerhafte, z. B. Arrenberger Straße [Am Arrenberg], Berger Haide, Brausenwerther Straße (Im Brausenwerth), Eschenbecker Straße, Holzer Straße [Vorm Holz], Nüller Straße [An der Nüll], Schloßbleicher Straße, Stockmannsmühler Straße [! An Stockmanns Mühle], Wüstenhofer Straße." Mir selbst sind ferner aus meiner Heimat E., wo eine wahre Wut für solche Benennungen zu herrschen scheint, erinnerlich: Briller Straße (Am Brill), Nützenberger Straße

(Am Nützenberg), Obergrünewalder Straße, Untergrünewalder Straße, Auerschülstraße (! Schule an der Aue)*), Auer Straße, Osterfelder Straße (Im Osterfeld), Hofauer Straße (Auf der Hofaue), ferner Mittelsteinenfelder Straße (welches Ungetüm!), Ostersbaumer Straße, Kluser Straße, Kolker Straße, Mirker-Straße**), aber andrerseits doch auch Kipdorf-Straße, Wirmhof-Straße u. a. Essen: „Viehhofer Straße ist keine moderne Mißbildung, sondern altüberlieferter Name.“ Ob alt oder neu, eine Mißbildung bleibts doch. Frankfurt a. M.: Hainer Weg („nach dem Wald »Hain« führend“!), aber richtig Hainer Hof („früher dem Kloster Haina gehörig“) und Arnsburger Hof („früher dem Kloster Arnsburg gehörig“), Lindheimer Gasse („nach einem Herrn von Lindheim benannt“), Seckbacher Gasse („nach einem Hause Seckbach benannt“); man beachte auch Häuser Gasse (nach dem Orte Hausen führend) in Bockenheim, aber daneben Hausener Landstraße. Welch sinnentstellendes Bild giebt die Schreibung Häusergasse! Leipzig: „Im vorigen Jahrhundert sagte man noch Rosenthäler Brücke, Rosenthäler Thor. Jetzt heißt es Rosenthalbrücke.“ Leitmeritz: Mariahilfer Straße („von einer Kapelle hergeleitet“). Meiningen: Landsberger Straße („vom Schloß Landsberg“); richtig aber: Wettiner-Straße, Ernestiner-Straße, Bildungen, die mit Franziskaner-Straße und ähnlichem zusammengehören. Mettmann: Lutterbecker Straße („nach dem Gehöfte Lutterbeck“), Brücker(!) Straße („nach einer Brücke, die über den Mettmanner Bach führt“). Mülheim a. d. R.: Auer Straße. Stralsund: Semlower Straße, Ravensberger Straße, Ossenreyer Straße (nach den Patrizierfamilien Semlow, Ravensberg, Ossenrey), aber richtig: Sarnow-Straße (nach der Familie Sarnow). Wermelskirchen: Wolfhagener Straße. Zittau: Mandauer Berg („von dem Flüßchen Mandau, an dem Zittau liegt; früher auch Mandausche [!] Berg“). Die Sprachvereine sollten dafür Sorge tragen, daß nicht noch mehr solche falsche Bildungen entstehen, wie sie namentlich für alte, mit Verhältniswörtern zusammengesetzte Benennungen beliebt werden, andrerseits dafür, daß womöglich die bestehenden falschen geändert werden.

(Schluß folgt)

*) In Würzburg giebt es gar eine „Domerschulgasse“!

**) Grünewalderbergstraße, Hombücheler Straße, Ottenbrucher Straße, Vogelsauer Straße, Ohligsmühler Straße und Klophauser Höhe (nach dem Grundeigentümer Klophaus)!

Wandlungen des Ich im Zeitenstrome

10. Die Exkommunikation

Ein Idyll mag so schön sein, wie es will, für sich allein füllt es das Gemüt eines arbeitslustigen Mannes von vierzig Jahren nicht aus. Dazu kam die unbehagliche Empfindung, den Wirrnissen des Kirchenstreits zusehen zu müssen und nicht eingreifen zu dürfen, und endlich war ich auch der materiellen Sorgen nicht überhoben; denn bei einem Einkommen von noch nicht fünfhundert Thalern konnte ich, wenn ich teilweise dienstuntauglich wurde, keinen Kaplan halten, und vor Eintritt der Untauglichkeit eine andre Stelle zu bekommen, daran war nach Ausbruch des Kulturkampfs nicht zu denken. Man wird es unter diesen Umständen begreiflich finden, daß Hartmanns Philosophie des Unbewußten, die mir damals in die Hände fiel, einigen Eindruck auf mich machte. Jedenfalls mußte ich an etwas denken, was mir die Zeit und die Seele ausfüllte und womöglich auch das Einkommen ein wenig verbesserte. Um Dorfromane schreiben zu können, hätte ich Dichter sein müssen, was ich leider nicht bin; für gelehrte Arbeiten würden mir nicht allein die Hilfsmittel gefehlt haben, sondern auch der Gegenstand, denn welchen der mir nahe liegenden Gegenstände hätte ich behandeln können, ohne aufs neue in Konflikt mit meinen Glaubensgenossen zu geraten? Wie glücklich ist doch in „sothanen fährlichen und geschwinden Läufften" der Mann, der sein Herz an die Ergründung eines vorgeschichtlichen Problems, etwa der Atlantisfrage gehängt hat! So blieb die Publizistik übrig, aber doch nur die anonyme, die unter solchen Verhältnissen eigentlich unanständig war und mir widerstrebte. Dennoch schickte ich ein paar Sachen an die Schlesische Zeitung. Der eine Artikel, ein harmloser Bericht über ein eben erschienenes Buch (Briefwechsel zwischen Diepenbrock und Passavant), brachte mir zwanzig Mark ein, ein andrer wurde mir zurückgeschickt, und das war mir eigentlich lieb, denn seine Veröffentlichung hätte die Illoyalität, deren ich mich dabei schuldig machte, vollendet; heute kann ich darüber reden, ohne etwas Unrechtes zu begehen.

Es handelte sich um eine Maßregel der geistlichen Behörde gegen die Zivilehe. Bekanntlich wird nach dem vortridentinischen Recht die Ehe, wenn kein trennendes Ehehindernis obwaltet, durch den erklärten consensus der Brautleute geschlossen. Das Tridentinum hat angeordnet, daß die Ehe fortan nur

Digitized by Google

coram parocho proprio et duobus testibus geschlossen werden dürfe, und daß jede Ehe, die ohne diese Zeugenschaft eingegangen wird, ungiltig sein soll. Aber diese Vorschrift gilt nur für die Gegenden, wo die Beschlüsse des Tridentinums verkündigt worden sind, d. h. für die katholischen Länder; in den rein oder überwiegend protestantischen Ländern wird angenommen, daß wegen nicht vollzogner Verkündigung die Bestimmung keine Kraft habe, Ehen von Katholiken daher, die ohne jene Zeugenschaft geschlossen werden, nach wie vor giltig seien. Demnach sind in solchen Gegenden auch die gemischten Ehen giltig, die in der evangelischen Kirche geschlossen werden; nicht etwa weil der evangelischen Einsegnung die eheschließende Kraft zugestanden würde, eine solche Kraft hat auch die katholische Einsegnung nicht, sondern weil eben die Anwesenheit des katholischen Pfarres nicht erforderlich ist. Nur insofern ist die evangelische Trauung auch vom katholischen Standpunkt aus von Wert, als ja dadurch ebenfalls, sowie durch das Zeugnis des Standesbeamten, jenem Übelstande abgeholfen wird, dem die tridentinische Bestimmung abhelfen sollte, dem Mangel der öffentlichen Beurkundung bei formlos abgeschlossenen Ehen. Dieser Rechtszustand ist von Benedikt XIV. für die Niederlande ausdrücklich anerkannt worden, und auf Anfragen aus der Diözese Breslau ist die Antwort ergangen, daß das Breve des genannten Papstes auch für die dortigen gemischten Ehen gelte. Für die ehemals rein protestantischen Provinzen Brandenburg und Pommern, die erst vor einigen Jahrzehnten als Delegaturbezirk der Diözese angegliedert worden sind, versteht es sich von selbst. Sauers Handbuch für Pfarrer, das über diese Verhältnisse Auskunft giebt, ist mir abhanden gekommen, ich kann daher die erwähnten Entscheidungen der römischen Kurie nicht anführen. Die Realencyklopädie von Herzog und Plitt und Schultes Lehrbuch des katholischen Kirchenrechts enthalten aber wenigstens das allgemeine. In der Encyklopädie (4. Band, S. 79) schreibt Scheurl: „Nach dem Recht der katholischen Kirche kann durch die bürgerliche Eheschließung eine Ehe, welche zugleich ratum und legitimum matrimonium wäre, nur da zustande kommen, wo das tridentinische Dekret nicht publizirt ist; wo dieses publizirt oder ohne Publikation in Übung ist, kann die bürgerlich geschlossene Ehe erst dadurch ratum matrimonium werden, daß die Schließung in der hierin vorgeschriebnen Form nachfolgt. Solange dies nicht geschieht, haben die geistlichen Gerichte, als Gewissensgerichte, die Ehe als mit dem impedimentum clandestinitatis behaftet zu behandeln.“ Und Schulte a. a. O. Seite 447: „In denjenigen Gegenden und Pfarreien, wo das angegebne Dekret des Konzils von Trient weder besonders publizirt noch durch Observanz in Gebrauch ist, gilt das vortridentinische kanonische Recht. Zur Giltigkeit der Ehe ist dort [nur] notwendig der wirklich zustande gekommne consensus, sei er durch verba de praesenti erklärt (sponsalia de praesenti), oder sei zu einem Verlöbnis der concubitus getreten.“

Unter diesen Umständen war in der Diözese Breslau die vor dem Standesamt geschlossene Ehe nach dem kanonischen Recht zweifellos giltig. Ob das die geistlichen Behörden zugestanden haben würden, wenn man sich nicht gerade im Kulturkampf befunden hätte, kann ich nicht wissen. Jedenfalls macht es der Kriegszustand erklärlich, daß an die Pfarrer eine streng vertrauliche Verfügung erging, wonach fortan in der Osterzeit das tridentinische Dekret in jeder Gemeinde verkündigt werden sollte, und damit hörte auch der Zustand der Unschuld für den katholischen Teil solcher gemischten Brautpaare auf, die sich in der evangelischen Kirche trauen oder, wie man nach Einführung der Zivilehe sagen muß, einsegnen lassen. Mich entrüstete diese Perfidie, wofür ich damals die taktisch ganz richtige Maßregel ansah, und ich schrieb ungefähr das, was ich hier gesagt habe, an die Schlesische Zeitung, die es aber, wie gesagt, nicht verwendbar fand. Mehrere Jahre später entbrannte ein heftiger Streit über die Angelegenheit, weil das tridentinische Dekret in Berlin und in Schweidnitz an die Kirchthür angeschlagen worden war. Der Streit verlief, wie solche Streitigkeiten zu verlaufen pflegen: die protestantischen Angreifer schossen beharrlich vorbei, und die Katholiken wurden durch den Angriff bloß gereizt, aber nicht geschädigt. Unzähligemal wurde in den protestantischen Zeitungen der Vorwurf wiederholt, die evangelischen Ehen würden von den Katholiken für Konkubinate erklärt, was einfach unwahr ist; die katholische Kirche erklärt nicht allein die evangelischen, sondern auch die jüdischen und heidnischen Ehen für wirkliche und giltige Ehen; das tridentinische Dekret gilt nur für die Katholiken, und auch für diese, wie gesagt, nur dort, wo es verkündigt ist; den giltigen Ehen der Häretiker und Schismatiker kommt nach Gury sogar der sakramentale Charakter zu. Den richtigen Angriffspunkt: daß der Fürstbischof das vorher nicht verkündigte Dekret gerade in jenem Augenblick amtlich bekannt zu machen befahl, hat kein einziger der Angreifer getroffen, nicht einmal ein Jurist, soviel ich mich entsinnen kann, wie denn überhaupt protestantische Juristen in der Kunst, kirchliche Rechtsverhältnisse mißzuverstehen, mit gewöhnlichen protestantischen Zeitungsschreibern wettzueifern scheinen; einen recht merkwürdigen Fall dieser Art will ich später noch anführen.

In dem Drange, wenigstens etwas zu thun, sei es auch das allerdümmste, erklärte ich meine Beistimmung zur Staatskatholikenadresse. Eine Dummheit war das, denn das Staatskatholikentum ist mir vom ersten Augenblick bis zum letzten so widerwärtig wie möglich gewesen. Als im Posenschen einer Gemeinde der erste Staatspfarrer aufgezwungen wurde, sagte ich zum Herrn v. K.: Das ist ja reizend, von der angeblichen Gewissenstyrannei des Klerus will man die Katholiken befreien, und nun fängt man das Befreiungswerk damit an, daß Gendarmen in die Gemeinden Geistliche einführen, von denen jene nichts wissen mögen! Aber der Unwille über diese thörichte Wirtschaft wurde damals bei mir noch überwogen von dem Unwillen über den Druck,

den die gedrückte Hierarchie ihrerseits noch auszuüben vermochte, weil es dieser und nicht der Druck des Staates war, den ich selbst empfand. Der Fürstbischof („In hohem Auftrage: Peschke“) schrieb mir unter dem 14. Juli 1873: „Der Deutsche Reichs- und Preußische Staatsanzeiger brachte jüngst die zunächst von Schlesischen Katholiken aus Anlaß der neuen sogenannten Kirchengesetze ausgegangne Adresse an Se. Majestät den Kaiser und König, in welcher wir Bischöfe der Störung des konfessionellen Friedens, der Mißachtung bestehender Gesetze, der Erhebung unberechtigter Ansprüche, der Erregung eines unheilvollen Streites zwischen Staat und Kirche, des Mißverständnisses und der Leidenschaft usw. angeklagt werden und jedes selbständige Recht der Kirche geleugnet wird. Laut des Anzeigers vom 11. dieses Monats sind auch Euer Ehrwürden dieser Adresse beigetreten. Wir veranlassen Sie zu baldiger Erklärung: ob Sie den Beitritt als Ihrerseits erfolgt anerkennen, ob Sie die Adresse nicht gelesen haben, und wie Sie das der Diözese abermals gegebne öffentliche Ärgernis entschuldigen und wieder gut machen wollen.“

Als Antwort schickte ich dem Bischof unverschämterweise eine lange Abhandlung ein — Zeit hatte ich ja —, deren Hauptstellen ich, um das Ärgernis wieder gut zu machen, mitteilen will, denn die Grenzbotenleser werden das Gegenteil von Ärgernis dabei empfinden. „Euer usw. erwidre ich ganz gehorsamst, daß ich es für eine Verletzung der Seiner Majestät dem Kaiser und König schuldigen Unterthanen- und Beamtentreue ansehen würde [als Lokalschulinspektor war ich ein Stückchen von einem königlichen Beamten], wollte ich wegen Beteiligung an einer Höchstdemselben gewidmeten Ergebenheitsadresse mich verantworten oder entschuldigen. Wenn ich dennoch auf die in der Hohen Zuschrift enthaltnen Fragen eingehe, so geschieht dies nicht in Anerkennung einer Verpflichtung, sondern nur aus persönlicher Ehrfurcht gegen Eure Fürstliche Gnaden. Die fragliche Adresse habe ich gelesen, meine Beitrittserklärung aber erst längere Zeit nachher, ohne ein Exemplar der Adresse vor mir zu haben, eingesandt. Auch jetzt ist mir kein Exemplar zur Hand, noch habe ich ihren Wortlaut im Gedächtnis. So viel erinnere ich mich, daß Anschuldigungen gegen die Hochwürdigsten Herren Bischöfe darin nicht vorkommen. Anschuldigungen werden darin erhoben gegen eine Partei in der katholischen Kirche; über etwaige Beziehungen der Hochwürdigsten Bischöfe zu dieser Partei wird — so viel ich mich erinnere — nichts gesagt, wie auch ich mir ein Urteil darüber nicht anmaße. Auch kann ich mich nicht erinnern, daß in der Adresse »jedes selbständige Recht der Kirche geleugnet« würde. Das Recht der Kirche, zu glauben, was sie will, zu lehren, was sie will, die heiligen Sakramente zu spenden wie, wo und wem sie will, ihr Vermögen zu verwalten [das Gesetz über die Verwaltung des Kirchenvermögens wurde erst später erlassen], das Recht, die Kirchenbeamten anzustellen (allerdings mit gewissen Einschränkungen, wie sie immer und überall bestanden haben), über diese die Disziplinargewalt

zu üben und geistliche Strafen zu verhängen (darunter auch die größte, den Ausschluß aus der Kirche, die thatsächlich eintritt, wenn die heiligen Sakramente verweigert werden; die öffentlich bekannt gemachte Exkommunikation ist keine geistliche, sondern eine eminent bürgerliche Strafe, da sie dem Exkommunizirten, falls er unter Katholiken lebt, das Leben nicht bloß unerträglich, sondern unmöglich macht), von allen diesen Rechten wird in der Adresse keins bestritten, sondern, soweit ich mich erinnere, nur das Recht, in Angelegenheiten gemischt bürgerlich-kirchlicher Natur die Grenze zu bestimmen. Nun weiß ich allerdings, daß der Kirche oder richtiger gesagt der höchsten kirchlichen Behörde (die neuerdings beharrlich mit der Kirche identifizirt wird, ähnlich wie die Schriftsteller des spätern Mittelalters »Kirche« zu schreiben pflegten, wenn sie den Kirchenstaat meinten) von extremen Systematikern nicht allein dieses Recht, sondern überhaupt jedes Recht zugesprochen wird, sodaß für die Geistlichen und die Laien, sowie für die weltlichen Regierungen schlechterdings nichts übrig bleibt, als die Pflicht unbedingten Gehorsams in allen geistlichen und geistlich-weltlichen Dingen. Ich weiß aber auch, daß die Träume der Systematiker niemals Wirklichkeit geworden sind, daß vielmehr, so oft und so lange der Kirche überhaupt ein Staat gegenüberstand, der Staat das Recht der Grenzbestimmung geübt hat, vom Staate der römischen Cäsaren bis auf den Staat Ludwigs XIV. und der Maria Theresia herab.... Die Unterzeichnung der Adresse habe ich für Pflicht gehalten, weil ich die doppelte Überzeugung hege, daß einerseits die Kirche durch die sogenannten Kirchengesetze an der Erfüllung ihrer Mission nicht gehindert wird, und daß andrerseits, wenn die Opposition der sogenannten katholischen Presse gegen die Staatsregierung Erfolg haben sollte, die Existenz des deutschen Reichs nicht bloß, sondern auch die des preußischen Staats in Frage gestellt würde. Es ist notorisch, daß sich diese Presse gegenwärtig einer höhern Autorität erfreut als selbst der Episkopat, denn noch jedesmal, so oft einer der Hochwürdigsten Bischöfe mit einem einflußreichen katholischen Blatte in Kollision geriet, hat er nachgeben müssen. Nun haben vor drei Jahren die Historisch-Politischen Blätter, wohl die angesehenste der katholischen Zeitschriften Deutschlands, den Bischöfen und dem katholischen Volke Preußens den katholischen Charakter abgesprochen, letzterm, weil es 1866 — wenn gleich ungern — doch in den Krieg gegen Österreich gezogen sei, den erstern, weil sie diesen Krieg nicht öffentlich und nachdrücklich verurteilt hätten. Wenn sich diese Anschauung Bahn bricht, und wenn zugleich dem katholischen Volke Deutschlands die Meinung beigebracht wird, die die besagten Organe unablässig predigen, daß die Staatsregierung darauf ausgehe, ihm sein heiligstes Gut, die Religion, zu rauben (einfache Leute meiner Gemeinde haben wiederholt gefragt: ist es denn wahr, daß wir nicht mehr zur heiligen Beichte und in die heilige Messe gehen dürfen?), dann werden bei einer kriegerischen Verwicklung die Stimmen der Hochwürdigsten Bischöfe

gegen ein Bündnis der deutschen Katholiken mit Frankreich so wenig vermögen, wie die an die Arbeiterklasse gerichteten Ermahnungen zur Genügsamkeit und die Abmahnungen von Gewaltthaten vermögen, nachdem katholische Männer, die sich mit solchen Gegenständen beschäftigen, Jahrzehnte hindurch den Haß gegen das Kapital gepredigt und der Ansicht, die Arbeiter müßten suchen, ihre Lage durch Sparsamkeit und durch Steigerung ihrer Intelligenz zu bessern, die Behauptung entgegengestellt haben: es sei ein Hohn, Leute, die das zum Leben notwendige nicht haben, zur Sparsamkeit zu ermahnen, und ehe man für die Arbeiterkinder Schulen errichte, solle man vorher, damit sie nicht verhungern, Suppenanstalten begründen. [Wenn ich mich recht erinnere, waren es ebenfalls die Historisch-Politischen Blätter, die in den sechziger Jahren dergleichen predigten.] ... Nicht darin sehe ich das Unglück, daß ein katholischer Priester eine eigne, von der Majorität seiner Amtsgenossen abweichende Überzeugung öffentlich ausspricht, sondern daß ein solches Aussprechen der eignen Überzeugung Ärgernis erregt. Ist es doch so weit gekommen, daß es kaum noch einen Gegenstand der Wissenschaft, der Politik, des bürgerlichen, ja sogar des persönlichen und Familienlebens mehr giebt, über den ein Katholik eine von der herrschenden Presse unabhängige Meinung aussprechen könnte, ohne daß er des Abfalls vom Glauben beschuldigt würde. Diesen Zustand habe ich seit Jahren als unheilvoll beklagt. Sollte es wirklich gelingen, jeden denkenden Kopf, jede unabhängige Überzeugung, jeden selbständigen Charakter aus dem Katholizismus hinauszudrängen, dann bliebe von diesem freilich nichts mehr übrig als ein ungeheurer Automat, der nur noch durch die Ähnlichkeit der äußern Erscheinung an die ehemalige katholische Kirche erinnern würde. Drum halte ich unter allen dringenden Bedürfnissen der jetzigen Zeit für das dringendste, dieser allergrößten Gefahr vorzubeugen, und das katholische Volk nach und nach wieder daran zu gewöhnen, daß es selbständig denkende, überzeugungstreue und charakterfeste Männer nicht als den Ruin, sondern als die Lebenskraft der Kirche betrachte usw."

Nach Absendung dieses höchst überflüssigen Ergusses mußte ich wieder einmal, wie öfter in den letzten Jahren, täglich auf der Lauer liegen, um meinen Briefboten (es war ein Schulknabe, der die Postsachen in einer verschlossenen Blechtasche holte) heimlich abzufangen; denn wenn mich die Mutter einen großen Brief auspacken sah, dessen Inhalt ich ihr nicht mitteilen konnte, geriet sie in große Angst. Oft, wenn sie einen amtlichen Brief in meiner Hand sah oder in meinem Gesicht einen bedenklichen Zug entdeckte, sagte sie: Schreibt, lieber Herr, schreibt, daß Ihr bei der Pfarre bleibt! Ich hatte ihr dieses Sprüchlein mitgeteilt, das der Volkswitz in der Zeit, wo die Konkordienformel umging, den sächsischen Pfarrfrauen in den Mund gelegt hat. Diesmal kam aber kein Brief, sondern der fürstbischöfliche Kommissarius, Propst Hübner aus Zobten am Bober, der zwar ein vortrefflicher Mann und höchst ange-

nehmer Gesellschafter war, dessen Anblick mich aber an jenem Tage nicht übermäßig erfreute. Zufällig oder, wie beide meinten, durch Gottes Fügung kam gleichzeitig von der andern Seite mein Bruder, der Kaplan an, zum Besuch, wie er der Mutter sagte, in Wirklichkeit aber nur, um mich zum Widerruf meiner Unterschrift zu bestimmen. Während die Mutter in der Küche beschäftigt war, bearbeiteten mich beide und beschworen mich „vor dem Bilde des gekreuzigten Heilands." Ich blieb dabei, ich könnte dem Propst die protokollarische Erklärung, die er mir zu entlocken den Auftrag hatte, nicht so ohne weiteres geben, und versprach, sie ihm nächster Tage nach Zobten zu bringen. Mein Bruder reiste am andern Tage wieder ab, und einen Tag darauf erklärte ich der Mutter, ich hielte mich zu einem Gegenbesuch beim Propst verpflichtet, hätte eigentlich auch etwas amtliches mit ihm zu besprechen, worüber sie sehr erfreut war, denn es verstand sich von selbst, daß sie mitfuhr, und das Wetter war wunderschön. Vor der Abfahrt schickte ich folgende Erklärung an die Schlesische Zeitung: „Hätte ich geahnt, daß die Beteiligung an der viel besprochnen Adresse schlesischer Katholiken als Auflehnung gegen die geistliche Obrigkeit, ja als Abfall von der Kirche aufgefaßt, und daß den geistlichen Unterzeichnern der Adresse nur die Wahl gelassen werden würde zwischen Widerruf einerseits und Bann nebst Absetzung andrerseits, so hätte ich meinen Namen nicht beigefügt. Da nun in Wirklichkeit dieses Ungeahnte eingetreten ist, ich aber durchaus nicht gewillt bin, aus dem Verbande der katholischen Kirche auszuscheiden, so ziehe ich, unbeschadet der Seiner Majestät dem Kaiser in jener Adresse angelobten Ergebenheit, meine Unterschrift hierdurch zurück." In Zobten überließen wir meine Mutter zunächst der Gesellschaft der Schwestern des Propstes und zogen uns in dessen Studirstube zurück. Das Geschäft ging glatt von statten. Ich überreichte eine Abschrift meiner Erklärung, die, da sie am andern Morgen gedruckt erscheinen mußte, eine vollendete Thatsache war, an der sich nichts mehr ändern ließ, und er verfaßte ein Protokoll, das ihm viel Kopfzerbrechen zu machen schien, denn er brauchte dazu so lange Zeit, daß ich unterdessen einen auf dem Sofatische liegenden Roman von Bollanden halb durchlesen konnte. Ich fand ihn übrigens abscheulich. Dann unterschrieben wir und begaben uns zu den Frauen zum gemeinsamen Kaffee. Meine Mutter fand die Partie ganz reizend. Da es mir gelungen war, ihr auch alle gefährlichen Zeitungsblätter zu unterschlagen, so hatte sie keine Ahnung; aber nachträglich erfuhr sie die Geschichte doch durch einen um mein Seelenheil und um das Heil der Kirche sehr besorgten Amtsbruder, der durch seine Unfähigkeit, etwas auf dem Herzen zu behalten, berüchtigt war (er war imstande, binnen einer Stunde zehn verschiedenen Personen beiderlei Geschlechts ein Geheimnis sub sigillo anzuvertrauen); seitdem machte sie der Anblick der Blechtasche nervös.

Mit der Erklärung, daß ich nicht gewillt sei, aus der Kirche auszuscheiden,

war es mir voller Ernst gewesen. Um evangelisch werden zu können, war ich noch viel zu katholisch, und zu jener philosophischen Selbständigkeit, die der Kirche für das eigne Gemütsleben nicht mehr bedarf, hatte ich mich noch nicht durchgerungen. Was aber das Materielle betrifft, so wußte ich die Existenzsicherheit viel zu gut zu schätzen, als daß ich sie hätte für nichts und wieder nichts wegwerfen sollen. So oft ich des Abends von einem Besuch allein heimkehrte, sagte ich mir beim Eintritt in mein Gärtchen: Welches Glück ist es doch, ein eignes Heim zu haben, aus dem einen niemand verjagen darf! Eine „Sache," für die ich mich hätte verpflichtet fühlen können, dieses Gut und das Glück meiner Mutter aufzuopfern, gab es nicht, denn die bloße Negation einiger Dogmen und die Opposition gegen die in der Kirche herrschende Richtung sind keine solche „Sache." Ja da ich immer noch die katholische Kirche für die, wenn auch durch menschliche Irrtümer und Leidenschaften verdorbne wahre Kirche Christi hielt, so war eben sie die Sache, um die es sich handelte, und um an einer Reform dieser Kirche mitarbeiten zu können, mußte ich darin bleiben. Denn so viel wußte ich damals schon, daß die draußen stehenden, namentlich auch die Altkatholiken, die katholische Kirche zu reformiren so wenig Macht hätten, als etwa das Königreich Sachsen Macht hat, China zu reformiren. Der Protestantismus freilich hat eine Reform der katholischen Kirche bewirkt, aber der war auch so mächtig, daß er eine Zeit lang das Dasein der päpstlichen Kirche bedrohte, und zu einer solchen Macht konnte es der Altkatholizismus, das sah man deutlich, niemals bringen. Aus solcher Überzeugung hatte auch Döllinger von der Gründung einer altkatholischen Kirchengemeinschaft abgeraten und gemeint, die Opposition gegen das Vatikanum müsse als liberaler Sauerteig in der Kirche bleiben. Und als ein Freund, der eine altkatholische Pfarrstelle in Süddeutschland angenommen hatte, in einem seiner Briefe über die Zurückhaltung des Münchner Patriarchen klagte, schrieb ich ihm: wenn sich der Mann, der die Geschichte der Reformation geschrieben hat, an einer Kirchengründung beteiligen wollte, so würde ich das für ein Zeichen beginnender Gehirnerweichung ansehen; ihm stehe eben die Wahrheit allzu klar vor Augen, daß Kirchen nicht von Professoren gegründet werden, sondern nur aus großen Volksbewegungen erwachsen können. Denselben Gedanken hat neuerdings Professor E. Tröltsch mit Beziehung auf die Reform- und Neubildungsversuche innerhalb des Protestantismus im zweiten Augustheft der Preußischen Jahrbücher (Jahrgang 1895) in einer vortrefflichen Abhandlung über Religion und Kirche ausgeführt. „Wirkliche, tiefgehende Reformen, schreibt er u. a., sind immer Revolutionen und finden nur unter schweren Kämpfen statt, die gewöhnlich gar nicht bloß religiöse Kämpfe sind. Das Schiff der religiösen Reform bedarf einer allgemeinen Erregung des Meeres, um flott zu werden. Das hat nicht zum mindesten die Reformationsgeschichte bewiesen." Der Kulturkampf war ja auch ein Sturm im Meere; nur ist es

nicht das Schiff der Reform gewesen, was er flott machte, sondern das Schiff der unveränderten römischen Kirche; was sich von dieser losriß, war nur ein winziger Kahn. Weiterhin schreibt Tröltsch: „Würde überall konsequent gedacht, so müßten die einen den Untergang der Kirchen und die andern den Untergang der Welt erwarten. Diejenigen, die in der Mitte zwischen beiden an einer Reform der Kirche arbeiten, mögen aber aus der Geschichte lernen, daß mit etwas liberaler Theologie und etwas Gemeindebelebung dieses Ziel nicht erreicht wird. Kirchen werden nur im heißen Feuer eines allgemeinen Brandes umgeschmolzen." Es gab also keine Sache, die mich hätte aus der Kirche hinauslocken können, sondern nur Zumutungen, durch deren Nichtabweisung meine persönliche Würde gelitten hätte, konnten mich hinausdrängen.

Eine solche Zumutung herauszufordern, konnte mich mein Temperament leicht hinreißen, drum nahm ich mich in acht. Zunächst vor den Amtsbrüdern; den Verkehr mit ihnen beschränkte ich auf das notwendigste, und wenn ich mit einem zusammenkam, suchte ich Gesprächen über die Tagesereignisse möglichst auszuweichen. Sah ich einen geistlichen Besuch nahen, so verbarg ich schleunigst die Schlesische Zeitung, um nicht an das Doppelverbrechen zu erinnern, daß ich sie, und nicht die Hausblätter, hielt. Einmal wurde sie von dem alten, dicken, pathetischen, unfreiwillig komischen Pfarrer P. in der Küche aufgestöbert, wohin ich sie in der Eile geflüchtet hatte. Nein, rief er, wie können Sie immer noch dieses Schandblatt mithalten, das unsre heilige Kirche verfolgt und beschimpft und erst dieser Tage wiederum eine abscheuliche Geschichte von einem katholischen Geistlichen erzählt hat! Die Entrüstung war sehr erklärlich, denn er und sein Kaplan, den er mithatte, waren beide, wie ich genau wußte, in puncto puncti nicht ganz taktfest. Übrigens hielt er es in Zeitungssachen nicht anders, als es eben die meisten Leute bis auf den heutigen Tag zu halten pflegen. Jeder erklärt jedes Blatt für ein Schandblatt, das von Männern seiner Partei Skandalgeschichten erzählt. Schaden könnte es ja nichts, wenn Skandalgeschichten überhaupt nicht gedruckt würden, und die Wut der Reporter genannten Hyänen, aus allen Winkeln alles Aas auf den Markt der Öffentlichkeit zu schleppen, dazu auch noch allen Abfall und alles Gemüll, allen Plunder bedeutungsloser Kleinigkeiten, ist greulich und lächerlich zugleich. Aber da nun einmal die modernen Verkehrsmittel diese Öffentlichkeit — trotz Brausewetter — geschaffen haben, und da sich insbesondre die Berichterstattung über Verbrechen und Strafurteile schlechterdings nicht verhindern läßt, so muß wenigstens die Fälschung der öffentlichen Meinung vermieden werden, die darin liegen würde, daß sich nur gewisse Volksschichten die Veröffentlichung ihrer Skandalchronik gefallen lassen müßten, gewisse Kreise aber das Privilegium hätten, bei ihren eignen „Unfällen" rücksichtsvolles Schweigen fordern zu dürfen. Es wäre unbillig, einem Blatte zuzumuten, daß es sich beeilen solle, die Schande von Angehörigen der eignen Partei aufzudecken; aber wenn es die der Gegen-

partei breittritt, so hat diese kein Recht, zu klagen; versäumt sie ja doch nicht, sich zu entschädigen. Und so kommt durch diese Art Arbeitsteilung ein annähernd richtiges Bild der Wirklichkeit zustande, was für den beobachtenden Gelehrten wie für den praktischen Politiker immerhin von Wert ist.

Auch in der Unterhaltung mit meinen Pfarrkindern legte ich die Worte auf die Goldwage. Sie waren ja meistens bäuerlich einfältig und harmlos, mir auch wohl nicht abgeneigt; aber ein paar gingen doch fleißig zum Propst Hübner, um Bericht zu erstatten und sich Verhaltungsmaßregeln zu holen; besonders der Schmied, ein kluger Mann und auch sonst ein Mustermensch. Er that ab und zu eine wohlüberlegte Frage und schaute mich dabei mit forschenden Blicken an. Was meinen Sie wohl, sagte er das einemal, ob es zur Revolution kommen wird? (nämlich wegen der Maigesetze). Die ist bei unsrer Militärverfassung nicht möglich, erwiderte ich. Das ist richtig, bemerkte er, sie ist nicht möglich. Auch einige von den Schulkindern stellten mir Fallen. Es waren gute Kinder; ich bin, mit Ausnahme eines einzigen Falles, die ganzen vier Jahre nie auch nur in die Versuchung gekommen, zum Stock zu greifen, aber in diesem Punkte waren sie von den Eltern dressirt. Als ich einmal Beispiele von Unglauben aufzählen ließ, sagte der eine Knabe: wenn manche nicht glauben wollen, daß der heilige Vater unfehlbar ist, und alle sahen mich neugierig an; ich weiß nicht mehr, wie ich mich dabei verhalten habe. Also ich nahm mich in acht, und zwei Aufforderungen, die Leitung altkatholischer Gemeinden zu übernehmen, eine aus Breslau und eine aus Aussig in Böhmen, lehnte ich ab. Aber was kommen soll, kommt doch.

(Fortsetzung folgt)

Die Kunst

Erzählung von Theodor Duimchen (in Dresden)

(Schluß)

Es war nur wenige Tage später, ein wundervoller tauiger Sommermorgen. Erika saß mit Onkel und Tante unter der Veranda beim ersten Frühstück. Onkel Moller war schon fertig, er rauchte seine Morgencigarre und wartete auf die Zeitungen und auf Herrn Bierman, der ihn zum vorgeschriebnen Spaziergange abholen wollte.

Erika wußte, daß am Tage vorher die Entscheidung gefallen war, die über ihr Lebensglück entschied. Vielleicht stand es schon im Amtsblatt, wer

den Preis bekommen hatte. Die beiden Herren hatten gestern in Erikas Gegenwart wiederholt davon gesprochen, ein Berliner Professor sollte die besten Aussichten haben. Heute Morgen hatte Erika kaum etwas genießen können, sodaß Tante Ida, die die gedrückte Stimmung ihrer Nichte schon in den letzten Tagen besorgt gemacht hatte, ihrer Gesundheit wegen ganz ängstlich wurde.

Onkel Moller lächelte nur innerlich über das kleine überspannte Mädchen, er erkannte den Grund ganz richtig. Wahrhaftig, sagte er sich, sie nimmt immer noch ganz merkwürdig Anteil an dem Herrn. Na, den Preis wird er ja nicht bekommen, wie sie sich alles Ernstes eingeredet zu haben scheint, und dann wird er sich wohl auch kaum hier sehen lassen, worauf sie ohne allen Zweifel gerechnet hat. Wie sich doch das ernste Leben in so einem Mädchenkopfe darstellt! Das soll sich alles nur so spielend machen! Sie hat keine Ahnung, wieviel Talent und wieviel Arbeit dazu gehört, es im Leben zu etwas zu bringen. Na, wir werden ja für sie sorgen. Morgen oder übermorgen muß sich Bierman erklären und Antwort verlangen, dann trifft er günstige Stimmung. Ist sie erst eingerichtet und führt sie das stolze Haus, das er sich leisten kann, dann wird sie mit der Zeit ihre Schwärmerei für den Steinmetzen selber belächeln, das kennt man ja. Es ist die beste Partie, die sie machen kann, und ich auch.

Da kommt der Briefträger! rief Erika.

Herr Moller blickte auf. Richtig, eben bog der Stephansbote um die Ecke. Und da kommt ja auch Bierman, fügte er hinzu, gerade recht.

Die drei unter der Veranda sahen, wie Bierman den Beamten erreichte und mit ihm sprach. Der Mann öffnete seine Tasche, die er umgeschnallt vor sich trug. Herr Bierman deutete nach der Veranda. Augenscheinlich machte er dem Beamten den Vorschlag, ihm die Mollersche Post mitzugeben, da er doch einmal hinginge. Der Mann kannte ihn und seine Beziehungen zum Hause. Er grüßte herüber, gab Herrn Bierman ein Paket Zeitungen und Briefe und kehrte wieder um, denn die Villa war die letzte am Wege.

Herr Bierman kam auf das Gartenthor zu, nicht sehr eilig, wie es Herrn Moller scheinen wollte. Als er heraufkam, begrüßte er die Frauen nur durch eine tiefe Verbeugung. Onkel Moller gab er die Hand und sagte: Ich habe mir Ihre Post geben lassen.

Es war etwas Unsicheres in seinem Wesen. Onkel Moller wurde aufmerksam.

Herr Bierman legte die Briefe auf den Tisch, die Zeitungen aber behielt er in der Hand. Sie lesen sie am Ende im Walde, sagte er, und seine Augen trafen die des Herrn Moller.

Ja, sollte denn wirklich — fragte sich Onkel Moller erstaunt.

Erika bemerkte von der Mimik ihres Verehrers nicht das geringste, denn unter den Briefen auf dem Tische lag einer an sie, und sie erkannte Vanriles Umschlag und Handschrift. Ein freudiger Schreck durchzuckte sie: er schrieb ganz offen durch die Post? Und schon hatte sie den Brief mit den Worten: Da ist ja einer für mich! an sich genommen und aufgerissen.

Es war ein Brief darin von dem Geheimrat Boden an den Bildhauer Erich Vanrile. Auf der Rückseite schrieb Erich selbst.

Hastig flogen ihre Augen über die wenigen Worte, und lachend und weinend und im jauchzenden Jubel ihres Herzens alles um sich her vergessend, las sie sie laut: Herrlich, Maus, den ersten Preis bekommen! Außerdem

glänzende Aussichten hier, bitte, lies Bodens Brief. Vanrile steht wieder. Morgen Vormittag komm ich, kaum kann ichs erwarten.

Von Biermans Lippen kam ein Säuseln, das halb wie ein melancholischer Pfiff und halb wie ein Seufzer klang.

Erika sah auf, sah in die drei Gesichter und kam wieder zu sich. Und nun hatte sie allen Übermut und alle Zuversicht wieder. Es machte gar keinen Eindruck auf sie, als Onkel mit imponirend vornehmer Kälte und untadliger Ruhe zu Herrn Bierman sagte: Mein verehrter Herr Bierman, Sie haben wohl die Güte, voranzugehen, in einigen Minuten folge ich Ihnen auf dem gewohnten Wege, ich habe hier nur noch einige Anordnungen zu treffen.

Herr Bierman legte nun doch die Zeitungen auf den Tisch, bevor er sich mit einer Verbeugung und mit einem etwas stumpfklingenden „Auf Wiedersehen!“ zurückzog. Hinter ihm klappte die Gartenthür zu.

Wenn ich dich recht verstehe, begann Onkel Moller, so hast du ohne mein Wissen während der letzten Jahre mit Vanrile in Briefwechsel gestanden.

O nein, Onkelchen, nur in den letzten Wochen, aber dafür haben wir uns auch jetzt gleich verlobt.

Verlobt? riefen Onkel und Tante gleichzeitig wie aus einem Munde. Hinter unserm Rücken verlobt? setzte Onkel Moller hinzu.

Ja ja, Onkelchen, wir konnten es dir doch nicht sagen, er wollte nicht zu dir kommen als armer Mann ohne Aussichten. Aber daß er den ersten Preis bekommen würde, wußten wir ja, darum haben wir so lange gewartet.

Der Herr ist sehr weltklug geworden, seit er sein Geld verloren hat, scheint mir; er bildet sich ein, ich würde ihm dich und mein Vermögen geben, weil er hier von hervorragenden — Kunstkennern einen Preis bekommen hat. Er täuscht sich.

Dein Vermögen? fragte Erika.

Nun, darauf läuft es doch hinaus. Er benutzt die jugendliche Unerfahrenheit und die Schwärmerei eines thörichten und von uns leider viel zu sehr verzognen Kindes, um sich als Mitgiftjäger und Erbschleicher recht bequem das Vermögen zu verschaffen, das er durch ernsten, ehrlichen Geschäftsbetrieb, dank seiner Unfähigkeit, nicht hat erwerben können.

Du, Onkel, da täuschst du dich aber, wenn du meinst, Erich wollte von dir Geld haben. Mich will er haben. Aber das wird er dir ja nachher alles erzählen, darüber brauchen wir uns jetzt gar nicht zu streiten, in ein paar Stunden wird er selber hier sein.

Ich werde ihn unzweifelhaft empfangen und werde ihm die Antwort geben, die ihm gebührt. Laß mir den Brief da, ich bin wie gewöhnlich um elf Uhr zurück. Kommt er schon früher, so soll er hier in der Veranda warten. Ihr beide empfangt ihn selbstverständlich nicht, ehe ich ihn gesprochen habe.

Im Walde lasen dann die beiden Herren die Zeitungen und den Brief. Es war wirklich so: dieser Mensch hatte den ersten Preis bekommen im Wettbewerb mit Künstlern ersten Ranges und von ganz bewährtem Namen und Ruf. Ein dummes Volk, diese Dresdner Kunstrichter!

Ganz abgesehen von allem Ruhm, bedeutete das für den noch gestern Verspotteten ein kleines Vermögen, und außerdem schrieb ihm der Geheimrat Boden einen Privatbrief in den allerverbindlichsten Ausdrücken, worin er auf die amtliche Eröffnung, daß er den ersten Preis erhalten habe, Bezug nahm und hinzufügte, daß es ihm schätzbar sein würde, wenn ihn der siegreiche

Künstler mit seinem Besuche beehren wollte. Ja, beehren — so stand darin. Er, der Geheimrat, habe Anweisungen, die es ihm ermöglichten, ihm einige Vorschläge zu machen, von denen sich hoffen ließe, daß Herr Vanrile Dresden und der Akademie vielleicht dauernd erhalten bliebe.

Die beiden Herren fanden nur einen Plan, von dem sie sich dafür aber auch unbedingt sichern Erfolg versprachen. Der Spaziergang war sehr lange ausgedehnt worden, und als die Herren zurückkehrten, sahen sie einen hochgewachsenen Mann auf der Veranda auf- und abgehen und warten.

Onkel Moller musterte den Harrenden. Er sah gut aus, tadellos, wie in seiner besten Zeit in Hamburg, als er ihn kennen gelernt und soviel Gefallen an ihm gefunden hatte. Merkwürdig! man sah ihm gar nichts an. Er sah gar nicht aus wie einer, der so weit heruntergekommen war und so viel Not gelitten hatte.

Ein kurzer Gruß Herrn Mollers, eine Handbewegung, die den andern zum Platznehmen einlud, und sie saßen sich gegenüber. Der ältere übernahm sofort die Führung. Er verstand Verhandlungen zu leiten: ruhig, vornehm und wohlüberlegt sagte er das, was er sich schon zurechtgelegt hatte, während der andre aus dem Stegreif auf die Sätze antworten mußte, die ihn sehr unvorbereitet trafen:

Bemühen Sie sich nicht mit Auseinandersetzungen, Herr Vanrile, der Zweck Ihres Kommens ist mir durch meine Nichte bekannt. Es wird das richtige sein, wenn ich sofort erkläre, daß ich durchaus und unter allen Umständen gegen diese Ehe bin. Ich bin aber, was ich ebenfalls gleich von vornherein einräumen will, in einer weniger günstigen Stellung, als wenn ich der Vater des jungen Mädchens wäre, das Ihnen verweigert wird. Sie können mir antworten, daß Sie warten würden, und daß ich Ihnen meine Nichte nur bis zu ihrer Volljährigkeit, nicht aber endgiltig vorenthalten könnte, nicht wahr?

Unzweifelhaft, erwiderte Vanrile. Aber weshalb —

Es ist nicht nötig, Herr Vanrile, daß wir in Erörterungen über die Gründe eintreten. Was für Sie spricht, ist reiflich erwogen worden, davon dürfen Sie überzeugt sein, aber mein Entschluß steht fest. Da ich sie nicht dauernd verhindern kann, bin ich bereit, die Verbindung jetzt schon zuzulassen, wenn Sie darauf bestehen, aber — es würde gesellschaftlich durch unsre Nichtbeteiligung deutlich gemacht werden, daß diese Verbindung gegen den Willen der Pflegeeltern erfolgt, ich würde meiner Nichte weder irgend welche Ausstattung noch irgend welche Mitgift geben, und ich würde am Tage der Hochzeit ein Testament machen, das sie vollständig enterbt. Beharren Sie trotzdem auf Ihrem Vorsatze, Herr Vanrile?

Aber selbstverständlich, bester Herr! Ich habe doch nicht um Ihr Geld angehalten. Es entspricht meinen Wünschen, daß ich Fräulein von Haltern nicht als reiche Erbin empfange und Ihnen nicht für ein glänzendes Los verpflichtet bin; auch Erika wird ganz damit einverstanden sein. Wenn Sie erlauben, werde ich sie in Ihrer Gegenwart fragen, ob sie es wagen will, sich von mir, meinem Erfolg und meiner Arbeit abhängig zu wissen.

Damit erhob er sich, etwas wenig formvoll, um anzudeuten, daß er die Verhandlung mit Herrn Moller für beendigt betrachte. Und so, wie er die Frage gestellt hatte, blieb Herrn Moller wirklich nichts andres übrig, als seine Nichte zu rufen. Er hatte ja seine Einwilligung gegeben. Hätte er ahnen

können, daß der andre spielend über das hinweggehen würde, was er für die Hauptfrage gehalten hatte! Nicht einmal eine Bitte hatte er vorgebracht, keinerlei Ausweg vorgeschlagen. Und er und Bierman hatten so fest darauf gerechnet, daß sich ein Mann wie Vanrile, dem sich nun doch in einer Stadt wie Dresden vielfache Gelegenheit zu guten Partien bieten müßte, nicht dazu verstehen würde, eine Frau zu nehmen, die keinen Pfennig Mitgift und keinen Pfennig Erbe zu erwarten hatte. Sie hatten beide angenommen, daß er sich unter irgend welchem Vorwande zurückziehen würde, daß gerade dadurch Erika geheilt werden würde, und daß dann der frühere Plan später wieder aufgenommen werden könnte. Vielleicht, hatten sie gemeint, wäre dies sogar ein Mittel, sie recht rasch zu bewegen, Herrn Albert Bierman zu nehmen. Es wäre zwar zunächst eine Ehe aus Trotz und Ärger gewesen, sie hätte ihn zunächst nur genommen, um dem andern, um Vanrile zu zeigen, daß er ihr ganz und gar nicht das Herz gebrochen hätte, aber daran hätte sich Herr Bierman nicht gestoßen, er konnte zuweilen auch bescheiden sein.

Mit alledem war es nun nichts. Herr Moller kam sich vor wie ein Händler, der darauf gerechnet hat, daß man ihn zurückrufen werde, wenn er nur wegginge, und der nun draußen an der Thür steht und vergeblich horcht.

Er knirschte. Aber die Damen wurden gerufen. Er sah es seiner Frau beim Eintritt an, daß sie sich inzwischen längst hatte überreden lassen, daß sie schon vollständig auf Seiten ihrer Nichte stand. Das verbitterte ihn noch mehr. Und diesmal kam er auch nicht dazu, die Führung zu übernehmen, denn mit dem Rufe: Lieber, lieber Erich! war Erika dem Mann im Frack um den Hals geflogen.

Und Erich sagte lächelnd, indem er sie küßte: Kleine Maus, dein Onkel hat seine Einwilligung gegeben.

Schon wollte sich Erika losreißen, um den alten Onkel dankbar abzuküssen, aber sie fühlte sich festgehalten.

Doch unter einer Bedingung, fuhr Erich fort, du bekommst keine Ausstattung, keine Mitgift und wirst enterbt. Ich muß also das Geld für unser herrliches Leben alles selber verdienen. Du wirst, namentlich zuerst, etwas vorsichtig sein müssen, besonders im Bestellen neuer Kleider, und kannst keinen unbegrenzten Kredit beanspruchen für deine Hüte, vielleicht mußt du sogar etwas sparsamer werden mit deinen Handschuhen, und vor allem werden wir keine Villa an der Wiener Straße, sondern ein Häuschen in Plauen oder in Königswald bewohnen. Willst du nun, bitte, deinem Herrn Onkel erklären, ob du trotzdem auf dem thörichten Vorsatze beharrst, Erich Vanrile heiraten zu wollen?

Sie richtete sich auf, sah ihren Onkel fest an und sagte kurz und bestimmt: Allerdings, Onkel.

Die Verachtung, die in ihrer Stimme lag, that ihm doch weh. Und noch weher that es ihm, daß sie jetzt zu ihrer kleinen Tante ging und sie streichelte, beruhigte und tröstete: Aber, Tantchen, das ist doch ganz Nebensache. Komm, gräme dich nicht, freue dich über mein großes, großes Glück!

Da kam dem Onkel noch ein Gedanke, die andern wenigstens dazu zu bringen, daß sie ihn um einigen guten Willen bäten und ihm dadurch Gelegenheit gäben, sein so schroff gegebnes Wort zurückzunehmen und wieder Einfluß auf den Gang der Ereignisse zu gewinnen. Wenn sie noch etwas warteten —

es würde doch sehr einsam werden, ganz ohne sie. Was sollte er schließlich mit seinem Gelde? Und wenn Vanrile wirklich ein großer Künstler würde — Herrn Bierman könnte man ja wohl beruhigen, wenn es nicht anders ginge, man brauchte sich deshalb nicht mit ihm zu verfeinden. Aber sie sollten wenigstens einlenken, die beiden, und nicht thun, als ob es ganz gleichgiltig wäre, ob sie sein Geld bekämen oder nicht.

Es ist selbstverständlich, sagte Herr Moller endlich scharf, und Sie werden darüber selbst nicht im Zweifel sein, daß Fräulein von Haltern nicht von meinem Hause aus die Hochzeit feiern kann. Sie werden die Güte haben, mir rechtzeitig mitzuteilen, welche Familie Fräulein von Haltern zu diesem Zweck aufnehmen wird.

Erika wurde doch etwas bleich, und Tante Ida begann herzbrechend zu schluchzen.

Ich habe mir so etwas gedacht, Verehrtester, ich komme vom Geheimrat Boden. Man hat mir eine sehr gute Laufbahn angeboten, und ich habe die Vorschläge angenommen, ich bleibe in Dresden. Ich habe ihm und seiner Frau — es sind außerordentlich liebe Leute — auch von meinem Geschick und von meiner Liebe erzählt und von der hohen Wahrscheinlichkeit, daß es so kommen würde, wie es jetzt gekommen ist.

Damit wandte er sich halb zu Erika. Frau Geheimrat stellt sich uns zur Verfügung, Liebling. Sie hat mich ermächtigt, Herr Senator, Ihnen zu erklären, daß sie es sich zur Ehre schätzen würde, meine Braut aufzunehmen. Ich werde sie benachrichtigen, und sie wird sie heute Nachmittag noch persönlich bei Ihnen abholen.

So fiel auch Onkel Mollers letzter Pfeil vor dem Ziele in den Sand, und damit endete Herrn Albert Biermans Brautreise. —

Seitdem ist Jahr und Tag vergangen. Vanrile ist ein sehr berühmter Künstler geworden und auch ein Lehrer von großem Ruf. Seine Schüler hängen an ihrem Meister, wie die akademische Jugend nur hängt an denen, die große Künstler und zugleich große Menschen sind. Die Bevorzugtesten unter ihnen verkehren in seinem Hause und helfen ihm seine Frau anbeten. Wird er geliebt und verehrt, so wird sie vergöttert.

Aber nicht nur auf die Vertrauten wirkt er. Denn wer auch immer die große Eingangshalle des Ausstellungsgebäudes auf der Brühlschen Terrasse betritt, den bannt sein Werk. Aus einer Nische des Vestibulums, dem Hauptportal gegenüber, tritt sie heraus, wie aus den innern Räumen kommend, die ihre Schätze bergen. Hehr, blond, Sieg und Herrlichkeit in dem Blick der blauen Augen, will sie herabsteigen zu den armen Sterblichen. Nicht Attribute, nicht hilflose Abzeichen entweihen ihre heilige Größe, nichts steht an dem Sockel geschrieben. Hinreißend schön schimmert der Götterleib durch die zarten Falten des lichtblauen Marmorgewandes, ein Zauber strömt aus von ihren Segen spendenden Händen, und die draußen dumm, plump, niedrig waren im Schein der Werkeltagssonne, fühlen sich erbeben in frohen, erhebenden Schauern, und leise flüstert es durch die hohe Halle: Die Kunst!

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Reinigung der konservativen Partei. Über die Trennung Stöckers von seinen konservativen Parteigenossen haben die Linksliberalen, die Mittelparteiler, die Zentrumsleute, die Sozialdemokraten und er selbst einerlei Meinung: sie bedeute den Verzicht des Parteivorstandes auf Sozialpolitik oder, was so ziemlich dasselbe ist, auf den Ruf der Arbeiterfreundlichkeit. Daß dieses wirklich die Bedeutung des Ereignisses ist, ergiebt sich aus der Verwerfung von Stöckers Antrag im Elferausschuß, und daß es Stöcker selbst so versteht, aus seiner Erklärung in der Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung. Die genannten Parteien freuen sich darüber aus verschiednen Gründen, die linksseitigen, weil sie hoffen, daß die Konservativen dadurch Wähler verlieren werden, die Katholiken, weil dadurch die Gefahr der Konkurrenz, die ihnen die konservative Partei hie und da macht, geringer wird, die Mittelparteiler, die mit der unverwüstlichen Hoffnungskraft der alten Jungfer aufs Kartell, aufs Gelingen einer Politik gegen das Einmaleins, harren, daß nun endlich, nach Ausscheidung der klerikalen und der sozialen Elemente, die Konservativen reif sein werden für die nationalliberale Führung, was die Konservative Korrespondenz für Illusion erklärt. Stöcker und die Konservativen freuen sich natürlich weniger. Beide haben einander gegenseitig als Werkzeug gebraucht; die Konservativen fischten mit Stöcker Wähler in den Kreisen des Kleingewerbes und der Arbeiter, und Stöcker benutzte die Partei — für seinen persönlichen Ehrgeiz, sagen seine Gegner — wir sagen bloß, für seine sozialpolitischen Pläne. Jede solche politische Handelsgesellschaft nimmt schließlich einmal ein Ende, und da bei der Liquidation für beide Teilhaber nichts als Ärger und Verlust übrig zu bleiben pflegt, so ist sie kein angenehmes Geschäft. Die Konservativen haben außerdem gegen die Deutung, die dem Vorgange allgemein gegeben wird, Schande halber zu protestiren, und der Graf von Limburg-Stirum versichert in einer Zuschrift an die Schlesische Zeitung, daß er zwar, im Gegensatz zu Stöcker, die Sozialdemokratie mit Machtmitteln bekämpft wissen wolle, aber zugleich an dem konservativen Programm von 1892 festhalte, wonach „die soziale Reform durch Hebung der innern und äußern Lebenshaltung des Arbeiterstandes und durch wirtschaftliche Hebung der Mittelstände stetig fortzuführen sei." Dafür, daß die stetige Fortführung kein allzu rasches Tempo annimmt, ist ja wohl schon gesorgt; bemerkt doch die Schlesische Zeitung in einer Nachschrift zu dem Briefe des Grafen, „im Kampfe gegen eine verkehrte, dem konservativen Geiste fremde Sozialpolitik" kämen „die Konservativen vielfach nicht dazu, werbend für den richtigen sozialpolitischen Gedanken einzutreten." Diese Entschuldigung wird noch lange und jetzt erst recht vorhalten, da Stöcker, obgleich er noch „rechtser gehen" will, doch wahrscheinlich weiter nach links abschwenken, also die „falsche" Sozialpolitik stärken wird, und auch nur darüber ins klare zu kommen, worin eigentlich die richtige konservative Sozialpolitik besteht, wird nicht so bald möglich sein, da man ja noch gar nicht weiß, was und wer konservativ ist. Am 7. schrieb die Schlesische Zeitung, manche konservative Preßorgane fühlten sich unangenehm berührt dadurch, daß man zuverlässige Informationen über Vorgänge innerhalb der konservativen Partei in ihren, der Schlesischen, Spalten finde; die Kreuzzeitung ereifre sich darüber, daß „so etwas" in Zeitungen wie der Schlesischen zu lesen gewesen sei, die doch „mit der konservativen Partei nichts zu thun haben." Darauf erwidert die Schlesische Zeitung mit der spöttischen Frage: „Wirklich? Ist die Kreuzzeitung ihrer Sache so sicher?" und stellt es als eine allgemein bekannte Thatsache hin, durch deren Leugnung man sich nur lächerlich mache, daß einflußreiche Führer der konservativen Partei in enger Verbindung mit ihr stehen.

Einige demokratische und auch katholische Blätter haben hervorgehoben, daß von den drei volkstümlichen oder wenn man will demagogischen Bewegungen, deren sich die ostelbischen Rittergutsbesitzer bedient haben, um die mittlern und untern Volksschichten an sich zu ziehen, nun schon zwei, die antisemitische und die christlich-soziale, von der konservativen Partei abgestoßen worden und in feindlichen Gegensatz zu ihr getreten sind, und sie glauben daraus die Hoffnung schöpfen zu dürfen, daß sich dieser Reinigungsprozeß recht bald auch auf die dritte, durch den Bund der Landwirte vertretene, erstrecken werde. Dem hat jedoch die Kölnische Volkszeitung ganz richtig entgegengehalten, daß daran nicht zu denken sei, weil die Ziele des Bundes der Landwirte mit denen der konservativen Parteileitung zusammenfallen; nach andern Schlagworten wird sich der Bund allerdings umsehen müssen.

Die Auseinandersetzung zwischen der konservativen Parteileitung und Stöcker ist zunächst darum ein erfreuliches Ereignis, weil das politische Leben an Ehrlichkeit gewinnt, wenn die Konservativen als reine Agrarierpartei auftreten und auf christliche und soziale Redensarten verzichten. Dann noch aus einem andern Grunde. Je weniger das Agrariertum mit fremden Elementen und Bestrebungen verquickt ist, desto deutlicher wird es sich zeigen, daß die Hindernisse, die der Verwirklichung seiner Pläne im Wege stehen, nicht außer ihm, sondern in ihm liegen. So lange es antisemitische und christlich-soziale Ziele verfolgte oder zu verfolgen schien, war es weder der Regierung noch der Mehrheit der Volksvertretung sicher, als reine Agrarierpartei beherrscht es beide Mächte. Das vorigemal haben wir darauf hingewiesen, daß in der Regierung, dieses Wort im weitesten Sinne genommen, auch nicht *ein* Mann sitzt, der nicht von Herzen, schon aus persönlichem und Familieninteresse, die Landwirtschaft so einträglich und die Gutsbesitzer so wohlhabend wie möglich zu machen wünschen müßte. Heute erinnern wir noch daran, daß nicht allein der preußische Landtag, sondern auch der Reichstag, der aus dem vielgeschmähten allgemeinen Wahlrecht hervorgegangne vielgeschmähte Reichstag, eine agrarische Mehrheit hat: die Freikonservativen, das Zentrum, die Polen und ein Teil der Nationalliberalen sind ganz ebenso agrarisch wie die Konservativen, nur daß sie nicht Pläne als Agitationsmittel gebrauchen mögen, deren Unausführbarkeit auf der Hand liegt, und daß das Zentrum den Bund der Landwirte als Konkurrenten um die Gunst der Bauern verabscheut. Es giebt keine Macht im Staate, die die Agrarier hindern könnte, sich mit so viel „kleinen" Mitteln zu helfen oder zu bereichern, als sie wollen, wenn sie nur unter sich einig würden. Diese ihre Uneinigkeit, die aus dem widerspruchsvollen Wesen ihrer Ziele entspringt, zu verdecken, projizirt ihre Phantasie oder ihre Taktik die innern Hindernisse in die Außenwelt: in die Manchesterleute, in die Judenpresse, in die Börse, in die Minister und Geheimräte hinein. Die Gegner der Agrarier sollten die Herren ruhig allein machen lassen; diese können keine Maßregel besprechen, ohne einander, wie bei den Staffeltarifen, gegenseitig in die Haare zu geraten. Die Zuckersteuerreform stellt das reine Paradigma aller protektionistischen Maßregeln dar. Den Zuckerpreis kann man auf keine andre Weise heben als durch Beschränkung der Produktion; wird aber diese kontingentirt, dann schreien die Landwirte, die ebenfalls Rübenboden, aber noch keine Zuckerfabriken haben: mit welchem Recht wollt ihr uns eine gewinnbringende Verwertung unsers Bodens verbieten, die euch reich gemacht hat? Ähnliche Widersprüche ergeben sich bei allen gegen die Verschuldung vorgeschlagnen Maßregeln. Die Verhandlungen des Landwirtschaftsrats über Lagerhauswesen und Warrantverkehr am 6., und die des Reichstags über die Transitlager am 7. enthüllen nicht geringere innere Schwierigkeiten. Schon jammern unsre Landwirte über die neue Schädigung ihrer Interessen, die ihnen aus der bevorstehenden Er-

öffnung des Dortmund-Emskanals und namentlich aus der billigen Fracht auf diesem Kanal zu erwachsen drohe. Sie würden am liebsten alle Wasserstraßen und das ganze Meer sperren, wenn nur nicht — ihr Zucker und ihr Spiritus übers Meer müßten.*) Je weniger, wie gesagt, die Bestrebungen des Agrariertums durch anderweitige, ernsthaft gemeinte oder bloß auf die Gewinnung andrer Volksschichten berechnete Programmsätze der konservativen Partei verdeckt werden, desto deutlicher wird es sich zeigen, wie weit diese Bestrebungen, denen äußere, der Macht des ritterlichen Grundbesitzes ebenbürtige feindliche Mächte nicht im Wege stehen, verwirklicht werden können, und wie weit sie an innern Widersprüchen scheitern müssen.

Die amtlichen Erhebungen über das Handwerk. Die Ergebnisse der im Sommer 1895 veranstalteten Erhebung über Verhältnisse im Handwerk, bearbeitet im kaiserlichen statistischen Amt, sind noch unmittelbar vor der ersten Lesung des Gesetzentwurfs betreffend die Errichtung von Handwerkerkammern dem Reichstage zur Kenntnis zugegangen, ohne jedoch bei den Verhandlungen im Plenum am 16. und 17. Dezember v. J. — abgesehen von einer kurzen Erwähnung von dem Staatssekretär des Innern — irgendwie in Betracht gezogen zu werden. Wir wollen unsre Leser kurz über den Inhalt des sehr umfangreichen statistischen Werks, das nicht im Buchhandel erschienen ist, unterrichten und seine praktische Bedeutung für die Behandlung der Handwerkerfrage beleuchten.

Wer heute über diese Frage schreibt, muß sich bewußt sein, daß kaum auf irgend einem sozialen oder wirtschaftlichen Gebiete die vorgefaßten Meinungen so ihr Wesen treiben wie hier. Was man sich als das Handwerk der Vergangenheit vorstellt, entspricht in der Regel ebenso wenig der Wirklichkeit, wie das Bild, das man sich von dem Handwerk der Gegenwart macht, und vollends entbehrt das, was man sich als die zukünftige Gestaltung und Lage des Handwerks denkt, fast durchweg jedes Anhalts an irgendwo oder irgendwann dagewesene, bekannte Verhältnisse und thatsächliche Unterlagen. Es ist deshalb schwer, aber auch andrerseits besonders nötig, daß der Statistik auf diesem Gebiete zu ihrem Rechte verholfen werde, mag immerhin dadurch manche hüben und drüben zum Parteidogma erhobne Anschauung durch die statistische Beleuchtung etwas an Bedeutung verlieren. Schon als erster Versuch der amtlichen deutschen Statistik nach dieser Richtung hat das neue Werk des statistischen Amts Anspruch auf eine besondre Beachtung.

Über die Gründe, die zu diesem ersten Versuche geführt haben, das Handwerk als solches einmal statistisch zu erfassen, spricht sich der Reichskanzler bereits in seinem Rundschreiben vom 27. Mai 1895 vollkommen klar aus. Es heißt dort wörtlich: „Wie bekannt ist, besteht in den Kreisen des organisirten Handwerks das lebhafte Verlangen, daß dem Handwerkerstande eine festere, namentlich auf dem Gebiete der Lehrlingsausbildung leistungsfähigere Organisation gegeben werde, als sie die bisherigen fakultativen Innungen zu bieten vermögen. Bevor zu diesen Wünschen Stellung genommen werden kann, muß vor allem weitern ein Urteil über die thatsächliche Durchführbarkeit einer allgemeinen lokalen Organisation des

*) Mit dem zweiten „großen" Mittel hat der Reichskanzler am 8. aufgeräumt. Er hat dabei die Gabe einer wahrhaft sokratischen Ironie entfaltet. Indem er den Bimetallisten Recht zu geben schien, legte er die Währungsverhältnisse genau so dar, wie wir es gelegentlich und bruchstückweise in diesen Heften und zusammenhängend in der im Grenzbotenverlag erschienenen Volkswirtschaftslehre gethan haben: das Sinken des Silberpreises kann unsern Export nach den Silberländern schädigen; allerdings beträgt der nur 3 bis 4 Prozent unsers Gesamtexports und — hat sich trotz des Rückgangs des Silberpreises im ganzen günstig entwickelt u. s. f.

Handwerks gewonnen werden. Hierzu erscheint es erforderlich, Erhebungen über die örtliche Verteilung der Handwerksbetriebe und einige andre mit der Organisation im Zusammenhang stehende Punkte zu veranstalten.“ In den dem Rundschreiben beigefügten „Vorschlägen für die Erhebung“ ist gesagt: „Die Erhebung hat den Zweck, Anhaltepunkte hinsichtlich der Anzahl, des Umfangs und der örtlichen Verteilung derjenigen Gewerbebetriebe zu gewinnen, die für eine allgemeine korporative, in erster Linie mit der Fürsorge für die Ausbildung von Lehrlingen und Gesellen zu betrauende Organisation des Handwerks in Betracht kommen könnten.“

Bestimmter konnte wohl der Reichskanzler nicht aussprechen, welch hohe praktische Bedeutung er den Ergebnissen gerade dieser Erhebung beigelegt wissen wollte. Die Statistik sollte in der Handwerkerfrage das erste Wort haben.

Um nun durch die Erhebung den gewollten Zweck zu erreichen, war eine genaue durch Zählkarten mit einer Reihe von Fragen auszuführende Zählung der einzelnen als „handwerksmäßige“ in Betracht kommende Gewerbebetriebe nicht zu umgehen. Andrerseits aber konnte man sich mit einer „Stichprobenerhebung“ begnügen, wenn nur das Erhebungsgebiet richtig ausgewählt und groß genug war, Schlüsse auf die Zustände des Handwerks im ganzen Reiche zuzulassen. Das Erhebungsgebiet war folgendes: in Preußen die beiden Regierungsbezirke Danzig (12 Kreise) und Aachen (11 Kreise), sowie die fünf einzelnen Kreise: Oberbarnim, Waldenburg, Kalbe, Einbeck und Solingen; in Baiern die Bezirksämter Bruck, Stadtamhof und Neustadt a. S.; in Sachsen die Amtshauptmannschaften Pirna und Zwickau; in Württemberg der Oberamtsbezirk Göppingen; in Baden der Amtsbezirk Heidelberg; in Hessen der Kreis Friedberg und schließlich die Stadt Lübeck mit ihren Vorstädten. Darnach stellte sich die Zahl der Erhebungsbezirke — als solche die preußischen Kreise und entsprechenden Verwaltungsbezirke der andern Staaten betrachtet — im ganzen auf siebenunddreißig. Dem Flächenraum nach umfaßte das Erhebungsgebiet 18700 Quadratkilometer, d. i. etwa den dreißigsten Teil der Reichsfläche, und etwa 2292525 Einwohner, d. h. etwa den zweiundzwanzigsten Teil der Einwohnerschaft des Reichs nach dem Stande von 1890. Das Erhebungsgebiet wies auf: 2 Städte mit mehr als 100000 Einwohnern, 7 Städte mit 20000 bis 100000, 17 Städte mit 10000 bis 20000, 32 Ortschaften mit 5000 bis 10000, 112 mit 2000 bis 5000, 202 mit 1000 bis 2000, 513 mit 500 bis 1000, 1552 mit 50 bis 500 und 181 Ortschaften mit 50 und weniger Einwohnern.

Innerhalb dieses Gebietes mußte alles von der Zählung erfaßt werden, was zum „Handwerk“ gehörte. Der Reichskanzler hatte deshalb angeordnet, daß in die Erhebung einbezogen werden sollten a) alle Betriebe, die unzweifelhaft dem Handwerk zuzurechnen sind; b) alle Betriebe, bei denen es zweifelhaft sein kann, ob sie dem Handwerk oder den Fabriken zuzurechnen sind; c) die Betriebe der zu Hause für fremde Rechnung beschäftigten Personen, soweit sie als selbständige Gewerbtreibende nach der Gewerbeordnung bei der Behörde anzumelden sind. Als „Fabriken“ sollten dabei solche Gewerbebetriebe gelten, bei denen „die Merkmale des Fabrikbetriebs, insbesondre die Verwendung von Motoren, besondre bauliche Anlage, erhebliche Arbeiterzahl, weit getriebne Teilung der Arbeit, soziale Ungleichartigkeit zwischen Unternehmer und Gehilfen entweder sämtlich vorliegen oder wenigstens einzelne von ihnen scharf ausgeprägt sind.“ Außerdem war noch ein „Verzeichnis handwerksmäßiger Gewerbe“ vom Reichskanzler aufgestellt worden, ohne daß ersichtlich gemacht ist, nach welchen Grundsätzen dabei verfahren wurde. Das Verzeichnis enthielt 70 meist althergebrachte Handwerksnamen, wozu noch 28 Bezeichnungen von Spezialitäten des Schlosser-, Schmiede- und Schreinerhandwerks kommen,

die besonders zu zählen waren. Jedenfalls kann die Aufnahme mancher Handwerksbezeichnung und die Weglassung andrer angefochten werden. Das Statistische Amt hat denn auch 1036 Zählkarten kassirt, weil sie „außerhalb der Erhebung stehende Gewerbe“ betrafen, d. h. doch wohl, weil sie nicht auf dem Verzeichnis des Reichskanzlers standen, darunter z. B. Cigarrenmacher, Tabakspinner, Photographen, Porzellan- und Glasmaler usw. Hier ist eine Klärung des Prinzips für die Zukunft wünschenswert, noch wünschenswerter freilich wäre es, wenn in Zukunft die in der ganzen Handwerkerfrage von heute mit die wichtigste Klasse, die in den „Vorschlägen“ des Reichskanzlers unter c ausdrücklich als in die Erhebung einzubeziehende aufgeführten „zu Hause für fremde Rechnung beschäftigten Personen“ nicht so ganz sang- und klanglos unter den Tisch fallen müßten.

Trotzdem ist dieser erste Versuch, Verhältnisse des Handwerks statistisch zu erfassen, in geradezu überraschendem Maße gelungen und damit die Möglichkeit, Berechtigung und Zweckmäßigkeit einer modernen Handwerksstatistik erwiesen. Man kann nur recht dringend wünschen, daß die amtliche Statistik des deutschen Reichs von jetzt an das Handwerk nicht mehr aus den Händen läßt, selbst wenn der erste Versuch der deutschen Handwerksstatistik noch nicht die praktische Verwertung finden sollte, die er finden könnte.

Einschließlich der von den Zählbehörden als auf der Grenze zwischen Fabrik und Handwerk, also als „zweifelhaft“ bezeichneten Betriebe sind im Erhebungsgebiet gezählt worden:

	61 257	Betriebsinhaber
mit	1 084	Werkmeistern,
„	41 083	Gesellen,
„	21 541	Lehrlingen,
„	6 897	sonstigen gewerblichen Hilfspersonen.

Davon waren

	in unzweifelhaft zum Handwerk zu rechnenden Betrieben	in zweifelhaften Betrieben auf der Grenze zwischen Fabrik und Handwerk
Betriebsinhaber (Meister)	61 199	58
mit Werkmeistern	1 024	60
„ Gesellen	40 189	894
„ Lehrlingen	21 366	175
„ sonstigen gewerblichen Hilfspersonen	6 589	308

Auf dieser Unterlage ist nun das Statistische Amt der Aufgabe, ein Urteil über die thatsächliche Durchführbarkeit einer allgemeinen lokalen Organisation des Handwerks zu ermöglichen, in folgender Weise zu entsprechen bestrebt gewesen.

Zunächst hat man geglaubt, mit Rücksicht darauf, daß der Reichskanzler in erster Linie die Fürsorge für die Ausbildung von Lehrlingen und Gesellen als Zweck der Organisation des Handwerks bezeichnet hatte, die Handwerksmeister, die ohne Gesellen und Lehrlinge arbeiten, aussondern und, als zum Beitritt zu den örtlichen Zwangsgenossenschaften (Innungen) nicht verpflichtet, bei der Frage, ob für einen bestimmten Bezirk die Bildung einer Innung möglich sei oder nicht, außer Betracht lassen zu müssen. Ferner hat man den Berechnungen die Annahme zu Grunde gelegt, daß nur Berufsinnungen, nicht auch solche, in denen Meister verschiedner — vielleicht verwandter — Gewerbe vertreten sind, errichtet werden sollten.

Die Zahl der ohne Hilfspersonal arbeitenden Meister beläuft sich in dem Erhebungsgebiet auf 33 942 von den im ganzen gezählten 61 199 zweifellos dem Handwerk zugehörigen Meistern, sodaß nur 27 257 Personal beschäftigende Meister für die Zwangsinnungsbildung in Berechnung kamen.

Als Bezirke, die bei der Berechnung der Möglichkeit der allgemeinen örtlichen

Organisation als wesentliche Glieder eingestellt werden mußten, hat man drei verschiedne Größen angenommen: erstens die 156 „Zählbezirke," in die die 37 Erhebungsbezirke (Kreise nach preußischem Maßstabe) zerlegt waren, d. h. 26 „städtische Zählbezirke," bestehend aus den 26 Städten mit mehr als 10000 Einwohnern, einschließlich der Vorstädte, und 130 „ländliche Zählbezirke." In zweiter Linie hat man die „Erhebungsbezirke," also den preußischen „Kreisen" entsprechende Bezirke, als Sprengel der örtlichen Innungen angenommen, und endlich drittens die Möglichkeit der Innungsbildung für den Fall noch berechnet, daß der ganze Regierungsbezirk (hier Danzig und Aachen) das Innungsgebiet bilden sollte. Je größer das Innungsgebiet, um so größer die Möglichkeit, die zur Innungsbildung erforderliche Anzahl von Personal beschäftigenden Meistern ein und desselben Handwerks im Bezirk zusammenzubringen, um so geringer aber auch die Aussicht auf ein wirklich leistungsfähiges Innungsleben.

Endlich kam noch in Betracht die „niedrigste Mitgliederzahl," bei der die Organisation einer örtlichen Zwangsinnung für zweckmäßig erachtet werden soll.

Hieraus und unter genauem Nachweis der Verteilung des in Betracht kommenden Personals auf die einzelnen Bezirke hat nun das Statistische Amt nachgewiesen: a) wieviele Berufsinnungen zu bilden möglich wäre, wenn zur Bildung einer Innung erstens mit dem „Zählbezirk" als Innungsgebiet schon 5, 10, 15, 20, 30 — oder wenn zweitens zur Bildung einer Innung mit dem „Kreise" als Innungsgebiet schon 10, 20, 30, 50, 100 Personal beschäftigende Meister als niedrigste Mitgliederzahl genügen würden; b) wieviel Personal beschäftigende Meister, wieviel Gesellen, wieviel Lehrlinge und wieviel Hilfspersonen überhaupt von jeder dieser Innungen erfaßt werden würden. Diese Berechnung ist für alle 156 Zählbezirke, 37 Kreise und die beiden Regierungsbezirke einerseits, und für die 70 Handwerke und die 28 Spezialitäten der Schlosser, Schmiede und Schreiner andrerseits durchgeführt werden.

Greifen wir die „Zählbezirksinnung" mit einer niedrigsten Mitgliederzahl von 10 Meistern heraus, so ergiebt sich, daß sich für alle 156 Zählbezirke des Erhebungsgebiets und die 98 Handwerkszweige im ganzen 751 Innungen nach der heutigen örtlichen Verteilung der zu diesen Handwerkszweigen gehörenden Personal beschäftigenden Meistern bilden lassen, und zwar 257 Innungen der städtischen Bezirke in 37 Handwerken und 494 Innungen der ländlichen Bezirke in 31 Handwerken. Das heißt: es können unter obigen Annahmen 751 Innungen gebildet und 14537 Innungen nicht gebildet werden.

Für das gesamte Handwerk ergiebt sich ferner, daß erfaßt werden würden bei Zählbezirksinnungen

	mit einer niedrigsten Mitgliederzahl von 5	10	15	20	30
von je 100 Meistern überhaupt	86	30	24	19	18
von je 100 Meistern mit Personal	82	66	53	44	30
von je 100 Gesellen	81	65	51	42	25
von je 100 Lehrlingen	81	63	51	41	27

Man sieht schon aus diesem Beispiel, welche Schwierigkeiten der Durchführung einer allgemeinen örtlichen Organisation des Handwerks aus der örtlichen Verteilung der Handwerker erwachsen, wenn man einerseits an der Berufsinnung und andrerseits an kleinen Innungsgebieten mit einer nicht allzu kleinen niedrigsten Mitgliederzahl im Interesse der wirklichen Leistungsfähigkeit der Innungen festhalten will. Wie verlautet, ist man auch an maßgebender Stelle schon von der ausschließlichen Zulassung von Berufsinnungen zurückgekommen; es sollen auch Innungen „verwandter" Gewerbe in Aussicht genommen werden.

Außer der Frage nach dem Einfluß der örtlichen Verteilung der Handwerker auf die Durchführbarkeit einer allgemeinen örtlichen Organisation in Zwangsinnungen hatte der Reichskanzler noch vorgeschrieben, daß man durch die Erhebung darüber Aufklärung zu gewinnen versuchen sollte, inwieweit die weit verbreitete Annahme der Wirklichkeit entspreche, „daß die Zahl derjenigen Unternehmer von Handwerksbetrieben, die eine fachmännische Vorbildung entweder gar nicht oder nur in unzulänglicher Weise genossen haben, eine recht erhebliche sei und schon aus diesem Grunde die zweckentsprechende Ausbildung des gewerblichen Nachwuchses bei dem gegenwärtigen Zustande und noch mehr bei dessen Fortdauer gefährdet erscheine.“ Auch diese Erhebung über die fachmännische Vorbildung der heutigen Unternehmer von Handwerksbetrieben ist mit großer Gründlichkeit durchgeführt worden. Dabei sind von den im ganzen gezählten 61 199 unzweifelhaft zum Handwerk gehörigen Unternehmern 1607 weibliche Prinzipale ausgeschieden worden, sodaß nur 59592 Meister im Erhebungsgebiet in Betracht kommen. Das Ergebnis ist folgendes:

Von 100 Meistern haben eine Lehrzeit durchgemacht	überhaupt	bis 1 Jahr	von 1 bis 2 Jahr	von 2 bis 3 Jahr	mehr als 3 Jahr	im jetzigen Gewerbe	in einem andern Gewerbe	bei einem Handwerksmeister	in einer Fabrik
im ganzen Erhebungsgebiet .	96,8	3,3	12,1	56,9	23,7	96,1	0,7	96,1	0,7
in den Städten	98,0	0,7	6,1	52,0	38,3	97,2	0,8	97,7	1,2
in den ländlichen Bezirken .	96,3	4,3	14,4	58,7	18,1	95,7	0,6	95,9	0,4

Die an und für sich sehr geringe Anzahl der Meister ohne Lehrzeit ist in den ländlichen Bezirken, einschließlich der Städte unter 10 000 Einwohnern, etwas größer als in den Städten mit 10 000 und mehr Einwohnern. Auch die Meister mit kurzer Lehrzeit sind in den ländlichen Bezirken zahlreicher als in den Städten, während die Meister mit langer Lehrzeit weit mehr in den Städten zu finden sind als auf dem Lande. Von den Meistern mit Lehrzeit betreiben im ganzen nur 0,7 Prozent ein andres Gewerbe, als in dem sie ihre Lehrzeit durchgemacht haben, ebenso haben nur 0,7 Prozent ihre Lehrzeit nur in einer Fabrik überstanden, während 96,1 Prozent bei einem Handwerksmeister gelernt haben. Von den 3,2 Prozent, die ohne Lehrzeit sind, haben viele in Fachschulen, Lehrwerkstätten, beim Militär, auch in Taubstummen- und Blindenanstalten eine gewisse fachmännische Vorbildung genossen. Jedenfalls hat die Erhebung ergeben, daß von dem Fehlen einer fachmännischen Vorbildung kaum recht die Rede sein kann, wobei freilich nicht zu vergessen ist, daß durch statistische Zählkarten der erzieherische Wert der durchgemachten Lehrzeit nicht erfaßt werden konnte.

Wir müssen uns hier mit diesen Ausführungen begnügen. Ein so umfangreiches statistisches Tabellenwerk ist nur durch eine Reihe von Einzelbildern von den verschiednen Gesichtspunkten aus dem größern Interessentenkreise zu erschließen und genießbar zu machen. Es ist zu bedauern, daß nach dieser Richtung hin für die gewaltigen Materialiensammlungen der Statistik des deutschen Reichs bisher so wenig geschehen ist. Möge dies den besonders umfangreichen Zählarbeiten von 1895 nicht wieder so ergehen.

Die öffentlichen Prüfungen. Es ist in Preußen mit großem Beifall begrüßt worden, daß der Kultusminister mit einem Federstrich die öffentlichen Prü-

fungen an den höhern Schulen beseitigt hat. Im Laufe der Jahre hatten sich bei den Prüfungen soviel Übelstände, Störungen und unnütze Aufregungen eingestellt, daß die ganze Einrichtung zu einer wahren Plage für die Schüler, ja die Lehrer und selbst für die Eltern geworden war. Die Schüler wußten nicht recht, weshalb sie eigentlich für diese Prüfung, die keinen Einfluß auf die Zensur und die Versetzung haben sollte, gedrillt wurden. Die Lehrer verstanden nicht, weshalb sie sich und ihre Schüler der Kritik eines zusammengewürfelten, oft sehr urteilslosen Publikums aussetzen sollten, da doch die sachmännisch gebildeten Aufsichtsbehörden nicht allein das Recht, sondern sogar die Pflicht haben, jederzeit an ihrem Unterricht in der Klasse teilzunehmen und sich über die Leistungen der Lehrer ein Urteil zu bilden. Die Eltern endlich fühlten es als einen unangenehmen Zwang, doch auch bei diesen öffentlichen Vorführungen zu erscheinen, damit die Lehrer und der Herr Direktor nur nicht denken könnten, sie hätten kein Interesse für die Schule. Da aber in einem geordneten Haushalte weder der durch seinen Beruf in Anspruch genommene Vater noch die in der Wirtschaft vollauf beschäftigte Mutter vormittags in die Schule laufen konnte, so pflegte die Vertretung des Hauses irgend einer alten Tante, genannt Aulalia, übertragen zu werden. Vor einer solchen würdigen Gesellschaft alter Tanten pflegte sich dann die ganze Schulkomödie abzuspielen. Der mit Orden geschmückte Direktor schritt würdevoll einher, die befrackten Lehrer, leicht gerötet von der Aufregung des Tages, bewegten sich geschäftig vor der staunenden Gesellschaft und führten im Flüstertone alles ordnend die Klassen in die Aula. Andre saßen dumpf brütend an den langen Tischen und starrten auf ihre weiße Wäsche oder auf die vor ihnen liegenden unzähligen Schulprogramme. Andre wieder, die an der Vorführung nicht beteiligt waren, standen mit sarkastischem Lächeln an den Wänden und verwünschten die ganze Parade, deren Gaukelwerk sie genau kannten, und die ihnen soviel kostbare Zeit raubte. Denn die Komödie dauerte fast eine ganze Woche.

Dieser Unfug ist nun in Preußen seit einiger Zeit glücklich beseitigt worden, und es giebt wohl keinen verständigen Schulmann, der ihn wieder zurückwünschte. Anderwärts dauert er aber noch fort und wird, da man sich scheut, preußische Einrichtungen im Schulwesen anzunehmen, wahrscheinlich auch noch ein paar Jahrzehnte fortdauern, bis die letzte Aulalia verschwunden, und man zu der Einsicht gekommen sein wird, daß es doch besser und erfolgreicher ist, in aller Stille eine Woche weiter zu arbeiten, als vor der Öffentlichkeit ein pädagogisches Effektstück aufzuführen. Wichtige geistige Arbeit ist zu ernsthaft und zu keusch, als daß sie eine öffentliche Schaustellung dieser Art vertrüge.

Litteratur

Das Elend in der Hausindustrie der Konfektion. Von Oda Olberg. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1896. Preis 1 Mark

Wie die Leser aus den Zeitungen wissen, stehen Tausende von deutschen Konfektions-Arbeitern und Arbeiterinnen im Begriff, die Arbeit einzustellen; in einer Anzahl von großen Städten haben sie sie bereits eingestellt; die Bewegung geht von Berlin aus und hat bis jetzt vorzüglich Breslau, Stettin, Erfurt und Hamburg ergriffen. In Breslau versammelten sich am 5. Februar siebzehn von den betroffnen sechsundzwanzig Unternehmern zu einer Beratung, bei der, wie es in dem

Bericht der Schlesischen Zeitung heißt, „von den Forderungen der Streikenden die meisten als berechtigt und teilweise geradezu selbstverständlich anerkannt [man bedenke, was das sagen will!*)], die Einrichtung von Betriebswerkstätten aber und die Annahme des aufgestellten Lohntarifs als unmöglich bezeichnet wurden." Gerade die Einrichtung von Betriebswerkstätten aber ist die wichtigste Forderung der Ausständigen, weil die Notwendigkeit, die ohnehin elende und kleine Wohnung auch noch als Werkstatt benutzen zu müssen, die daraus sich ergebende Unbegrenztheit der Arbeitszeit, Kinderausbeutung und Unverantwortlichkeit der Unternehmer für die Lage ihrer Arbeiter und Arbeiterinnen Zustände erzeugen, die — man aus der kleinen Schrift von Oda Olberg kennen lernen kann und kennen lernen muß. Es wäre eine Schande für jede deutsche Frau, der Gelegenheit geboten wird, die Lage ihrer Schwestern, der weiblichen Wesen, die in diesem wichtigen Berufe beschäftigt sind, kennen zu lernen, wenn sie diese Gelegenheit versäumte und sich dadurch der Pflichten entzöge, die ihr aus der Kenntnis der Thatsachen erwachsen würden. Männer, die sich mit den gesellschaftlichen Verhältnissen beschäftigen, die Fachleute und Gelehrten, kennen diese Thatsachen längst, aber ihre Kenntnis nützt gar nichts, weil jeder von ihnen immer bloß für die andern schreibt, und diese schreibenden alle zusammen nicht den geringsten Einfluß auf die Gesetzgebung haben. Wird aber die Kenntnis der Thatsachen allgemein, dann wird es unmöglich sein, gegenüber der mit Sturmesgewalt losbrechenden allgemeinen Entrüstung den gegenwärtigen Zustand aufrecht zu erhalten; es wird u. a. auch unmöglich sein, daß ferner noch wegen polizeilich verfolgter Unsittlichkeit die Opfer auf die Anklagebank kommen anstatt der Schuldigen. Die Thatsachen aus Zeitungen und Zeitschriften zusammenzusuchen, haben Hausfrauen weder Zeit noch Gelegenheit, aber das vorliegende Schriftchen kann jede zur Hand nehmen und lesen. Es giebt alles Wesentliche in gedrängter Darstellung und in schöner, von Herzen kommender Sprache, anschaulich und packend, aber ohne alle überflüssigen Redensarten. Die Verfasserin kennt die Verhältnisse nicht allein aus der Fachlitteratur, die sie übrigens vollständig beherrscht, sondern auch aus eigner Anschauung, denn sie arbeitet an einer Erhebung über die Gesundheitsverhältnisse in den Schneiderwerkstätten Leipzigs mit, „die erst in Jahresfrist ihren Abschluß finden dürfte." Also noch einmal: es ist Pflicht für jede deutsche Frau, dieses Büchlein zu lesen und — nun, die Folgerungen daraus zu ziehen, überlassen wir den deutschen Frauen selbst; nur so lange keine Möglichkeit bestand, das Elend der Konfektionsarbeiter und besonders der Arbeiterinnen kennen zu lernen, konnte man die deutschen Frauen von der Schande freisprechen, die sie in ihren Mänteln, Kleidern und Stickereien mit sich herumtragen. Zu besondrer Empfehlung des Schriftchens können wir noch beifügen, daß es von der Nordd. Allgemeinen Zeitung heruntergerissen worden ist.

Das Verhalten der Presse dieser Publikation gegenüber ist überhaupt bemerkenswert. Die Broschüre ist wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes — es handelt sich nicht allein darum, die obern Gesellschaftskreise darauf aufmerksam zu machen, welche entsetzlichen Zustände in denen herrschen, die für sie arbeiten, und welche Pflichten ihnen und insbesondre den Regierungen und der Gesetzgebung erwachsen, sondern dabei auch darum, welche ungeheure Gefahr in der Verbreitung von ansteckenden Krankheiten in dem System der Heimarbeit für alle, die Kon-

*) Auch daß die Schlesische Zeitung die Forderungen der Streikenden für gerechtfertigt erklärt, will viel sagen; sie erkennt auch an, daß die Sympathien des Publikums auf der Seite der Arbeiter stehen.

fektionsläden für ihre Bedürfnisse benutzen, liegt — die Broschüre ist, weil sie weithin wirken und aufklären soll, in großer Auflage gedruckt und allen Zeitungen von Belang zugeschickt worden. Wenn nun ein so wunderlicher Doktrinär wie der Leitartikler der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung wieder nichts in der Schrift wittert als Klassenverhetzung und kommunistische Umtriebe, so wundert man sich nicht weiter darüber, lacht höchstens und fragt sich, wie lange sich ihn die Leser und die, von denen die Offiziosität des Blattes abhängt, gefallen lassen werden. Aber auffällig ist die Totenstille in allen Blättern der bürgerlichen Parteien. Bis jetzt hat noch kein größeres Blatt ein Wort gesagt,*) nur die sozialdemokratischen haben sich sofort mit der Schrift befaßt — selbstverständlich; sie stehen auf der Seite der Notleidenden und werden nichts unbesprochen lassen, was für diese auftritt. Aber weshalb schweigt die bürgerliche Presse? Ginge das Schweigen von der klaren Einsicht aus, daß weder der Einzelne noch die Gesamtheit, weder die Regierungen noch die Gesetzgebung imstande sind, der Not, die sie alle kennen, zu steuern, solange nicht eine bessere Grundlage für das Leben und Gedeihen des Volkes geschaffen ist, die ihm die Möglichkeit giebt, sich selbst zu helfen, so wäre es verständlich. Alle kleinen Mittel helfen ja nichts, das ist klar; wenn man den Arbeitern helfen möchte, kommt man in die Gefahr, die „Konfektionsbranche" totzuschlagen, von der doch eben ein Teil des Volkes, diese Arbeiter, den Lebensunterhalt erhält, so ungenügend er auch ist. Aber diese klare Einsicht muß man bezweifeln, wenn man sieht, wie kläglich sich diese Presse der Flottenfrage gegenüber benimmt, und wenn man sich erinnert, wie sie von Verrücktheit faselte, wenn man von Expansionspolitik sprach. Man muß einen andern Grund suchen, der sie abhält, auf die Not der Arbeiter und auf die Gefahr der Krankheitsverbreitung einzugehen. Sollte es wirklich die Rücksicht auf die Inserateinnahmen sein? Die Vermutung liegt nahe, denn kein Geschäft giebt in solchem Umfange Geld für Inserate und Reklame aus, wie gerade das Konfektionsgeschäft. Wenn man sieht, daß die Zeitungen aus purer Angst vor ihren steuerzahlenden Lesern nicht wagen, den Ton eines frischen und fröhlichen Patriotismus der Flottenvermehrung gegenüber anzuschlagen, sondern sich mit lächerlicher Vorsicht um ein entschiednes Wort herumdrücken, so kann man wohl denken, daß sie sich auch der Inserate der Konfektionäre wegen blind und taub stellen den Dingen gegenüber, die die Olbergsche Broschüre aufdeckt. Das hieße also auch, von allem andern abgesehen, dieses Geldgewinns wegen ruhig die Verbreitungsstätten der scheußlichsten und mörderischsten Krankheiten weiterwirken lassen, ohne zu warnen. Was werden die Zeitungsleser sagen, die jetzt die Olbergsche Schrift in die Hand bekommen, deren Existenz und Inhalt ihnen verschwiegen wird? Ist die Aufgabe der Zeitungen gelöst, wenn sie objektiv und kühl darüber berichten, daß Verhandlungen zwischen Arbeitern und Auftraggebern in der Konfektionsbranche stattfinden, die teilweise berechtigte Forderungen der Arbeiter betreffen, als handelte es sich um Dinge, die auf dem Monde geschähen und niemand viel angingen? Das Publikum sieht hier einmal, was ein Teil der Tagespresse wert ist. Und welche Macht könnte diese Presse entfalten, wenn sie nicht in ewiger Angst vor Abonnenten und Inserenten steckte! Diese Leisetreterei ist doch geradezu zum Lachen in dem vorliegenden Falle. Wer braucht denn den andern nötiger, der Inserent oder die Zeitung? Hätten die Konfektionäre die Zeitungen nicht für ihre Reklame, so wären sie nicht vorhanden. Also die Sorge vor einem Einnahmeausfall brauchte die Tagespresse ebenso wenig

*) Inzwischen doch, beide anerkennend, die Frankfurter Zeitung und, was die Norddeutsche Allgemeine wohl verwundern wird, der Hamburger Korrespondent.

davon abzuhalten, eine Pflicht zu erfüllen, wie das Haarsträuben des guten Mannes in der Norddeutschen Allgemeinen vor dem Gespenst des Kommunismus, mit dem er niemand graulich macht als sich selbst. Es ist ein Trost, daß man annehmen kann, daß die meisten Zeitungsleser gescheiter sind als ihre Zeitungen. Wüßten die Zeitungen, daß ihre Leser nicht so einfältig sind, wie sie denken, so faßten sie sich manchmal wohl eher ein Herz und suchten der Wahrheit und dem, was notthut, zu dienen. Jetzt rechnen sie mit der Mittelmäßigkeit und Oberflächlichkeit und machen sich zu deren Dienern, und das wird nicht anders, so lange sich die Leser alles gefallen lassen und nicht in Haufen Protest erheben. Sie sollten das nur thun ihrer Zeitung gegenüber, dann würde schon Wandel eintreten.

La science du Point d'Honneur, commentaire raisonné sur l'offense, le duel, ses usages et la législation en Europe, la responsabilité civile, pénale, religieuse des adversaires et des témoins avec pièces justificatives par A. Croabbon, avocat. Paris, 1895

Der Zweikampf ist ursprünglich ein gesetzlich geordnetes Beweismittel im gerichtlichen Verfahren des germanischen Rechts, dann wurde er als Akt der Selbsthilfe und Rache ausnahmsweise von der öffentlichen Gewalt gestattet und wurde so die Fortsetzung des alten ritterlichen Fehdewesens. Je mehr jedoch die öffentliche Strafe ausreichende Genugthuung für erlittene Verletzungen bot, um so mehr wurde die im Zweikampf gesuchte Selbsthilfe und Rache hierfür zurückgedrängt, bis sie heute nur noch bei Beleidigungen angewendet wird. Hier wird das Urteil der Staatsgewalt noch nicht als ausreichende Sühne empfunden, und darum in ritterlicher Weise mit der Waffe in der Hand nach alter Fehdeart Genugthuung gefordert.

Es bietet sich vielleicht später einmal Gelegenheit, näher auf die Geschichte des Zweikampfs einzugehen, wenn er besondres aktuelles Interesse beanspruchen darf. Wie wir hören, ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß das Reichsgericht von seiner Auffassung abgehe, die Schlägerduelle der Studenten wie bisher als Körperverletzungen anzusehen.

Während nun heute unser Strafgesetz den Zweikampf schlechthin für strafbar erklärt, hat es doch unterlassen, den Thatbestand des Zweikampfs in erschöpfender Weise zu regeln. Nicht nur den Begriff der Beleidigung, sondern auch den des Zweikampfs, als eines nach bestimmten Regeln geführten Kampfes, setzt es voraus, indem es auf die „hergebrachten Regeln“ des Zweikampfs Bezug nimmt. Welches diese Regeln seien, ist somit anderweit festzustellen.

Es fehlte bisher an einem umfassenden Werk über dieses bei einem Zweikampf zu beobachtende Verfahren und an einer systematischen und kritischen Behandlung der durch die Sitte hierfür ausgebildeten Regeln. Außer der deutschen Übersetzung des Duell Code von Chateauvillard, des Vaters wohl fast aller heute geltenden Duellgebräuche, ist für Deutschland nur das Buch von R. Eisenschmidt über die konventionellen Gebräuche beim Zweikampf zu nennen. Daher muß es als ein dankenswertes Unternehmen angesehen werden, wenn A. Croabbon in seinem groß angelegten Werke die Darstellung der gesamten Lehre vom Zweikampf giebt. Ist diese auch für die Franzosen schon um deshalb von erhöhter Bedeutung, weil diese eine besondre strafrechtliche Regelung des Duells überhaupt nicht haben und die im Zweikampf erfolgte Tötung und Körperverletzung den allgemeinen strafrechtlichen Bestimmungen unterliegt, ebenso wie die Zeugen lediglich als Teilnehmer an diesen Verletzungen in Frage kommen, so ist doch auch für uns das Werk interessant und lehrreich. Denn abgesehen von den sehr guten, wenn auch nicht

neuen Ausführungen über den Begriff und die einzelnen Erscheinungsformen der Ehre und Ehrverletzung enthält es eine umfassende und kritische Darstellung der geltenden Regeln über das gesamte zu beobachtende Verfahren sowohl der Duellanten selbst, als der Zeugen und Schiedsrichter, erläutert durch eine große Anzahl von Beschreibungen charakteristischer Zweikämpfe. Und zwar gewinnt das Werk dadurch an allgemeinerer Bedeutung, daß es sich nicht nur auf das französische Rechtsgebiet beschränkt, sondern, wenn selbstverständlich auch nicht in gleicher Ausführlichkeit — was jedoch der zu erwartenden Fortsetzung des Werkes vorbehalten bleibt —, die Gesetzgebung und die durch die Sitte festgestellten Regeln der übrigen europäischen Länder bespricht. Interessant sind hierbei namentlich die Erörterungen darüber, welches Recht und welche Regeln bei Zweikämpfen zwischen Angehörigen verschiedner Staaten Anwendung zu finden haben. Nicht angenehm berührt das Hereinziehen der Politik und die Art und Weise, wie der Verfasser seinen Landsleuten Ratschläge erteilt, sich in Ehrenhändeln insbesondre mit Italienern zu benehmen. Wiederholt wird von der zwischen Franzosen einerseits und „den Völkern des Dreibunds" andrerseits bestehenden starken Antipathie und ihrer feindlichen Politik gesprochen, die Ursache zu Zweikämpfen mit den Angehörigen dieser Nationen geben könnten. Nun, wenn der Verfasser nach Deutschland käme, würde er sich bald überzeugen, daß bei uns von Antipathie gegen die Herren Franzosen keine Spur vorhanden ist. Im Gegenteil, den einzelnen Franzosen halten wir immer für einen höchst liebenswürdigen Menschen. Wir glauben also nicht, daß für Deutsche und Franzosen mehr Ursache als für andre Menschen vorliegt, in einen Zweikampf verwickelt zu werden. Die kleinen politischen Streiflichter wären also besser aus dem Buche weggeblieben, um so mehr, als es doch nicht nur für französische Leser bestimmt ist. Wir freuen uns übrigens, nach Privatmitteilungen des Verfassers versichern zu können, daß er schon jetzt unsrer Ansicht ist, und daß in einer zweiten Auflage der Politik kein Raum mehr gewährt werden wird. Anerkennung verdient, worauf schließlich noch aufmerksam gemacht werden muß, die Tendenz des ganzen Werkes. Es dient keineswegs einer Verherrlichung des Zweikampfs, sondern strebt darnach, ihn möglichst einzuschränken.

Deutsche Poetik von Dr. Karl Borinski. Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshandlung, 1895

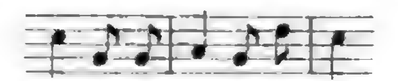
Dieses Handbüchlein ist ein kleines Kunstwerk in der Einheitlichkeit der Schöpfung, in dem innerlich notwendigen Aufbau, in der klaren, die rechten Bilder brauchenden Sprache. Dazu ist es an dem besten genährt, was bis jetzt überhaupt über Poetik gesagt worden ist, verbindet also mit der subjektiven Leistung eine gewisse objektive Gewähr. Endlich drängt es seinen Stoff so geschickt an einander, daß auf hundertvierzig Seiten außerordentlich viel gutes steht.

Von den vier Hauptabschnitten: „Der Dichter und sein Werk," „Innere Mittel der Dichtung als Kunst," „Äußere Mittel der Dichtung als Kunst," „Gattungen der Dichtkunst," erweckt allerdings der dritte einen lebhaften Wunsch: diese deutsche Poetik sollte weniger griechisch und mehr deutsch sein. Der zweiundvierzigste Paragraph z. B. „Metrik und Rhythmik" beginnt: „Wir sprechen nach griechischem Gebrauch noch von **Metrik** (Meßkunst), als dem Prinzip der Verskunst, obwohl man im Deutschen, durch die gröbere Natur der Sprache gezwungen, nur mehr [soll wohl heißen: nur noch] im allgemeinen auf bloße dynamische Rhythmik (Taktirung nach Stärke und Schwäche) eine Verskunst gründen könnte." Das ist eine alte Rede, aber eine falsche Rede. Auch unsre Dichtersprache braucht ein relativ gleiches Zeitmaß nicht nur für jeden Vers, sondern auch für jeden Takt,

auch sie erklingt nicht nur in der Zeit, sondern, wie jede andre gebundne Sprache, in gemessenen Zeiten. Es ist unmöglich, ihr die Zeitmessung im Prinzip zu verweigern. Sie ist ebenso ein Produkt aus geregeltem Zeit- und Kraftaufwand zugleich wie die antike, und es läßt sich nur soviel sagen, daß wir seit Opitz das betonende Prinzip als das wichtigere anerkennen, während die Alten nur von Messung reden. Tritt aber nicht auch bei uns die Zeitmessung in dieselbe Giltigkeit für die Poesie, die sie im Altertum gehabt zu haben scheint, wenn wir an gesungne Dichtung denken, die eigentliche Form doch auch unsrer Dichtung, oder auch an ein gesprochnes Kindertanzlied? Und umgekehrt glaube man doch nicht, daß die Alten Längen und absolute Hälften dazu als Kürzen im gesprochnen Verse beobachtet hätten! Wenn der Vorwurf der gröbern Natur unsrer Sprache nicht besser begründet wird, weisen wir ihn zurück. Was nun in dem zweiundvierzigsten Paragraphen folgt, richtet sich damit von selbst: „Wir können lediglich (!) nach dem Wechsel der betonten und unbetonten, stärker und schwächer betonten Wortsilben die Gliederung der Takte, guten und schlechten Taktteil, bestimmen. Die Griechen und ihre Schüler, die Lateiner, besaßen in der feinen(?) Unterscheidung von langen und kurzen Silben in ihren Sprachen die Mittel, die Takte viel wechselvoller mit langen und kurzen Silbennoten auszufüllen, im Prinzip unbekümmert, wohin im Takte die Wortbetonung fiel.“ Durch die bloße Unterscheidung von langen und kurzen Silben — mag sie auch noch so peinlich (etwas andres kann Borinski mit „fein“ nicht gut meinen) gewesen sein, sie würde doch nur einen Unterschied darstellen — durch diese eine Unterscheidung sollten die Alten in den Stand gesetzt worden sein, ihre Takte wechselvoller zu gestalten? Die größere Mannichfaltigkeit ist doch auf alle Fälle auf seiten der deutschen Sprache. Und wer wollte gar die Unbekümmertheit, „wohin im Takte die Wortbetonung fiel,“ als einen Vorteil bezeichnen? Schlägt diese angebliche glückliche Unbefangenheit nicht kurz gesagt aller künstlerischen Wahrheit ins Gesicht, der Wahrheit, die ein Zusammenfallen der wichtigen Formenteile und der wichtigen Inhaltteile verlangt?

Aber Borinski geht in demselben Paragraphen noch weiter. Er spricht unsrer Deklamation nicht nur die Zeitmessung, sondern auch die natürliche Musik ab. „Während unsre Deklamation im Prinzip (!) tonlos erscheint, war die antike tonreich und bot schon an und für sich ohne Komposition ein lebhaft bewegtes Notenbild. „Einst wird kommen der Tag“ lautet nach dem Prinzip unsrer Deklamation zunächst (!) nur in rhythmischen Schlägen:

ἔσσεται ἦμαρ ὅταν dagegen melodisch unterschieden etwa



Die vorsichtigen Floskeln „im Prinzip“ und „zunächst“ retten die „prinzipiellen“ Irrtümer dieser Zeilen nicht. Erkennt übrigens Borinski nicht in den Vierteln und Achteln, mit denen er auch die deutschen Worte notirt, Längen und Kürzen in unsrer Deklamation an?

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Englische Bündnisbestrebungen

Wie gewaltig die Ereignisse der letzten zwei Monate die öffentliche Meinung in England mit Bezug auf die auswärtigen Beziehungen des Königreichs aufgerüttelt haben, und wie begierig verantwortliche und unverantwortliche Politiker nach Bündnissen und sonstigen Schutzmitteln gegen die von allen Seiten drohenden Gefahren ausspähen, dafür liefern die Februarnummern aller bedeutenden englischen Monatsschriften die Beweise. Die sorgfältigere und leidenschaftslosere Behandlung der Streitfragen, wie sie sich in hervorragenden Zeitschriften findet, verleiht natürlich dem Gesagten einen größern Wert, als ihn die flüchtig hingeworfnen Sätze, die in der Tagespresse der Drang des Augenblicks hervorbringt, für sich beanspruchen können. Und da diese zahlreichen und eingehenden Besprechungen Ziele und Bestrebungen Englands betreffen, von denen Deutschland sehr wesentlich berührt wird, so lohnt es der Mühe, in dem reichen Material Umschau zu halten, um einen Einblick zu gewinnen in die Gedanken, Hoffnungen und Pläne, die zur Zeit in der englischen Volksseele lebendig sind.

An Mannichfaltigkeit fehlt es nicht. Die Stellung Englands zum Dreibunde, seine Beziehungen zu Frankreich und Rußland, die armenische Frage, die amerikanischen Schwierigkeiten, die Verwicklung im Transvaal, die Fähigkeit Großbritanniens, die Seeherrschaft zu behaupten und die Landung feindlicher Truppen zu verhindern, die Anschaffung von Mundvorräten im Fall eines langen Krieges, die verhältnismäßige Kriegstüchtigkeit der Miliz und der Freiwilligen — alle diese Gegenstände werden mit dem lebhaften Interesse behandelt, das einer unmittelbaren Bedrängnis entspringt. Nirgends findet sich hier ein Wiederhall von Lord Salisburys selbstgefälliger Annahme, daß Großbritannien, wenn es nur innerlich geeinigt sei, seine Isolirung nach außen als gleichgiltig ansehen könne und es mit der ganzen Welt aufzunehmen im-

Digitized by Google

stande sei. Mr. Dicey in der Fortnightly Review ist der einzige Schriftsteller, der diese Isolirung einfach als unangenehme Thatsache behandelt, die nun einmal nicht zu ändern sei. Der einzige, der seinen frühern Grundsätzen getreu, in der Contemporary Review zum Anschluß Englands an den Dreibund rät und diesen für das einzige Bollwerk des britischen Reichs erklärt, ist Frederick Greenwood. Hätte sich England — so führt er aus — dem Dreibund angeschlossen, so wäre alles jetzt im schönsten Fahrwasser; was aber können wir von einem Abkommen mit Rußland und Frankreich erwarten? Wir würden keinen wesentlichen Vorteil daraus ziehen und wären zugleich endlosen Intriguen ausgesetzt. Ein Bündnis mit Deutschland würde in Afrika all der Eifersucht und Feindschaft ein Ende machen, die in der berühmten Kaiserdepesche so plötzlich aufflammte; ein russisch-französisches Bündnis dagegen würde nach allen Seiten hin zu unserm Nachteil ausgenutzt werden. Und „haben die eifrigsten Geister, fragt Greenwood, die zum Abschluß eines solchen Bündnisses hindrängen, wohl bedacht, daß dieses uns der Notwendigkeit bedeutend vermehrter Rüstungen nicht entheben würde, oder daß es ein entschieden aggressives Bündnis wäre, das nicht auf die Erhaltung des Friedens auf der Grundlage des status quo gerichtet wäre? oder daß es eine niedrige Handlung sein würde, uns gegen die Mitglieder des Dreibunds zu kehren, nachdem wir jahrelang unter seinem Schutze Sicherheit genossen haben? Aber das sind Fragen, die jeder in seiner Weise aufwerfen und beantworten mag. Das allerunwahrscheinlichste Ding in der gesamten politischen Spekulation ist jedenfalls ein englisch-französisch-russisches Bündnis."

In scharfem Gegensatz zu diesen Ansichten stehen die Ausführungen eines sich als „Genosse Ägir" (!) bezeichnenden Verfassers in der Fortnightly Review. Er beschreibt den Dreibund als einen „deutschen Verdauungsklub" und ist der Meinung, daß England unter allen Umständen vertrauliche Beziehungen zu einer Macht vermeiden solle, deren Motto ist: „Laß Freund und Feind zu Grunde gehen, wenn nur Deutschland genug zum Leben zusammenscharrt." Österreich wird gedrückt und Italien zu Grunde gerichtet, damit sie Deutschland helfen, die von Frankreich abgerissenen Provinzen zu assimiliren. Die Unterstützung der englischen Flotte wird gewünscht, um dieses schöne Verfahren auf noch sicherer Grundlage durchführen zu können, und da wir diese Unterstützung vorenthalten, so verliert Deutschland keine Gelegenheit, uns Schaden zuzufügen. „Und selbst wenn es möglich wäre, heißt es dann wörtlich, daß Deutschland in Zukunft Selbstentsagung genug aufböte, einen Kreuzzug gegen den Vater alles Übels zu organisiren, so kann man es doch a priori als wahrscheinlich annehmen, daß der Sache der wahren Religion und den Interessen des britischen Reichs am besten gedient sein würde, wenn wir auf der entgegengesetzten Seite Stellung nähmen, womöglich im Verein mit Frankreich und Rußland, und wenn das nicht geht, dann allein; unter keinen Um-

ständen aber sollten wir den sinnlosen Plan hegen, Hand in Hand mit Deutschland zu gehen." In derselben Rundschau schließt sich Canon Mac Coll der Anklage gegen Deutschland an und verlangt ein unumwundnes und bestimmtes Einverständnis mit Rußland.

Mr. Arnold Forster, der sich im Nineteenth Century vernehmen läßt, gehört wie Mr. Greenwood der liberal-unionistischen Partei an; aber ungleich seinem politischen Waffengefährten, ist er nicht russenfeindlich gesinnt. Ohne Furcht wirft er den alten Jingogrundsatz über Bord, daß Rußland unter allen Umständen die Besetzung von Konstantinopel verwehrt werden müsse. Rußland, im Besitze von Konstantinopel, sagt er, wird uns keinen Schaden thun; im Gegenteil, es wird zur Vermehrung unsers Handels beitragen. Was das Mittelländische Meer betrifft, so ist die Stellung Englands dort bereits unhaltbar geworden. Wenn in unsrer fast verbrecherisch zu nennenden Gewohnheit, unsre unbeschützte Flotte in diesem europäischen cul de sac der Vernichtung auszusetzen, endlich einmal eine Änderung eintritt, so wird man hierzulande wenig Grund haben, sich zu beklagen. Als Bedingung zu einem guten Einverständnis mit Frankreich betrachtet Mr. Forster die Räumung Ägyptens: „Verlassen wir Ägypten, wie es uns die Ehre gebietet. Wir haben kein Recht, dort zu bleiben, und unsre Gegenwart vermöge bewaffneter Okkupation ist eine militärische Schwäche, die gar nicht überboten werden kann." Und weiter: „Ziehen wir unsre Mittelmeerflotte aus der gefährlichen Lage zurück, in der sie sich befindet. Es ist sicherlich eine Thorheit, die zwei stärksten Abteilungen 3000 Seemeilen von einander entfernt zu halten und dreißig Schiffe ohne eine Operationsbasis, ohne einen Schutzhafen, ohne eine Werft für Reparaturen, kurz ohne alle Hilfsmittel, die von der neuern Wissenschaft für ihre Unterhaltung als unentbehrlich bezeichnet werden, dort zu lassen." Zieht aber England, so heißt es am Schluß, seine Schiffe in seinen eignen Gewässern zusammen, so wird es über eine Flotte verfügen, stark genug, das Meer zu beherrschen.

Der talentvolle Mitarbeiter des Pariser Temps, M. de Pressensé, kommt Mr. Forster in derselben Rundschau zu Hilfe, indem er in einem mit vieler Wärme abgefaßten Essay den neuen Dreibund — Frankreich, Rußland und England — empfiehlt. Nachdem er dem „bevorzugten Lande parlamentarischer Einrichtungen" und seiner „ruhmreichen Litteratur" in glänzenden Perioden gehuldigt hat, kommt er zu der Versicherung, daß nichts für England so nutzbringend sein könne, als eine gründliche und gleichzeitige Auseinandersetzung mit Frankreich in Afrika, mit Rußland in Asien und mit beiden überall, wo Grund zu Reibungen vorliegt. „Welche Aussichten, ruft er aus, würde dies für die letzten Jahre des Jahrhunderts eröffnen, wenn die zwei großen liberalen Völker des Westens, indem sie das große russische Reich in ihre Bahn hineinziehen, den Dreibund des Friedens und des Wohlwollens bildeten! Freude

würde die Welt durchschauern, und die Menschheit würde sich von einem Alpdrücken befreit fühlen!“ Das nimmt sich in einer nüchternen englischen Zeitschrift sehr sonderbar aus.

Die bedeutendste Leistung ist wohl der Aufsatz, den Mr. St. Loe Strachey in der National Review zu dem Thema der Bündnisse veröffentlicht hat. Er ist auch deshalb besonders bemerkenswert, weil er zeigt, wie die ganz unerwartete jüngste Entwicklung der Dinge selbst einen so streng konservativen Publizisten wie Mr. Strachey vermocht hat, der ganzen Beaconsfieldschen Tradition mit einer kurz entschlossenen Wendung den Rücken zu kehren und ohne alle Gewissensbisse über diese Ketzerei den Vorschlag zu machen, Konstantinopel den Russen auszuhändigen. Er geht bei seinen Ausführungen davon aus, daß England nicht länger auf die Freundschaft Deutschlands rechnen könne.

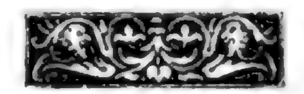
Dadurch ist England an den Scheideweg gestellt. Sollen wir, fragt er, um die Freundschaft Berlins zu gewinnen, unsern Anschluß an den Dreibund anbieten, oder sollen wir uns kühn einer neuen Verbindung zuwenden? Er ist der Meinung, daß der erstere Schritt aus verschiednen Gründen unmöglich sei, namentlich deshalb, weil sich England dadurch verpflichten würde, Deutschland in einem Kriege, in dem Frankreich die verlornen Provinzen wiederzugewinnen suchte, Hilfe zu leisten. Dies, meint er, würde das sittliche Ehrgefühl des englischen Volks empören, daher sei an einen Anschluß an den Dreibund nicht zu denken. Es bleibt also nur ein Einverständnis mit Rußland, und ein solches Einverständnis sollte den Grundton der englischen Politik bilden. Warum sollten sich auch die zwei Mächte nicht verständigen können! Eine natürliche Feindschaft zwischen ihnen besteht nicht. Rußland ist nicht Kolonialmacht in Afrika und kann auch nicht als Nebenbuhler Englands auf dem Weltmarkt bezeichnet werden. Giebt es nun irgend etwas in den Zielen der russischen Politik, das einem Bündnis mit England entgegenstehen könnte? Allerdings: Rußlands sehnlichstes Verlangen ist auf Konstantinopel gerichtet. Würde aber Rußlands Besitz von Konstantinopel England zum Nachteil gereichen? Mr. Strachey verneint das. Für die entgegengesetzte Ansicht hat es bisher immer als der stärkste Beweis gegolten, daß der Besitz von Konstantinopel Rußland so stark zur See machen würde, daß England sich nicht länger im Mittelländischen Meere halten könnte. Das ist nach der Ansicht des Verfassers ein Irrtum, und zwar hat er dafür folgende Beweisführung, die freilich auf sehr schwachen Füßen steht: „Seemacht beruht nicht auf dem Besitz von Häfen, in denen man seine Schiffe vor der feindlichen Flotte verbergen kann — dazu eignet sich Konstantinopel ohne Zweifel —, sondern sie beruht auf dem Besitz von Schiffen, die die feindlichen Schiffe schlagen können. Rußland ist eine Gefahr für uns, wenn es eine große Flotte baut, nicht wenn es einen Ort besitzt, wo diese Schutz finden kann. Wie soll aber der Besitz von Konstantinopel Rußland in den Stand setzen, mehr Schiffe zu bauen und eine bessere

Flotte zu haben! Schiffe zu bauen ist heutzutage einfach eine Geldsache. Rußland wird seine Seemacht in einer von England zu fürchtenden Weise nur dann verstärken, wenn es die Ausgaben für der Mühe wert hält. Aber ich bin entschieden der Ansicht, daß Rußland diese Ausgaben viel mehr für der Mühe wert halten wird, wenn es Konstantinopel nicht besitzt, als wenn es Konstantinopel besetzt hält." Über verschiedne andre Rücksichten setzt sich Mr. Strachey leicht hinweg, u. a. auch über den Einwurf, daß Rußlands Vorschreiten bis Konstantinopel eine Bedrohung des britischen Handels bedeuten könnte. Er kommt zu dem Schluß, daß England, wenn es die moskowitische Macht nicht durch Waffengewalt an der Besetzung Konstantinopels verhindern wolle, gar nicht besser thun könne, als Rußland gegenüber freimütig zu bekennen, daß die britische Politik eine Frontveränderung vollzogen habe, und daß England mit wohlwollendster Miene zuschauen würde, wenn sich Rußland des begehrten Preises bemächtigte; nur müßte Rußland gestatten, daß England im Besitz von Ägypten bliebe, und wenn es für nötig erachtet würde, von einer griechischen Insel, die als Marinestation dienen könnte, Besitz ergriffe. Auf die Frage, wie Österreich zu behandeln sei, erwidert Mr. Strachey: „Das scheint allerdings eine sehr harte Nuß zu sein; aber wir können nicht davon abstehen, Maßregeln zur Abwehr des feindlichen Auftretens Deutschlands zu treffen, nur weil Deutschland gerade ein Bündnis mit unserm guten Freunde dem Kaiser von Österreich hat. Alles, was wir thun können — und das würde wohl auch genügen —, besteht darin, daß wir Österreich erklären, daß wenn das türkische Reich durch die Besetzung Konstantinopels durch Rußland unabwendbar zerstört wird, unser Einfluß entschieden zur Unterstützung seiner Ansprüche auf Salonichi und Makedonien geltend gemacht werden soll. Indem wir dies thun, würden wir Österreich alles geben, was es in Wirklichkeit braucht und würden ihm die kleinen diplomatischen Dienste, die es uns, ungleich Deutschland, stets in loyalster Weise erwiesen hat, dadurch zugleich wieder vergelten. Zwar ist es nicht imstande gewesen, uns irgend welche besonders wesentliche Hilfe zu leisten, aber das war nicht sein Fehler, sondern nur die Folge seiner geographischen Lage." Aber wie wird England die Freundschaft Frankreichs und Italiens gewinnen? Ägypten darf unter keiner Bedingung aufgegeben werden, und Mr. Strachey giebt nun folgenden Rat: „Wir sollten zu Frankreich sagen, daß wir in Ägypten denselben Fehler begangen haben, den es in Tunis gemacht hat. Als Frankreich Tunis besetzte, erklärte es England und Italien und Europa im allgemeinen, daß es nicht beabsichtige, Tunis zu annektiren oder es dauernd besetzt zu halten, und es schloß einen Vertrag mit dem Bey ab, in dem gewisse Bedingungen für die Räumung ausdrücklich vorgesehen waren. Aber Frankreich hat gefunden, gerade wie wir es in Ägypten gefunden haben, daß es leichter ist, ein orientalisches Land zu besetzen, als es zu räumen, und es weiß jetzt, daß die mit dem Bey vereinbarte Bedingung

— nämlich daß nach der Meinung Frankreichs die Okkupation im Interesse der gesetzlichen Ordnung und Ruhe nicht nötig wäre — niemals eintreten wird. Wir müssen auseinandersetzen, daß wir genau dasselbe in Ägypten gelernt haben, und daß es unsrerseits ein ebenso großes Verbrechen und eine ebenso große Thorheit wäre, Ägypten zu verlassen, als es auf seiten Frankreichs sein würde, Tunis aufzugeben.“ Italien darf natürlich nicht im Stich gelassen werden. England muß es für Italien der Mühe wert machen, Ersatz dafür bieten, sich vom Dreibunde zurückzuziehen, und muß ihm den Schutz seiner Küsten verbürgen, und zwar dadurch, daß es sich von Frankreich versprechen läßt, keinen Angriff zu machen, und daß es Italien mit seiner Flotte unterstützt, wenn das Versprechen gebrochen würde. „Es ist nicht wahrscheinlich, meint Mr. Strachey, daß Italien ein solches Anerbieten zurückweisen würde. Es könnte sich dadurch vor dem Bankrott bewahren und die erdrückenden Unkosten für das Heer ersparen. Der Gewinn würde in der That außerordentlich groß sein. Überdies würde es leicht sein, den Wechsel in der Parteistellung für Italien durch ein Abkommen noch anziehender zu machen, wonach es ihm gestattet würde, Tripolis und die cyrenäische Halbinsel in Besitz zu nehmen.“ Daß es Italien nicht in den Sinn kommen wird, den wirklichen Schutz, den ihm der Dreibund gewährt, für die mehr als problematische Hilfe Englands aufzugeben, dieser Gedanke scheint Mr. Strachey nicht gekommen zu sein. Andrerseits fühlt er aber, daß er mit einfachen Schlußfolgerungen, die sich aus einem Vergleich der Stellung Englands zu Ägypten und Frankreichs zu Tunis ergeben, die Freundschaft des französischen Volks nicht gewinnen kann. Er rechnet daher darauf, daß sich die Franzosen vielleicht durch die Hoffnung ködern lassen, daß ihnen die Isolirung Deutschlands Gelegenheit zur Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen geben würde, und eröffnet ihnen ferner die Aussicht, daß ihnen England bei der zu erwartenden Teilung der Türkei sehr gern Syrien und Palästina zusprechen würde. Aber es ist natürlich ebenso unwahrscheinlich, daß Frankreich seine Ansprüche auf Ägypten aufgeben und sich mit Versprechungen über Dinge, die England nicht zu verschenken hat, abspeisen lassen wird, wie es gewiß ist, daß sich Rußland nicht einfach deshalb in den Besitz von Konstantinopel setzen kann, weil England nichts dagegen hat.

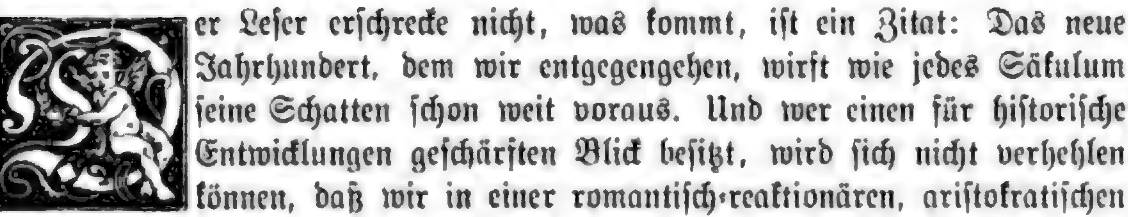
Aber abgesehen von der Frage, ob die Vorschläge ausführbar sind oder nicht, ist es an und für sich von großem Interesse, zu beobachten, wie es die öffentliche Meinung in England, unter völliger Verleugnung der Grundsätze, die ihr für die britische Politik des ganzen neunzehnten Jahrhunderts als unumstößlich galten, allgemein und mit anscheinendem Gleichmut als ein unvermeidliches Verhängnis auffaßt, daß Rußland bis an das Mittelmeer vordringt, vorläufig allermindestens einen kleinasiatischen Hafen als Flottenstation vom Sultan erhält und andrerseits auch im Stillen Ozean einen eisfreien Hafen

als geeigneten Endpunkt für seine sibirische Eisenbahn erwirbt. Vor wenigen Monaten noch hätte man all diese Dinge nicht mit so völliger Entsagung hingenommen, wie man das jetzt infolge der Mißgeschicke thut, die die englische Politik jüngst erlebt hat. Die Furcht vor der Feindschaft der Vereinigten Staaten und Deutschlands hat es zu Wege gebracht, daß der Gedanke eines Bündnisses mit Rußland, dem langjährigen Gegner, in der öffentlichen Meinung ausgesprochen werden darf. Aber für ein solches Bündnis hat England bereits den rechten Augenblick verfehlt, und alle höflichen Verbeugungen werden wenig helfen. Rußland ist sich wohl bewußt, daß es der englischen Politik im Orient wie im fernen Osten eine empfindliche Niederlage beigebracht hat, und daß es der englischen Freundschaft nicht bedarf, wenn es Zutritt zum Mittelländischen und zum Gelben Meere haben will. Überdies wird England weder die gewünschte Station an der chinesischen Küste noch eine Insel an den Dardanellen erhalten, wenn es Rußland, der Türkei, China und andern Mächten nicht offen Trutz bieten will, was es wohlweislich unterlassen wird. Die russische Diplomatie hat eben durch ihr kalt berechnendes Vorgehen die englische aus dem Felde geschlagen.



Das Recht der Persönlichkeit

Von Adolf Bartels



Der Leser erschrecke nicht, was kommt, ist ein Zitat: Das neue Jahrhundert, dem wir entgegengehen, wirft wie jedes Säkulum seine Schatten schon weit voraus. Und wer einen für historische Entwicklungen geschärften Blick besitzt, wird sich nicht verhehlen können, daß wir in einer romantisch-reaktionären, aristokratischen Epoche stehen, der auch die erste Hälfte des nächsten Jahrhunderts noch gehören dürfte. Die immer schroffer hervortretende Verschärfung der Gegensätze wird auf der einen Seite eine kleine Anzahl erlesener Individuen schaffen, die auch in der Dichtung das Recht der Persönlichkeit betonen wird, die, skrupellos in der Wahl ihrer Mittel, auf Kosten der Schwächern ihre geniale Kraft frei bethätigt. Schon die zweite Hälfte unsers Jahrhunderts steht nicht mehr unter dem Zeichen der breiten Masse, sondern unter dem Bismarcks und Wagners, der Einzelgenies. Der Philosoph der Zukunft ist Friedrich Nietzsche, der Apostel des Individualismus. Das Buch, das einen wahren Sturm in Deutschland hervorrief und den größten Erfolg im letzten Jahrzehnt hatte, war Langbehns „Rembrand als Erzieher,“ und es predigte gleichfalls

Digitized by Google

das große Recht der Persönlichkeit. . . . An der Spitze des Reiches steht eine scharf ausgeprägte Persönlichkeit usw.

Es übersteigt meine Kraft, diese annähernd zwei Seiten füllende Charakteristik der Gegenwart und Zukunftsphantasie vollständig abzuschreiben; dazu ärgern mich zu sehr die in ihr enthaltenen Oberflächlichkeiten, Widersprüche und der auch nicht fehlende offenbare Unsinn (man nehme nur den Ausdruck „Einzelgenies"!). Von wem die Ausführungen stammen, ist hier gleichgiltig, es genügt, zu sagen, daß es ein nicht mehr unbekannter Angehöriger der jüngsten Generation ist, der sein Licht leuchten läßt. Ich will ihn auch keineswegs bekämpfen, sondern ich habe die ganze Stelle nur angeführt, um zu zeigen, daß — was ich schon lange befürchtete und in einem im vorigen Jahre in den Grenzboten erschienenen Artikel „Litterarischer Erfolg" auch ausgesprochen habe — das Wort „Persönlichkeit" jetzt in der That das beliebteste Schlagwort unsrer Zeit geworden ist. Nietzsche und Langbehn mögen das auf dem Gewissen haben, können aber, wie alle Weisen und Halbweisen, die der Wirkung halber gezwungen sind, einzelne Begriffe und Wörter mit besonderm Nachdruck, fast refrainartig zu gebrauchen, nicht für den Mißbrauch; viel verwendet wurde das Wort schon in dem Kampfe gegen Caprivi, der keine Persönlichkeit sein sollte, und neuerdings hat man es nun auf allen Gebieten aufgenommen, verlangt überall Persönlichkeiten und verheißt, daß sie kommen. „Ehe die Dichtung wieder kämpfen muß, erblüht ihr ein goldnes Zeitalter — das der großen Persönlichkeiten," prophezeit auch der Verfasser des Aufsatzes, aus dem ich zitirt habe. Da wird es denn freilich Zeit, dem Ausdruck ein wenig auf den Leib zu rücken; denn Schlagwörter sind bekanntlich gefährlich, nicht bloß, weil sie das Denken totschlagen, „Persönlichkeit" aber ist sogar ein besonders gefährliches Wort, wie schon die schönen Wendungen unsers Ungenannten von der „Skrupellosigkeit in der Wahl der Mittel" und der „freien Bethätigung der genialen Kraft auf Kosten der Schwächern" beweisen. Wer sagt uns, ob nicht nächstens alle jungen Deutschen, die das Gymnasium verlassen und in ihren ersten Semestern Nietzsche und Langbehn gelesen haben, Persönlichkeiten im Sinne dieser Männer sein wollen und das Recht der Persönlichkeit verlangen?

Vor Nietzsche war Persönlichkeit ein durchaus harmloses Wort, sogar ein wenig farblos, sodaß man es meist mit Adjektiven, eine „interessante, bedeutende, freie, große, kuriose Persönlichkeit," verband und nur selten einmal, wie z. B. Goethe in dem bekannten Spruch vom „Glück der Erdenkinder," prägnant gebrauchte. In vielen Fällen verwendete man lieber das gute deutsche Wort „Mann"; „er ist ein Mann," bezeichnete so ungefähr das höchste in dieser Richtung. Aber da jetzt auch die Frauen, und natürlich mit Recht, beanspruchen, Persönlichkeiten zu sein, so können wir das nicht mehr sagen und müssen den Ausdruck „verweiblichen" oder doch mindestens „versächlichen."

Auch hat der Begriff „Persönlichkeit“ wirklich, vom Geschlecht ganz abgesehen, einen weitern Umfang als der Begriff „Mann,“ wie auch als der verwandte, nur nach der Willensseite gehende „Charakter,“ er entspricht eher dem früher auch für ihn verwendeten „Individualität.“ Man kann eine Persönlichkeit und braucht noch kein Mann zu sein, wie denn unsre Dekadenten z. B. wohl Persönlichkeiten, Individualitäten, aber nicht Männer zu heißen verlangen dürfen. „Persönlichkeit“ soll also (um die Begriffsbestimmung rasch zu beenden) einfach „eigenartiger Mensch“ bedeuten — daß das Wort „eigenartig“ infolge des damit getriebnen Unfugs bereits eine abgegriffne Münze geworden ist, dafür kann ich nicht —, und die Persönlichkeiten werden zu der sogenannten Dutzendware der Natur, den Klischeemenschen, dem Herdenvieh in den schärfsten Gegensatz gestellt, ihnen auch, frei nach Nietzsche, ein eignes Recht eingeräumt. Übersehen darf man endlich nicht, daß in dem modernen Begriff „Persönlichkeit“ noch eine ursprünglich in dem Worte nicht enthaltene Nebenbedeutung steckt: als Persönlichkeit gilt unter allen Umständen nur, was sich als solche geltend macht, und wir geraten daher hier in eine bedenkliche Nähe des schönen Begriffs der „Schneidigkeit.“ Als dieser in der allgemeinen Schätzung soweit heruntergekommen war, daß ihn nur noch die Näh- und Dienstmädchen von ihren Schätzen gebrauchten, da mußte etwas neues oder vielmehr modernes für die höhern Kreise erfunden werden, und da man das Nietzschische „Übermensch“ nicht brauchen konnte, so verfiel man auf „Persönlichkeit.“ Das ist allerdings nur meine bescheidne Mutmaßung, aber sie hat etwas für sich, und vielleicht erleben wirs noch, daß sich jeder Kommis und jeder Friseurgehilfe für eine „Persönlichkeit,“ in Anführungszeichen, versteht sich, erklärt und das „große Recht der Persönlichkeit“ für sich in Anspruch nimmt. Wer wills ihnen auch abstreiten?

Im Grunde sind wir ja alle Persönlichkeiten, Individualitäten. Wie man kaum zwei Gesichter findet, die sich vollständig gleichen, so weist auch das Wesen jedes Menschen wenigstens einen individuellen Zug auf. Das ist ein Gemeinplatz, aber der ihm auf der andern Seite entsprechende Satz, daß man die große Masse der Menschen nach Eigenschaften und Neigungen in einen Topf werfen kann, ist auch einer. In Wirklichkeit giebt es doch den Normalmenschen nicht, und die Grenze, wo dieser aufhört und der homo sui generis beginnt, ist nicht zu ziehen. Geben hervorragendere Verstandeskräfte, größere Gefühlstiefe, stärkere Willenskraft, geben besondre Anlagen das Recht auf den Ehrentitel „Persönlichkeit“, giebt eine bestimmte harmonische Verbindung dieser Dinge dieses Recht? Diese vielleicht am wenigsten, glaube ich; denn auf das Unterscheidende kommt es an. Nun kann ich mich aber in einem, in manchem von andern unterscheiden und doch in der Hauptsache wie sie sein. Im allgemeinen beurteilt man die Menschen darnach, wie sie im persönlichen Verkehr sind, und dann nach ihren Leistungen. Da treffe ich auf einen Menschen, der

mir imponirt (das ist hier das richtige Wort), und ich sage: „Das ist kein gewöhnlicher Mensch, das ist eine Persönlichkeit"; er mag es sein, aber ich darf doch nicht vergessen, daß ich mich da selber als sein Maß gesetzt, daß ich nach Eindrücken schließe, die meistens nicht die Totalität des betreffenden Menschen ergeben („man kann niemand ins Herz sehen," sagt der Volksmund), und das thun alle, die aus persönlichem Verkehr über andre urteilen. Wo ist also die Gewißheit? Selbst eine Abstimmung ergäbe sie nicht. Nun sagt man: Ja, das sind so abstrakte Ausführungen, im konkreten Leben macht sich das alles anders, die Persönlichkeit erzwingt sich ohne weiteres Geltung. Die glänzende vielleicht, ob aber auch immer die bedeutende? Und wenn, so wird diese Geltung oft nur negativer Art, also Feindschaft sein; Schopenhauer hat die Stellung des hervorragenden Menschen in der Gesellschaft bei allem Pessimismus nur zu wahr geschildert. Ferner ist auch noch in Betracht zu ziehen, daß man als Persönlichkeit für den einen Kreis sehr viel, für den andern gar nichts bedeuten kann. Und wie mit der Wirkung durch die Persönlichkeit an sich, steht es mit der durch die Leistungen. Es giebt zunächst Persönlichkeiten, die überhaupt nichts leisten, nur etwas sind, dann leistungsfähige Menschen, die keine Persönlichkeiten sind, und endlich tritt die Gesellschaft den Leistungen genau so gegenüber wie den Eigenschaften; die bedeutendsten werden am meisten bekämpft, am spätesten anerkannt. Daraus folgt wohl, daß es ein sicheres Kennzeichen, ob einer eine Persönlichkeit sei, nicht giebt, wenn man nicht die Aufmerksamkeit, die jemandes Hervortreten erregt, dazu machen will. Wer aber weiß, woran sich in unsern Tagen die Sensation heftet — stille, freundliche Aufmerksamkeit giebt es kaum mehr —, der wird sich hüten, sie für das Kennzeichen des Hervortretens einer Persönlichkeit zu erklären. Zuletzt, wenn auch nicht immer bei ihren Lebzeiten, setzen sich große Persönlichkeiten freilich immer durch, aber diese kümmern uns hier, wo es sich darum handelt, festzustellen, wo der Begriff „Persönlichkeit" Anwendung zu finden beginnt, noch nicht. Niemand, das ist das Ergebnis dieser Auseinandersetzung, kann verhindert werden, sich selbst für eine Persönlichkeit zu halten, jeder thut das auch bis zu einem gewissen Grade, denkt von sich, daß er etwas besondres sei, und wenn das „große Recht der Persönlichkeit" erklärt wird, so wird es jeder in Anspruch nehmen. Es ist aber freilich nur, wie wir sehen werden, eine inhaltlose Phrase, die weiter nichts als Unheil in den Köpfen anrichten kann, zumal in engern Kreisen, wie denen der poetischen Jugend und der emanzipirten Frauen.

Es giebt nun Dutzendmenschen, das ist kein Zweifel, es giebt auch Persönlichkeiten, und die Persönlichkeiten sind gewaltig in der Minderzahl. Dennoch finden sie sich überall, und wer an eine kleine Anzahl Erlesener, die die Welt regieren, zu glauben vermag, der hat von der Geschichte und den wirklichen Lebensverhältnissen doch nur eine blasse Ahnung. „Zur Zeit William Shake-

speares lebte eine Königin Elisabeth," ist man jetzt mit Carlyle zu sagen geneigt, aber was hat die doch gewiß gewaltige Persönlichkeit Shakespeares im elisabethischen Zeitalter bedeutet? Nicht soviel wie die eines beliebigen Londoner Aldermans, der seiner Stellung einigermaßen gewachsen war. Und Shakespeare wird sich auch jedenfalls nicht über diesen Alderman, wenn er ihn kannte, erhoben haben. Bismarck hat eine ganz bedeutende Macht gehabt, aber es gab zur Zeit seiner Reichskanzlerschaft in jedem deutschen Bezirke Persönlichkeiten, die für ihren Kreis mehr bedeuteten als er. Ich kenne in meiner Heimat einen Tischlermeister, der weder nach der Seite der Intelligenz und Bildung noch sonst irgendwie seine Mitbürger viel überragt, er hat es nicht einmal zum Stadtverordneten gebracht, aber er ist eine Persönlichkeit, und noch heute möchte ich sagen: Wenn ich nicht ich wäre, möchte ich wohl Meister S. sein, so fest steht der Mann auf seinen Füßen, so rund und abgeschlossen wirkt er als Mensch. Es ist dabei gleichgiltig, was ich als Persönlichkeit bedeute — welche Persönlichkeit, die nicht in Selbstvergötterung aufgeht, sähe sich nicht oft genug in meiner Lage? Erzählt man doch nicht umsonst immer noch die Geschichte von Alexander und Diogenes, und auch aus Napoleons Leben wird eine Diogenesanekdote berichtet. Ein junger Mann, der in Kunst und Wissenschaft lebt, ist nur zu geneigt, einer kleinen Anzahl geistig Auserwählter die große Masse der Stumpfen und Flachen gegenüberzustellen; die Wahrheit aber ist, daß aus dieser Masse überall Persönlichkeiten wie Säulen aufragen, die zwar für die tiefste Poesie z. B. nicht immer das richtige Verständnis haben, aber doch mit dem Leben, mit seinem Ernst im allgemeinen besser fertig zu werden verstehen als wir „geistig Auserwählten," die wir unter andern Mörike für einen größern Lyriker halten als Geibel. Das ist nie anders gewesen und wird auch nie anders sein; es giebt Aristokraten im niedern Volke und Plebejer in den höchsten Kreisen, und wenn wir hundert Jahre im sozialistischen Zukunftsstaate gelebt hätten, auch dann würden die Persönlichkeiten noch genau so wie jetzt vereinzelt überall hervortreten, von Dutzendmenschen umgeben. Um das zu begreifen, brauche ich nicht einmal die Darwinschen Theorien. Der Adelsmensch Ibsens, die blonde Bestie Nietzsches und, um vom Genie hier abzusehen, eine solidere Art nicht gewöhnlicher Menschen als diese beiden, die ich einfach als „Mann" bezeichnen möchte, sind da und sind mutatis mutandis immer dagewesen, aber es ist eine süße Täuschung, wenn man meint, daß man sie gewissermaßen züchten könne, und daß ihnen, wenn sie da seien, ohne weiteres die Herrschaft der Menschheit zufalle. Es hat Zeiten gegeben, wo Rassen und Stände herrschten, und diesen Rassen und Ständen sind herrschende Persönlichkeiten entwachsen, aber nie haben Persönlichkeiten als solche, und vollends gar in enger Vereinigung, über die Menge geherrscht, und nie sind sie auf gewisse Rassen und Stände beschränkt gewesen. Persönlichkeit bedeutet stets Vereinzelung,

wie das das Wort Individualität ja auch ausdrückt. Aber man hat sich neuerdings daran gewöhnt, die Herrschaft der Aristokratie im Mittelalter und bis zur französischen Revolution als eine Herrschaft der Persönlichkeit zu betrachten, und stimmt förmlich Klagelieder an, daß die französische Aristokratie und die alte Gesellschaft, die so herrlich zu leben wußte, durch die Revolution untergegangen sei. Das würde vielleicht dafür sprechen, daß wir heute in einer romantisch-reaktionären, aristokratischen Periode lebten, wenn nicht eben die, die jene Klagelieder anstimmen, meist Herabkömmlinge wären. Denkt man sich die alte Aristokratie einfach einmal ohne Besitz, so bleibt von ihrer persönlichen Herrlichkeit blutwenig übrig, und aus der Geschichte wissen wir auch recht gut, daß sowohl der alte deutsche Ritter wie der französische Seigneur die Persönlichkeit nicht häufiger in die Wiege mitbekam als der Bürger; ist doch, um einen naturwissenschaftlichen Beweis zu geben, auch ein großer Teil des Adels, vielleicht der größte, unfreien Ursprungs, und genügten doch wenige Jahrhunderte, aus der meist aus Unfreien zusammengelaufnen städtischen Bevölkerung einen für die Kultur nicht weniger wichtigen, ja wohl wichtigern Stand zu machen, als es die Ritterschaft und die Geistlichkeit waren. Nein, die Persönlichkeit entspringt, wie ihr Gipfel, der Genius, Gott sei Dank, jedem Boden, und eben darum, weil sich ihr Auftreten nie berechnen läßt, weil ihre Entwicklung besondre Wege liebt, weil ihre Stellung stets eine Ausnahmestellung ist, läßt sich auch keine soziale Theorie mit ihr und noch weniger ein Recht der Persönlichkeit konstruiren. Sie hat das Recht, dazusein und sich geltend zu machen wie alles, was lebt, aber man kann die gesellschaftlichen Verhältnisse nicht auf sie zuschneiden, und verantwortlich für das, was sie thut, bleibt sie immer, und zwar noch in höherm Grade als die, die das Glück oder Unglück haben, keine Persönlichkeit zu sein; denn wem viel gegeben ist, von dem wird auch viel gefordert.

Wohin käme man, wenn man ein besondres Recht der Persönlichkeit wirklich schüfe, wenn man sagte: du bist nicht wie die andern Menschen, also brauchst du dich auch um die für sie geltenden Gesetze nicht zu kümmern? Giebt es Persönlichkeiten, die die Blüte und den Fortschritt der Menschheit darstellen, so giebt es unzweifelhaft doch auch nicht minder starke, die die Entartung und den Rückschritt bedeuten, und wenn man einmal die Persönlichkeit an und für sich zum Maßstab macht, so muß man diese Entarteten so gut gelten lassen wie die andern. Richard III. und Cesare Borgia sind gewiß Persönlichkeiten, und Cartouche und Schinderhannes, soweit ich deren Lebenslauf kenne, auch, aber sie kommen doch höchstens nur für den Tragiker in Betracht, dem es darum zu thun ist, die höchste Kraft im Ringen mit dem Schicksal und die Entbindung des sittlichen Gesetzes auch in verzweifelten Fällen zu zeigen. Wie man aber jetzt so weit geht, jeden Verbrecher als Opfer der Gesellschaft und als irgendwie Geisteskranken zu betrachten, so könnte man mit dem Rechte

der Persönlichkeit noch dahin kommen, zu behaupten, den gewaltigen Verbrechernaturen sei von vornherein die Freiheit zu lassen, sich auf ihre Weise einigermaßen auszuleben. Sie haben das gethan und sind zu ihrem Ziele gelangt, sehr wohl, aber die Lächerlichkeit ist eben, nun eine Theorie schaffen zu wollen, die sie gewissermaßen noch dazu beglückwünscht, statt wie bisher das Wüten blinder Naturgewalten in ihnen anzustaunen und es soviel wie möglich zu erklären zu suchen. Was für die großen Verbrecher der Vergangenheit gilt, muß aber auch für die verbrecherischen Persönlichkeiten unsrer Tage gelten, und so führte uns das Recht der Persönlichkeit folgerecht dahin, die großen Börsenschwindler und Ausbeuter unsrer Tage, die ja auch vielfach Persönlichkeiten sind, zu verherrlichen. Ein ganz ungesundes Interesse für Halunken aller Art, zumal wenn sie mit ihren Maitressen flüchtig werden, ist ja schon da. Und zuletzt würden alle Auswüchse des Kapitalismus mit dem Rechte der Persönlichkeit zu verteidigen sein; der eigennützige Haß gegen die sozialen Bestrebungen unsrer Tage, die Nietzsche und Genossen ja als schwächlich bezeichnen, obwohl ihre Vertreter doch wahrscheinlich auch oft Persönlichkeiten sind und die deutschen Sozialdemokraten zum Teil vielleicht sogar blonde Bestien, ließe sich da sehr hübsch bemänteln. Ich bin nichts weniger als ein Freund der öden Gleichmacherei, ich habe gar keine Lust Bürger des Zukunftsstaats zu werden, aber ebenso wenig wie von veralteten Standesvorrechten will ich von einem Rechte der Persönlichkeit etwas wissen, das nicht allen Menschen, sondern nur einem auserwählten Teile zusteht, nicht, weil ich fürchte, daß ich zufällig nicht für eine Persönlichkeit erklärt werden würde, sondern weil ich einsehe, daß Persönlichkeit etwas ist, was auf sozialem Gebiet nicht in die Wagschale fallen kann, daß sie nur auf individuellem, für mich allein etwas bedeutet, mein Glück nach dem Goethischen Spruch aber auch mein Unglück ist. Ich kann mich als besondrer Mensch fühlen, ich kann immerhin auch mein Selbstgefühl durch mein Auftreten verraten, aber es steht bei meinen Mitmenschen, ob sie mich gelten lassen wollen oder nicht, jede Anerkennung ist freie Gabe, und wenn ich nun gar auf meine Bedeutung hin, mag ich sie nun durch bloße Eigenschaften oder durch Thaten und Werke verraten, besondre Rechte verlange, so überschreite ich dadurch unbedingt den Kreis des Sittlichen, wenn auch nicht in so grober Weise wie der eingebildete Adliche oder der Geldprotz; denn diese verlangen Respekt vor etwas, was ihnen nur äußerlich anhängt, während ich mir auf Grund dessen, was ich bin, Ausschreitungen erlaube. Eingriffe freilich in meine Persönlichkeit stehen niemandem zu, der innere Mensch darf nie und nirgends vergewaltigt werden, und wo das geschieht, ist etwas faul in den Verhältnissen. Aber der Schutz, den ich beanspruchen darf, verleiht mir noch kein positives Recht. Es giebt kein Recht der Persönlichkeit, es giebt nur Menschenrechte, die aber nicht, wie man früher annahm, auf politischem, sondern auf ethischem Gebiete liegen.

Im allgemeinen hütet man sich, wenn man vom Recht der Persönlichkeit spricht, alle die Menschen, die in der That Persönlichkeiten sind, einzuschließen, man meint nur die wahrhaft bedeutenden, die großen Persönlichkeiten, die Genies, und so redet denn auch der Mann, mit dessen Ausführungen ich diesen Aufsatz begann, nur von einer kleinen Anzahl Auserlesener, die auf Kosten der Schwächern ihre geniale Kraft frei bethätigen werden. Ich glaube gezeigt zu haben, daß man diese Auslese nicht vornehmen darf; schon die alte Fabel der Gewaltstheorie „Denn ich bin groß und du bist klein," könnte jedermann darüber belehren — ich will mich aber doch noch mit den Rechten großer Menschen, den „Künstler- und Königsrechten," etwas näher befassen.

Auf ethischem Gebiet giebt es weder Künstler- noch Königsrechte, hat ein Mann gesagt, den seine Natur nicht selten in Versuchung führte, Künstlerrechte zu beanspruchen, und der Satz ist unbedingt zu unterschreiben. Wohl steht der echte Künstler, das Genie überhaupt, der Welt anders gegenüber als der Durchschnittsmensch; er sieht sie anders, wahrer und vollständiger, alle konventionellen Schranken fallen vor seinem Blick, er ist mit einem Nervensystem ausgestattet, das auf die äußern Eindrücke leichter und vielfach auch tiefer reagirt als das seiner Mitmenschen, und daraus folgt, daß er sich auch leichter verändert als sie, er hat vor allem ganz andre Interessen, oder, wie sich Schopenhauer ausdrückt, er hat gar keine, er arbeitet nicht für einen Zweck, er schafft. Dennoch steht er als Mensch genau so da wie alle andern, und mag er immer die Konvention nicht achten, das sittliche Gesetz ist für ihn genau so verbindlich. Es ist nichts mit der „skrupellosen Wahl der Mittel," der freien Bethätigung der genialen Kraft auf Kosten der Schwächern. Der Künstler hat die Aufgabe, das Leben in künstlerischen Werken nachzugestalten — da kann nun schon von einer skrupellosen Wahl der Mittel gar nicht die Rede sein, und Schwächere werden dabei auch gewiß nicht vergewaltigt. Er muß freilich leben, um gestalten zu können, er braucht namentlich in den Zeiten seiner Entwicklung, wenn er nicht zufällig vorsichtig in der Wahl seines Vaters gewesen ist, wohlwollende Unterstützung und später mehr oder minder Erfolg, aber nichts zwingt ihn, sich das eine oder das andre zu erschwindeln — denn darauf läuft die skrupellose Wahl der Mittel hier doch wohl zuletzt hinaus. Es kommt gewiß vor, daß Künstler undankbar sind, daß sie Menschen, die ihnen manches, ja alles geopfert haben, später fallen lassen; aber weh ihnen, wenn sie das als Künstlerrecht beanspruchen sollten! Sicherlich zahlt der Künstler für genossene Unterstützung gewissermaßen mit seinen Werken, wenn ihn die auch keineswegs der Verbindlichkeit entheben, seine Schulden zu bezahlen, aber wo er mehr empfangen hat als Geld, da haftet er auch mit mehr. Mensch steht da gegen Mensch, nicht Persönlichkeit gegen Persönlichkeit. Durch unbezahlte Schulden wird noch kein sittliches Gesetz verletzt, es sei denn in solchen Fällen, wo der Geber selbst in Not gerät und auf Rückerstattung rechnen muß; eine sittliche

Verschuldung tritt aber unbedingt da ein, wo menschliche Hingebung erst hingenommen und dann schmählich verraten und getäuscht wird. Es ist zuzugeben, daß der Künstler, jeder bedeutende Mensch, in die Lage kommen kann, entweder ein menschliches Verhältnis oder sich selbst aufgeben zu müssen, und es ist dann nur natürlich, wenn er das erstere wählt; denn er ist als Künstler geboren, und man kann niemandem zumuten, Selbstmord zu begehen. Aber ohne Schuld wird er auch in diesem Fall nicht bleiben, ein Künstlerrecht giebt es auch hier nicht. Gerade der echte, der große Künstler wird auch, des bin ich überzeugt, von allen Sonderrechten nichts wissen, er wird weiter nichts als Mensch sein wollen und zufrieden sein, wenn er für sein Leben und sein Handeln die milde Beurteilung und mögliche Entschuldigung findet, deren wir alle bedürfen, da wir allzumal Sünder sind. Die aber, die auf ihre Künstlerrechte pochen, werden selten wahre Künstler, höchstens Virtuosen (im weitern Sinne) sein, die, weil sie meist nicht wahrhaft produktiv sind, also kein mächtiges inneres Leben haben, ein bewegtes äußeres als Ersatz gewinnen wollen und endlich mit dem Leben spielen, wie auf ihrem Instrument.

Ganz dasselbe, was von den Künstlerrechten gilt, gilt von den Königsrechten. Unter „König“ ist hier natürlich jeder zu verstehen, der aktiv in die Geschicke der Menschheit eingreift, der Thatmensch gegenüber dem nachgestaltenden Künstler. Das Privatleben der Großen dieser Erde betrachtet man schon lange ganz von dem Standpunkte, den man dem des gewöhnlichen Bürgers gegenüber einnimmt, aber man macht bisweilen noch Versuche, zwischen einer privaten und öffentlichen oder Staatsmoral zu unterscheiden. Die Unterscheidung ist natürlich unhaltbar, wenn es auch verkehrt ist, aus engsten Verhältnissen genommene Grundsätze ohne weiteres auf große und weite zu übertragen; denn alles will unter seinen natürlichen Bedingungen beurteilt sein. Aber Privat- und Völkerrecht haben unbedingt die gemeinschaftliche sittliche Grundlage. Uns geht hier namentlich wieder der Fall an, wo sich eine große Persönlichkeit durchzusetzen versucht. Ich behaupte, daß auch der Thatmensch keineswegs skrupellos in der Wahl seiner Mittel zu sein und die Schwächern zu vergewaltigen braucht. Aber freilich empfinden viele Menschen schon das bloße Beherrschtwerden als Vergewaltigung. Je größer ein Mensch ist, je höher stehen auch seine Mittel, Napoleon I. schreckte vor dem Äußersten nicht zurück, aber Dezembermorde wie Napoleon III. hat er denn doch nicht gebraucht; denn die Niederkartätschung eines wohlorganisirten Aufstandes wird man doch wohl nicht mit dem feigen Mord unbewaffneter Volksmassen vergleichen. Bismarck ließ es auf einen Verfassungsbruch ankommen, aber er war auch bereit, für seinen König den Weg eines Stafford zu gehen; da ist dann der sittliche Ausgleich. Bemächtigt sich ein Thatmensch auf unrechtmäßige Weise der Herrschaft, so enthebt ihn nie das Recht der Persönlichkeit der Verantwortung, oft aber etwas andres: mag Gewalt manchmal vor Recht gehen, vielfach ist, wo

Gewalt angewendet wird, das Recht auch längst hinfällig geworden, und es wird durch seinen Sturz kein sittliches Gesetz verletzt, nur das Weltgericht geübt. In der Regel wird man das Handeln eines großen Thatmenschen aus den bestehenden Verhältnissen erklären und rechtfertigen können, der Zuhilfenahme eines besondern Rechts der Persönlichkeit bedarf es gar nicht. Zuletzt steht auch die große Persönlichkeit unter dem Gesetz der ehernen Notwendigkeit, ihr Wesen ist notwendig, wie es ist, und sie handelt ihrem Wesen gemäß unter ebenfalls mit Notwendigkeit so oder so gearteten Verhältnissen. Da dies aber auch die allerkleinste Persönlichkeit thut, so ist wahrlich nicht einzusehen, was zur Aufstellung eines besondern Rechts der Persönlichkeit führen sollte.

Nun könnte man zum Schluß den Spieß umdrehen und mir entgegenrufen: Wozu der ganze Lärm? Du sagst: eine Persönlichkeit ist notwendig, wie sie ist, und handelt ihrem Wesen gemäß. Behaupten wir denn mehr? Verlangen wir nicht gerade das als Recht der Persönlichkeit? Das eben ist der Unsinn, daß man etwas als Recht verlangt, was doch einfache Naturnotwendigkeit ist, die unter keinen Umständen aufgehoben werden kann. Und noch etwas schlimmres ist es, wenn man das, was jeder Mensch beanspruchen darf und soweit es die Gesellschaft, die aber umzubilden ist, zuläßt, auch erlangt, zu Gunsten einer kleinen Minderheit zu einem Reservatrecht erheben und noch mit besondern Rechten ausstatten will, ja das für alle Menschen giltige Sittengesetz (das man ja freilich heute als etwas völlig Gleichgiltiges, ja geradezu als Produkt der Unsittlichkeit hinstellt) für diese aufheben will, und zwar einzig aus dem schönen Grunde, weil sich die großen Persönlichkeiten und Genies ja doch nicht daran gekehrt hätten. Sie habens aber doch gethan, und mag man uns zehnmal Richard Wagners Absonderlichkeiten und Napoleons und Bismarcks Verachtung der Masse als Beweis dagegen anführen. Wir Menschen unterscheiden uns gewaltig von einander, im Denken, Fühlen, Wollen, im Können und in der äußern Stellung klaffen wahre Abgründe zwischen uns, aber eins haben wir alle, soweit wir geistig gesund sind, das Gewissen. Von diesem sieht aber die Verkündigung eines besondern Rechts der Persönlichkeit ab, und so ist ein solches Recht von vornherein eine Ungeheuerlichkeit. Es ist gar nicht nötig, mit sozialen und etwa noch religiösen, christlichen Beweisgründen gegen die Behauptung anzukämpfen, daß, je bedeutender ein Mensch als Persönlichkeit sei, um so freier er dem Sittengesetz gegenüberstehe; durch das Gewissen (das meinetwegen auch ein Produkt der Unsittlichkeit sein mag, aber jedenfalls schon seit Jahrtausenden besteht) sind wir alle gebunden im tiefsten Kern, mögen wir uns noch so groß und frei dünken. Ganz gewiß ist eine Erweiterung des Rechts der Persönlichkeit der Gesellschaft gegenüber möglich und unter Umständen nötig, aber wohl verstanden, nur für alle Persönlichkeiten, d. h. alle Menschen, eine Erweiterung, von der das größte Genie und

zugleich sein Schuhputzer, wenn es einen hat, Nutzen zieht. Jede andre, die einer einzigen Menschengattung, und sei es der höchststehenden, besondre Rechte auf Grund ihrer Persönlichkeit einräumt, ist undenkbar, und zwar nicht etwa deshalb, weil der Demokratismus dazu zu weit fortgeschritten ist, sondern weil die Natur selbst, die uns alle mit einem Kopf und zwei Beinen und vor allem mit einem Gewissen geschaffen hat, dagegen spricht. Auch geschichtlich ist es nicht nachzuweisen, daß man je Persönlichkeiten als Klasse Rechte eingeräumt hätte; immer hat man solche nur Ständen verliehen, und in diesen Ständen gab es dann immer wieder Persönlichkeiten von jedem Gewicht, Genies und Nullen.

Nur eine Klasse von Persönlichkeiten hat zu gewissen Zeiten und bei manchen Völkern thun dürfen, was sie wollte — ich meine nicht die der Könige, ich meine die der Narren. Vernünftige Leute haben auch nie ein besondres Recht der Persönlichkeit beansprucht, noch gewünscht, daß das sittliche Gesetz für sie aufgehoben sei, sie sind Menschen mit Menschen gewesen. Selbst die größten Genies haben sich mit dem einfachen Menschenrecht, ihrem innern Berufe folgen zu dürfen, begnügt. Das schließt andrerseits nicht aus, daß sie ihre Persönlichkeit nach Kräften geltend gemacht und die Dutzendmenschen, wenn sie ihnen unbequem wurden, von sich abgeschüttelt, auch der Menschheit als solcher allerlei wenig schmeichelhaftes ins Stammbuch geschrieben haben. Aber Gott sei Dank, sie hatten besseres zu thun, als die Götter dieser Erde zu spielen. Dagegen hat man das in bestimmten ausschließenden Kreisen wohl öfter gethan und einen Kultus des Adelsmenschen, des Genies, der Persönlichkeit gepredigt, der wohl angethan war, schwache Köpfe zu umnebeln; in den Himmel gewachsen sind die Bäume darum aber doch nicht. Während der französische Grandseigneur den Herrn der Erde darstellte, wurde der dritte Stand alles, während die Romantiker ihrem „Ich" Altäre errichteten, blieb Goethe, den man so gern auch zu weiter nichts als zu einem Virtuosen der Persönlichkeit und leeren Egoisten herabsetzen möchte, nichts Menschliches fremd, und so werden wohl auch die Persönlichkeiten der Zukunft, wenn sie, „skrupellos in der Wahl ihrer Mittel," ihre geniale Kraft auf Kosten der Schwächern frei bethätigen wollen, die nötige Korrektur finden. Eine wirklich große Persönlichkeit trägt diese Korrektur schon in sich selbst, eine Herrennatur in dem Nietzschischen Sinn, die wirklich jenseits von Gut und Böse wäre, hat es nie gegeben und wird es nie geben, es sei denn — im Irrenhause.

Wandlungen des Ich im Zeitenstrome

10. Die Exkommunikation

(Fortsetzung)

Am Morgen des Sylvestertages 1874 wurde ich über Land zu einem Kranken geholt. Es lag tiefer Schnee, und wir konnten nur Schritt fahren, sodaß es gegen drei Stunden dauerte, ehe wir hinkamen. In sehr mißmutiger Stimmung kehrte ich heim. Da hätte man nun einmal, sagte ich mir, so ziemlich einen ganzen Tag dienstlich zugebracht, aber womit? Im Schlitten sitzen ist doch keine Leistung. Und das Abendmahl spenden, mit dem Kranken — es war kein Sterbender — ein wenig plaudern, das ist doch auch eigentlich keine Leistung; der Pastor des Ortes hätte nur eine halbe Stunde dazu gebraucht. In dieser lebhaften Empfindung eines unbefriedigten Daseins hatte ich zwei Briefe zu erbrechen. Der eine kam von der Regierung. Diese fand es damals angemessen, neben der Peitsche doch auch ein wenig das Zuckerbrot zu probiren, und arbeitete an der Aufbesserung schlechter Pfarreien königlichen Patronats. Ich hatte eine Anzahl Berichte und Berechnungen einzuschicken gehabt und war vom Landrat vernommen worden. Der Brief brachte mir nun die erfreuliche Kunde, daß beschlossen worden sei, die Kuratie Harpersdorf aufzubessern um 11 Thaler 13 Silbergroschen 7 Pfennige oder so ähnlich. Der elf Thaler entsinne ich mich genau; von den Silbergroschen und Pfennigen weiß ich nur, daß welche dabei, und daß die Zahlen möglichst ungerade waren; es war der Betrag, der an dem bisherigen Pfarreinkommen zu 500 Thalern fehlte. (Zu dem Entschlusse, das geringste Einkommen der katholischen Geistlichen auf 1800 Mark festzusetzen — das der evangelischen auf 2400 Mark —, hat sich die Regierung erst ein paar Jahre später aufgeschwungen.) Man wird begreifen, daß diese Aufbesserung nicht eben geeignet war, die gedrückte Stimmung in eine gehobne zu verwandeln. Wer weiß, ob nicht eine andre Ziffer, etwa 111 statt 11, eine Stimmung erzeugt hätte, in der ich den zweiten Brief gleichmütiger gelesen und beantwortet haben würde. Dieser zweite kam vom Erzpriester und enthielt ein Rundschreiben nebst einer Liste, in die Beiträge für die neu ausgeweihten Priester eingezeichnet werden sollten. In dem Rundschreiben hieß es u. a., der Fürstbischof habe bei der Weihe gesagt, es schmerze ihn tief, daß

Digitized by Google

er den Neupriestern nicht einmal den Bissen Brot gewähren könne; so wolle man denn dem Hochwürdigsten (wenn ich nicht irre, zu irgend einem Jubiläum, das er nächstens feiere) die Freude machen usw. Ich schrieb neben meinen Namen in die Liste: Wenn einer der brotlosen Amtsbrüder zu mir kommt, so will ich meinen kargen Bissen Brot mit ihm teilen, aber Geld zeichnen zu einer Sammlung, die eine Demonstration gegen die Staatsgesetze bedeutet — nimmermehr! Ich fügte dann noch in einem besondern Briefe an den Erzpriester bei, der Bischof habe durch die letzte Weihe von Neupriestern gegen die kanonischen Gesetze verstoßen. Da nämlich im Mittelalter die vielen clerici vagabundi großes Ärgernis gaben, so haben die Konzilien Beschlüsse gefaßt, die ins kanonische Recht übergegangen sind, wonach der Bischof keinem die höhern Weihen erteilen darf, dessen anständiger Lebensunterhalt nicht entweder durch das eigne väterliche Vermögen oder durch ein kirchliches Benefizium gesichert ist. In der Regel wird erfordert, daß der zu Weihende schon ein Benefizium, eine Pfarr-, Domherrn- oder Klosterpfründe habe, die ihm das Recht auf die Bitte um die Priesterweihe verleiht, und für diesen titulus beneficii tritt der titulus patrimonii nur subsidiär ein (Conc. Trid. Sessio XXI, Caput II. Schon die Überschrift des Kapitels ist ein vernichtendes Urteil über die Handlungsweise der Bischöfe; sie lautet: Arceantur a sacris ordinibus, qui non habent, unde vivere possint; aber freilich: silent leges inter arma). Später, als die Kirchenregierung immer büreaukratischer und das Institut der Hilfsgeistlichen neu ausgebildet wurde, erfand man für diese noch den titulus mensae. Dieser Tischtitel wird entweder von einem Privatpatron verliehen und besteht darin, daß sich dieser verpflichtet, dem zu Weihenden eine seiner Pfarreien zu geben, sobald sie frei wird, oder ihm, wenn er vor einer solchen Vakanz brotlos wird, ein Jahrgeld zu zahlen. Gelingt es dem zu Weihenden nicht, bei einem Privatpatron anzukommen, so muß ihm der Bischof selbst den Titel gewähren. Für gewöhnlich bedeutet dieser bischöfliche Tischtitel eine Anweisung auf das Emeritenhaus; diesen Titel habe auch ich, und wäre ich katholischer Priester geblieben, so säße ich jetzt, weil ich „untauglich" bin, als „Stübelpater" in einem Stübchen des Priesterhauses zu Neisse. Die sämtlichen während des Kulturkampfs geweihten Geistlichen konnten darin freilich nicht untergebracht werden, aber, das schrieb ich dem Erzpriester noch, wenn der Bischof, anstatt die Vorschrift des kanonischen Rechts zu beobachten und den vermögenslosen unter den Kandidaten zu sagen: Ich kann euch jetzt nicht weihen; suchet ein Unterkommen in außerpreußischen Diözesen oder wendet euch einem andern Lebensberufe zu! die jungen Leute durchaus weihen wollte, so hatte er die Pflicht, sie aus seiner eignen Tasche zu erhalten, und diese Tasche hätte ausgereicht. Denn sein Einkommen, das wußte ich von meinem Freunde, dem Schulrat A., belief sich auf 150000 Thaler. Wenn er jedem Neupriester ein Jahrgeld von 400 Thalern zahlte, so konnte er mit 120000 Thalern dreihundert stellenlose Neupriester

erhalten, und so hoch ist ihre Zahl, so viel ich weiß, nicht angeschwollen, denn selbstverständlich nahm die Zahl der Theologen nach Ausbruch des Kulturkampfs reißend ab. Auch sind die Theologen später — das Alumnat wurde ja auch aufgelöst — wirklich in außerpreußische Diözesen gegangen, um dort die Weihen zu empfangen.

Wie gewöhnlich in solchen Fällen, überlegte ich erst nach Absendung dieser Briefe, was ich wieder angerichtet hatte, und sah nun das Ende meiner katholischen Zeit unaufhaltsam herannahen. Die Aktenstücke aus dieser letzten Krisis finde ich nur noch zum Teil vor. Ein Schreiben des Erzpriesters vom 26. Januar 1875 lautet: „Euer Hochwürden teile ich ergebenst mit, daß ich Ihrem Wunsche gemäß Ihr Schreiben vom 2. des Monats und die Auslassung auf dem Zikular allen Konzirkularen des hiesigen und einigen des Liebenthaler und des Naumburger Archipresbyterats, mit denen ich zusammengekommen bin, vorgelesen habe. Alle haben sich sehr darüber betrübt und mir beigestimmt, daß es meine Pflicht sei, Ihr Schreiben an die Hochwürdige Behörde einzureichen. Letzteres gedenke ich, so schwer es mir auch fällt, in etwa acht bis zehn Tagen zu thun, da keine Aussicht ist, daß Sie mir erklären würden, Sie seien in Ihren Äußerungen zu weit gegangen; denn wie dem Gelbsüchtigen alles gelb, so erscheint Ihnen alles, was die Hochwürdigsten Bischöfe thun, schwarz. Recht schmerzlich bewegt, zeichnet ergebenst

Aust, Erzpriester."

Dieser Nachfolger T.s im Erzpriesteramte war Pfarrer von Löwenberg und ein ausgezeichneter Charakter. Er hatte ein sehr dürftiges Einkommen und widmete seine ganze Kraft und die Geldmittel, die er zusammenzubringen wußte, der Schule und Liebeswerken, namentlich einem Waisen- und einem Krankenhause. In Voraussicht dessen, was nun kommen mußte, beschloß ich, mich dem Bischof Reinkens zur Verfügung zu stellen, weiß aber nicht mehr, wann ich diesen Entschluß dem Erzpriester kundgegeben habe. Daß er sofort ausgeführt worden ist, ersehe ich aus einem Schreiben des altkatholischen Bischofs vom 31. Januar; ich hatte ihm zugleich mitgeteilt, daß ich mit Rücksicht auf meine kränkliche Mutter, der ich einen Umzug bei rauhem Wetter nicht zumuten könne, bis zum 1. Mai in Harpersdorf zu bleiben gedächte. Dasselbe scheine ich, einem noch vorhandnen Schriftstücke nach zu schließen, dem Erzpriester geschrieben und ihn gebeten zu haben, das unvermeidliche bis dahin zu verschieben.

Am 26. Februar kam der Erzpriester. Meine Mutter, die von den Dingen, die vorgingen, keine Ahnung hatte, war sehr erfreut. Während sie Kaffee bereitete, eröffnete mir Aust, daß ich exkommunizirt sei, und daß er den Auftrag habe, die Exkommunikation auch den beiden Kirchenvorstehern mitzuteilen. Er fragte nach den Häusern, und da sich die Lage nicht leicht genau beschreiben ließ, erbot ich mich, mitzufahren. Ach nein, sagte er, das wäre doch wohl

zu viel verlangt. Dann fragte er: Glauben Sie an die Gottheit Christi? — Ja, antwortete ich. — O, dann kommen Sie wieder zu uns! — Hierauf gingen wir ins Zimmer der Mutter und tranken mit ihr Kaffee. Bei anbrechender Dunkelheit gingen wir, wie gewöhnlich, auf ein Plauderstündchen zum Kantor hinüber. Meine Mutter, die am Fenster saß, rief plötzlich: Da kommen ja Jäkel und Scholz im Schnee gewatet, was wollen denn die heute noch? Ich log: Es wird wegen der Kirchenrechnung sein, und ging hinaus, sie zu empfangen. Ich führte sie in Begleitung des Kantors, den ich mit drei Worten von dem Geschehenen unterrichtete, in die Schulstube. Sie waren ganz zerschmettert und sagten nicht viel, nur, daß sie eben den Befehlen des Bischofs nachkommen, die Gemeindemitglieder in Kenntnis setzen und für ihre Person meinen Gottesdienst meiden würden. Dann nahmen sie Abschied und gingen. Nachträglich erfuhr ich, daß Aust zuerst in ein falsches Haus geraten war und dort die Exkommunikation verlesen hatte. Eine Frau hatte ihm dann gesagt: Sie wollen wahrscheinlich zum andern Jäkel; wir sind nicht katholisch. Im richtigen Hause hatte dann die Mutter Jäkel gerufen: O Jekersch, wenn der Herr a gudes Wort giebt, do darf a doch wull bleiben! A is halt doch sihr a rechtschoffner Herr und immer der erste ei der Kerche. Ja, das gute Wort will er eben nicht geben, hatte der Erzpriester erwidert.

Nun ließ sich die Sache vor der Mutter nicht länger verbergen. Es fiel mir doppelt schwer, davon anzufangen, weil sie den ganzen Tag bis zum Abendessen ungewöhnlich heiter gewesen war. Nach der Mahlzeit sagte ich: Mutter, es steht uns eine große Veränderung bevor. Sofort erriet sie die Bedeutung der beiden Besuche und brach in Thränen aus. Nachdem der erste Sturm vorüber war, kamen wir dann natürlich auch auf das Materielle zu sprechen. Ich versicherte, daß es ihr an nichts fehlen solle, und erzählte ihr, was mir Reinkens in Aussicht gestellt habe. Aber darauf gab sie nichts: Ach, meinte sie, was werden dir denn die dummen Altkatholiken bieten können! Ich erwiderte, wenn meine Erwartungen nicht in Erfüllung gehen sollten, so getraute ich mir, mit der Feder das Nötige zu verdienen. Was willst du denn schreiben? sagte sie (du dummer Kerl, dachte sie ohne Zweifel, sprach es aber mit Rücksicht auf meine geistliche Würde nicht aus), was willst du denn schreiben? 's ist ja schon alles geschrieben! Damit hatte sie freilich Recht; aber die Welt ist nun einmal so närrisch, daß sie das tausendmal geschriebne immer wieder geschrieben haben will und auch noch Geld dafür bezahlt, sodaß man thatsächlich von der Feder leben kann. Ich äußerte dann noch, in unserm Heimatstädtchen, wo ihre Seele eigentlich mehr weile, als am jetzigen Aufenthaltsort, werde sie sich gewiß recht behaglich fühlen. Sie war eine jener spröden Frauen, die ihre Zuneigung nicht äußern können und Versuche der Kinder, sie zu liebkosen, schroff abweisen, was eine herzliche Vertraulichkeit erschwert; aber ich werde nie den Ton vergessen, in dem sie auf jene Be-

merkung erwiderte: Ich will ja nichts, als bei dir sein! Da wurde es mir zweifelhaft, ob ich recht gehandelt hätte. Indes, was hilft die Grübelei über geschehene Dinge, die sich nicht ungeschehen machen lassen!

An demselben Abend noch schrieb ich an den Fürstbischof: „Heut Nachmittag war der Herr Erzpriester Aust bei mir, um mich von einer Verfügung Euer Fürstbischöflichen Gnaden in Kenntnis zu setzen, laut welcher ich der Exkommunikation und Suspension verfallen sei und aufgefordert werde, mein Benefizium niederzulegen. Letzteres würde ich auch ohne Aufforderung im Laufe der nächsten Monate gethan haben und thue ich insofern sofort, als ich zugleich mit diesem der königlichen Regierung zu Liegnitz als Patron meinen bevorstehenden Weggang anzeige. Da ich jedoch die Rechtskraft der über mich verhängten Zensuren nicht anzuerkennen vermag, gedenke ich meine Amtsfunktionen auszuüben, solange ich hier verweile. Hierzu glaube ich schon meiner Gemeinde verpflichtet zu sein, weil unter den obwaltenden Umständen eine provisorische Verwaltung der Stelle bis zum Amtsantritt meines Nachfolgers unmöglich ist." (Die definitive Besetzung war damals, wo das Sperrgesetz noch nicht erlassen war, noch möglich, weil die Regierung Patron war, die Anzeigepflicht des Bischofs daher wegfiel.)

Die im Alumnat tief eingeprägte Vorstellung, daß ein Exkommunizirter, der die Messe liest, damit ein Sakrilegium, also die furchtbarste aller Sünden begehe, saß doch noch so fest, daß mir am andern Morgen bei der Messe die Kniee schlotterten. Im Laufe des Tages kam das Kirchenblatt, das einen heftigen Angriff auf mich enthielt. Ich schrieb an demselben Tage folgendes an die Redaktion der Schlesischen Zeitung:

Es ist mir in der Seele zuwider, das große Publikum mit meinen persönlichen Angelegenheiten behelligen zu sollen. Da aber die neueste Nummer des Schlesischen Kirchenblatts meinen „Abfall" benutzt, um die altkatholische Sache herabzusetzen, so halte ich mich zu folgenden Bemerkungen verpflichtet, um deren Aufnahme ich ergebenst bitte. „Jentschs dreistes und komisch-unvernünftiges Poltern gegen Unfehlbarkeit und Konzil ist noch in frischer Erinnerung." Möglich, daß ich mich komisch ausgedrückt habe; ich bin kein Klassiker. Aber mein Wille war gut, und ich hätte gewünscht, nicht nur poltern zu können, sondern mit der Donnerstimme eines Luther das deutsche Volk aufzuwecken aus der Lethargie, mit der es das römische Unheil über sich ergehen ließ, das ich in seiner vollen Größe gleich anfangs begriffen habe. „Indessen leistete er den kirchlichen Forderungen Genüge." Das habe ich nicht gethan, sondern in meinem teilweisen Widerruf viel weniger ausgesprochen, als man von mir verlangte. „und als er kurze Zeit darauf die Kuratie Harpersdorf erhielt, gab er der kirchlichen Behörde so befriedigende Erklärungen bezüglich des Vatikanischen Konzils, daß dieselbe kein Bedenken tragen konnte, ihm die kleine Seelsorgstelle anzuvertrauen." Als Kaplan in Grüssau, unter der Botmäßigkeit eines Pfarrers, war ich beständig der Gefahr ausgesetzt, gemaßregelt zu werden. Ich wußte, was das heißt, von Liegnitz her: von den Katholiken wie ein Aussätziger gemieden werden, von gebildeten Protestanten sich

sagen lassen müssen, daß man „sehr edel" gehandelt, aber doch eigentlich eine Dummheit begangen habe, bei keinem Menschen wirksame Unterstützung finden, ohne Anschluß an jemand, ohne einen Pfennig Geld in der Tasche und ohne die geringste Aussicht auf eine Existenz herumlaufen. Das alles indes hätte ich gern ertragen, wenn ich allein gestanden hätte. Ich wurde unausgesetzt von meinen Verwandten bestürmt. Meine kränkliche Mutter hing ganz von mir ab. Sie betrachtete zudem gleich den meisten Katholiken eine Trennung von der Hierarchie als einen Abfall von Gott. Eine ihr mißfällige Entscheidung konnte sie aufs Krankenlager werfen, was dann anfangen? Ich mußte also zunächst eine relative Sicherheit suchen in einer selbständigen Stellung. Ich erhielt die hiesige Kuratie. Das geistliche Amt aber machte die Zusendung des Dekrets von meiner Erklärung abhängig, „daß ich mich den Entscheidungen des Vatikanums rückhaltlos unterwerfe." Unter dem Druck der oben dargestellten Verhältnisse, hermetisch abgeschlossen von jeder sympathischen Einwirkung, in einem an Unzurechnungsfähigkeit grenzenden Zustande der Verwirrung gab ich die verlangte Erklärung ab. Sie war eine Lüge. Ich habe es mir nie verhehlt und habe sie bitter bereut. Es fehlte nicht an Material zu Sophismen, um die Lüge hinwegzudisputiren. Ich wußte, daß es den Breslauer Herren nicht um meinen Glauben, sondern bloß um meine Unterschrift zu thun sei. Ich wußte, daß in meiner nächsten Nähe mehrere Geistlichen die sogenannten Adhäsionserklärungen unterschrieben hatten, ohne an die Unfehlbarkeit zu glauben; daß die Protestbischöfe sich unterworfen und nach der Unterwerfung so wenig geglaubt haben als vorher, daß demnach „sich unterwerfen" und „glauben" im ultramontanen Sprachgebrauch nicht identisch sind. Ich wußte, daß der Herr Fürstbischof von Breslau noch immer „sehr schlecht auf Rom zu sprechen" sei, und daß darum seinem ultramontanen Sekretär „der Boden unter den Füßen brenne." Ich durfte demnach hoffen, daß sich der genannte Herr noch zum Widerstande gegen Rom ermannen werde; dann hätte meine Unterwerfung nichts andres als ein vorläufiges Schweigen bedeutet. Aber ich habe das alles mir selbst gegenüber nicht zur Beschönigung meines Fehltritts benutzt. Ich habe seitdem ein böses Gewissen gehabt. „Und jetzt erst, nach beiläufig vier Jahren, riskirt Jentsch den offnen Abfall von der Kirche; wahrscheinlich erscheint es ihm jetzt gefahrloser für die eigne teure Person." Erstens giebt es jetzt eine kirchliche Organisation, der ich mich anschließen kann, damals gab es keine. Zweitens ist jede Aussicht auf eine Reaktion gegen Rom unter legaler Führung (legal im juridischen Sinne genommen; vor dem Gewissen ist die gegenwärtige Führung gerechtfertigt) geschwunden. Drittens ist es mir jetzt eher möglich als damals, die Existenz meiner Mutter zu sichern. „Wahrscheinlich hat er bereits eine »altkatholische« Sinekure bei Herrn Reinkens in Aussicht." Natürlich habe ich den altkatholischen Bischof, Herrn Reinkens, ersucht, mir zu einer altkatholischen Pfarrei zu verhelfen. Was in aller Welt sonst sollte denn ein Geistlicher thun, der nie einen andern Glauben als den altkatholischen gehabt hat, wenn es altkatholische Pfarreien giebt? Ob ich eine erhalten werde, weiß ich noch nicht; auch nicht, ob es im bejahenden Falle eine Sinekure sein wird. Nur das weiß ich, daß meine hiesige Stelle eine Sinekure ist, daß fast alle Stellen, die ich innegehabt habe, solche gewesen sind [Liegnitz machte eine Ausnahme], daß unter allen Qualen, die ich im Leben kennen gelernt, die Qual erzwungner Unthätigkeit die größte ist, und daß ich sehnlichst wünsche, mir mein Brot, anstatt wie bisher mit Müßiggang, endlich einmal mit ehrlicher Arbeit zu verdienen. „Unserm Gewissen und unsrer Mannesehre wäre eine solche Situation unerträglich." Meinem auch; eben deswegen mache ich ihr ein Ende.

Auf die heftigen Erwiderungen der katholischen Blätter habe ich nichts mehr erwidert.

Sei es nun, daß die Kirchväter mit der Ausrichtung ihres Auftrags bis zum nächsten Sonntag nicht fertig wurden, sei es, daß manchen die Neugier trieb, oder daß die Leute meinten, einmal sei keinmal, die Sünde werde wohl nicht unverzeihlich sein — der nächste Sonntagsgottesdienst war noch ziemlich besucht. Nach der Predigt verlas ich folgende Erklärung:

Liebe Kirchkinder! Ihr habt wohl bereits gehört, was sich im Laufe dieser Woche unter uns ereignet hat. Ich halte es für meine Pflicht, euch die Lage klar zu machen. Ihr wißt, daß ich in den Grundwahrheiten des katholischen Glaubens mit euch eins bin; ihr wißt aber auch oder habt wenigstens gemerkt, daß ich in der Beurteilung der kirchlichen Zeitfragen von der Auffassung der geistlichen Behörden abweiche; ich erkenne die Beschlüsse des Vatikanischen Konzils nicht an und halte die von der deutschen Reichs- und preußischen Staatsregierung erlassenen Gesetze, die kirchliche Angelegenheiten zum Gegenstande haben, für giltig. Ihr werdet vielleicht sagen: bei dieser Gesinnung hättest du eine römisch-katholische Seelsorgstellung gar nicht annehmen sollen. Darauf würde ich antworten: als ich hierher kam, hatte sich die Lage noch wenig geklärt und war noch ein Ausgleich der entgegengesetzten Richtungen zu hoffen. Mittlerweile sind die Gegensätze so schroff geworden, daß man sie als unvereinbar und unversöhnlich bezeichnen muß. Unter diesen Umständen ist es mir, wenn ich ein ehrlicher Mann bleiben will, nicht mehr möglich, mein hiesiges Amt zu behalten. Es wären, wollte ich hier bleiben, nur drei Fälle möglich. Entweder ich trete mit meiner Überzeugung offen hervor, dann ist die Exkommunikation unvermeidlich. Oder ich verheimliche meine von der eurigen und der des Diözesanbischofs abweichende Überzeugung ganz und gar, dann bin ich ein Heuchler. Oder ich handle und rede mit vorsichtiger Zurückhaltung und diplomatischer Zweideutigkeit, dann bin ich nicht viel besser, und überdies fehlt jenes gegenseitige rückhaltlose Vertrauen, ohne welches die Wirksamkeit des Seelsorgers gar nicht denkbar ist. Also mußte ich endlich zu dem Entschlusse gelangen, mein hiesiges Amt aufzugeben. Ich habe eine Gelegenheit wahrgenommen, den Herrn Erzpriester von meinem Entschlusse in Kenntnis zu setzen, zugleich aber erklärt, daß ich bis zum Amtsantritt meines Nachfolgers ruhig fortzuamtiren gedenke. Ich hoffte, die geistliche Behörde würde, um ärgerliche Vorfälle zu vermeiden, mit ihren Maßregeln bis zu meinem Abgange warten. Diese meine Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Der Herr Fürstbischof hat durch den Herrn Erzpriester mir und den Kirchenvorstehern eröffnen lassen, daß ich exkommunizirt sei, und daß Katholiken sündigten, wenn sie dem von mir abgehaltnen Gottesdienste beiwohnten. Aus Gründen, die ich euch nicht auseinandersetzen darf, erkenne ich die Rechtskraft der Exkommunikation nicht an. Demnach steht die Sache so: ich gedenke den Gottesdienst in gewohnter Weise abzuhalten und alle Obliegenheiten meines Amtes zu erfüllen, bis mein Nachfolger eintreffen wird, d. i. vielleicht zwei bis drei Monate hindurch. Die geistliche Behörde sagt: wenn ihr diesem Gottesdienste beiwohnt, so sündigt ihr. Stellvertretung ist unter den obwaltenden Verhältnissen nicht möglich; ein von der Staatsregierung nicht anerkannter Vertreter würde an der Ausübung seiner Funktionen polizeilich verhindert werden. Es sei ferne von mir, daß ich Überredungskünste anwendete, um euch zur Teilnahme an dem von mir abzuhaltenden Gottesdienste zu bewegen. Wer es vor seinem Gewissen verantworten zu können

glaubt, der komme, er wird nichts andres finden als bisher; wer glaubt, das sei Sünde, der bete zu Hause oder gehe in eine benachbarte Kirche. Einige Kinder werden von mir für die heilige Kommunion vorbereitet; deren Väter bitte ich, mir zu erklären, wie sie sich zu verhalten gedenken: ob sie die Kinder weiter in meinen Unterricht schicken wollen oder nicht, und im bejahenden Falle, ob sie wünschen, daß ich auch die heilige Kommunion am Weißen Sonntag abhalte, oder ob sie auf meinen Nachfolger warten wollen. Ebenso bitte ich die Väter der Ministranten, mir zu erklären, ob sie ihren Söhnen gestatten wollen, daß sie mir ministriren oder nicht. Denen, die etwa heute meinen Gottesdienst zum letztenmale besucht haben, danke ich herzlich für das mir geschenkte Vertrauen und Wohlwollen. Gedenket meiner im Gebet, wie ich eurer gedenken will.

Die Anwesenden haben das wesentliche dieser Erklärung den benachbarten Geistlichen berichtet, durch die es in die katholischen Blätter gekommen ist, die sich anerkennend darüber aussprachen.

Nach Tische erschien der Kantor bei mir, ein braver, viel duldender Mann — er hatte Gichtknoten an Händen und Füßen und konnte kaum noch gehen —, und nahm unter Thränen von mir Abschied; wir hatten sehr gut mit einander gelebt. Er bat mich, ihn seiner kirchlichen Obliegenheiten zu entbinden — nur das Läuten, das ja nicht im exekrirten Sanktuarium, sondern in der Vorhalle geschieht, wolle er noch weiter besorgen —, und teilte mir mit, daß die Väter beschlossen hätten, ihre Kinder weder in den Erstkommunikandenunterricht noch zum Ministriren in die Kirche zu schicken. Nur ein Schneider stellte mir seinen Sohn als Ministranten zur Verfügung. Der Mann besuchte dann auch meinen Gottesdienst weiter. Außerdem kamen meine Mutter, meine Köchin, ein paar alte Frauen*) (Empfängerinnen der Stiftungsgroschen und hie und da eines Tellers Suppe) und einigemal die (protestantische) gnädige Frau vom Niederhofe. Am zweiten Sonntage nach Ostern wurde mir bei der Verlesung des Evangeliums vom guten Hirten, besonders bei der Stelle: „Der Mietling aber sieht den Wolf kommen, verläßt die Schafe und flieht, und der Wolf raubt und zerstreut die Schafe," und in der Predigt darüber sehr unbehaglich.

Es versteht sich von selbst, daß ich nicht einen Finger gerührt und nicht ein Wort gesprochen habe, um den Kantor oder irgend ein andres Mitglied der Gemeinde zu mir herüberzuziehn; das würde ich für ein Verbrechen gehalten haben. Das Gefüge kirchlicher und religiöser Vorstellungen, in dem die Seele des gemeinen Mannes die Gleichgewichtslage gefunden hat, zu er-

*) Ein gewisser Seliger sagte der einen dieser Frauen einmal: wie könnt ihr denn immer noch zu dem in die Kirche laufen? Ihr zieht euch ja die Exkommunikation zu! O, erwiderte das Weiblein, ich habe einen dicken Rock an, da geht sie nicht durch. Wenn der Mensch fort sein wird, bemerkte Seliger weiter, muß das ganze Zeug (die kirchlichen Gewänder und Gerätschaften) ausgeräuchert werden. Das wirst du wohl mit deiner stinkigen Tabakpfeife besorgen? gab ihm die Frau zur Antwort. Er rauchte ein wahrhaft höllisches Kraut.

schüttern, ist nur dem erlaubt, der der Überzeugung lebt, daß das Volk mit seinem bisherigen Glauben zeitlichem oder ewigem Verderben verfalle, und daß er, der Apostel, den einzigen Weg zum zeitlichen oder ewigen Heil weise. Einmal wurde ich aufgefordert, eine Beerdigung vorzunehmen; der evangelische Kantor war so freundlich, sie mit seinen Singjungen zu verschönern. Sonst ist nichts vorgekommen. Ob etwa Nachbargeistliche Krankenbesuche oder Taufen verrichtet haben, daran kann ich mich nicht mehr erinnern. Nur dessen entsinne ich mich noch, daß der Propst Hübner den Herrn von Kamptz gefragt hat, ob ich ihn denunziren würde, wenn er in die Lage käme, in Harpersdorf kirchliche Handlungen vornehmen zu müssen. Darüber konnte ihn Kamptz, der mich genau kannte, vollständig beruhigen. Das Denunziren liegt meinem Geschmack so fern wie möglich, und die Unvernunft der Maigesetze empfand vielleicht kaum ein ultramontaner Geistlicher so lebhaft wie ich, wenn ich auch in meiner ganz verrückten Lage nicht daran denken konnte, dagegen aufzutreten. Männer wie den vortrefflichen, in den weitesten Kreisen hochgeschätzten Propst Hübner oder den edeln Aust, der sich dreißig Jahre lang für königlich preußische Schulen geschunden hatte, ohne je einen Pfennig dafür zu bekommen, einsperren, weil sie in einer Nachbarpfarrei einen Kranken versehen hätten (und das wäre ihnen doch vorkommenden Falls begegnet, wenn sich ein Denunziant gefunden hätte), nein, das war um an den Wänden hinaufzulaufen. Und alle nicht fanatisirten oder durch ein Parteiinteresse voreingenommnen Protestanten empfanden natürlich ebenso. Der Graf Nostitz, erzählte mir Kamptz einmal, habe Hübnern gesagt: Na, wenn Sie eingesperrt werden, alter Propst, so werden wir, darauf können Sie sich verlassen, schon dafür sorgen, daß Sie im Gefängnis einen guten Tropfen bekommen; und zu einem Whist besuchen wir Sie auch. Und wäre ich in die Lage gekommen, zu einer dringenden Amtshandlung in einer Nachbargemeinde aufgefordert zu werden, so würde ich sie unbedenklich ohne die Erlaubnis des Oberpräsidenten vorgenommen haben. Wenn ich in der oben mitgeteilten Ansprache die Maigesetze für giltig erklärt hatte, so meinte ich damit nicht, daß der Einzelne verpflichtet sei, sie auch in solchen Fällen zu beobachten, wo die Beobachtung ungereimt wäre und eine höhere Pflicht verletzen würde, sondern nur, daß die Verwaltungsbeamten und die Richter diese Gesetze anwenden dürften, ohne dadurch ihr Gewissen zu beschweren, und daß sich der Übertreter die Strafe gefallen lassen müsse. Das lief nun allerdings so ziemlich auf die Erlaubtheit des passiven Widerstandes hinaus, die die ultramontanen Blätter predigten.

(Schluß folgt)

Die Homerische Frage*)

Von C. Rothe (in Friedenau)

Kein Dichter in alter und in neuerer Zeit hat einen so gewaltigen und andauernden Einfluß auf die verschiedensten Völker und Zeiten ausgeübt wie Homer. Bei den Griechen nahm er die Stelle unsrer Bibel ein. Die Jugend lernte viele Verse von ihm auswendig und bildete daran ihre religiösen Begriffe; die dramatischen Dichter wie die bildenden Künstler entlehnten ihm ihre schönsten und großartigsten Motive; die Geschichtschreiber sahen ihn als die erste Quelle an; die wissenschaftliche Kritik leitete von ihm ihre Kunstgesetze ab und wandte ihm namentlich in der Alexandrinischen Zeit eine ganz besondre Thätigkeit zu. Von den Griechen ging die Bewunderung auf die Römer über. Eine Übersetzung der Odyssee in schwerfällige Saturnische Verse war das erste Schulbuch der Römer, von dem wir sichere Kunde haben. Homer kannte jeder gebildete Römer und wußte eine Anzahl von Versen auswendig, wie schon im zweiten Jahrhundert vor Christo das Beispiel des Scipio zeigt, dem beim Anblick des brennenden Karthagos oder bei der Nachricht vom Tode des Tiberius Gracchus bekannte homerische Verse auf die Lippen kamen. Ja der größte römische Epiker, Virgil, glaubte nichts Besseres thun zu können, als nicht nur in der Anlage seines Epos Homer genau zu folgen, sondern auch ganze Szenen, namentlich Gleichnisse von ihm in sein Gedicht aufzunehmen. Wenn auch später das überfeinerte Rom und das zur Mystik neigende Mittelalter Virgil höher stellte als Homer, ja dieser wie die ganze griechische Litteratur lange Zeit im Abendlande fast in Vergessenheit geriet, so genoß er doch beim Wieder-

---

*) Vergl. A. F. R. Knötel, Homeros der Blinde von Chios und seine Werke. 1. Teil. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1894. 2. Teil. Ebenda, 1895. — O. Jäger, Homerische Aphorismen (in der Sammlung Pro Domo S. 177—233. Berlin, O. Seehagen, 1894). — H. Grimm, Homeros. 1. Teil. Erster bis neunter Gesang. Berlin, Besserſche Buchhandlung, 1890. 2. Teil. Zehnter bis vierundzwanzigster Gesang. Ebenda, 1895. — C. Rothe, 1. Die Bedeutung der Wiederholungen für die homerische Frage (Festschrift des französischen Gymnasiums in Berlin, 1890. S. 121—168. Sonderabdruck. Leipzig, A. Fock). 2. Die Bedeutung der Widersprüche für die homerische Frage. Programm. Berlin, 1894. (Leipzig, A. Fock.)

Digitized by Google

aufleben der griechischen Litteratur seit dem vierzehnten Jahrhundert, außer bei den Franzosen, die in gewisser Beziehung den Römern der Kaiserzeit ähnlich waren, um so größere Bewunderung. Diese erreichte bei uns in Deutschland seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ihren Höhepunkt. Man empfand den eigentümlichen Reiz der homerischen Dichtungen namentlich im Vergleich zu Virgil und den höfischen Epen des Mittelalters, und es bildete sich der Gegensatz zwischen „Volksepos" und „Kunstepos," Worte, in die man die Eigentümlichkeit der auf Volksüberlieferung beruhenden epischen Dichtung und der künstlich erfundnen Erzählung zu fassen suchte.

Aber dieser Gegensatz ist verfehlt. Denn auch die homerischen Dichtungen sind Kunstepen im höchsten Sinne des Wortes: sie sind geradezu „klassisch" und deshalb auch seit den ältesten Zeiten Gegenstand der Erklärung in der Schule. Und gerade das ist das Wunderbarste an ihnen, daß sie trotzdem nichts von ihrem eigentlichen Zauber verloren haben. Ich wüßte, etwa von Horaz abgesehen, keinen Schulschriftsteller, der auch im spätern Alter noch so erfreut, wie er einst die Jugend begeistert hat. Diese einzige Thatsache schon läßt es begreifen, daß man Homer für das größte Dichtergenie gehalten hat, was die Welt bisher hervorgebracht hat, aber auch, wie groß die Verwunderung und Aufregung nicht nur unter den Gelehrten, sondern unter allen Gebildeten war, als vor mehr als hundert Jahren der Philologe Friedrich August Wolf mit der Behauptung auftrat, die Ilias — denn nur diese zog er in seinen Zweifel hinein — sei nicht die Schöpfung eines einzigen Dichters, sondern eines Sammlers, der verschiedne von einander unabhängige Stücke ziemlich mechanisch vereinigt habe. Die Gründe für diese Behauptung waren äußerlicher Art und sind von ihm nicht erschöpfend behandelt worden. Er hielt es zunächst für sicher, daß in den Zeiten, wo Homer gelebt haben müsse, die Schrift noch nicht erfunden, jedenfalls noch nicht so gebräuchlich gewesen sei, daß man Gedichte dieses Umfanges aufgeschrieben habe; ebenso unmöglich schien es ihm zu sein, daß sie allein durch das Gedächtnis fortgepflanzt worden wären. Dazu fand er in der Ilias einige Widersprüche, die mit der Auffassung von einer einheitlichen Dichtung unvereinbar seien.

Wir können jetzt unbedenklich behaupten, daß Wolfs Gründe widerlegt sind; damals aber machte seine Schrift, die als eine Einleitung zu den homerischen Gedichten erschien, ungeheures Aufsehen. Alle Gebildeten, namentlich die Dichter nahmen entweder für ihn oder gegen ihn Partei. Von Goethe ist bekannt, daß er in seinem Urteil schwankte, zuerst begeistert auf Wolfs Gedanken einging (z. B. in der Elegie „Hermann und Dorothea," wo er den Mann feiert, „der endlich vom Namen Homeros kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn"), dann aber „wieder mehr als je von der Einheit der Gedichte überzeugt" war. Schiller dagegen war, ebenso wie Wieland, stets ein entschiedner Gegner Wolfs, fand den Gedanken, diese Gedichte zerreißen

zu wollen, geradezu „barbarisch“ und sah in der „Continuität“ und „Reciprocität“ der Handlung ihre wirksamste Schönheit. Die Wirkung von Wolfs Schrift aber ist weiter gegangen; sie hat die theologischen Untersuchungen über die Bibel ebenso beeinflußt wie die Geschichtsforschung. Man fing erst jetzt an, gründlich das „Quellenverhältnis“ zu untersuchen, z. B. zu fragen, wie es mit der Abfassung des Pentateuch stehe, welches das Verhältnis der Synoptiker zu einander sei, oder aus welchen Quellen Livius geschöpft habe und welchen Wert diese hätten.

Solange man aber nur Möglichkeiten erwog, wurde die eigentliche „Homerische Frage“ wenig gefördert, und sie wäre wohl schon längst aus der Welt verschwunden, wenn nicht Karl Lachmann mit dem schärfsten kritischen Verstande die Ilias untersucht und darin soviel Unebenheiten und Widersprüche entdeckt hätte, daß der Glaube an eine einheitliche Schöpfung fortan als Thorheit kritikloser Köpfe erschien.

Die Odyssee war lange von diesem Verwerfungsurteile verschont geblieben. Einzelne Angriffe im Sinne Lachmanns blieben ziemlich unbemerkt, bis Adolf Kirchhoff auch ihren bisher viel bewunderten Aufbau, den noch Wolf als das größte Erzeugnis griechischen Geistes gepriesen hatte, als das Werk eines elenden Stümpers hinstellte, der ein älteres, auch schon nicht mehr einheitliches Gedicht mit verschiednen Zusätzen, die er teils selbst gemacht, teils aus andern Dichtungen entlehnt habe, meist ohne Sinn und Verstand versehen habe. Diese Ansicht stellte der große Gelehrte zunächst (1859) in einer Ausgabe der Odyssee als ein „Fazit ohne Rechnung“ auf, holte aber später in einer Reihe von Aufsätzen den Beweis nach und hatte damit den größten Erfolg. Beide Meister, Lachmann und Kirchhoff, haben viele Schüler gefunden, die ihre Ausführungen ergänzten und sie im wegwerfenden Urteil über Stellen, die jene noch unbeanstandet gelassen hatten, noch übertrafen. Ja ihr Einfluß war so groß, daß selbst Männer, die das Auge offen behielten für die klar hervortretende Einheitlichkeit des Plans und der Handlung, nicht nur einzelne Verse und Versreihen, sondern ganze Bücher willig preisgaben und in dem verdammenden Urteil über solche Teile der homerischen Gedichte, für die das Schlagwort „elender Nachahmerstil“ allgemeine Aufnahme fand, mit den verwegensten Lachmannianern und Kirchhoffianern übereinstimmten.

Nichts beweist wohl aber die einzige Größe von Homers Dichterbegabung deutlicher, als die Thatsache, daß er auch diese mit dem größten Scharfsinn ein ganzes Jahrhundert hindurch geführten Angriffe glücklich bestanden hat, daß jetzt Männer, von dem verschiedensten Standpunkt ausgehend, durch geschichtliche, ästhetische und rein philologische Betrachtung zu dem Ergebnis gekommen sind, Ilias und Odyssee seien wirkliche Einheiten, Erzeugnisse eines großen Dichters, nicht bloß Sammlers, und nicht wesentlich verschieden in ihren Unebenheiten und Widersprüchen von alten und neuern Dichtungen.

In dem an erster Stelle in der Anmerkung genannten Werke sucht zunächst Knötel*) auf Grund eines mit dem erstaunlichsten Fleiße aus den verschiedensten Quellen gesammelten Materials Homer als geschichtliche Persönlichkeit nachzuweisen und von seinem Leben ein Bild zu geben, bei dem freilich zwischen Wahrheit und Dichtung nicht immer geschieden wird, weil die „Quellen" nicht streng auf ihren Wert geprüft und manche Lücken in der Überlieferung durch kühne Schlüsse ergänzt werden. Knötel holt weit aus. Für ihn wird, was bisher allgemein als sagenhaft gegolten hat, z. B. die Herrschaft des Minos, die Einwanderung des Kadmos, die Herrschaft des Kekrops, Erzählungen von Tantalos, Laomedon, Tros und unzähliger andrer zur wirklichen Geschichte. Noch vor zehn bis zwanzig Jahren würde man für derartige Annahmen nur ein Lächeln gehabt haben; seit aber die Ausgrabungen in Ägypten und in den Euphratländern durch sichere Denkmäler eine hohe Kultur mehr als viertausend Jahre vor unsrer Zeitrechnung nachgewiesen haben, seit namentlich die letzten Ausgrabungen in Ägypten die überraschende Thatsache ergeben haben, daß die Verwendung der Säulenhalle zu architektonischen Zwecken, die bisher als Kunstform für ein Erzeugnis griechischen Geistes galt, sich wenigstens neunzehnhundert Jahre vor unsrer Zeitrechnung schon in Ägypten findet, und daß um dieselbe Zeit kühne Unternehmungen zur Erforschung Afrikas ausgehen, die wir am liebsten erst unserm Jahrhundert zusprechen möchten, dürfen wir auch größere Unternehmungen von Ägypten oder von den Euphratländern aus, die zur Unterwerfung größerer Teile von Griechenland oder von Kleinasien geführt haben, nicht mehr schlechthin in das Reich der Fabel verweisen. Jedenfalls muß die Möglichkeit zugegeben werden, daß sich bei griechischen Schriftstellern der spätern Zeit, die bestimmte Nachrichten aus dieser alten Zeit geben, eine ältere, vielleicht wohlbegründete Überlieferung erhalten hat. Eine solche bestimmte Quelle ist z. B. für Knötel eine Inschrift auf dem in Xanthos gefundnen Pfeiler, die nach seiner Ansicht die ältere Geschichte Lykiens enthielt und zwischen 470 bis 460 v. Chr. angefertigt war (II, S. 69 ff.). Wenn wir ihm also auch nicht überallhin folgen können, so wundern wir uns jedenfalls nicht, wenn er (II, 64) schreibt: „Nach bestimmter Angabe fiel die Einnahme und Zerstörung Trojas 715 Jahre vor den Zug Alexanders des Großen, also ins Jahr 1049 v. Chr., demnach 84 Jahre — nach Thukydides 80 — vor den Einfall der Herakliden in den Peloponnes (965), ferner 272 Jahre nach der Ära des Menephthes (1321) und 273 vor den Anfang der Olympiadenrechnung, also fast genau in die

*) Von demselben Verfasser ist das Buch: Atlantis und das Volk der Atlanten. Ein Beitrag zur vierhundertjährigen Festfeier der Entdeckung Amerikas. Leipzig, F. W. Grunow, 1893. 418 S. Es ist in demselben Geiste geschrieben und behandelt auch die Vorgeschichte Griechenlands, die Existenz eines alten Kulturvolkes, der Atlanten, und ihre Ausbreitung um das Mittelmeer herum und darüber hinaus.

Mitte zwischen diese beiden vollständig gesicherten Ären"; und (S. 79): „Nach der etruskischen Zeitrechnung fiel die Stiftung des Tuskerstaates neun Säkula vor 44 v. Chr. (ein Komet und Cäsars Tod, Anfang des zehnten), die im einzelnen schwankend, im Durchschnitt 111½, etwa 1003 bis 1004 Jahre ergeben. Der Tuskerstaat, ein Bund von zwölf Städten, wäre demnach um 1047 v. Chr., also genau zur Zeit der Zerstörung Trojas gestiftet worden" — dann die Sage von Äneas damit in Verbindung bringt. Daß übrigens wirklich ein großer Zug von Griechenland aus nach Kleinasien stattgefunden habe, der trojanische Krieg also geschichtlich sei, nehmen jetzt auch andre Forscher auf diesem Gebiete an, wenn auch über die Zeit und den Ort, von wo die Unternehmung ausgegangen ist, keine Übereinstimmung herrscht.

Etwa hundert Jahre nach Trojas Einnahme setzt Knötel (nach den zuverlässigsten Angaben des Altertums) die Blütezeit Homers, von dem er nun auf Grund der Hymnen, die er alle für echt homerisch hält, und der fälschlich dem Herodot zugeschriebnen Epigramme, sowie vereinzelter andrer Angaben bei alten Schriftstellern folgendes Lebensbild entwirft: Er war geboren in Smyrna; seine Herkunft ist dunkel, da ein Vater nicht sicher bekannt ist, seine Mutter eine Flötenspielerin gewesen sein soll. Er gehörte also wohl einer „fahrenden Sängerfamilie" an. Doch muß er sich bald hervorgethan haben und an einen Fürstenhof als Sänger gekommen sein. Denn was Homer singt, ist nichts weniger als „Volkslied" im gewöhnlichen Sinne des Wortes; es behandelt vielmehr die Thaten und Anschauungen der Führer und Fürsten des Volks. Das niedre Volk wird in seinen Dichtungen fast gar nicht erwähnt: in der Ilias höchstens einmal, wenn wir annehmen, daß Thersites, der Agamemnon schmäht und dafür von Odysseus gezüchtigt wird, dem „Volke" angehörte. In der Odyssee spielt zwar Eumäos, der „göttliche Sauhirt," eine gewisse Rolle; dafür macht ihn aber auch der Dichter zu einem Fürstenkinde, das nur durch die Untreue seiner Wärterin in die Sklaverei gekommen ist und nun Knechtsarbeit verrichten muß. Er bleibt jedoch selbst hier der „Ordner der Männer," wie ein Völkerfürst der Ilias. Es muß auf diesen Punkt hier nachdrücklich hingewiesen werden, damit der falsche Begriff von Volksdichtung, den man noch immer mit Ilias und Odyssee wie mit unsern Nibelungen verbindet, endlich ausgerottet wird.

Der Fürstenhof, an dem Homer zunächst dichtete und sang, war nach Knötels Annahme der der Äneaden und Hektoriden in Skepsis in der Troas. Die Gründe, die er dafür vorbringt, möge man bei dem Verfasser selbst nachlesen (II, S. 21 ff.); sie sind äußerst bestechend, reichen aber nicht aus, die Gründe, die gegen die Annahme sprechen, daß die Ilias für Troer gedichtet sei, zu widerlegen, sondern sie beweisen nur den hohen Grad von Unparteilichkeit, den der Dichter erstrebt und erreicht hat. Zwar haben schon im Altertum manche den Dichter zu einem Troer machen wollen, weil er dem troischen

Könige und vor allem seinem heldenhaften Sohne Hektor so viel edle Züge giebt; aber trotz dieser Liebe, mit der er den Helden und seine Gattin schildert, bleibt er doch immer ein Grieche und denkt sich Griechen als Zuhörer. Ich habe in dem oben mit angeführten Programm (Die Bedeutung der Widersprüche S. 19 ff.) gerade auf den Widerspruch aufmerksam gemacht, der sich in der Behandlung Hektors durch die ganze Ilias hindurch zieht, und der sich nur aus der Herkunft des Dichters erklären lasse. Während nämlich Hektor in allgemeinen Ausdrücken überall als der furchtbarste Kriegsheld erscheint, vor dem die Griechenfürsten zittern, tritt er im Einzelkampf hinter allen griechischen Helden zurück, selbst ein Menelaos kann zuletzt über ihn triumphiren. Nicht einmal eine Wunde bringt er einem Hauptthelden bei, obwohl doch reichlich dazu Gelegenheit ist, und den Patroklos tötet er erst hinterrücks, als dieser von Apollo durch einen Schlag betäubt und wehrlos gemacht und von Euphorbos die vielleicht schon tödliche Wunde empfangen hat. Der griechische Nationalstolz wollte eben die Überlegenheit der Feinde im offnen Kampfe nicht anerkennen, und Homer stand unwillkürlich unter diesem Einfluß.*) Auch Knötel nimmt übrigens an, daß Homer aus unbekannten Gründen später Skepsis verlassen habe und mit einem Sängerchor in Griechenland herumgezogen sei, um seine Gedichte vorzutragen — natürlich auch nur an Fürstenhöfen.

Seine Gedichte fanden viel Beifall und regten zur Nachahmung an. Bald mußte der Dichter die Beobachtung machen, daß der „neueste Gesang immer der beliebteste sei“ (Od. 1, 351—52). Um deshalb nicht von Nebenbuhlern verdunkelt zu werden, wenn er immer nur vom troischen Kriege sänge, begann er ein zweites umfangreiches Gedicht, das ebenso sehr in der Märchenwelt spielt, wie die Ilias wirkliche Kämpfe schildert. Anmutig ist dabei der Scherz des Dichters (vgl. Knötel II, S. 299), daß er den Odysseus diese Märchen von dem Kyklopen, Aiolos, den Lästrygonen, Skylla und Charybdis, Kirke und Kalypso mit der ernstesten Miene von der Welt erzählen, ja die Zuhörer ausdrücklich erklären läßt, daß er wahrhaft sei und nicht wie ein listiger Schelm und Schwindler auftrete (Od. 11, 363—369). Doch fand er, nach Knötel (I, 263 u. ff.), bei seinen Zeitgenossen nicht die Anerkennung, die er für seine großen Werke, die „Töchter des Zeus,“ hätte erwarten können. Denn als er nach langem Wandern erblindet in seine Vaterstadt Smyrna zurückkehrte und die feierliche Anerkennung seiner Werke etwa zum Zwecke des Vortrags bei den großen Festen (wie es später durch die Vorschrift des Solon oder Peisistratos in Athen geschah) verlangte, stieß er auf den Widerspruch eines Prytanen, dem vielleicht, wie später den Philosophen, die Behandlung der Götter zu frei und unehrerbietig schien, und wandte sich deshalb nach Kymä. Doch auch in dieser, gar zu sehr mate-

*) In dem genannten Programm sind noch andre Gründe für diese Behauptung angeführt.

riellen Genüssen hingegebnen Stadt wurden seine Gedichte nicht nach Gebühr bewundert. So wanderte er weiter und gelangte nach mehreren Zwischenstationen nach Chios, wo er willige Aufnahme und in Kreophylos einen lauten Bewunderer fand. Ihm, der sein Schwiegersohn wurde, übergab er auch seine beiden großen Dichtungen, die nun von diesem und seinen Nachkommen weiter gepflegt und verbreitet wurden. Zur Anerkennung des großen Meisters nannten sie sich „Homeriden“ und stifteten ihm ein Heroon. Von hier gelangten die Gedichte durch Abschriften — denn der Gebrauch der Schrift ist unbedenklich für diese Zeit anzunehmen — selbst in ferne Städte, so z. B. durch Lykurg nach Lakedämon. Der Ruhm dieser Dichtungen überstrahlte allmählich alle andern, sodaß Dichter und Sänger andrer Dichtungen, namentlich aus demselben Sagenkreise, zu ihrer Empfehlung nichts besseres thun konnten, als sie „homerisch“ zu nennen. So ist es zu erklären, daß die sogenannten „kyklischen“ Epen, die die Ilias und die Odyssee ergänzen und teils die Vorgeschichte des Kriegs, teils die Einnahme der Stadt und die Rückkehr der Helden behandeln, vielfach Homer zugeschrieben wurden und erst im vierten Jahrhundert und noch später sicher ihm abgesprochen worden sind.

Knötel sieht also in Homer eine bestimmt ausgeprägte Persönlichkeit, in Ilias und Odyssee seine großen Werke, deren Einheit und innere Zusammengehörigkeit er durch eine Reihe vortrefflicher Beobachtungen (II, 332 bis 392) zu erweisen versucht. Die neuern Untersuchungen hat er völlig unbeachtet gelassen, Widersprüche läßt er gar nicht als solche gelten oder sucht sie durch einfache Verbesserung des Textes zu beseitigen.

Ähnlich denkt und verfährt auch Oskar Jäger in dem oben angeführten Aufsatze. Er glaubt aus den Gedichten — das Lebensbild des Dichters ist ihm gleichgiltig — ganz bestimmte dichterische Eigentümlichkeiten zu erkennen, die durchaus nicht einer Vielheit von Dichtern gemein sein könnten; so in der Anwendung von Gleichnissen oder in der Vorliebe für Tiere, namentlich für Pferde und Hunde. Während Goethe z. B. ein entschiedner Hundefeind war,*) zeigt Homer eine entschiedne Liebhaberei für Hunde: „Was Od. 14, 30 steht, daß Odysseus, als Eumäos Hunde auf ihn losstürzen, sich niedersetzt und klug berechnend den Stock fallen läßt, wird, wie in der Stelle bei Plinius Naturgeschichte 8, 40, so von modernen Hundekundigen bestätigt; eine nicht minder feine Bemerkung ist 16, 162, wo die Hunde auf die Erscheinung der Göttin reagiren; nur Odysseus und die Hunde sehen sie, und diese bellen nicht, sondern ziehen sich winselnd zurück — Tiere mit scharfen Sinnen merken das Unheimliche, Außergewöhnliche, wo es der Mensch mit seinen stumpfen Sinnen nicht

*) Man vergleiche das bekannte Distichon:
Wundern kann es mich nicht, daß der Mensch die Hunde so sehr liebt;
Denn ein erbärmlicher Schuft ist wie der Mensch so der Hund.

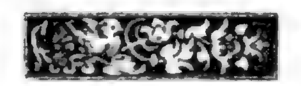
oder noch lange nicht merkt —, und in der unvergleichlichen Geschichte vom Hunde Argos im siebzehnten Buche hat derselbe Dichter dem ganzem Geschlecht ein unvergängliches und wohlverdientes Denkmal gesetzt." Ähnliche Liebe für die Tierwelt und sorgfältige Beobachtung ihres Lebens und Treibens zeigt der Dichter in unzähligen Gleichnissen, die eine gewaltige Kluft von allen andern Dichtungen trennt.

Wie Knötel, weist auch Jäger die Bedenken Wolfs gegen die Möglichkeit der Verbreitung so großer Epen in so alter Zeit zurück. Selbst wenn die Schrift, deren Vorhandensein im Epos selbst in der bekannten Stelle der Ilias (6, 168) vorausgesetzt wird, noch nicht zum Aufschreiben so großer Dichtungen verwendet worden wäre, genügte eine Art Hieroglyphenschrift, um die Reihenfolge der einzelnen Szenen festzuhalten, und das Gedächtnis leistete das übrige. Denn wenn es im fünften Jahrhundert in Athen noch Leute gab, die den Homer auswendig wußten, wieviel eher können wir diese Gabe in jener alten Zeit und bei Menschen voraussetzen, deren einziges Interesse diesen Gedichten zugewendet war. Die Odyssee giebt uns in Demodokos auch wirklich ein Beispiel von einem solchen Sänger, der ohne weiteres auf die Aufforderung eines Gastes hin ein Gedicht aus dem troischen Sagenkreise frei aus dem Gedächtnis — denn er ist blind — vorträgt. Die vielen Wiederholungen und überhaupt das Formelhafte in der Sprache erleichterten die Aufgabe.

Ist durch diese Untersuchungen und Darlegungen wenigstens die Möglichkeit erwiesen, daß ein großer Dichter Homer gelebt und die unter seinem Namen gehenden großen Werke verfaßt hat, so führen ästhetische Erwägungen über die Kunstform der Gedichte entschieden zu der Annahme, daß nur ein wirklicher Dichter, nicht ein mechanischer Sammler, ein „Flickpoet" oder „stümperhafter Redaktor" oder gar eine Kommission gelehrter Männer der Schöpfer dieser Einheiten sein kann. In dieser Beziehung ist schon das Urteil des Aristoteles, des feinsinnigsten Kritikers des Altertums, bezeichnend, der ihre Einheit im Unterschied von mangelhaftern Dichtungen darin sah, daß sie einen bestimmten Anfang und ein Ende hätten, und daß ein Plan durch das Ganze gehe. So könne man aus der Ilias und der Odyssee auch nur je eine Tragödie bilden, während sich aus den sogenannten kyklischen Epen drei, vier, ja acht Tragödien ableiten ließen. Es hat also diesen Dichtungen an der innern Einheit gefehlt, sie haben auch keinen kunstvollen Anfang gehabt, wie Ilias und Odyssee, und ebenso war ihr Schluß nicht so notwendig, daß sie nicht etwa auch noch weiter geführt werden konnten. Diesem Urteil des großen Kritikers sind nun nicht nur die Alten, die doch noch Vergleiche zwischen den verschiednen epischen Dichtungen anstellen konnten, da sie noch vorhanden waren, fast ohne Ausnahme gefolgt, im besondern auch Horaz in der Ars poetica, sondern auch unsre Kritiker und Dichter bis auf Wolf. Hielt doch noch der scharfsinnige Lessing die homerischen Gedichte für so fest gefugt, daß er meinte,

man könne Herkules eher seine Keule, als Homer einen Vers abringen. Aber auch nach den Angriffen Wolfs, Lachmanns, Kirchhoffs und unzähliger andern ist von den verschiedensten Kritikern immer wieder auf die doch offenbar in den Gedichten hervortretende Einheit hingewiesen worden, und das ist auch von Knötel und Jäger geschehen, von keinem aber in so umfassender, eigentümlicher Weise, als von Hermann Grimm in den beiden oben in der Anmerkung genannten starken Bänden.

(Fortsetzung folgt)



Ein Idyll aus der Belagerung von Paris

Aus dem Tagebuch eines Kriegskorrespondenten

ls Herr Thiers den Vorschlag machte, Paris mit einer Wüste zu umgeben, gab er das Losungswort zu allen Verheerungen, die seitdem über diese lachenden Landsitze hereingebrochen sind. Daß seiner Anweisung nicht sofort durch die Sendlinge der Pariser Regierung gründlicher Folge geleistet wurde, daß man, um der Belagerungsarmee vollständig das Obdach zu entziehen, die Ortschaften nicht vom Boden vertilgte, war einzig der Schwierigkeit dieser Aufgabe zuzuschreiben. Wären bloß Kartenhäuser umzublasen gewesen, die Arbeit wäre geleistet worden. Da es Gebäude von Kalk und Stein einzureißen galt, erwies sich die Mühe als zu groß. Man glaubte — soweit es nicht Herrschaftssitze waren, wo man die Dienerschaft zurückgelassen hatte — genug gethan zu haben, wenn man die Bewohner mit ihren Habseligkeiten austrieb, die Fenster und Spiegel zerschlug, die Weinkeller leerte und allem häuslichen Komfort den Garaus machte. Nichts wäre freilich ungerechter, als wenn man den greulichen Zustand, in dem sich die meisten Ortschaften um Paris befinden, einzig den Franzosen zuschreiben wollte. Man soll selbst den Teufel nicht schwärzer malen, als er ist. Ein so gründliches Verwohnen menschlicher Behausungen vollzieht sich nicht von einem Tage zum andern. Es setzt Muße, Langeweile voraus und nicht minder öftern Wohnungswechsel. Der Fortziehende hinterläßt dann den Nachfolgern die ganze Summe von Unordnung, Notbehelfen, Zertrümmerungen und Verunstaltungen, die die natürlichen Begleiter jedes Quartiernehmens in unbewohnten und dürftig oder gar nicht möblirten Häusern im Feindeslande sind. Der Nachbewohner findet bereits einen unleidlichen Zustand vor und richtet sich nach seiner Weise wieder ein, ohne mit manchem von dem Vermächtnis des Vorgängers ganz aufräumen zu können. Und so wird es denn mit jedem Tage unsaubrer und unwohnlicher.

Ich schreibe dies nach den blutigen Marnetagen in meinem Quartier, das, wie so viele in demselben Orte — es ist das städtische Dorf Champs —, keine

Spur von jenen andern, von französischer Seite vorgenommnen Verwüstungen aufzuweisen hat, und das, da es dennoch den traurigsten Anblick gewährt, ein Beispiel bietet von dem Verwohnen, wie ich es eben geschildert habe. Ich füge hier gleich hinzu, daß daran weder Mutwille noch Zerstörungswut ihren Anteil gehabt hat, und daß ich selbst während meines kurzen, heute endenden Verweilens, soweit die Kälte zum Heizen nötigte, und dieses wieder dazu zwang, vorhandne Gegenstände zu verbrennen, die Verheerung mit fortsetzen mußte. Gerettet vom Feuertode — aber auf wie lange? — wurden von mir die Bücher des Hausherrn, nachdem sie ein dienstfertiger Geist bereits dazu verurteilt hatte; dagegen habe ich einen Pack sauber geschriebner Noten verheizt, ferner Zeichenbücher eines Schülers oder einer Schülerin, nicht minder eine Masse, wie ich hoffe, wertloser, wenigstens längst mit Füßen getretener Kleidungsstücke, und endlich eine, wenn nicht gar zwei Malerstaffeleien. Auch das riesige Kopfende einer Mahagonibettstelle, das zerbrochen zur Hand war, habe ich wenigstens schon vor meinem Kamin liegend vorgefunden.

Vor uns hat Champs Württemberger beherbergt, jetzt ist es mit Sachsen belegt, zum Teil — unser Quartier z. B. — mit solchen, die den ganzen Tag im Feuer gestanden haben und sich für morgen auf neue Anstrengungen gefaßt machen müssen. Alles erreichbare Holz ist schon vor unserm Eintreffen längst aufgebraucht worden. Zäune, Wäschpfähle, Leitern, Haublöcke, Hühnersteigen — unsre Vorgänger haben notgedrungnerweise mit allem aufgeräumt. Die Kälte ist bitter. Wir sind im Finstern eingerückt, hatten uns einzurichten, wie es eben ging; das Kaminfeuer sollte zugleich das Herdfeuer vertreten. Da mußte denn Vandale gespielt werden.

In welcher Progression sich solche Selbsthilfe steigert, sehe ich jetzt, wo wieder von dannen gezogen werden soll. So ziemlich mit allem, was Hof und Garten an brennfähigen Gegenständen vorher noch nicht hergegeben hatten, sind wir ans Ende gelangt. Eben wird unter meinem Fenster das mächtige Gestell einer Gartenschaukel umgesägt; eine Mahagonischublade, eine Zeit lang noch als Aufbewahrungsort einer Menge von Schriftstücken, Schulzeugnissen, Briefen und Familienreliquien respektirt, ist heute ihres Inhalts entleert; sie steht, mit Asche gefüllt, im Hausgange.

Übrigens tritt noch etwas andres hinzu, um den Besitzstand des Abwesenden empfindlich zu schädigen: das Mobilwerden des Hausrats in solchem Sinne, daß bei einer Truppenverlegung immer ein Teil davon mit umzieht. Viele Orte sind ganz ohne Matratzen, Stühle, Tische und sonstige wünschenswerte Dinge. Andre, wie z. B. Champs, bieten nach dieser Seite hin noch einige Auswahl. Dergleichen wird nun auf die Wanderschaft gebracht. In meinem Zimmer steht ein großer Fischkessel als Wasserbehälter. Er wird heute nach Le vert galant mitgenommen werden, mit meiner Einwilligung, denn wir haben dergleichen schon lange dort vermißt. Eine hölzerne Wanduhr ist auch in Gefahr, dahin mit umziehen zu müssen, doch sind wir wegen Uhren drüben nicht in Verlegenheit, und daher gedenke ich Einspruch zu erheben. Kaffeemühlen, Trichter und ähnliche oft schwer entbehrliche Dinge sind herkömmlicherweise auf fortwährender Wanderschaft im Belagerungsgürtel, und da, soweit dieser reicht, sämtliche Thüren offenstehen, und nur der Einquartierte als jeweiliger Besitzer des vorhandnen Inventars respektirt wird — immer die Herrschaftssitze mit zurückgelassener Dienerschaft ausgenommen —, so dürften wohl nur wenige Häuser noch ihre eignen Möbel haben.

Wer sind nun die Leutchen gewesen, mit deren Hausrat aufzuräumen auch mir friedlichem Beobachter beschieden gewesen ist? Unter den auf dem Estrich

Digitized by Google

des bescheidnen Hauses und im Stroh des Stalles verstreuten Scharteken, Büchern und Papieren habe ich einige heute aufgelesen, um aus ihnen womöglich einige Anhaltepunkte für die Beurteilung der so bitter heimgesuchten Familie zu gewinnen. Denn wenn inmitten des unvermeidlichen allgemeinen Ruins der eine Fall auch nicht mehr Teilnahme zu beanspruchen hat als der andre, und wenn bei dem furchtbaren Umfang unsrer eignen Opfer diese Teilnahme in der That nur eine sehr beiläufige sein kann, so stehen wir doch dem Feinde mit hinreichend menschlichen Empfindungen gegenüber, um uns für das Zugrundegehen so mancher eingefriedeten Existenz ein offnes und nicht gleichgiltiges Auge zu bewahren. Verlernen wir auch das noch, so kosten uns unsre Siege mehr, als sie uns kosten dürfen.

Ob ein positiver Befehl diese und andre Bewohner des Ortes fortgetrieben hat, oder ob es die Angst vor den „Barbaren" gethan hat, wird mir aus den Briefen, die mir vorliegen, nicht klar. Der ganze Zustand des Hauses läßt aber keinen Zweifel: weder Monsieur Gustave Petit hat Zeit gehabt, seine Bücher einzugraben, noch Madame Flavie Petit ihre Nippsachen, ihre Kleider, ihr Nähzeug, noch der siebzehn- oder achzehnjährige Maurice seine Schmetterling- und Steinsammlungen, noch endlich Mademoiselle Valentine ihre Strohhüte, ihren Sonnenschirm, ihre Schularbeiten, ihren Reitsattel, ihre getrockneten Bouquets, ihre redselige Korrespondenz mit drei bis vier lieben Freundinnen. Alle diese Habseligkeiten hat die flüchtige Familie im Stich gelassen, die einen noch unberührt, z. B. die vortrefflichen naturwissenschaftlichen Sammlungen des Sohnes, die andern, je nachdem sie dem Bedürfnis des Augenblicks dienten, über alle Zimmer verstreut. Auf dem Kaminsims des von uns zwei Kriegskorrespondenten — Robert Waldmüller und dem Timeskorrespondenten Master Augustus Kelly — bewohnten, mit dem Gerümpel und den aufgehäuften Verkehrsüberbleibseln zahlloser Quartiervorgänger überfüllten Zimmerchens steht unversehrt unter Glas eine Alabasteruhr; zu beiden Seiten haben zwei Alabastervasen den Einquartierungssturm glücklich überstanden, ein sprechender Beweis gegen die Ausnahmslosigkeit des uns nachgesagten génie de destruction. Ein brauner Ambrarosenkranz hängt an der Wand, blaue Blumengläser winken von einem Nippbrett herab neben Zierkürbissen, Nadelbüchsen, Riechfläschchen, Geburtstagstassen und ähnlichen Erinnerungen. Eine Schwarzwälder Uhr, die unsre Vorgänger aufgezogen hatten, und die wir ebenfalls im Gang erhalten, tickt neben dem Kaminspiegel, alles fast bis zur Unkenntlichkeit blind von Staub, Fliegenspuren und Ruß. Über einem der beiden Betten des Zimmers hängt ein eisernes Kruzifix.

In andern Zimmern — das Haus hat eine Unzahl winziger Räume — hängen Bilder an den Wänden, besonders Kopien in Öl, eine leidliche Leda neben sehr geschmacklosen Modekupfernachahmungen. Wer diese Werke geschaffen hat, darüber schweigt die sonst so vielseitige Korrespondenz. Die Musikalien dagegen gehören Valentine.

Doch genug von diesem Drum und Dran. Zwei Photographien auf Glas, die ich aus dem Trümmerwust gerettet habe, will ich in nicht leicht erreichbarer Höhe an die Wand hängen. Es sind zwei Kinderbilder, das eines sitzenden Knaben von etwa sieben Jahren, und das eines kleinen, lässig stehenden Mädchens von vielleicht fünf oder sechs Jahren, das eine Puppe im Arme hält. Es sind offenbar die in einigen Briefen erwähnten Kinder Maurice und Valentine, wie sie vor einem Jahrzehnt ausgesehen haben mögen. Das Mädchen hat schwarzes Haar und schwarze Augen, dazu eine sehr große Stirn, unter der sie mit augenscheinlichem Mißtrauen gegen den auf sie gerichteten Apparat des Photographen hervorblickt.

Vor mir liegt eine Anzahl weiß beklebter Papptafeln Valentinens, die sie an ihrem vierzehnten Geburtstage mit dem Verzeichnis ihrer Tagesbeschäftigungen beschrieben hat, für jeden Tag der Woche eine Tafel. Sie datiren vom 23. September 1868 und geben, im Zusammenhange gelesen, ein ganzes kleines Lebensbild. Hier die Übersetzung einer dieser Tafeln:

Dienstag in Champs. Valentine Petit. Um 6 Uhr (weniger ein Viertel) aufstehen und mich ankleiden. ○ (Um 7 Uhr in den Stall gehen, dem Esel zu trinken geben, ihn draußen im Freien anbinden, und zwar wo Grünes ist; seine Streu umstöbern.) Um $^1/_2$8 frühstücken. (Um $^3/_4$8 faire le pansement, comme disent les cochers, d. h. meinen Esel striegeln, bürsten, ihm die Füße waschen usw. Dann frisches Stroh in seine Krippe stecken, wenn sie leer ist.) Um $8^1/_2$ ins Haus gehen, meine Stilübung arbeiten und meine Kammer in Ordnung bringen. Um $10^1/_2$ mich frisiren und umkleiden. Um 11 Frühstück. (Gegen $^3/_4$12 meinem Esel zu trinken geben und ihm Stroh bringen, wenn er dessen bedarf.) Spielen. Um 1 wieder ins Haus. Stilübung, Fertigmachen, Abschreiben, Nähen, Lesen. Um 4 Uhr Klavierunterricht; (um 5 meinem Esel Hafer geben;) um $5^1/_4$ mit Klavier fortfahren oder alle meine Stücke durchspielen; um $5^1/_2$ Mittagsessen; um $6^1/_4$ spielen oder lesen (dann vor Dunkelwerden meinem Esel sein Lager bereiten, ihm Stroh und Heu in seine Krippe thun, und zuvor ihm zu trinken geben). Um 9 Uhr auf mein Zimmer gehen, meine Uhr aufziehen und schlafen gehen. ○ Dieses nehme ich mir vor, alle Dienstage zu thun, gerechnet vom 23. September 1868, an welchem Tage ich vierzehn Jahre alt geworden bin, mit Vorbehalt wegen eingetretner Hindernisse. Valentine Petit.

Die eingeklammerten Sätze hat, wie es scheint, die Lehrerin durchstrichen; sie betreffen sämtlich den Esel. Die morgens und abends vorkommenden Ringe bedeuten vermutlich das Abbeten des Rosenkranzes.

Ähnlich sind die übrigen Wochentafeln, doch enthält die des Donnerstags eine von der Lehrerin nicht durchgestrichne Erwähnung des Esels, indem um 12 Uhr Valentine mit ihrem Eselswagen ihren Lehrerinnen bis zur Eisenbahn entgegenfährt und sie nachmittags um 4 Uhr wieder fortbringt. Dieser festliche Tag ist durch eine Blumenguirlande ausgezeichnet.

Vom 18. Mai des folgenden Jahres sind einige Briefkonzepte da an l'amie Adèle, worin Valentine ihre Tagesordnung etwas zwangloser beschreibt. Sie hat keinen Wecker und steht daher nicht immer pünktlich auf. Um 6 Uhr bringt ihr aber Marie, die Köchin, eine Tasse Eselsmilch ans Bett, „denn ich habe dir schon mitgeteilt, daß ich eine Eselin habe, und diese hat wieder une petite fille et par conséquence elle a du lait, und die bekomme ich wegen meiner Gesundheit zu trinken." Darnach steht sie gewöhnlich auf, zuweilen schläft sie aber auch wieder ein, neulich bis $7^1/_2$ Uhr. Nach dem Aufstehen verrichtet sie ihr Gebet und geht dann hinunter, um Schokolade zu trinken. Hierauf wird etwas „flanirt," dann folgen die bekannten Arbeiten, dann Spielstunde (oui, je joue!), Frühstück und ein Ritt auf Brunette, der lieben Eselin u. s. f.

Diese Briefe werden durch Zuschriften der Freundinnen ergänzt, darunter einige von 1870. Im Mai dieses traurigen Jahres — Valentine hat inzwischen ihre première communion gemacht und schwärmt in Empfindungen über diesen schönen Tag — handelt es sich um das übliche Schmücken des Marienaltars. L'amie Caroline sendet ihr dazu zwei kleine Vasen; auf die Maurice, nach Valentinens Vorschrift, Buchstaben gemalt hat. Es werden Verabredungen getroffen, wie die Freundin über Villiers nach Champs in die Messe kommen könne usw. Valentine

hat übrigens auch (nach der jetzigen Pariser Erziehungsmethode) etwas Englisch gelernt, und empfängt englische Briefe von einer Pariser Freundin, P. Le Rouget. Diese ist ebenfalls im Begriff, ihre erste Kommunion zu machen, und hat deshalb viel zu thun, versichert übrigens, auf Valentinens Ball sei es reizend gewesen; sie und auch Leonie hätten sich vortrefflich vergnügt, und sie hoffe sehr, Valentine werde, ehe sie wieder für sechs Monate aufs Land gehe, noch die Abendgesellschaft im Hause der Schreiberin mitmachen. Dazwischen wieder die Kommunion: „Heute über einen Monat! Wie sehr ich den Tag herbei wünsche, kannst du dir nicht vorstellen."

Diese Freundin Caroline, mit der Valentine nach langer verstohlner Zuneigung glücklich auf den Dufuß gekommen ist, wird zu ihrer Firmelung in einem langen und von Gefühl überströmenden Briefe beglückwünscht. „In diesem Augenblick gerade wirst du die Absolution empfangen und folglich dir keine Sünde mehr vorwerfen können. O wie du ruhig sein mußt und wie viel glücklicher noch bei dem Gedanken, que ton divin Jésus va se donner à toi demain, oui demain! Oh va! la 1ère communion, c'est le plus beau jour de la vie!" Außerdem wechseln in diesen Briefen immer die Bitten: die Freundin möge für die Freundin beten; bald kommt die eine, bald die andre auf diesen Liebesdienst zurück; und Valentine schreibt einmal: wenn auch die Freundin am Tage vielleicht ihrer vergessen haben sollte, am Abend werde sie sich doch beim Beten gewiß ihrer erinnern, prière si douce et agréable qui ne sera presque que des remerciments à Dieu, ah oui! Car que pourrais-tu lui demander, si ce n'est le bonheur des autres, car pour toi que te faut il de plus? Was brauchst du mehr, will sie sagen, als das Glück, das die erste Kommunion dir ins Herz gegossen haben wird?

Im ganzen macht das alles keinen ungünstigen Eindruck. Die pünktliche Art, wie die Tochter erzogen wird, die herzlichen Worte, mit denen sie die Lehrerinnen erwähnt, die Sammelliebhaberei des Sohnes, das harmlose Geschwätz der Freundinnen, die kleine Bibliothek, der Geschmack für Musik und Malerei, die überaus ländliche Einrichtung, die Genügsamkeit in Bezug auf den Raum, es ist ein bescheiden zugeschnittnes Hauswesen, das von dem großen Babel nur wenig berührt wird. Von dem Vater ist selten die Rede, auch der Mutter gedenkt die Tochter nur beiläufig. Desto beredter ist sie in Bezug auf ihre blühenden Kirschbäume, ihren ausgedehnten, reizend gelegnen Garten und — ihre Brünette, von deren Töchterchen es heißt: je pense avec plaisir au deuxième dimanche de Juin, je vais acheter des dragées, et nous allons faire un splendide baptême à la fille de Brunette, que nous nommerons Caroline, seulement cette nouvelle filleule ne sera pas aussi douce que sa mère.

Wohin mögen diese glücklich sorglosen Leutchen verschlagen sein? Muß Mr. Gustave Petit als Sédentaire die Wache beziehen? Ist Maurice am Ende gar unter denen gewesen, die ich gestern auf dem Schlachtfelde von Villiers liegen sah? Traurige Zeiten! —

Soweit mein damaliges Erinnerungsblatt. Als ich später einmal meine Papiere aus jenen denkwürdigen Tagen durchblätterte, kam mir der Einfall, der kleinen Herrin Brünettes eine Zeile zu schreiben und um Auskunft zu bitten über das Ergehen aller derer, die ohne ihr Wissen und Wollen in jener blutigen Marnewoche mein Interesse in Anspruch genommen hatten. Ich fügte hinzu, daß ich besonders auch wissen möchte, ob die beiden Photographien den Kriegstrubel glücklich überstanden hätten.

Die Antwort gab der Vater. Sie lautete nicht tröstlich. Bei Gelegenheit

einer spätern Einquartierung war das Haus in Flammen aufgegangen, und die alte Mutter des Besitzers hatte der Schreck getötet.

Glücklicherweise läßt sich auch von gelinder verlaufnen Heimsuchungen erzählen. Hier noch ein paar von meinen Tagebuchblättern aus der Zeit der Friedensunterhandlungen nach Besetzung der Forts:

Die Belagerungsarmee hat sich zwar näher um Paris zusammengeschoben; außer den Forts findet sie aber in den von den Franzosen geräumten Orten fast nirgends ein wirkliches Unterkommen, denn das lange Hin- und Herbombardiren ist nicht ohne gründliche Schädigung ganzer Wohnungsbezirke abgegangen. Daher werden auch so ziemlich alle bisher zum Belagerungsgürtel gerechneten Dörfer nach wie vor von uns inne gehalten, und die Einwohner dürfen nur dahin zurückkehren, wo wir den Raum nicht selbst brauchen. Sie lassen es sich aber nicht nehmen, wenigstens ihr Eigentum wieder einmal mit eignen Augen zu sehen, und da giebt es denn oft wunderliche Szenen. So neulich in Livry, wo die sächsischen Schützen liegen.

Es läge mir sehr daran, sagte ein solcher Hausbesitzer, der zu Besuch kam, einmal zu sehen, wie das Wasser in meinem Brunnen beschaffen ist.

Sind Sie wohl Wasserdoktor?

Das gerade nicht.

Aber Sie meinen, wir hätten Ihren Brunnen vergiftet?

Wie sollte ich!

Also bloße Neugierde?

So ungefähr.

Schöpfen Sie denn, so viel Ihnen beliebt. Eimer, Strick und Winde, alles ist in bester Ordnung.

Der Besitzer schmunzelt und blickt in seinen Brunnen hinab.

Nun, mein Herr?

Die Sache ist — beginnt er schüchtern —

Sie brauchen sich nicht zu geniren!

Nicht doch, aber die Sache ist — er zieht ein Fünffrankenstück aus der Tasche. Würden mich die Herren wohl einmal in meinem Eimer in die Tiefe hinablassen?

Für fünf Franks in Ihren eignen Brunnen hinab? Gewiß!

Der Mann wird in die feuchte Tiefe hinabgelassen. Nach einer Weile giebt er das Zeichen, ihn wieder hinaufzuziehen. Als er glücklich wieder über den Rand ist, dankt er verbindlichst und geht von dannen.

Die Schützen sehen ihm verwundert nach. Wenn Sie etwa morgen noch einmal hinab wollen, ruft ihm einer nach, so seien Sie ja nicht blöde.

Ich danke, giebt der Franzose zur Antwort und zeigt auf ein eisernes Kästchen, das er unterm Arm verborgen hält. Ich hatte nur ein solches Andenken zurückgelassen.

Und mit seinem glücklich wieder gehobnen Schatze machte er sich davon.

In Aulnay verlief eine ähnliche Schatzgräbergeschichte in andrer Weise, doch bis jetzt wenigstens auch nicht zum Schaden des rechtmäßigen Besitzers. Er hatte mit großem Lamento die unwirtlichen Räume seiner kleinen Villa durchwandert, und da er dem Weinen nahe schien, so ließen ihn die gutmütig beschwichtigenden Quartiergäste endlich mit seinem Schmerz allein.

Nach einer Weile kommt er ganz vergnügt aus dem Garten zurück.

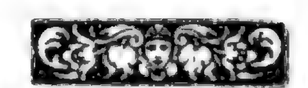
Nun, mein Herr? denn der Belagerungssoldat titulirt jeden Franzmann „mein Herr“; nicht wahr, Sie haben sich Ihren Schaden noch einmal besehen? Verhältnismäßig ist es Ihnen noch gut gegangen?

Gewiß! Tout va bien, tout va très bien!

Sind das sonderbare Käuze, sagen die Soldaten, als der Franzose mit vielen Höflichkeiten von dannen getänzelt ist.

Sonderbare Käuze? ruft einer, der eben mit einer Tüte Schnupftaback vom Marketender heimkommt. Verwünschte Gauner sinds! Hat er mich nicht mit dem halben Franken fortgeschickt, als ich ihm eben in den Garten folgen wollte? Und ich lasse mich auch wahrhaftig aus Gutmütigkeit fortschicken! Während dessen hat er einen Schatz im Garten ausgegraben. Jetzt lacht er sich ins Fäustchen!

So wars aber gar nicht gewesen. Ausgegraben hatte der Franzose nichts, wie ein Augenzeuge nachher aussagte. Nur in seinem Garten umgesehen hatte er sich. Der war nun freilich von den Soldaten wie alle übrigen Gärten des Belagerungsgürtels schon vor Monaten um und um gewühlt worden, bis sie sich dabei beruhigt hatten, hier liege nichts verscharrt. Jetzt war das Gegenteil klar; aber wer will, wo Bäume, Stauden und Gemüse über einem solchen Fleckchen Erde die harmlosesten Mienen machen, den Ort des Verstecks genau herausfinden? Mags drum sein, war denn auch schließlich das Ende neuen Überlegens. Und so bleibt der Schatz wohl, wo er liegt, bis Aulnay wieder von seinen rechtmäßigen Besitzern bewohnt sein wird.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Buntes von der Woche. Die zweite Februarwoche begann mit dem Protest von 69 großen Städten Preußens gegen das Lehrerbesoldungsgesetz und der Gründung eines preußischen Städtetages. Erfreulich ist die dadurch eingetretene Verschärfung des Gegensatzes zwischen Stadt und Land freilich nicht, aber man kann es den Magistraten nicht verargen, daß sie sich endlich einmal zur Abwehr der agrarischen Angriffe auf die Interessen der städtischen Bevölkerung aufraffen. Wäre es ihnen nicht um bloße Abwehr, sondern um einen Angriff zu thun, so würden sie sich im Vergleich mit dem Bunde der Landwirte sehr ungeschickt benommen haben, denn sowohl in den Reden und Resolutionen wie in der an den Landtag gerichteten Petition kommt nichts vor, was mit agitatorischer Kraft zu packen geeignet wäre. Nicht einmal das von Tews gesammelte Material, auf das, nachdem es die Nationalzeitung abgedruckt hatte, die Berliner Korrespondenz einen mißlungnen Angriff unternommen hat, haben sie verwertet. Tews ergänzt dieses Material in Nr. 20 der Sozialen Praxis. Die Verwendung der Staatszuschüsse auf dem Lande erinnert einigermaßen an die Schulz-Wecken. So hat einmal ein süddeutscher Dorfschulze die Worte „zu Schulzwecken" gelesen und sich von dem Ertrage einer Schulstiftung Wecken backen lassen. In Ostelbien sind es nicht die Schulzen, sondern die Rittergutsbesitzer, die so schön lesen können.

Die Interpellation Heyl wegen der Zustände in der Konfektion und Wäschefabrikation am 12. hat uns das seltne Schauspiel einer vollkommnen Einigkeit aller Reichstagsfraktionen unter sich und mit der Regierung beschert. Der Sozialdemokrat Fischer benahm sich dabei höchst ungeschickt und unpolitisch; anstatt sich

über den Sünder zu freuen, der Buße thut, fiel er mit einer durch nichts gerechtfertigten Wut über die zur Abhilfe bereiten her und rückte ihnen alle ihre alten Sünden vor. Wenn der nationalliberale Antrag angenommen wird, so werden damit die Hauptübelstände der Konfektion gehoben sein. Freilich wird es dann mit der „Blüte“ dieses Gewerbes als eines Exportgewerbes vorbei sein, und Tausende von Schneidern und Nähterinnen werden sich ein andres Brot suchen müssen und vorläufig — nicht finden; diesen Umstand haben die Grenzboten schon in der vorigen Nummer Seite 349 hervorgehoben. Die Gefahr ist freilich nicht groß, denn der Hausindustrie gegenüber scheint die Regierung, wie sich die Frankfurter Zeitung ausdrückt, noch an einer zu weit gehenden Zaghaftigkeit zu leiden. Als bemerkenswert hebt dasselbe Blatt mit Recht hervor, daß auch Hitze die Bestimmung, wonach Werkstätten, in denen nur Familienmitglieder beschäftigt werden, der Aufsicht der Gewerberäte entzogen bleiben, ganz entschieden beseitigt wissen will; widerspricht doch im allgemeinen keine Partei so energisch wie das Zentrum dem Eindringen der Staatsgewalt in das „Heiligtum der Familie.“ In Breslau haben sich die beiden streitenden Teile klüglich geeinigt; die Unternehmer haben ein paar Zugeständnisse gemacht, und die Arbeiter haben sich damit begnügt.

Dasselbe Schauspiel erhebender Eintracht bot der Reichstag am 13. bei der Vorlegung des Weißbuchs über Transvaal; sogar Bebel, der natürlich in das dem Auswärtigen Amt erteilte Vertrauensvotum nicht einstimmen konnte, gestand ihm doch zu, daß es sich in dieser Angelegenheit vollkommen korrekt benommen habe. Daß dank der Umsicht und Besonnenheit der Regierung in der Krisis unsre Beziehungen zur englischen Regierung, wie der Staatssekretär von Marschall versicherte, „keinen Augenblick aufgehört haben, gute, normale und freundliche zu sein,“ ist gewiß erfreulich; aber wenn das unersättliche England von seinen afrikanischen Plänen nicht absteht, unsre Regierung dagegen in ihrem Entschluß, eine Änderung des status quo in Transvaal nicht zu dulden, fest bleibt, so wird über kurz oder lang die diplomatische Kunst versagen. Schon aus diesem Grunde verstehen sich Flottenvermehrungspläne von selbst. Aber die ausschlaggebenden Politiker werden sich klar machen müssen, welchen Weg sie zu einem größern Deutschland einschlagen wollen, und zu welchen Konsequenzen jeder von ihnen führt. Die in den letzten beiden Jahren ganz agrarisch gewordne Schlesische Zeitung — nur in der Währungsfrage lavirt sie noch — ermunterte in ihrem Leitartikel vom 9. den Bund der Landwirte, auszuharren bis zum Ablauf der Handelsverträge, und verkündigte mit Sperrdruck: „Kündigung aller überhaupt kündbaren Handelsverträge und die Schaffung eines hohen autonomen Zolltarifs — das sind Forderungen, welche alle diejenigen mit Schärfe erheben müssen, die es gut meinen mit unsrer heimischen Landwirtschaft.“ Wir haben, wie unsre Leser wissen, gegen das Ideal eines sich selbst genügenden Reiches nach dem Vorbilde Chinas nicht das geringste einzuwenden. Nur bitten wir immer, nicht zu vergessen, daß eine gewisse Größe die conditio sine qua non der Verwirklichung dieses Ideals ist. Wenn wir in Zukunft einmal Westrußland, den Balkan und Vorderasien hätten, dann würden wir die Zollautonomie so gut durchsetzen können, wie heute die Vereinigten Staaten. Wollen wir dagegen, als Englands Konkurrenten, englische Bahnen wandeln, oder vielmehr fahren, so müssen wir uns in die Thatsache fügen, daß das nur bei unbeschränkter Handelsfreiheit möglich ist.

Keine Agrarierpartei zu werden, trägt die konservative Partei doch noch Bedenken. Es giebt noch wirklich ideal gestimmte Gemüter in ihr, die es mit dem Christentum ernst meinen, wie der schöne Protest v. Oertzens gegen das Ver-

halten des Kreuzzeitungskomitees in Sachen Hammersteins in Nr. 7 der Christlichen Welt beweist. Und die Konservative Korrespondenz weist die Forderung der Deutschen Tageszeitung zurück, daß an die Stelle der bisherigen „überlebten" Parteien „eine deutsche staatserhaltende Partei der Zukunft" treten soll von ausgesprochen agrarischem Charakter, wenn auch mit den Devisen: national, christlich, königstreu verbrämt. Die Konservative Korrespondenz glaubt, daß eine konservative Partei, die ihren Idealen treu bleibt, ohne die materiellen Interessen des Volks zu vernachlässigen, auch heute noch lebensfähig und den Aufgaben des Staatswesens gewachsen sei, warnt vor Demagogie und rechnet es zu den Pflichten des echten Konservativen, christliche Liebe zu verbreiten. Sehr schön! Nur hätte man das bedenken sollen, ehe man den Christlich-Sozialen den Abschied gab.

Vorläufig fragen die volkstümlichen Wortführer der Konservativen nichts nach idealen Rücksichten und agitiren unermüdlich im agrarischen Sinne weiter. Auch Fühlings Landwirtschaftliche Zeitung, die bis ins vorige Jahr hinein als technisch-ökonomische Lehrerin und Ratgeberin ihrem Namen Ehre machte, bringt seit einiger Zeit in jeder Nummer Agitationsartikel. Sie fährt fort, den Antrag Kanitz zu empfehlen, und putzt zu diesem Zweck im dritten Heft u. a. ein paar alte Ladenhüter wieder auf, deren Wertlosigkeit wir längst dargethan haben. So den „Zwischenhandelszuschlag" bei der Brotbereitung. Zwischenhandelszuschlag nennt sie nämlich den Verdienst des Müllers und des Bäckers. Die Berechnungen des Verfassers stimmen insoweit mit den unsern (Grenzboten 1894, Heft 22, S. 408) überein, als auch nach ihm 100 Pfund Roggen ungefähr 100 Pfund Brot geben. Wir hatten gesagt, die Kleie reiche zur Ablohnung des Müllers hin, sodaß sich in die Differenz zwischen Roggenpreis und Brotpreis nur der Händler, die Eisenbahn und der Bäcker zu teilen hätten. Klapper behauptet, die Kleien deckten die Spesen des Müllers und des Bäckers, und läßt Transport und Händlerverdienst ganz außer Rechnung. Daß die Kleie auch für die Spesen des Bäckers reiche, namentlich bei den Mietpreisen und Steuern der Großstädte, glauben wir schlechterdings nicht. Aber nehmen wir an, es sei so. Arbeiten denn die Müller und die Bäcker bloß zum Vergnügen? Wollen sie nicht außer dem Ersatz ihrer Spesen auch den Lebensunterhalt für sich und ihre Familien? Wollen sie nicht etwas erübrigen? Hat ein Bäcker, der von seinem vierzehnten Lebensjahre ab die allnächtliche Plackerei ausgestanden hat, nicht das Recht, nach einem Kapital zu streben, das ihn in Stand setzt, sich mit dem fünfzigsten, spätestens dem sechzigsten Jahre zur Ruhe zu setzen? Nach den unverdächtigen Erhebungen des Bundes der Landwirte war voriges Jahr in Berlin der Durchschnittspreis des Doppelzentners Roggen 11,65, des Doppelzentners Brot 20 Mark, sodaß dem Müller und dem Bäcker nach Klappers nicht einwandfreier Berechnung 8 Mark 35 Pfennige, jedem von ihnen 4 Mark 17 Pfennige über die Spesen bleiben. Das ist doch wahrhaftig kein übertriebner Gewinn; wer weiß, ob Herr Klapper Lust hätte, gegen eine Entschädigung von 4 Mark 17 Pfennigen jede Nacht zwei Zentner Teig durchzukneten und zu verbacken. Will er aber den Bäckern verbieten, Vermögen zu sammeln, so muß ers auch den Kaufleuten, den Fabrikanten und den Gutsbesitzern verbieten. Giebts etwa keine reichen Gutsbesitzer? Sind die Magnaten arme Leute? Wie nennts doch Ahlwardt? Gewalteigentum! Also die ewigen Angriffe auf die Bäckerei haben nur dann einen Sinn, wenn man sich zum Kommunismus bekennt und den Satz aufstellt, daß jedem der seinen Leistungen entsprechende Lebensunterhalt zugemessen werden müsse, und daß er mehr nicht erwerben dürfe. Zu demselben Ergebnis führt der von Klapper breit getretne Satz, den man jetzt oft hört, der deutsche Konsument habe „kein Recht

auf ein billigeres Brot, als den deutschen Herstellungskosten entspricht." Der Satz ist in dieser Form unsinnig; es fällt in unsrer auf die freie Konkurrenz gegründeten Wirtschaftsordnung keinem Konsumenten ein, ein Recht auf billigen Preis geltend zu machen. Wohl aber hat er das Recht, zu kaufen, wo ers am billigsten findet, und die Frage ist nur, ob der Staat das Recht habe, ihm dieses Recht zu beschränken oder zu nehmen. Nun hat ja Klapper recht, wenn er sagt, dieses Recht habe sich der Staat durch die Schutzzölle längst beigelegt, aber wir Arbeiter alle: Handarbeiter und Kopfarbeiter, Weber und Schneider, Schlosser und Schreiner, Buchbinder und Buchhändler, Zeitungsschreiber und sonstige Publizisten haben nicht minder recht, wenn wir sagen: gut, dann wollen wir alle mit einander geschützt und verstaatlicht sein; sichert der Staat den einen den Lebensunterhalt, so muß er ihn allen ohne Ausnahme sichern, und da sind wir wieder glücklich beim Kommunismus angelangt.

Das schönste ist, daß die Patrone des „Mittelstandes," zu denen auch Klapper gehört, immer gleichzeitig mit der linken Hand einreißen, was sie mit der rechten aufbauen. Während sie fortwährend gegen den „Zwischenhandel" eifern und eine große Zahl ihrer Anhänger zu Gunsten gewisser Klassen von Produzenten allen „Zwischenhandel" durch Konsumvereine und Produktivgenossenschaften beseitigen will, werden gleichzeitig im Reichstag und im sächsischen Landtage Gesetze gemacht, die, wenn sie durchgehen, den Konsumvereinen das Leben aufs äußerste erschweren und viele von ihnen vernichten werden. Wir gönnen den Gewürzkrämern ihre sauer verdienten Groschen von Herzen, aber wie kommen Leute, die Politiker heißen wollen, dazu, den Gewürzkrämern zuliebe die Konsumvereine und gleichzeitig durch andre Genossenschaften die Bäcker als unnütze Zwischenhändler totschlagen zu wollen? (Um Mißverständnissen vorzubeugen, bemerken wir, daß Klapper nicht zu den Leuten gehört, die die selbständigen Bäcker beseitigen wollen; er will ihnen nur durch die Kanitzische Preisbefestigung die Möglichkeit nehmen, die übermäßigen Gewinne zu erzielen, zu denen ihnen seiner Ansicht nach die durch Spekulation verursachten Preisschwankungen verhelfen. Auf seine sehr künstlichen Berechnungen einzugehen lohnt nicht die Mühe.)

Unentgeltlicher Arbeitsnachweis für gediente Soldaten. Im Sinne der Botschaft Kaiser Wilhelms I. zu wirken und dabei nicht immer erst auf den Staat zu warten, das ist jetzt die Losung auf sozialpolitischem Gebiete. In diesem Sinne zu wirken, das war schon lange vor dem Jahre 1881, ehe man noch an soziale Gesetzgebung dachte, die Losung unsrer Militärvereine. Lange, ehe es ein Krankenversicherungsgesetz gab, betrachteten es die Militärvereine als eine ihrer Hauptaufgaben, ihre kameradschaftliche Gesinnung vor allem durch Unterstützungen in Krankheits-, Unglücks- und Todesfällen zu bethätigen. Feste Bestimmungen darüber wurden schon von den ersten Militärvereinen, deren Gründung in die letzten dreißiger Jahre fällt, in ihre Satzungen mit aufgenommen. Was auf diesem Gebiete auch mit geringen Mitteln geleistet werden kann, zeigt die Thatsache, daß von den Vereinen des königlich sächsischen Militärvereinsbundes seit ihrem Bestehen bis jetzt 5½ Millionen Mark an Unterstützungen gezahlt worden sind, nicht mit gerechnet die Beihilfen aus der Bundeskasse, den sehr bedeutenden Stiftungen für Kameraden über sechzig Jahre, für Witwen, für Söhne von Kameraden zur Berufsausbildung, sowie aus der vom Bunde unabhängigen Invalidenstiftung vom Jahre 1864.

Ein neues Unternehmen auf sozialpolitischem Gebiete haben nun seit einiger Zeit die Militärvereine durch Errichtung unentgeltlicher Arbeitsnachweise für ge-

diente Soldaten ins Leben gerufen. Hier bietet sich nicht bloß der kameradschaftlichen, sondern auch der patriotischen Thätigkeit dieser Vereine ein weites und aussichtsreiches Arbeitsfeld; wird doch gerade die Stellenvermittlung von der Sozialdemokratie mit Vorliebe benutzt, um neue Anhänger zu gewinnen, namentlich unter den von den Truppen zur Reserve entlassenen Mannschaften. Diesen vor allem soll die Wohlthat der Einrichtung zu gute kommen, doch darf der Arbeitsnachweis überhaupt von allen alten Soldaten in Anspruch genommen werden, gleichviel ob sie Mitglieder der Vereine sind oder nicht. Die Vermittlung ist für beide Teile, für Arbeitsuchende wie für Arbeitgeber, völlig unentgeltlich. Die Mittel zur Bestreitung der Kosten werden von den Vereinen durch freiwillige Beiträge aufgebracht.

Die zweckmäßige Regelung der Arbeitsvermittlung ist eine so wichtige sozialpolitische Aufgabe, daß wir diesen neuen Versuch mit großer Freude begrüßen und ihm den besten Erfolg wünschen. Manche frühern Bestrebungen dieser Art von Gemeinden und Berufsgenossenschaften sind freilich gescheitert, andre vermögen nur notdürftig weiterzubestehen, wenn es auch nicht an solchen fehlt, die recht anerkennenswerte Erfolge aufzuweisen haben. Erhebungen darüber werden für Preußen von dem königlichen statistischen Bureau in Berlin angestellt, die Veröffentlichung der Ergebnisse soll nahe bevorstehen. Im vorliegenden Falle scheinen uns die Verhältnisse so günstig zu liegen wie nur möglich. Die deutschen Militär- und Kriegervereine haben sich, mit ganz geringen Ausnahmen, zu sechs starken Verbänden zusammengeschlossen, dem deutschen Reichskriegerverband mit dem deutschen Kriegerbund an der Spitze, dem bairischen Veteranenbunde, dem königlich sächsischen Militärvereinsbunde, dem württembergischen Kriegerbunde, dem badischen Militärvereinsverbande und dem Landesverbande der militärischen Vereine im Großherzogtum Hessen. Diese sechs Verbände wieder, die zusammen etwa 17 000 Vereine mit ziemlich 2 Millionen Mitgliedern umfassen, werden vom 18. Juni dieses Jahres ab, dem Tage der Einweihung des Kaiser-Wilhelm-Denkmals auf dem Kyffhäuser, eine Vertretung ihrer gemeinschaftlichen Interessen in dem ständigen Ausschuß für die Verwaltung des Denkmals erhalten. Ist sonach schon innerhalb jedes einzelnen dieser großen Verbände die Möglichkeit geboten, sich über Angebot und Nachfrage in den verschiednen Landesteilen leicht zu unterrichten, so können sich zu weiterm Ausgleich die Verbände mit einander in Einvernehmen setzen.

Der einzige Einwand, der gegen diese Art des Arbeitsnachweises erhoben werden könnte, ist der, daß er nur auf ehemalige Soldaten Rücksicht nimmt. Allein viel einseitiger noch waren alle bisherigen Versuche, die entweder örtlich oder auf einen bestimmten Erwerbszweig beschränkt waren, während sich in diesen beiden Richtungen die Stellenvermittlung der Militärvereine keine Grenze gesteckt hat. Bedenkt man ferner, wie sehr die nicht im Heer eingestellten Arbeiter in dieser Beziehung im Vorteil sind, da sie ihrem Berufe ohne Unterbrechung obliegen können, und daß für sie auch die mancherlei Geldopfer wegfallen, die der Militärdienst auferlegt, so darf man den gedienten Soldaten diese Bevorzugung wohl gönnen. Übrigens sind uns Fälle bekannt geworden, wo Geschäftsstellen der Militärvereine, wenn auf irgend einem Gebiete besonders starkes Stellenangebot, dagegen keine Nachfrage aus den Kreisen gedienter Soldaten vorhanden war, frei von jeder Engherzigkeit, auch Nichtsoldaten auf ihre Bitte Arbeit nachgewiesen haben.

Genauere Nachrichten liegen uns auch hier wieder aus Sachsen vor. Zwar ist es vorläufig noch nicht gelungen, die Einführung unentgeltlicher Arbeitsnachweise zur Angelegenheit des ganzen Bundes zu machen, weil man den Bezirksvorstehern,

an deren Arbeitskraft ohnehin schon weitgehende Anforderungen gestellt werden, so weit sie sich nicht freiwillig dazu erboten, die außerordentliche Mehrbelastung nicht aufnötigen zu dürfen glaubte. Wohl aber entschlossen sich einige Bezirke (den Amtshauptmannschaften entsprechend), unter andern Leipzig, Döbeln und Grimma, die Sache auf eigne Hand ins Werk zu setzen. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen. So konnte der Bezirk Leipzig im ersten Jahre seines Bestehens 591 alten Soldaten Arbeit nachweisen, und im Bezirk Grimma gingen allein im ersten Monat 110 Gesuche um Arbeitsvermittlung ein, denen ein Angebot von 143 Stellen der verschiedensten Berufsarten gegenüberstand, ein Beweis, welches Vertrauen der Einrichtung von den Arbeitgebern entgegengebracht wird. Das Bekanntwerden dieser Ergebnisse hatte zur Folge, daß sich nicht nur weitere sächsische Bezirke, z. B. Dresden und Rochlitz, und einzelne Vereine entschlossen, die Arbeitsvermittlung bei sich einzuführen, sondern daß auch aus andern Teilen Deutschlands Anfragen eingingen mit der Bitte um nähere Mitteilungen über die sächsischen Einrichtungen. Auch die Tagespresse, z. B. die Kölnische Zeitung, trat für die aus Sachsen kommende Anregung warm ein und empfahl das dort gegebne Beispiel für ganz Deutschland.

So regt man sich denn jetzt allenthalben im Reiche. In mehreren Bezirken des deutschen Kriegerbundes, in der Rheinprovinz und in Schlesien, sind die Vorbereitungen im Gange, ja, wie wir hören, beabsichtigt der ganze deutsche Kriegerbund, der stärkste aller deutschen Verbände (9400 Vereine mit 776000 Mitgliedern), noch in diesem Sommer dem Beispiele seiner sächsischen Kameraden zu folgen. Der Verband der badischen Militärvereine hat schon vor längerer Zeit in Karlsruhe eine Arbeitsvermittlungsstelle errichtet, ebenso der Breisgauer Militärverband in Freiburg. Das Unternehmen ist also auf dem besten Wege, die Ausdehnung zu gewinnen, die im Interesse der Sache wünschenswert ist. Sind erst überall im deutschen Reiche derartige Vermittlungsstellen vorhanden, die sich alsdann zum Zwecke gegenseitigen Austausches von Angebot und Nachfrage, etwa durch ein besondres Organ, in beständiger Verbindung unter einander erhalten, dann wird der unentgeltliche Arbeitsnachweis der Militärvereine unter den sozialpolitischen Einrichtungen eine hervorragende Stellung einnehmen.

Vom bürgerlichen Gesetzbuch. Ein Nichtjurist, der vom Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches nur Bruchstücke kennt und sich zu einem Urteil darüber nicht berufen fühlt, erlaubt sich doch die Bemerkung, daß der darin wenigstens stellenweise verwendete Juristenstil ein wirkliches Unglück sei. Die Werkstatt, Meister Konrads Wochenblatt (ein sehr verbreitetes gut geschriebnes Organ der liberaleren Richtung des Handwerkerstandes, das größtenteils technischen Inhalts ist und von den politischen Vorgängen, soweit sie das Handwerk nicht berühren, nur eine kurze Übersicht giebt) erklärt sich in Nr. 11 sehr entschieden gegen die Behauptung der Juristen, daß der Anspruch, ein bürgerliches Gesetzbuch müsse gemeinverständlich sein, absurd sei. Der Meister Konrad entgegnet: „Da hört doch alles auf! Ein Gesetz ist doch dazu da, daß man sich darnach richte; es verbietet entweder etwas oder erlaubt etwas oder setzt ein Verhältnis zwischen dem und jenem fest. Wie soll einer nun wissen, was erlaubt und was recht ist und was nicht, wenn die Sätze so verdreht sind, daß es einer beim besten Willen nicht versteht? Ja selbst, daß ein Gesetz nur schwer verständlich ist, ist schon ein Schade und ein schweres Unrecht; denn was Recht ist, soll dem Volke so eingehen, daß es mit ihm verwächst und eins wird mit seinem Denken und Fühlen." In Nr. 17 beschwert sich der Meister Konrad darüber, daß die Redakteure der großen Zei-

tungen seine Klage zwar gelesen, aber keines Wortes gewürdigt hätten, und führt zur Rechtfertigung seines Urteils den § 248 des Entwurfs an: „Hat der Schuldner einen bestimmten Gegenstand herauszugeben, so bestimmen sich vom Eintritte der Rechtshängigkeit an, soweit sich nicht aus dem Schuldverhältnis oder dem Verzuge des Schuldners zu Gunsten des Gläubigers ein Andres ergiebt, die Ansprüche des Gläubigers auf Herausgabe oder Vergütung von Nutzungen, sowie auf Schadenersatz wegen Unterganges oder Verschlechterung und der Anspruch des Schuldners auf Ersatz von Verwendungen nach den Vorschriften, welche für das Verhältnis zwischen dem Eigentümer und dem Besitzer vom Eintritte der Rechtshängigkeit des Eigentumsanspruchs gelten." Von diesem scheußlichen Satze versteht der gemeine Mann gar nichts, und der wissenschaftlich Gebildete nur so viel, daß er auf einen andern Paragraphen — vielleicht sind es auch mehrere — verwiesen wird, und wenn die eben so klar sind, weiß er dann so wenig wie der gemeine Mann. Sollte es wirklich unmöglich sein, in verständlichem Deutsch zu sagen, wie es mit einem Gegenstande zu halten sei, der sich im Besitz des einen befindet, während der andre einen Anspruch darauf hat? Oder sollte es wirklich die Würde der Rechtswissenschaft fordern, daß die Sache als Geheimnis behandelt und in einer nur für Juristen verständlichen, oder vielleicht auch nicht einmal für diese zweifelsfreien Ausdrucksweise gesagt wird? Recht merkwürdig ist ein Umstand, der in der Sozialen Praxis Nr. 19 Sp. 524 hervorgehoben wird. Im vorigen Entwurf lautete der § 752 Abs. 1: „Wer in einem der in den §§ 746—748 bezeichneten Fälle für einen von ihm verursachten Schaden deshalb nicht verantwortlich ist, weil ihm Vorsatz oder Fahrlässigkeit nicht zur Last fällt, hat gleichwohl den Schaden in soweit zu ersetzen, als die Billigkeit nach den Umständen des Falles, insbesondre nach den Verhältnissen der Beteiligten, eine Schadloshaltung erfordert und ihm [durch diese] nicht die Mittel entzogen werden, deren er zum standesgemäßen Unterhalt sowie zur Erfüllung seiner gesetzlichen Unterhaltspflichten bedarf." Diese Vorschrift ist nicht allein verständlich, sondern sie war auch, wie die Soziale Praxis sagt, „eine der glücklichsten Schöpfungen, die während der gesamten Beratungen des bürgerlichen Gesetzbuchs entstanden sind: sie ist wirklich dem Volksempfinden abgelauscht und böte, selbst in ihrer Isolirung, die Grundlage für eine deutschrechtliche Gestaltung des Schadenersatzes aus sogenannten unerlaubten Handlungen und einen wertvollen Ansatz für die Berücksichtigung der Billigkeit im Recht überhaupt." Und diese vernünftige Vorschrift ist im neuesten Entwurf ohne Ersatz und ohne Angabe des Grundes weggelassen werden.

Götternamen. Hermann Useners Versuch einer Lehre von der religiösen Begriffsbildung, der unter dem Titel Götternamen im Verlage von Friedrich Cohen in Bonn erschienen ist, faßt die Deutung des mythologischen Problems in einer völlig originellen und sehr viel tiefern Weise auf, als es von irgend einem seiner Vorgänger geschehen ist. Da es unmöglich ist, einem so gedankenreichen Werke hier ausführlich gerecht zu werden, beschränken wir uns darauf, einige Einzelheiten herauszugreifen, aus denen man leicht ersehen wird, wie weite Perspektiven Usener jedem eröffnet, der sich für Religionsgeschichte und das Verständnis von Glaubenssachen interessirt.

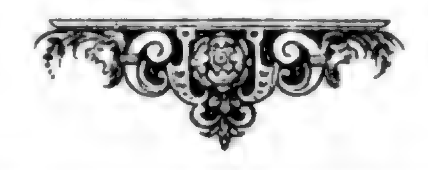
Demeter und ihre Tochter Persephone werden in alten Kulten vielfach als „Herrinnen" in mehreren synonymisch gleichbedeutenden Ausdrücken bezeichnet. Usener weist nach, daß der Ausdruck Herrin ursprünglich kein Attribut weder der Mutter noch der Tochter, sondern die Benennung einer selbständigen, ihnen nebengeordneten

Gottheit gewesen ist. So stellt der abstrakte Name „Herrin“ einen früher gebildeten mythologischen Begriff dar als die mehr sinnlichen Namen Demeter und Kore, und wenn er später deren allgemeiner Beiname wird, so ist er nur in der amtlichen Mythologie — um diesen Ausdruck zu brauchen — zu einem wenig bedeutenden Beinamen herabgesunken, während das Volk zum Teil fortfährt, bei seinen altgewohnten „Herrinnen“ zu schwören. Ja diese Bezeichnung setzt sich nicht allein nach Rom fort, wo besonders die Göttermutter domina heißt, sondern der Verfasser weist auch im christlichen Heiligenkalender eine Domina nach. Vom höchsten Interesse sind — um diese Bemerkung hier gleich anzuschließen — die durch den Verfasser zusammengestellten Listen von Heiligen, die heute in der katholischen Kirche verehrt werden, und die von altheidnischen, ins Christliche umgedeuteten Göttern oder Dämonen herstammen.

Seine tiefgehenden Forschungen faßt Usener kurz in den Sätzen zusammen: Die Bedingung für die Entstehung persönlicher Götter ist ein sprachgeschichtlicher Vorgang. Indem die Benennung eines wichtigern Sondergottes durch lautliche Veränderung oder durch das Absterben des entsprechenden Wortstammes den Zusammenhang mit dem lebendigen Sprachschatze verliert und ihre Verständlichkeit einbüßt, wird sie zum Eigennamen. Erst wenn er in einen Eigennamen gebunden ist, erhält der Gottesbegriff die Fähigkeit und den Antrieb zur persönlichen Ausgestaltung in Mythus und Kultus, Dichtung und Kunst.

Von diesem Standpunkte aus erscheinen auch die menschlichen Eigennamen in neuer Beleuchtung und offenbaren ihr wahres, innerstes Wesen. Denn in den ältesten Zeiten inniger Verwandtschaft der Geschlechter mit ihren Familiengöttern spiegeln sich in den Namen der Menschen die von ihnen verehrten Götter wieder, ja die Menschen, überzeugt von ihrer direkten göttlichen Abstammung, benennen sich selbst unbefangen mit den Namen ihrer göttlichen Ahnen.

Vergleichende Sprachforschung, Religionsgeschichte und Philosophie vereinigen sich in dem Werke Useners mit der methodischen philologischen Forschung, um den Urzeiten Griechenlands ihre Geheimnisse abzulauschen und das Nachwirken uralter Vorstellungen bis in die spätesten Zeiten, ja bis in die Gegenwart herein zu verfolgen. Dabei tritt jedoch der Verfasser in eben so scharfen als berechtigten Gegensatz zu der unhistorischen philosophischen Spekulation, der er den Vorwurf macht, sie übersehe, daß es jenseits der Herrschaft der für uns geltenden Logik und Erkenntnislehre lange Abschnitte der Entwicklung gegeben hat, worin sich der menschliche Geist langsamen Schrittes zum Begreifen und Denken durcharbeitete und unter wesentlich verschiednem Gesetze des Vorstellens und Sprechens stand. Im Gegensatze hierzu geht Useners ganzes Streben dahin, durch Sprachwissenschaft und Mythologie die Vorgänge des unbewußten und unwillkürlichen Vorstellens aufzuhellen, da der Sprung von den Einzelwahrnehmungen zum Gattungsbegriff weit größer sei, als wir mit unsrer Schulbildung und mit einer Sprache, die gewissermaßen schon selbst für uns denke, auch nur zu ahnen vermögen.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Der Kampf in den Ostmarken

1. Die Figuren des Schachspiels

Hie Deutsch, hie Polnisch! So lauten die Kampfrufe in den deutschen Ostmarken. Es wird gekämpft mit geistigen Waffen und mit Geld. Der Kampf ist aber nicht unähnlich einem Schachspiel. Das Spiel steht so, daß Deutsch einige gute Züge thun kann.

Zu den deutschen Streitkräften gehört jetzt die Ansiedlungskommission in Posen und der Verein zum Schutze des Deutschtums in den Ostmarken, auch genannt der Hansemann-Kennemann-Tiedemann-Verein, oder noch kürzer der H.K.T.-Verein, nebst der Landbank dieses Vereins und einer Gewerbebank, die, wie man hört, noch begründet werden soll.

Auf polnischer Seite steht die römisch-katholische Kirche, in den deutschen Ostmarken vertreten durch den polnischen König in partibus infidelium, den Erzbischof von Posen, dann die polnische Landbank und die polnische Genossenschaftsbank.

Es giebt aber auch neutrale Mächte in diesem Kampfe; dazu gehört die Generalkommission in Bromberg. Auch kennt man eine Macht, die weder neutral ist, noch es auch mit einer der beiden Parteien hält. Das ist der preußische Staat als solcher.

Endlich ist da noch eine Macht, die von dem ganzen Streite nichts hören will, obgleich ihr der Streit in beiden Ohren gellen sollte. Diese Macht ist das deutsche Volk mit seiner starken Geisteskraft. Deutsches Volk, höre! und spiele mit in dem Spiel, darin der Einsatz deine eigne Ehre ist.

Es stehen also noch nicht alle Figuren auf dem Schachbrette, die darauf stehen sollten. Die aber, die es schon thun, haben folgenden Wert im Spiele.

Die Ansiedlungskommission in Posen, eine preußische Staatsbehörde und

Digitized by Google

eine Schöpfung aus der Zeit des Fürsten Bismarck, ist begründet mit einem Kapital von hundert Millionen Mark, die der Staat zur Verfügung gestellt hat. Das Geld ist bereits zum größern Teile verwendet. Mit ihm hat die Ansiedlungskommission Grundbesitz angekauft, fast nur Großgrundbesitz, und zwar überwiegend polnischen Großgrundbesitz oder solchen deutschen, der in der deutschen Hand noch nicht befestigt war. Diesen Großgrundbesitz verwaltet die Ansiedlungskommission eine Zeit lang, bis er sich zum mittlern und kleinen landwirtschaftlichen Betrieb eignet, und thut ihn dann, meist zu Rente, aus an deutsche Bauern in größern und kleinern Höfen in reicher Abstufung, aber doch so, daß der mittlere Besitz und Betrieb in der Mehrheit ist, und die Größe einer Ansiedlungsstelle durchschnittlich etwa sechzig bis siebzig Morgen beträgt.

Die Ansiedlungskommission leistet die tüchtigste Arbeit, die dauerhafteste Besiedlung, die in der Welt gefunden wird. Man kann annehmen, daß, wenn die hundert Millionen ausgegeben sind, mit ihnen etwa 40000 Deutsche angesiedelt sein werden, alles in allem gerechnet, nämlich Erwachsene und Kinder. Diese 40000 Deutschen werden, so darf man weiter rechnen, ein Achtzigstel des Bodens von Westpreußen und Posen einnehmen. Die Ansiedlung ist so wurzelecht, daß man diesen geradezu angesetzten Ansiedlern noch andre zurechnen und auf das Guthaben der Ansiedlungskommission setzen darf, diese andern gleichsam lieferbar in den Ostmarken nach einer Reihe von Jahren. Denn der Vorhut der geradezu angesetzten Ansiedler kommen andre nach und siedeln sich in der Nähe einer Hauptansiedlung in den umliegenden Dörfern an oder schieben sich in die Hauptansiedlung selbst ein, indem die Stellen verkleinert werden.

Trotz alledem wird die treue und aufopfernde Thätigkeit der Ansiedlungskommission die Wagschale zu Gunsten der deutschen Bewohner in den Ostmarken nicht wesentlich senken. Denn die von ihr geförderten Zahlen sind zu niedrig; sie werden überschwemmt von der Bevölkerungswelle, die in Deutschland von Osten nach Westen geht und viel deutsches Blut aus den Ostmarken mit sich führt. Wohl wären die hundert Millionen imstande, diese Strömung umzukehren und die Welle gleichsam bergauf zu treiben, wenn die mit dem Geld arbeitende Behörde nicht zu schwerfällig, zu beamtenmäßig wirtschaftete, statt, wie sie sollte, geschäftsmäßig, kaufmännisch, bankartig. Denn, volkswirtschaftlich betrachtet, ist doch die Ansiedlungskommission eine staatliche Landbank mit einem Grundkapital von hundert Millionen Mark. Die Ansiedlungskommission aber, wie sie ist, gleicht einem übersorgsamen Gärtner, dessen gütiges Herz es nicht erträgt, wenn einer seiner lieben Pflänzlinge vergeht. Wenn sonst ein Gärtner einen großen Obstgarten anlegt, so weiß er, daß ihm zuerst jedes Jahr ein Teil der heranwachsenden Bäume erkrankt, verkommt, abstirbt. Rechnet der Gärtner aber schlecht und liebt er seine Bäume zu sehr, so kann er wohl solches Absterben und Verkommen verhindern; wenn er nämlich neben jeden Baum einen Wärter stellt, der ihn das ganze Jahr hegt und pflegt und abraupt usw.

Macht es aber der Gärtner so, dann kostet ihn jeder Baum mehr für die Aufzucht, als er nachher während seiner Tragezeit einbringt. Darum würde der Gärtner härter und nüchterner, aber richtiger und wirtschaftlicher handeln, wenn er gleich einen gewissen Bruchteil der Obstbäume „zur Vernichtung" rechnete und die Pflege nicht weiter triebe, als sie wahrscheinlich Geld einbringt. Dann schließt zuletzt die Rechnung mit Gewinn. So aber ist die Ansiedlungskommission nicht; sie ist eben jener übersorgsame Baumwirt. Das ist sehr lieb und freundlich gegen die Ansiedler, aber es ist nicht praktisch. Doch es scheint, daß dieser liebenswürdige Fehler von einer staatlichen Bankverwaltung untrennbar ist. Darum wäre es vielleicht besser, man gründete mit einem Teile des noch nicht verwendeten Geldes eine Ansiedlungsbank nach dem Muster der Zentralgenossenschaftskasse, gäbe ihr jenen einmaligen festen Staatszuschuß und behielte sie unter Staatsaufsicht. Dann würde öffentliches Geld gespart und wahrscheinlich zahlreicher angesiedelt werden. Jetzt ist die Thätigkeit der Ansiedlungskommission in Posen zwar höchst lobens-, aber leider nicht hundert Millionen Mark wert.

Der Verein zum Schutze des Deutschtums in den Ostmarken ist erst vor zu kurzer Zeit begründet worden, um schon jetzt über seine Wirksamkeit ein tiefer gehendes Urteil abgeben zu können. Da aber seine drei Begründer, die man nach der gehässigen Anfeindung von polnischer Seite auch die drei Männer im feurigen Ofen nennen kann, hervorragend tüchtige Männer, Landwirte und Geschäftsleute sind, so darf man das beste erhoffen. Die von dem Verein gegründete Landbank soll fünf Millionen Grundkapital haben und wird hoffentlich geschäftsmäßiger und wirksamer verfahren, als die Ansiedlungskommission mit ihren hundert Millionen. Mit dem Ankauf eines großen Gutes, Karchowo, in Westpreußen ist, nach Zeitungsnachrichten, ein erfreulicher Anfang gemacht worden. Wir nehmen an, daß das Gut besiedelt werden soll. Auf Besiedlung beschränkt sich jedoch die Thätigkeit des H.K.T.-Vereins nicht; gerade zuerst war er nur auf anderm Gebiete thätig. Er bezweckte ursprünglich den Zusammenschluß und die gegenseitige Beihilfe der Deutschen in den Ostmarken, mit Unterstützung durch die Deutschen von außerhalb. So half der Verein deutschen Geschäftsleuten, die von dem jetzt sehr beliebten Boykottirungsverfahren der Polen bedroht waren; jetzt will er zu ähnlichen Zwecken eine Gewerbebank neben der Landbank gründen. Der Verein führt ferner deutsche Ärzte und Rechtsanwälte in die Ostmarken; denn die polnischen Ärzte und Rechtsanwälte sind, neben den Geistlichen, die eifrigsten Wühler für die polnische Sache. Wir hoffen endlich, daß der H.K.T.-Verein durch deutsche Theateraufführungen, deutsche Volksbibliotheken und Wanderredner den entsprechenden polnischen Bestrebungen entgegenwirken wird oder diese Dinge doch bereits für die Zukunft vorgesehen hat.

Aber ebenso wenig wie die Ansiedlungskommission die natürliche ostwest-

liche Bevölkerungswelle hat stauen oder sonst durch Einführung deutschen Blutes hat wett machen können, ebenso wenig glauben wir, daß der H.K.T.-Verein sich als geistige Macht den auf polnischer Seite stehenden kirchlichen Mächten auf die Dauer gewachsen zeigen wird. Denn ein Verein von so loser Verfassung wie der H.K.T.-Verein bewahrt selten auf lange Zeit den Geist der Stifter. Gleichwie der geringe Jahresbeitrag für einen solchen Verein nur ein verschwindend kleiner Teil des Einkommens der Mitglieder ist und sein kann, ebenso ergreift der Verein Herz und Sinn der Mitglieder nur zu einem kleinen Teil. Sobald seine Ziele nicht mehr im Vordergrunde des Tagesgesprächs stehen, erlahmt seine Wirksamkeit. Wir schätzen den Verein hoch, namentlich den Eifer und die Tüchtigkeit seiner drei Hauptvertreter. Aber wir warnen vor der Meinung, daß der Verein, wie er ist, schon dem Deutschtum zum Siege verhelfen könne. Damit soll nichts nachteiliges gegen den Verein gesagt sein, den wir vielmehr dringend jedem Deutschen empfehlen, sondern nur etwas zum Wohle des deutschen Volks.

Denn den deutschen Schachfiguren von der weißen Farbe stehen mächtige schwarze Figuren auf polnischer Seite gegenüber. Von diesen schätzen wir zwar die beiden polnischen Bankgründungen, nämlich die polnische Genossenschaftsbank und die polnische Landbank, nicht so hoch im Werte, wie das gewöhnlich geschieht. Als Schachfiguren können wir sie höchstens den Springern gleichstellen. Die eine dieser Banken rühmte sich kürzlich, wenn wir uns recht erinnern, daß sie mit ihrem zwischen ein und zwei Millionen Mark betragenden Grundkapital, dessen erhöhte Einzahlung übrigens jetzt nicht recht vorwärts gehen will, etwa zwei Drittel so viel polnische Ansiedler in kürzerer Zeit angesetzt habe, als die Ansiedlungskommission deutsche Ansiedler in längerer Zeit. Nehmen wir diese prahlende Behauptung einmal für richtig an, so ist doch zu erwägen, daß Ansiedler nicht bloß gezählt, sondern auch ihrem Ansiedlungswerte nach verglichen werden müssen. Manche Ansiedler sind lebendige Fruchtbäume, die Wurzel schlagen und künftig auch neue Edelreiser zu weitern Pflanzungen darbieten, manche Ansiedler dagegen tote Stöcke, die nur scheinbar angepflanzt und für vertrauensselige Gläubiger grün angestrichen sind. Wir glauben Grund zu der Annahme zu haben, daß die Ansiedler der polnischen Banken zum guten Teil letzterer Art sind, und daß sie daher gleichsam wie untergepflügte Lupinen, als Gründüngung für künftige deutsche Ansiedler werden dienen können. In diesem Sinne rufen wir den beiden polnischen Banken ein heiteres Glückauf zu. Übrigens dürften auch diese Erfolge der polnischen Banken im wesentlichen erst ermöglicht sein durch die Rentenguts- und Rentenbankgesetze von 1890 und 1891, das heißt durch die Mitwirkung der Generalkommission, die allerdings nach dem Gesetze nicht wohl versagt werden kann, wenn sonst die rechtlichen und wirtschaftlichen Voraussetzungen für eine Besiedlung vorliegen.

Eine weit gefährlichere Schachfigur als diese beiden polnischen Banken ist die römisch-katholische Kirche. Es steht ja im Widerspruch zu dem Schalmeigesäusel in einer der letzten Encykliken, aber es ist dennoch gewiß, daß die katholische Kirche dem deutschen Volke noch immer nicht vergessen kann, daß Luther unser war und im Geiste noch ist. Während unter den großen Kaisergeschlechtern des Mittelalters die Ausbreitung des Deutschtums Hand in Hand ging mit dem Vordringen des christlichen, römischen Glaubens, wofür das alte polnische Gnesen selbst ein Wahrzeichen bietet, ist jetzt Rom der geschworne heimliche Feind der Deutschen noch immer, obwohl die deutschen Katholiken die tüchtigsten und wertvollsten Söhne der Kirche sind. Aber die römische Kirche will es in ihrem Eifer nicht sehen, daß niemals katholische Polen dem geisttötenden, ewig fremden moskowitischen Aberglauben einen Damm entgegensetzen können, sondern nur deutsche Evangelische und deutsche Katholiken, beide im deutschen Reiche unangetastet von einander und wetteifernd in ihrem Glauben und ihren Einrichtungen. Wir gebrauchen diese starken Worte nicht, weil wir dächten, die Schachfigur Rom ließe sich damit von der schwarzen auf die weiße Seite herübersetzen. Das wäre Mohrenwäsche. Rom pflegt seine weltliche Politik nur etwa aller fünfhundert Jahre zu ändern, vielleicht nach dem Muster jenes indischen Gottes mit dem fünfhundertjährigen Rundreisebillet. Die evangelische Sache ist aber noch nicht fünfhundert Jahre alt; viel weniger sind es die Teilungen Polens. Wir glauben daher auch nicht, daß die kleinen Zugeständnisse, die hie und da den deutschen Katholiken in Posen gemacht werden, jene deutschen Predigten an jedem vierten Sonntag und dergleichen, Anzeichen der Wendung römischer Politik seien. Es sind nur notgedrungne, mühsam entrissene, kluge Schachzüge. Rom überspannt den Bogen nicht, wenn er zerbrochen werden kann durch die Annäherung an das protestantische Bekenntnis. Der tiefe deutsche Geist darf nicht zu tief in die römischen Ränke schauen, sonst wird er protestantisch. Jene Zugeständnisse sind also ein Zeichen der Furcht, nicht des Friedens. Wir lassen uns daher auch nicht täuschen durch den derzeitigen Zwiespalt zwischen der Kirche und den marklosen, zum Sozialismus neigenden polnischen Zwergbauern in Oberschlesien. Die feindlichen Brüder werden sich schon wieder versöhnen. Zur Zeit ist es wahrscheinlicher, daß sich Rom mit dem Sozialismus verbindet, als mit dem Deutschtum. Zwischen uns und ihnen ist kein Frieden. Wie könnte auch Frieden sein mit jenem polnischen Schachkönig in Posen? Im polnischen Adel rühmt sich fast jede Familie königlicher Abkunft. Natürlich, denn in jenem Musterstaat ist schließlich jeder einmal irgendwo, irgendwie und irgendwann König gewesen. Aber an der königlichen polnischen Abkunft hängt es nicht. Auch unter dem frühern Erzbischof war die Stellung der Kirche nicht anders, obwohl dieser ein Deutscher von Geburt war. Rom versteht es ja meisterhaft, die Eigenschaften eines Menschen, die der Kirche nicht genehm sind, auszureißen oder sonst unschäd-

lich zu machen und trotzdem den so verstümmelten Menschen zu erhalten als nützliche schwarze Schachfigur. Das macht die nur geistige, aber doch so thatsächliche Gewalt Roms über die Seelen.

In der Endabrechnung des deutschen Volks steht Rom immerdar auf der linken Seite. Nicht um es zu ändern, sagen wir das, sondern damit sich niemand trügerischen Erwartungen hingebe. Aber du, Rom, hüte dich vor der blendend weißen Gestalt, vor dem deutschen Erzengel Michael mit den strahlenden, treuen blauen Augen!

Bis jetzt ist freilich, allein durch die geistige Macht Roms, trotz der unbestreitbaren wirtschaftlichen Überlegenheit der Deutschen, trotz des bei weitem größern Kapitals ihrer kämpfenden Banken, trotz des H.K.T.-Vereins, die Übermacht dennoch auf Seiten der Polen.

Könnten nun die neutralen Mächte, die weder zur weißen noch zur schwarzen Seite gehören, also wohl eine unbestimmte graue Farbe tragen, das Spiel wenden, wenn sie auf dem Schachbrett bei Weiß stünden?

Die Generalkommission in Bromberg verfährt bei ihrer Besiedlung nach den Gesetzen von 1890 und 1891. Da diesen Gesetzen der nationale Gesichtspunkt fremd ist, so kann ihn auch die Generalkommission nicht berücksichtigen. Aber auch sonst, wirtschaftlich, ist das Verfahren ein andres als bei jenen Ansiedlungsbanken, die größtenteils selbst die Unternehmer bei der Besiedlung sind. Hier dagegen liegt das Besiedlungsunternehmen in der Hand des zerteilenden Grundbesitzers. Zwischen ihm und dem vorsprechenden Ansiedler vermittelt die Generalkommission nur, indem sie dem Grundbesitzer, also z. B. auch der großgrundbesitzenden polnischen Bank, das reine Kaufkapital in Rentenbriefen überweist, während die Rente von den Ansiedlern durch die Rentenbank eingezogen wird. Trotz dieser bloß vermittelnden Stellung vermöchte die Generalkommission dennoch Einfluß auf die Auswahl der Ansiedler zu gewinnen, da sie für die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der Ansiedler, die zugelassen werden wollen, gewisse Grundsätze zur Anwendung bringen kann. Es ist uns nicht bekannt, wie weit sie ihren Einfluß hierbei grundsätzlich ausübt. Sie könnte aber sicherlich, wenn sie wollte, durch geschickte Normirung der Zulassungsbedingungen die Polen thatsächlich ausschließen. Denn „deutsch" und „polnisch" ist nicht nur ein Unterschied der Sprache, der politischen Partei und des Glaubensbekenntnisses, sondern auch ein Unterschied der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit. Der polnische Adel hat jahrhundertelang Verschwörungen angezettelt, und der polnische Bauer ist bis zuletzt thatsächlich der Sklave des Adels gewesen. Diese Thätigkeiten und jene Duldungen konnten keine guten Landwirte hervorbringen.

Sehr strenge Anforderungen würden also die Polen thatsächlich von der landwirtschaftlichen Ansiedlung fast ganz fernhalten. Aber wir sind nicht dafür, daß die Generalkommission diesen krummen Weg einschlage. Denn wir

stimmen für ehrliches, deutsches Spiel auch den Feinden gegenüber. Und wir möchten es auch zur Zeit nicht für zweckmäßig halten, die Gesetze zu ändern und die Ansiedlung polnischer Bauern zu verbieten. Denn bei der vielfach schwankenden Leitung des Staats fürchten wir, daß die praktisch äußerst schwierige Frage, was im einzelnen Falle deutsch oder polnisch sei, einer schwankenden Auslegung unterliege. Dann aber würde der Haß nur gemehrt, nicht aber der deutschen Sache geholfen werden.

Inzwischen hat die Generalkommission in Bromberg in den wenigen Jahren ihres Bestehens eine weit umfangreichere Thätigkeit entwickelt als die Ansiedlungskommission, wenn auch ihre Saat lückiger aufgeht. Die Thätigkeit der Generalkommission in Breslau für das polnische Oberschlesien übergehen wir, wegen ihrer geringern Bedeutung für die Frage des Volkstums.

Und nun endlich die aschgraue Figur, der preußische Staat als solcher. Die harte Bezeichnung wird gebraucht aus wahrer Liebe. Der Staat Friedrichs des Großen und Bismarcks ist so stark, daß er, allzu großmütig, das Gewürm verschont, das ihm zu Füßen kriecht, ob es gleich giftig ist und hinterrücks beißt. Wir dürfen aber den Schlangenbiß in der Ferse nicht dulden, weil wir feststehen müssen in dem Ringkampfe mit den Völkern dieser Erde, in dem Ringkampfe, der jetzt eben wieder anhebt um unser deutsches Dasein. Diese Duldsamkeit ist noch eine unsrer Schwächen aus der „guten alten" Zeit, die zwar alt, aber schlecht ist.

Aber wir wissen trotzdem nicht, ob wir ein schärferes Vorgehen aller preußischen Behörden gegen das Polentum für jetzt vorschlagen sollen. Denn wir fürchten, es wird nicht lange vorhalten. Hält es aber nicht vor, so schafft es nur Märtyrer, ohne den Starrsinn zu brechen.

Auch die politische Windrose hat die Eigenschaft, sich zu drehen. Und ehe der Mann nicht da ist, der des Windes nicht achtet, so lange ist es besser, der Wind dreht sich möglichst wenig. Denn ein störrisches Tier macht man nicht kirre durch Schlagen heute und durch Streicheln morgen, sondern durch gleichmäßige strenge Zucht. Von den gegenwärtigen Rembrandterziehern erwarten wir nicht, daß sie diese Stetigkeit gegenüber dem Polentum festhalten werden. Darum ist es klüger und praktischer, hier weder etwas zu fordern, noch zu erwarten, sondern sein Haupt anderswohin zu wenden und die Hilfe anzurufen des alten deutschen Vorstreiters, des deutschen Erzengels Michael mit seinem starken Geiste.

Das ist nun eine bilderreiche und bunte Sprache. Aber nicht die Bilder sind gemeint, sondern wahrhafte und ernste Dinge. Der Ruf ergeht an den deutschen Geist in der Wissenschaft und in der Treue.

Es wird gefordert: 1. die geistige und wissenschaftliche Eroberung des Polenlandes durch Gründung zweier Hochschulen in Danzig und Posen oder in den historisch beziehungsreichern Städten Marienburg und Gnesen; 2. die

Gründung eines neuen deutschen Ordens in der Marienburg zur Ausbreitung des Deutschtums, eines lebendigen Ordens mit möglichst wenig Uniform oder äußern Abzeichen, aber mit deutscher Begeisterung und Treue und mit jesuitenähnlicher Zucht.

Die Prügelstrafe in den Gefängnissen

Welch eine Quelle und Fundgrube „sensationeller" Berichte für alle General- und Lokalanzeiger ist doch lange genug der Brauweilersche Prozeß*) gewesen! Mit welcher sittlichen Entrüstung haben die Zeitungen der verschiedensten Schattirungen ihren Lesern davon Kenntnis gegeben, was für Zustände in den staatlichen Straf- und Korrektionsanstalten herrschen oder herrschen können! Zwar ist Redakteur H. wegen Beleidigung des Direktors Schellmann in Brauweiler verurteilt worden, aber die allmächtige öffentliche Meinung glaubt doch nur an einen Pyrrhussieg des staatlichen Beamten. In vielen Kreisen der Strafanstaltsbeamten dagegen bedauert man den Direktor Schellmann. Kennt man ihn doch als einen pflichttreuen Beamten, dem es möglich gewesen ist, selbst im Korrektionshause, einer Sammelstätte der verworfensten Dirnen, Zuhälter, Vagabunden und all des lichtscheuen großstädtischen Gesindels, sich noch soviel Optimismus zu bewahren, daß er auf dem letzten Strafanstaltsbeamtenkongreß in Braunschweig zu Pfingsten 1894 fast als der Einzige für die Insassen dieser Anstalten eintrat und noch Glauben an die Möglichkeit ihrer Besserung forderte. Wie kann es aber möglich sein, daß man in unsern Tagen noch Strafmittel anwenden kann wie die ominöse Brauweilersche Halsbinde? Direktor Schellmann hat sie jedenfalls vorgefunden und keinen Auftrag erhalten, sie abzuschaffen. Da nun zur Zeit ein einheitliches deutsches Strafvollziehungsgesetz noch zu den frommen Wünschen gehört, die den verbündeten Regierungen ziemlich regelmäßig von dem Kongreß deutscher Strafanstaltsbeamten ans Herz gelegt werden, so konnte es geschehen, daß sich in den giltigen Einrichtungen einer Anstalt aus frühern Zeiten eine Strafart erhielt, auf die freiwillig zu verzichten immerhin ein Wagnis ist, da durch thatsächliche Beseitigung einer gefürchteten Strafart die Disziplin einer Anstalt auf Jahre hinaus gelockert

*) Die Tagespresse hat ihn beharrlich den Brauweiler Prozeß genannt, als ob der Ort, um den sichs handelte, Brauweil hieße! Der Ort heißt aber Brauweiler. Folglich kann der Prozeß nur der Brauweilersche Prozeß heißen, so gut wie die Würste aus Jauer nicht Jauer Würste, sondern Jauersche Würste heißen.

und zerstört werden kann, zumal wenn eine Anstalt wie Brauweiler Zucht und Ordnung aufrecht zu erhalten hat unter der Hefe der dichtgedrängtesten Bevölkerung in dem Industriebezirke des Rheinlands. Für das Rechtsbewußtsein dieser Provinz ist es doch immerhin von pädagogischem Werte, wenn die Kölner, Düsseldorfer, Elberfelder Dirnen und Zuhälter vor Brauweiler einen heidenmäßigen Respekt haben und den Aufenthalt in dieser Anstalt nicht zu den angenehmsten Erinnerungen ihres sonst so mühelosen Lebens zählen. Wenn ferner aus den Verhandlungen dieses Prozesses hervorgeht, daß mit eiserner Strenge die Erfüllung eines hohen Arbeitspensums in solchen Arbeitshäusern gefordert wird, deren Bestimmung es ist, Müßiggängern und Tagedieben das Arbeiten zu lehren, so ist das vom Standpunkte einer vernünftigen Strafvollziehung eine Forderung, die durchaus gerechtfertigt ist. Die Strafanstalt darf für ihre Insassen nie ihre Schrecken verlieren, denn sonst ist der Rückfälligkeit noch weiter als ohnehin schon Thür und Thor geöffnet. Es ist ein gutes Zeugnis für eine Anstalt, wenn sie gefürchtet, ein schlechtes, wenn sie von einer bestimmten Klasse ihrer Insassen gelobt wird. Die eiserne Disziplin, die angestrengten Arbeitsleistungen der Sträflinge können also keinen Vorwurf gegen den Direktor von Brauweiler begründen.

Wohl aber waren die Federhelden der öffentlichen Meinung schnell bei der Hand, gegen den Direktor aus seinem Schweigen zu der von Aufsehern angewandten Prügelstrafe die bittersten Vorwürfe abzuleiten. Hier liegt in der That ein Mißstand vor, dem man einmal öffentlich ins Angesicht schauen muß. Nach unsern heutigen Strafvollziehungsbestimmungen ist die Prügelstrafe in Gefängnissen verboten, in Zuchthäusern erlaubt; also da, wo sie noch pädagogisch heilsam wirken könnte, hat man sie aufgehoben, im Zuchthaus, wo man nach menschlichem Ermessen dieser Hoffnung weniger Raum geben kann, hat man sie bestehen lassen. Die Herren vom grünen Tisch, die mit wenigen Ausnahmen den praktischen Gefängnisdienst gar nicht kennen, halten begeisterte Reden für die Abschaffung der Prügelstrafe, und auf den Kongressen der Strafanstaltsbeamten, wo sie durch die Macht ihrer Stellung auf den Gang der Verhandlungen und die Fassung der Beschlüsse großen und ausschlaggebenden Einfluß ausüben, berufen sie sich gewöhnlich auf die Thatsache, daß vor vielen, vielen Jahren einmal das Aufsichtspersonal irgend einer Anstalt darum eingekommen sei, man möge sie von der entwürdigenden Pflicht entbinden, die Prügelstrafe zu vollziehen. Das ist aber schon lange her. Die heutigen Unterbeamten der Strafanstalten rekrutiren sich aus den Militäranwärtern. Dieses Personal hat den großen Vorzug, an eine militärische Pünktlichkeit, an eine straffe Organisation, an Findigkeit, Schlagfertigkeit, Subordination gewöhnt zu sein. Die Schattenseite ihrer Erziehung besteht in der mechanischen, gleichgiltigen Auffassung ihres Berufs und des erzwungnen Gehorsams, der innerlich der Ausführungsart des Befehls sehr gleichgiltig gegenüberstehen kann. Dieselben

Aufseher werden um Einführung der Prügelstrafe petitioniren, wenn sie sich dadurch versprechen dürfen, die Stimmung irgend eines Dezernenten für sich zu gewinnen. Wer die wirkliche Gesinnung dieser Leute kennt, der wird entdecken, daß, wenn sie könnten, wie sie möchten, mit verschwindenden Ausnahmen fast alle ihre Stimme für die Prügelstrafe erheben würden. Denn jeder Strafanstaltsbeamte weiß aus eigner Erfahrung davon zu erzählen, wie die Gefangnen darauf aus sind, ihre Aufseher, ihre vermeintlichen Treiber und Peiniger, zu ärgern, zu betrügen, zu hintergehen, auf alle erdenkliche Weise zu chikaniren. Gerade die pflichttreuesten und gewissenhaftesten Unterbeamten, die nicht bloß mechanisch, nicht innerlich gleichgiltig die Obliegenheiten ihres undankbaren Berufs erfüllen, sind den gewissenlosesten Chikanen und den elendesten und niedrigsten Verleumdungen der Strafgefangnen ausgesetzt; verbünden sich doch oft die Gefangnen, um durch Klatschereien, anonyme Briefe usw. einen Beamten zu ruiniren. Infolgedessen ist es nur natürlich, daß ein Direktor im internen Kreise erzählen konnte: Nicht einer, nein, zehn, zwölf Aufseher melden sich, wenn ich einen Freiwilligen fordere, der die Prügelstrafe an dem oder jenem viehisch verrohten Gauner, der schon die ganze Anstalt geärgert und gekränkt hat, von Rechts wegen vollziehen soll. Denn zu den elendesten Gefühlen gehört es für einen solchen Beamten, sich über das nichtswürdigste Subjekt ärgern zu müssen, ohne strafen zu dürfen. Jeder mutwillig zerstörte Gegenstand trägt dem Aufseher einen leise ausgesprochnen, mitunter auch recht derben Tadel ein. Das muß er verhüten. Seine Vorgesetzten wollen eine möglichst niedrige Zahl in dem Register der Disziplinarstrafen eines Jahres sehen. Der Aufseher soll instruktionsgemäße Ordnung halten, soll alles verhüten, immer aber sind Gefangne da, die heimlich die Ordnung zu hintertreiben suchen. Sieht er ihnen die geringste Störung der Hausordnung nach, so muß er dasselbe auch andern gegenüber thun und giebt sich damit in die Hände der Gefangnen. Macht er andrerseits Anzeige, so thut er es mit dem Gefühl, daß man diese Anzeige nicht immer gern sehe. Muß nun diese Meldung, wie es vielfach an kleinen Strafanstalten der Fall ist, erst an einen Staatsanwalt als Gefängnisvorstand abgegeben werden, der oft noch an einem ganz entfernten Orte wohnt, so kommen erst noch skrupulöse Anfragen, ob der Aufseher auch alles korrekt beobachtet habe. Protokollvernehmungen stellen die kleinsten in Frage kommenden Umstände fest. Parturiunt montes. Eine Woche nach der Anzeige trifft die Strafverfügung ein, der Strafgefangne erhält einen Tag Kostabzug, ein bis drei Tage Dunkelarrest oder sonst eine geringfügige Strafe, die dem Ärger des Beamten, auch wenn er ohne Leidenschaft darüber nachdenkt, nicht im entferntesten schon den andern Gefangnen gegenüber Genugthuung leistet. Dies erzeugt in ihm ein erbitterndes und entmutigendes Gefühl. Er sagt sich: warum soll ich mich denn ärgern, warum soll ich mir denn Mühe geben, wenn man mir nicht einmal soviel Vertrauen schenkt, daß ich solch einem garstigen Lümmel im

Augenblick seiner Unverschämtheit eine Ohrfeige versetzen darf? Die wirksamste Strafe ist immer die, die den Übelthäter bei der That entlarvt und erreicht, die wertloseste, ja geradezu verderblichste Art des Strafens ist die, die mit kalter Gleichgiltigkeit ohne inneres Interesse an dem Ziele der Besserung vom grünen Tisch aus nach Reglements und Paragraphen mechanisch bestimmt wird. Wer straft, muß gewissermaßen einen elektrischen Strom aus sich in die Seele des Bestraften hinüberleiten, dem Strafenden muß der Bestrafte anfühlen, wie er selbst Schmerz über die Notwendigkeit der Strafe empfindet. Die Disziplinarstrafen des heutigen Gefängnissystems mit ihrem Dunkelarrest bis zu vier Wochen, mit ihren Hungerkuren, mit Entziehung des weichen Lagers usw. haben immer mehr diesen persönlichen Charakter der Strafe verloren und einen sachlichen angenommen, der wie die Kostabzüge bei jungen Gefangnen viel unmenschlicher, viel verbitternder und grausamer wirkt, als die Prügelstrafen einer Zeit, die doch stärkere Nerven hatte als die Menschen heutzutage, die bei dem Worte Prügelstrafe ein gelinder Schauder überläuft. Da dringen wohl einmal dunkle Gerüchte zu dem Ohr auch eines Strafanstaltsdirektors, daß der oder jener stramme Aufseher hin und wieder einmal, statt eine langweilige Anzeige vorzulegen, einem bösen Schlingel eine wohlverdiente Ohrfeige gegeben habe. Hoffentlich fragt der Direktor nicht. Thut er es doch, nun, der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe, greift der Aufseher vielleicht auch einmal zur Notlüge; oder er gesteht es ein, dann wird er ernsthaft zurechtgewiesen. Aber für gewöhnlich ignorirt man beiderseits das Gerücht, indem man von der Annahme ausgeht: es wär schade um jeden Hieb, der seinen Beruf verfehlte. Daß ein solches System Mißhandlungen mit sich bringen kann, liegt auf der Hand. Gäbe es eine ehrliche Prügelstrafe, die dem Bedürfnis der Erziehung zu Hilfe käme, dann ließe sich alles so leiten, dann könnte man sein Personal so erziehen, daß allen Roheiten vorgebeugt werden könnte. Umgekehrt entsteht leicht eine Heuchelei zwischen Ober- und Unterbeamten, die von beiden Seiten durchschaut, aber nicht gelüftet wird. Es ist ein praktisches quieta non movere. Der Gefangne selbst hat in der Zeit seines Anstaltslebens selten den Mut, in die Bresche zu treten und der verantwortlichen Stelle gegenüber seine Beschuldigungen zu erheben; von der ekelerregenden, lügnerischen Feigheit eines Gefangnen macht sich ein Laie gar keinen Begriff. Er zieht es vor, nach wiedererlangter Freiheit unkontrollirbare, anonyme Schmähbriefe zu schreiben, die bei einem guten Gefängnisdirektor dahin wandern, wohin sie gehören, in den Ofen. Durch Schaden klug gewordne Aufseher suchen deshalb dem Bedürfnis nach persönlicher Strafgewalt durch kleine Mittel, die nicht gerade ungesetzlich sind, im Interesse ihres eignen Dienstes zu Hilfe zu kommen. In dieser unbefriedigenden Stimmung und in diesem Verhältnis, das leicht in Vertuschung ausarten kann, leben viele Aufseher dem Gefangnen und dem Vorstande gegenüber. So hat auch Direktor Schellmann zugegeben, es sei ihm bekannt geworden, daß einzelne

Aufseher der Brauweilerschen Anstalt notgedrungen zur Prügelstrafe gegriffen hätten, denn er wisse, daß Autorität das erste und letzte Lebenselement der Aufseher sei. Solange keine Anzeige vorlag, und solange er glaubte, daß jene Aufseher Maß und Ziel kennen würden, mag ihm diese Art der Prügelstrafe als einem im Gefängnisdienst ergrauten Beamten nicht so unsympathisch erschienen sein. Aus manchen Anzeichen könnte man allerdings schließen, daß unsre Strafanstaltsbeamten in ihrer überwiegenden Mehrheit die Prügelstrafe verwürfen. In der Pfingstwoche 1894 tagte der Strafanstaltsbeamtenkongreß in Braunschweig. Auf der Tagesordnung stand auch ein Thema über diese heikle Frage. Als die Beamten aus den verschiednen deutschen Bundesstaaten zusammenkamen, war der Berichterstatter entschuldigt ausgeblieben, zum großen Bedauern aller, die die Stimmung über die Prügelstrafe gern kennen gelernt und dieses interessante Thema, über das man heute so ungern seine wahre Herzensmeinung äußert, einmal „angeschnitten" hätten. Einer gewissen Unaufrichtigkeit konnte man bei der Besprechung hie und da begegnen. Preußen war auf dem Kongreß verhältnismäßig schwach vertreten. Strafanstaltsdirektoren, von denen bekannt war, daß sie das Odium der Prügelstrafe auf sich nehmen, hatten vorgezogen, nicht zu erscheinen. Von andern konnte man im Privatgespräch wohl hören, daß so mancher hartgesottne Kujon, der den Beamten mit bewußter Bosheit das Leben sauer machen wollte, sich durch eine gute Portion ungebrannter Asche hatte zureden lassen. Wie interessant wäre das gewesen, wenn diesen Gelegenheit gegeben worden wäre, aus dem reichen Schatz ihrer Erfahrungen öffentlich einige Proben zum besten zu geben. Eigentümlich war es — vielleicht ist aber diese Beobachtung nur zufällig —, daß die süddeutschen Strafanstaltsbeamten mehr der Abschaffung der Prügelstrafe zuneigten, während ein großer Teil der norddeutschen Beamten ihr nicht so abhold waren. Die biedern, rundlichen Schwaben und die feuchtfröhlichen Bajuvaren sahen merkwürdigerweise gar nicht so aus, als ob ihre Humanitätsbeteuerungen in der Praxis nicht doch manchmal eine heilsame Korrektur fänden durch handgreifliche Berührung der fünf Finger mit dem frechen Mundwerk so eines heillos mißratnen Gassenjungen. Norddeutsche, aber auch recht viele süddeutsche verlumpte und verlodderte Buben von 14 bis 17 Jahren haben manchem schon oft den Gedanken nahegelegt: Wie heilsam wäre diesen Jungen doch eine wohlbemessene Tracht Prügel gewesen! sie hätte mehr Eindruck gemacht, als die kümmerlichen kurzen Freiheitsstrafen, die den Leumund ewig trüben, den Nimbus des Gefängnisses zerstören und diesen Jungen in den Augen ihrer Spießgesellen einen gewissen romantischen Schimmer verleihen.

Die internationale kriminalistische Vereinigung strebt dem rapiden Wachstum des Verbrechens, der erschreckenden Rückfälligkeit des Verbrechertums durch Erziehung der jungen und durch Unschädlichmachung der Gewohnheitsverbrecher zu begegnen. Dazu schlägt sie die bedingte Verurteilung vor. Diese legt

einen Teil der Strafmacht des Staats aus den Händen der Richter in die der Strafanstaltsbeamten. Der Deutsche hält ja aber den Richterspruch leicht für etwas unfehlbares; ein Wort Bismarcks macht auf manchen nicht so tiefen Eindruck wie der Urteilsspruch eines Richters. Infolge dessen haben sich viele Juristen im Bewußtsein ihrer Würde gegen die bedingte Verurteilung sehr ablehnend verhalten; ein andrer als der Richter, hieß es, sei nicht imstande, die Zeitdauer der Strafe zu bestimmen. Nun muß ja zugegeben werden, daß die bedingte Verurteilung ein zweischneidiges Schwert ist. Dem reuigen Sträfling kann sie sehr bald die Freiheit wiedergeben, gegen den verstockten Gewohnheitsverbrecher wird sie zur wirksamen Waffe, da sie das Recht giebt, ihn lebenslänglich einzusperren. Wie komisch muten aber andrerseits den Strafanstaltsbeamten manche Urteile an! Wegen der allergewöhnlichsten Kuppelei bekommt ein ganz verworfnes Subjekt ein Jahr Gefängnis und fünf Jahre Ehrverlust. Was macht einem ehrlosen Menschen der letzte Teil der Strafe aus? Wenn das Urteil gelautet hätte fünf Jahre Gefängnis und ein Jahr Ehrverlust, das hätte auf diesen hartgesottnen Taugenichts einen ganz andern Eindruck gemacht. Das Streben der internationalen kriminalistischen Vereinigung hat seinen Grund in der Erkenntnis, daß man mit dem heutigen Strafgesetzbuch dem Verbrechertum gegenüber nicht auskommt. Das alte Abschreckungssystem mit der Forderung: mehr Hunger, mehr Prügel! wieder herzustellen, sieht man mit Recht als etwas Verfehltes an. Aber das Berechtigte an diesem Gedanken, den das deutsche Sprichwort so glücklich formulirt „Strafe muß sein," sollte man doch nicht verloren geben. Die heute geltende Anschauung, den Zweck der Strafe fast ausschließlich in der Erziehung zu suchen, hat der Empfindung weiter Volkskreise nach ebenfalls bankrott gemacht, denn das Verbrechertum hat nicht abgenommen, sondern wenigstens in demselben Maße wie früher, wenn nicht in höherm Maße zugenommen. Als deshalb in der letzten Jahresversammlung der Rheinisch-westfälischen Gefängnisgesellschaft zu Düsseldorf Oberstaatsanwalt Hamm aus Köln die Forderung der internationalen kriminalistischen Vereinigung ablehnte und verschärfte Zuchthausstrafen, wenn nötig auf Lebenszeit, gegen gefährliche Gewohnheitsverbrecher forderte, erklärten die Strafanstaltsbeamten, eine Verschärfung sei unmöglich, unsre Mittel, die Zuchthausstrafe zu verschärfen, seien erschöpft. Staatsanwalt Appelius aus Celle meinte, die Galeerenstrafen und die travaux forcés der Franzosen seien in Deutschland etwas unvolkstümliches. Das traurige Ergebnis war: die Strafanstaltsbeamten sind mit ihrer Weisheit zu Ende. Das erlösende Wort für die „bedingte Verurteilung": Deportation, Strafkolonie, Prügelstrafe sowohl als gerichtliche Strafe für junge Gefangne wie als Disziplinarstrafe im Gefängnis und im Zuchthaus ward nicht gesprochen.

So vermeidet man es in allen Versammlungen der Fachleute, offen und ehrlich über die Notwendigkeit einer Wiedereinführung der Prügelstrafe zu

sprechen. Kommen dann auf einmal die sogenannten Enthüllungen der sozialdemokratischen, demokratischen und freisinnigen Presse über Roheiten, Mißhandlungen usw., dann empfindet man es mit Recht in weiten Kreisen als eine Unaufrichtigkeit, daß man in so vielen Fachversammlungen die Prügelstrafe von sich weist, während in andern Kreisen die Schreckenskunde von Mund zu Munde geht: der oder jener Aufseher in der Strafanstalt soundso ist ein schlimmer Geselle, mit dem kommt man nur gut aus, wenn man ihm seinen Willen thut. Man gehe um die Prügelstrafe nicht herum, wie die Katze um den heißen Brei. Wenn ein braver Schulmeister einem verwöhnten Muttersöhnchen die Hosen angespannt hat, wenn ein Schutzmann einen widerspenstigen, unflätigen und vor keinem Mittel zurückschreckenden Zuhälter in der Notwehr auf dem Revier durch ein paar Säbelhiebe zur Räson bringt, dann zetern die Soldschreiber der obengenannten Presse in allen Tonarten über Brutalität usw. Wie oft wäre ein Wort darüber am Platze, wie verhältnismäßig geringen Schutz die zuletzt genannten, die doch auch Menschen sind, bei den Gerichten finden! Wenn sich ein Schutzmann hat auf den Leib treten lassen müssen, wenn ihm die Uniform zerrissen, der Helm eingetrieben worden ist, wenn die ekelhaftesten Schimpfnamen über ihn ergangen sind, dann soll er „korrekt“ handeln und Strafantrag stellen, damit sein Gegner, wenns hoch kommt, eine Gefängnisstrafe von zwei oder drei Monaten erhält. Ist das für solche Mißhandlung eine Genugthuung? Ist es ihm zu verdenken, wenn er lieber mit der flachen Säbelscheide dazwischenhaut? Daß unter der stillschweigenden Anerkennung der gesetzlich verpönten Prügelstrafe mehr Ausschreitungen vorkommen können, als unter der gesetzlichen Regelung dieser Frage, ist die feststehende Überzeugung so manches Fachmannes. Daß solche „Enthüllungen“ wie die des Brauweilerschen Prozesses so peinlich wirken, daran tragen die Strafanstaltsbeamten einen gewissen Teil der Schuld. Es wird von manchem als nicht ganz aufrichtig empfunden, wenn man im Interesse der Zucht und Ordnung das Bedürfnis nach schweren körperlichen Strafen fühlt, und mit Rücksicht auf eine abhängige, klatschsüchtige Presse oder aus einer zur Schau getragnen aber durch die nackte Wirklichkeit längst überwundnen Humanitätsduselei das Ding nicht bei seinem Namen zu nennen wagt. Selbstverständlich fällt es keinem Strafanstaltsbeamten ein, irgend welcher Roheit das Wort reden zu wollen. Daß in Brauweiler infolge einer Disziplinarstrafe ein Menschenleben zu Grunde gegangen ist, wäre nicht zu rechtfertigen, wenn nicht der Tod dieses Sträflings vielleicht in einem unglücklichen Zusammentreffen dieser Strafe mit andern unvorhergesehenen Ursachen seinen Grund gehabt hat. Aber daß ein Korrektionshaus wie das zu Brauweiler in Köln, Düsseldorf usw. in dem guten Rufe steht, von seinen Stammgästen als ein Ort der Höllenqual auf Erden angesehen zu werden, bei dessen Nennung sie erbleichen, daß eine solche Anstalt nicht auskommen kann ohne die denkbar schärfsten Disziplinarmittel,

ohne die energischste Anspannung aller körperlichen und sittlichen Kräfte, so lange der Arzt den Züchtling für fest und arbeitsfähig erklärt, ist eine Thatsache, der man unerschrocken ins Gesicht sehen muß, es sei denn, daß man dem Verbrecher ein größeres Daseinsrecht zugesteht als dem sittlich strebenden Willen. Wer den Brauweilerschen Prozeß als Fachmann verfolgt hat, den überkam ein aufrichtiges Bedauern, daß die vielleicht das Maß etwas übersteigende sittliche Strenge eines von hohem Idealismus erfüllten Mannes dem Gezeter und dem Klatsch preisgegeben werden mußte. Der Kundige bedauert alle Mißgriffe, aber die Mißgriffe bedeuten bisweilen nichts andres, als daß ein Beamter sich hat hinreißen lassen, der von dem sittlichen Ernst seiner Aufgabe durchdrungen aus dem Bann der Phrase entronnen war. Mißgriffe sind gewiß nie zu rechtfertigen; aber zuweilen darf man für sie das so oft der Laxheit als Deckmantel dienende Wort in Anspruch nehmen: tout comprendre c'est tout pardonner.

Die Verwirrung in der Schreibung unsrer Straßennamen

Von J. Ernst Wülfing (in Bonn)

(Schluß)

Meine neunte Frage lautete: „Ist Aussicht vorhanden, daß die unschönen Doppelbezeichnungen, die nur schwer richtig zu schreiben sind (Kaiser-Wilhelm-Straße, Robert-Schumann-Straße, in Berlin gar: Prinz-Louis-Ferdinand-Straße), durch Vermittlung des Vereins wieder ausgemerzt werden können?“ Einige Vereine haben hierauf gar nicht geantwortet, einunddreißig haben mitgeteilt, daß in ihren Städten solche Namen nicht vorkommen; Stuttgart schreibt dazu: „Kommt nicht vor, und wird hoffentlich nie vorkommen,“ und Zittau: „Sie fehlen glücklicherweise noch.“ Fünfundvierzig andre Vereine geben Doppelnamen an: Aachen hat nur einen Friedrich Wilhelm-Platz. Annaberg: „Die Benennungen ›Kaiser Wilhelm-Straße‹ und ›König Albert-Straße‹ haben sich rasch eingebürgert; für Ausmerzung dieser Benennungen besteht keine Aussicht.“ Aus Barmen schreibt der Stadtbauinspektor Borermann: „Es sind hier nur vorhanden Richard Wagner- und Friedrich-Wilhelm-Straße, die voraussichtlich bleiben werden. Im übrigen ist keine Neigung vorhanden, Doppelnamen zur Straßenbezeichnung einzuführen“; Oberlehrer Leithäuser dagegen: „Ich habe verschiedentlich durch Aufsätze in Zeitungen eine Änderung angestrebt und mich

auch jüngst wieder deshalb an die Behörde gewandt." Von den beiden Berliner Antworten lautete die eine: „Völlig ausgeschlossen," die andre wenigstens: „Die Aussicht dürfte für Berlin sehr gering sein. Etwas mehr Aussicht ist dagegen vorhanden, daß bei Neubenennungen solche Straßennamen nicht mehr gewählt werden." Blankenburg: „Nein (Albert Schneiderstraße, Friedrich Auguststraße, Ludwig Rudolfstraße), da es sich hier um Benennungen handelt, die ganz neuerdings erst zu Ehren bestimmter Persönlichkeiten gemacht worden sind." Bochum: „?? Hier selten, nur zwei: Kaiser Friedrichsplatz, Kaiser Wilhelm-Straße." Braunschweig: „Nein! Man wird fortfahren, zu schreiben: Kaiser-Wilhelmstraße, Friedrich-Wilhelmstraße." So geht es weiter; die meisten antworten, zum Teil sehr scharf, mit „Nein" und führen vorhandne Beispiele in den verschiedensten Schreibungen an; Breslau erwähnt dabei Namen wie „Heilige Geiststraße und Goldne Radegasse," die ja auch in gewisser Beziehung hierher gehören, andrerseits aber doch wieder dem „Deutschen Sprachverein" ähnlich sind. Heilbronn schreibt: „Wir haben eine Wilhelmsstraße (benannt nach dem König Wilhelm von Württemberg), aber einen Kaiser-Wilhelm-Platz. Als unlängst eine Straße nach Ludwig Pfau getauft wurde, ging der Antrag Ludwig-Pfaustraße zu schreiben nicht durch, sie wurde Pfaustraße benannt." Koblenz schreibt: „Haben wir bisher nicht gehabt, ist aber leider trotz dem Widerspruche unsrer Vorstandsmitglieder für eine kurze, neue Straße eingeführt: »Prinzessin Luisen-Weg«; eine Luisenstraße hatten wir schon." Leitmeritz hat eine „Dr.-Fleischergasse"!! Bezeichnend ist, was Mettmann schreibt: „Statt Kaiser-Wilhelm-Straße schreibt man hier Wilhelm-Straße"; ähnlich Münden: „Neue Bahnhofstraße wird meist nur Bahnhofstraße, ebenso die Fuldabrückenstraße immer nur Brückenstraße genannt"; und Wilhelmshaven: „Das Volk hat hier von selbst dem Friedrich-Wilhelms-Platz einfach den Namen Wilhelmsplatz gegeben." Der gesunde Sinn des Volks sträubt sich eben gegen diese unbequemen Doppelnamen. Besondre Beachtung verdient die Bemerkung auf dem Weseler Bogen: „Es giebt hier eine Johann Sigismund-Straße, Bürgermeister Baur-Straße (!!), Großer Kurfürst-Straße (!!). Keine Aussicht, zumal der Verein wenigstens die beiden ersten Namen gar nicht für so schlimm hält." Also den dritten, ganz ungeheuerlichen doch wenigstens! Nun es wird wohl auch bald eine Friedrich der Großestraße geben! Giebt es doch in Wien sogar eine Kaiser-Franz-Josefs-Regierungs-Jubiläums-Brücke! Leider läßt nur etwa ein halbes Dutzend der Antworten wenigstens die Aussicht durchblicken, daß wenigstens in Zukunft solche Doppelnamen vermieden werden; die vorhandnen auszumerzen, dagegen sträuben sich die meisten, weil es sich meist um die Ehrung von Wohlthätern der betreffenden Städte handelt, die angeblich nur mit den Vornamen deutlich zu erkennen sind, und weil die, die den Straßen diese Namen gegeben haben, noch im Regimente sind und auf keinen Fall das, was sie eingeführt haben, selbst wieder beseitigen werden. Das muß man

nun wohl oder übel gelten lassen, und auch das, daß man, wenn man eine Straße nach einem Fürsten Karl Friedrich nennen will, sie nicht Karl-Straße oder Friedrich-Straße nennen kann, man müßte denn auf einen etwas eigentümlichen Ausweg verfallen, wie er hier in Bonn — wie mir scheint — gefunden worden ist, wo von zwei nahe bei einander in gleicher Richtung laufenden Straßen die eine Klemens-Straße und die andre August-Straße heißt (nach dem Kurfürsten Klemens August(?), dem im nahen Poppelsdorf eine Klemens-August-Straße geweiht ist). Nun ist es ja recht schön, und ich selbst trete warm dafür ein, in Straßennamen die Erinnerung an bestimmte, in der Geschichte der Stadt hervorragende Persönlichkeiten rege zu halten, weshalb man auch z. B. in Düsseldorf die Graf-Adolf-Straße nicht Adolf-Straße nennen will; aber nochmals: Wie sollen wir diese Namen schreiben? Ich bin für zwei Bindestriche, auch andre sind dafür. Und doch ist die Schreibung mit zwei Bindestrichen weder ganz richtig, noch schön. Dr. Weinmeister sucht auf folgende Weise einen Ausweg aus der Schwierigkeit; er schreibt: „»Kaiser-Wilhelm-Straße« ist falsch, weil man nicht »Kaiser-Wilhelm« schreibt; »Kaiser Wilhelm-Straße,« oder gar »Kaiser Wilhelmstraße« ist auch nicht richtig, weil — entgegen dem Sinne — hier Wilhelm und Straße enger verbunden sind als Kaiser und Wilhelm. Ich mache nun einen Vorschlag, der besonders im Drucke deutlich hervortreten wird, deutlicher als in der Schrift. Man schreibe »KaiserWilhelm-Straße,« indem man das W dicht an das vorhergehende r anhängt, also ohne Zwischenraum (Spatium) zwischen Kaiser und Wilhelm.“ Das ist aber nur eine Umgehung des als richtig anerkannten Bindestrichs durch eine neue, bisher im Deutschen ganz unbekannte Schreib- und Druckweise, die einzuführen doch überflüssig ist. Auch ein andrer Vorschlag hat wohl kaum Aussicht auf Erfolg, ein so bequemer Ausweg er auch gerade für unsern Fall wäre. Herr von Pfister in Darmstadt möchte im Gegensatze zu Professor Trautmann das genitivische Binde-s namentlich bei den Straßennamen überall wieder einfügen; dann hieße es nicht mehr Friedrich-Straße, sondern Friedrichs-Straße, also die Straße Friedrichs, auch nicht mehr Ernst-Ludwig-Straße, sondern — wenn wir noch weiter ins Ursprüngliche zurückgehen, keine Zusammensetzung, sondern wirklichen Genitiv annehmen — Ernst Ludwigs Straße, ebenso Kaiser Wilhelms Platz usw., also mit Weglassung der Bindestriche. Ich will hier auf die s-Frage nicht eingehen, dem Einflusse des Wohlklanges und des Sprachgebrauches in den einzelnen Städten wird darin ein großes Feld einzuräumen sein; in Annaberg heißt es z. B. amtlich Museum-Gasse, im Volksmunde aber Museumsgasse, amtlich Johannes-Gasse, im Volksmunde aber Johannisgasse. Professor Erbe in Stuttgart schreibt: „Unbewußt hat man des Wohllauts wegen seit Jahrhunderten in Zusammensetzungen mit »Stadt« usw. das s ausgelassen, und zwar im ganzen germanischen Sprachgebiet; vergleiche in Preußen Karlshafen

und Karlstadt, in Baiern Karlsgrün und Karlstein, in Österreich Karlsbad und Karlstift, in Baden Petersthal und Peterzell usw., ferner in Holland Willemsoord und Willemstad, in Schweden Karlskrona und Karlstad, im englischen Sprachgebiet Edwardsville und Edwardstone."

Meine zehnte Frage lautete: „Ist die in der Zeitschrift des deutschen Sprachvereins von 1894, Spalte 117, gegebne Einteilung nebst dem Nachtrage (Sp. 227—228) erschöpfend? oder kommen Straßennamen vor, die sich nicht einordnen lassen? Welche sind das? Und wie soll dann eingeteilt werden?" Hier haben alle Vereine mit wenigen Ausnahmen die erste Frage gar nicht oder mit „Ja" beantwortet. Einzelheiten, die angegeben werden, weiß ich bei meiner Einteilung doch unterzubringen; nur Elberfeld, Wesel und Zittau schlagen andre Einteilungen vor. Ich habe nun mit Berücksichtigung dieser Vorschläge eine neue Einteilung gemacht, die ich hier nebst den Vorschlägen zu richtiger und einheitlicher Schreibung vorlege.

Die Straßen werden bezeichnet:

1. durch ein einfaches Hauptwort; z. B. Kaule (Bonn), Salaterei (Marienwerder). Schreibung natürlich: ein Wort, auch wenn das Wort ursprünglich aus zweien besteht, aber von alters her als ein Begriff gilt, z. B. Sandkaule, Belderberg;
2. durch ein Hauptwort mit davorstehendem Verhältniswort; z. B. Unter Taschenmacher, Im Rosenthal, An der Wachsbleiche; oder auch — wie in Straßburg i. E. — durch ganze kurze Sätze, z. B. Brand ein End, Wo der Fuchs den Enten predigt. Schreibung: die natürliche, beim Druck der Beispiele angedeutete;
3. durch zwei Wörter, von denen das erste ein Eigenschaftswort ist, z. B. Grüner Weg, Breite Straße, Grimmaische Straße, Metzer Platz. Schreibung nur: zwei vollständig getrennte, selbständige Wörter.

   Unterabteilung: Bezeichnungen wie Lange Beguinen-Gasse, Schmale Brück-Straße, bei denen das Eigenschaftswort sich auf Gasse, Straße usw. bezieht, nicht etwa bloß auf den ersten Bestandteil der Zusammensetzung (wie z. B. in Welschnonnen-Straße, vergl. 5). Schreibung: das Eigenschaftswort vollständig abgetrennt, die Zusammensetzung nach Maßgabe der unter 4 verzeichneten Regeln;
4. durch ein zusammengesetztes Wort:
   a) das bestimmende Wort ist der Stamm eines Zeitwortes, z. B. Schießbleiche (Zittau), Drehgasse*) (Zittau), Spülgasse (Wesel), vielleicht auch Baustraße (Wesel und Elberfeld**). Schreibung: siehe d, α;

*) Alte Bezeichnung einer Sackgasse, in der man umwenden und auf derselben Seite hinausfahren mußte.

**) Bleich-Straße gehört wohl nicht, wie in der Elberfelder Antwort angegeben wird, hierher, sondern ist aus Straße „an der Bleich(e)" entstanden.

b) das bestimmende Wort ist der Stamm eines Eigenschaftswortes, z. B. Langgasse, Neustraße, Hochstraße. Schreibung: siehe d, α;

c) das bestimmende Wort ist ein gewöhnliches Hauptwort, z. B. Tiergarten-Straße, Bahnhof-Straße, Wald-Straße, Garten-Straße usw. Schreibung: siehe d, α;

d) das bestimmende Wort ist ein Eigenname:

α) ein einfacher Eigenname: Karl-Straße, Adolf-Straße, Bismarck-Straße, Schumann-Straße, Franziskaner-Straße, Hohenzollern-Straße, Wettiner-Straße. Schreibung (für a, b, c und d, α): entweder in einem ungetrennten Worte, also: Schießbleiche, Langgasse, Tiergartenstraße, Karlstraße; oder in zwei durch Bindestrich verbundnen Wörtern, also: Schieß-Bleiche, Lang-Gasse, Tiergarten-Straße, Karl-Straße;

β) ein mehrfacher Eigenname, z. B. Karl-Anton-Straße, Ernst-Ludwig-Straße, Augusta-Viktoria-Straße, Dr.-Fleischer-Straße. Schreibung: mit zwei Bindestrichen, wie es bei den Beispielen angedeutet ist;

5. durch ein zusammengesetztes Wort, dessen erster Bestandteil wieder aus einem Eigenschaftswort und einem Hauptwort besteht, z. B. Heiliggeist-Straße, Heiligkreuz-Straße, Rotkreuz-Gasse, Blauhand-Gasse, Goldhut-Gasse, Goldfeder-Gasse, Gelbhirsch-Straße (alle in Frankfurt a. M.), Grünarm-Straße, Braunhirsch-Straße, Blaubeil-Straße (in Magdeburg), Schwarzadler-Gasse, Weißadler-Gasse, Blaunonnen-Gasse (in Wetzlar), Welschnonnen-Straße (in Bonn). Schreibung: am besten wohl wie angedeutet, damit die unangenehme Zweideutigkeit der Schreibung Blaue Nonnengasse, Gelbe Hirsch-Straße usw. umgangen wird, oder auch in einem Worte. Auch die „Roten Sterngasse“ und „Rotenturmstraße“ in Wien wären wohl zu Rotstern-Gasse und Rotturm-Straße zu ändern, wenn man nicht — wie es früher wohl geheißen hat — sagen will: Am roten Stern, Am roten Turm; die Braunhirschen-Gasse entspricht meinem Vorschlage.

Eine Abkürzung von Straße, Gasse, Platz zu Str., G., Pl. dürfte unter Umständen allgemein zu empfehlen sein.

Was meinen doppelten Vorschlag zur Schreibung von 4 a, b, c und d α, auch von 5 angeht, so sei erwähnt, daß Annaberg z. B. die Schreibung in einem Worte empfiehlt. Aber weshalb tragen wohl die neuesten Straßenschilder in Berlin und einigen andern großen Städten Aufschriften wie Karls Platz, Neu Gasse, Ost Straße? Offenbar nur um größte Deutlichkeit zu erreichen, indem vollständige Trennung beliebt wird.*) Gerade der größern Deutlichkeit halber möchte ich nun auch für Straßenschilder die Schreibung

*) Gott bewahre! Weil die Fabriken, in denen die Schilder bestellt werden, solchen Unsinn liefern, und die Behörden, die den Auftrag erteilt haben, sich das gefallen lassen.
D. R.

in zwei Wörtern, aber natürlich mit Bindestrich, für die genannten Fälle vorschlagen; unbedingt zu empfehlen ist sie bei solchen Verbindungen, wo das bestimmende Wort drei oder mehr Silben hat, z. B. Tiergarten-Straße, nicht Tiergartenstraße. Vermieden werden muß aber, worüber in mehreren Antworten geklagt wird, daß nun in einer Straße auf einigen Schildern z. B. Karl-Straße, auf andern aber Karlstraße (oder gar Carlstraße) steht; die Schilder jeder einzelnen Straße müßten einheitlich geschrieben sein. Für die Schreibung in einem Worte wird angeführt, bei Briefaufschriften schreibe man die Straßennamen gerne in einem Zuge. Gut, mag das jeder thun, wo es richtig ist. Aber selbst dort, sowie in Zeitungen und Wohnungsanzeigern ist wie bei den Schildern die andre Schreibung der Deutlichkeit halber zu empfehlen.

Was sollen nun unsre Sprachvereine in ihren Städten zu erreichen suchen? Nun zunächst die Befolgung der mitgeteilten Regeln, wie auch richtige Anwendung des Bindestrichs überhaupt; giebt es doch wirklich kaum noch Ladenschilder, auf denen dieser Unhold nicht mindestens einmal da steht, wo er nicht soll, und da nicht, wohin er gehört; G. Wustmann schreibt von Leipzig: „Jedes vierte oder fünfte Schild in Leipzig enthält irgendeinen Unsinn.“ Ist es denn nicht auch wahrhaft beschämend, daß eine Staatsanstalt die Aufschrift trägt: „Triersches-Institut“ (s. Grenzboten 1894, S. 114), daß eine Menge von Straßenschildern im deutschen Reich Aufschriften tragen wie Karl Straße, Kaiser Platz.*) Im Hohne habe ich wohl gesagt: Es kann noch dahin kommen, daß man Vor- und Familiennamen künftig durch Bindestrich verbinde; geglaubt habe ich an die Möglichkeit aber doch nicht, bis ich vor kurzem auf einem Rheindampfer die Inschrift las: „Mathias-Stinnes“! So weit wären wir also glücklich auch!**)

Vor allem möge auch nicht weiter geduldet werden, daß auf neuen Straßenschildern der Bindestrich überall unterdrückt wird. Zu vermeiden suchen soll man, daß die unter 1 und 2 besprochnen, meist geschichtlich und kulturgeschichtlich wertvollen Straßenbezeichnungen, die auch das Volk in seinem gesunden Sinne noch immer beibehält, willkürlich verändert und entstellt werden.

Aber wie sollen wir das alles erreichen? Landgerichtsrat Bruns in Torgau schreibt: „Es empfiehlt sich, zur Erreichung des Zieles, daß die Straßennamen richtig geschrieben werden, mit den Malerinnungen und den Zeitungsleitungen in Verbindung zu treten. In Städten, die sich ausdehnen, müssen die dort bestehenden Sprachvereine dahin wirken, daß den in der Zeit-

---

*) In Düsseldorf sah ich ein Straßenschild: „Kaiser-Wilhelm Straße“! Wieder ein bischen anders!

**) Die Schuld an solchem Blödsinn tragen einzig und allein die Firmenschreiber und die Accidenzdruckereien. Das Publikum müßte nur standhaft die Annahme verweigern. D. R.

schrift des Sprachvereins Spalte 35 (1895) aufgestellten Grundsätzen,*) sowie den Spalte 114—119 (1894) dargelegten**) entsprochen werde, wenn neue Straßen benannt werden." Das sind wichtige und beherzigenswerte Vorschläge.

Etwas andres regt Professor Stier in Neu-Ruppin an; er schreibt: „Ich halte gut gewählte Straßen- und Flurbezeichnungen für ein vorzügliches Mittel, vaterländische Gesinnung zu pflegen und Anknüpfungspunkte für den Unterricht in der Heimatkunde zu bieten. Man könnte zwar streiten, ob ein geschichtlicher oder der Sprachverein Vorschläge dazu zu liefern habe. Aber wenn der Allgemeine Deutsche Sprachverein als Verdeutschungsbuch Nr. 4 ein „Deutsches Namenbüchlein" für Personen bietet, so liegt dieselbe Veranlassung vor, ein solches für Ortsnamen zu bieten; ja ich glaube, daß das wichtiger ist und auch leichter Eingang finden würde. Ein Magistrat, der (wie neulich der unsrige) in einer Sitzung elf neue Straßen zu benennen hat, wird sicherlich geneigter sein, die Vorschläge eines ihm vorgelegten Büchleins zu berücksichtigen, als ein Vater, der seinem Kinde einen Namen sucht." Gewiß auch ein Vorschlag, der der Beachtung des Gesamtvorstandes des Sprachvereins wert ist.

Endlich noch die Frage: Was ist schon erreicht? Czernowitz schreibt: „Gegen die (falsche) Schreibung des eben zum erstenmale erschienenen Adreßbuches wird der Zweigverein am nächsten Vereinsabend Stellung nehmen." Aus einem Bericht in der Zeitschrift des Sprachvereins (X, 150) geht denn hervor, daß „der Herausgeber sich bereit erklärte, in der nächsten Ausgabe die wenigen Fehler, die ihm vorgeworfen worden sind, zu verbessern." Von Reichenberg heißt es bei Frage 10: „Der Zweigverein Reichenberg hat gelegentlich der Herausgabe eines neuen Adreßbuches unter Zugrundelegung nebenstehender Veröffentlichungen betreffs sprachrichtigen Druckes der Straßennamen erfolgreich Einfluß genommen." Am eingehendsten hat sich der Stuttgarter Sprachverein mit der Angelegenheit beschäftigt; er hat an den Gemeinderat im September vorigen Jahres eine ausführliche Eingabe gemacht, in der die Erhaltung alter Namen, die Verminderung unnötiger Fremdwörter und ungelenker Zusammensetzungen (Kaiser-Wilhelms-Platz***) und die richtige Schreibung der Straßennamen gefordert werden; für diese letzte sind Regeln beigefügt, die sich mit den meinigen decken. Der Gemeinderat hat darauf in Aussicht gestellt, daß er von den Anregungen des Vereins Gebrauch machen werde.

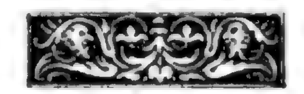
*) Vorschläge von Professor Stier zur Verdeutschung von Chaussee, Promenade, Allee u. ä.

**) Jetzt ergänzt durch den vorliegenden Aufsatz.

***) Mit der trefflichen Bemerkung: „So wenig man verlangt, daß ein Gattungsname die vollständige Begriffsbestimmung oder Beschreibung des benannten Dinges gebe, so wenig braucht ein Ortsname den ganzen Stamm und Titel der Person, an die er erinnern soll, zu enthalten; beidemale genügt eine Andeutung."

Und hier in Bonn? Nun unser Oberbürgermeister, der auch Mitglied unsers Vereins ist, sowie der Bürgermeister von Poppelsdorf haben die Berücksichtigung unsrer Wünsche zugesagt, und es scheint in der That, daß die zuletzt angebrachten Schilder wirklich jetzt die richtige Schreibung führen. Vergebens habe ich leider den Herausgeber unsers „Adreßbuches" zu bewegen gesucht, die richtige Schreibung einzuführen; nur bei den wenigen Namen mit Eigenschaftswörtern (z. B. Koblenzer Straße) sollte er die Trennung stattfinden lassen, er behauptete aber, das nehme zu viel Platz weg, auch störe es z. B. in der Liste das einheitliche Bild! Als ob das nicht auch „gestört" würde durch die stets auch von ihm getrennt gedruckten Namen: Endenicher Allee, Poppelsdorfer Allee, Kölner Chaussee usw. Hoffentlich druckt er nicht künftig der Einheitlichkeit des Bildes zuliebe auch Endenicherallee usw.; er ist sonst ein eifriges Mitglied unsers Vereins.

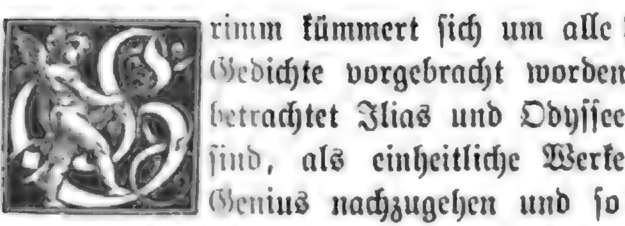
Der Leser verzeihe, wenn ich zuweilen etwas abgeschweift bin von meinem eigentlichen Gegenstande; Gelegenheit dazu war nur zu häufig gegeben. Den dankenswerten Stoff habe ich aber trotzdem nicht ganz verwerten können; einige andre Dinge, die mit der Frage zusammenhängen, werde ich gelegentlich an andrer Stelle besprechen.



Die Homerische Frage

Von C. Rothe (in Friedenau)

(Fortsetzung)



Grimm kümmert sich um alle Bedenken, die gegen die Einheit der Gedichte vorgebracht worden sind, ebensowenig wie Knötel, er betrachtet Ilias und Odyssee als das, als was sie überliefert sind, als einheitliche Werke und sucht nun dem schaffenden Genius nachzugehen und so ein Verständnis für die Handlung und die Charaktere zu gewinnen. Vergleiche mit den Schöpfungen andrer großen Dichter, namentlich Dantes, Shakespeares und Goethes, ja selbst großer Künstler, wie Raphael, dienen dazu, die Kunst Homers anschaulich zu machen und sie richtiger würdigen zu lernen. Es ist begreiflich, daß seine Urteile häufig zum Widerspruch herausfordern, und daß auch sonst neben großen

Vorzügen in der Darstellung Schattenseiten nicht fehlen,*) die den Genuß an der Lektüre des Buches stören. Im ganzen aber muß anerkannt werden, daß Grimm viel gethan hat, um Szenen, die die zersetzende Kritik als elende Erzeugnisse von Nachdichtern verworfen hat, richtig zu erklären und ihre Bedeutung für die ganze Dichtung ins rechte Licht zu setzen. So hält er, um ein Beispiel zu geben, den ziemlich allgemein verworfnen zehnten Gesang der Ilias (die Dolonie) für echt, weil er „Dinge“ enthalte, „die dem Gedicht nicht fehlen dürfen.“ Er soll ganz besonders der Charakteristik des Menelaos gewidmet sein, von dem Grimm (II, 29 ff.) ein ganz eigentümliches Bild entwirft und dabei meint, daß der Dichter bei der Schilderung des Helden in den vorangehenden Gesängen „schon die Verhältnisse im Auge habe, die im zehnten erst ihre ausreichende Begründung erhalten.“ Ähnlich schreibt er zum siebzehnten Gesange (II, 217): „Die, welche ein zufälliges Zusammenkommen der Ilias aus allerlei aneinander sich reihenden Volksliedern für möglich halten, möchte ich fragen, ob die Wirkung des siebzehnten Gesanges denkbar sei ohne den Hinblick auf das Folgende und auf das Vorhergegangne. Ob die Aristeia des Menelaos verständlich wäre ohne Kenntnis seiner durch alle Gesänge sich merklich machenden Charaktermischung: des erfolglosen Heldentums, des ewigen Wollens, das immer wieder von Erwägungen des eignen Schicksals und von bösen Zufällen unterbrochen wird. Je mehr wir uns dem Abschlusse der Ilias nähern, um so feiner wird die moralische Ausarbeitung der einzelnen Gestalten; jedoch nur derjenigen, auf die es dem Dichter ankommt.“

Doch billigt Grimm durchaus nicht alles, was wir jetzt in Ilias und Odyssee lesen. Wenn die Darstellung seinen Anforderungen nicht entspricht, glaubt er, daß der ursprüngliche Text verloren gegangen oder verstümmelt worden sei. Ja er versucht, wie nur irgendein philologischer Kritiker, den ursprünglichen Zusammenhang durch eigne Phantasie zu ergänzen. Bezeichnend dafür ist (I, 45 ff.) die Behandlung des Anfangs des zweiten Gesanges, der sich wohl mehr als irgend ein andrer Gesang der Ilias hat meistern und Änderungsversuche gefallen lassen müssen. Ich will deshalb näher auf ihn eingehen und daran zugleich meinen Standpunkt zur homerischen Frage darlegen. Ich bin der Ansicht, daß weder Knötels noch Jägers noch Grimms Ausführungen ausreichend sind, die Angriffe, die Homer erfahren hat, abzuschlagen. Es genügt nicht, den Leugnern der Einheit gegenüber auf die ge-

*) Ich rechne dahin besonders den bekannten Stil Grimms, das Zerhacken des Gedankens durch Punkte (II, 19 in 13 Zeilen 18 Punkte!) und das Übertragen ganz moderner Begriffe in jene alte Zeit. Wen sollte es nicht ärgern, wenn Hektor im Vergleich zu Äneas ein „Parvenü“ (II, 40) oder Iris „das Idealbild eines ausführenden Sekretärs hohen Ranges“ (II, 155) genannt wird?

schichtliche Überlieferung oder auf die Vorzüge der Dichtung hinzuweisen und zu thun, als wäre alles vortrefflich und untadlig, und wenn uns etwas nicht so erscheint, sofort (wie Grimm und die meisten Verteidiger der Einheit) eine Verderbnis des ursprünglich vortrefflichen Textes anzunehmen, sondern wenn wir Fehler und Unebenheiten in der Darstellung finden, so müssen wir zunächst fragen: Weshalb ist der Dichter, der doch den Gang der Handlung sonst so angemessen zu gestalten weiß, so verfahren, und was hat er mit diesem offenbaren Fehler erreicht?

Diese Betrachtungsweise ist geboten für alle Dichter, nicht bloß für Homer. So planvoll schaffende Dichter wie Lessing, Schiller und Goethe bieten zahlreiche Beispiele auffallender, in Wirklichkeit ganz unmöglicher Szenen, von denen ich eine Reihe in dem genannten Programm: „Die Bedeutung der Widersprüche usw." angeführt habe. Ich erinnere hier nur an das Gespräch der beiden Königinnen in Schillers Maria Stuart (III, 4), das der Dichter selbst „eine moralisch unmögliche Situation" genannt hat, das auch nicht geschichtlich ist, ja auch nach der ganzen Anlage der Handlung unerwartet kommt. Wenn trotzdem Schiller gerade diese Unterredung in den Mittelpunkt der ganzen Handlung gestellt hat, so muß er dazu wichtige ästhetische Gründe gehabt haben, die ihn über alle Schwierigkeiten hinwegsehen ließen.*) Daß diese Auffassung richtig ist, bestätigt uns in willkommner Weise das eigne Gedächtnis Goethes bei einem ähnlichen „Fehler" in seiner Dichtung. In einem Gespräche mit Eckermann (am 5. Juli 1827) kommt die Unterredung auch auf die Helena im Faust. Dabei erklärt Goethe: „Aber haben Sie bemerkt, der Chor fällt bei dem Trauergesang ganz aus der Rolle; er ist früher durchgehends antik gehalten oder verleugnet doch nie seine Mädchennatur, hier aber wird er mit einemmal ernst und hoch reflektirend und spricht Dinge aus, woran er nie gedacht hat und auch nie hat denken können." Eckermann antwortet, daß er das wohl bemerkt habe, fügt aber hinzu: „Solche kleine Widersprüche können bei einer dadurch erreichten höhern Schönheit nicht in Betracht kommen. Das Lied mußte gesungen werden, und da kein andrer Chor gegenwärtig war, so mußten es die Mädchen singen." Und Goethe erwidert lachend: „Mich soll nur wundern, was die deutschen Kritiker dazu sagen werden. Den Franzosen wird der Verstand im Wege sein, und sie werden nicht bedenken, daß die Phantasie ihre eignen Gesetze hat, denen der Verstand nicht beikommen kann und soll." Ganz wie Goethe hier einen Unterschied macht zwischen den Anforderungen des Verstandes und den Schöpfungen der Phantasie, so noch in den Gesprächen vom 27. Januar 1827 und vom 29. Januar 1827 („Diese intendirte Änderung war eine Forderung des Verstandes, und ich wäre dadurch bald zu einem

*) Welche das sind, haben die Erklärer seiner Dramen, vor allem Bellermann, nachgewiesen.

Fehler verleitet worden. Es ist dies ein merkwürdiger ästhetischer Fall, daß man von einer Regel abweichen muß, um keinen Fehler zu begehen.") Was aber Goethe von der Forderung seines Verstandes sagt, der ihn bald zu einem Fehler verleitet hätte, gilt von der reinen Verstandeskritik noch heute. Sie achtet nicht darauf, daß bei der Ausführung ihrer Forderung auch große Schönheiten der Dichtung zu Grunde gehen würden.

Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkt den Anfang des zweiten Gesanges der Ilias, so werden wir finden, daß die Anstöße der Darstellung alle ihre Erklärung in der Erreichung eines höhern Zweckes, in der Durchführung eines künstlerischen Planes finden. Der Dichter beginnt die Ilias bekanntlich mit dem Streite zwischen Agamemnon und Achill, infolgedessen sich Achill vom Kampfe zürnend zurückzieht; er führt uns also mitten in die Handlung hinein. Wäre nun dieser Streit und seine Lösung alleiniger Zweck des Dichters, so könnte er freilich sofort zu den Kämpfen weitergehen, die die Griechen in so große Not brachten, daß sie sich bittflehend an Achill wenden mußten, wenn sie nicht unter Hektors Streichen erliegen wollten. Nun aber ist der Plan des Dichters viel umfassender. Er will uns ein Bild geben von dem gewaltigen Ringen zweier Völker. Dabei muß er natürlich auch den Grund dieses Kampfes angeben und sein Ende, wenn nicht schildern, so doch ganz unzweifelhaft hinstellen. Bei diesem Plane ist der Streit der beiden Helden nur Nebenzweck; er dient nur dazu, den Haupthelden, der allen weit überlegen ist, für einige Zeit vom Schlachtfelde zu entfernen und so Raum zu schaffen für die Entfaltung der Kräfte der übrigen Helden und ein wechselvolles Bild der Kämpfe zu geben. Da nun Homer nicht, wie es ein unbegabter Dichter gethan hätte, den Krieg ab ovo erzählen wollte (vgl. die Ars poetica des Horaz, 136—137), sondern uns mit bewundernswürdiger Kunst gleich mit den ersten Versen in den Krieg hineinversetzt hat, und zwar in die letzte Zeit des Krieges, so mußte er an irgend einer Stelle das zum Verständnis der Handlung notwendige nachbringen. Dies ist der Zweck der Bücher 2 bis 7, der nur zu lange verkannt worden ist und deshalb zu unrichtiger Ansicht über ihre Entstehung geführt hat. Unsre Romanschriftsteller, die uns nach dem Vorgange Homers auch mitten in die Handlung hineinversetzen, bringen den notwendigen Anfang der Handlung entweder ohne alle Verbindung am Anfang des zweiten, dritten oder noch spätern Kapitels einfach nach, oder sie lassen den Helden an irgend einer passenden oder unpassenden Stelle in Nachdenken versinken und dabei sein vergangnes Leben an seiner Seele vorüberziehen, oder wenden noch weniger zu billigende Mittel an, um uns mit dem zum Verständnis nötigen oder wünschenswerten bekannt zu machen. Homer, wohlgemerkt, der erste, wenigstens nach unsrer Kenntnis der Litteratur, der eine so künstlerische, vom Natürlichen abweichende Anordnung des Stoffs versucht hat, ist dabei so verfahren, daß er eine Verbindung zwischen dem ersten und dem zweiten Gesange

bestehen läßt und uns fast unbemerkt sowohl die Dauer, als den Anfang und den Grund des Krieges angiebt.

Das Mittel dazu, das natürlich leicht, wie alle ähnlichen, zu tadeln, aber sehr schwer durch ein andres zu ersetzen sein dürfte, ist der Traum, den Zeus dem Agamemnon schickt, um ihn zum Kampfe anzuspornen, wobei die im ersten Gesange geschilderte Lage vorausgesetzt wird. Es bedurfte wohl einer besondern Ermutigung zum Kampfe für die Griechen, da sich ihr Hauptheld grollend zurückgezogen hat. Man sollte nun freilich erwarten — und das haben auch alle reinen Verstandeskritiker gethan —, daß der so angespornte Agamemnon die Griechen sofort zum Kampfe führen werde. Statt dessen beruft er die Fürsten, teilt ihnen den Traum mit und erklärt ihnen ganz unerwartet, er wolle die Menge dadurch versuchen, daß er sie zur Rückkehr in die Heimat auffordre. Und keiner der Fürsten macht ihn auf das Bedenkliche seines Planes aufmerksam; es folgt vielmehr nur eine kurze Bemerkung Nestors über den Traum selbst, dann die Volksversammlung, in der, wie vorauszusehen war, der Vorschlag die entgegengesetzte Wirkung hat, die Agamemnon gehofft hat: das Volk stürzt in hellen Haufen zu den Schiffen, um ins Vaterland zurückzukehren. Da dies Verfahren Agamemnos ganz unbegreiflich, ja in Wirklichkeit unmöglich erscheint, so haben alle Kritiker, die die Stelle nur für sich betrachten und nicht weiter sehen oder Auffallendes bei andern Dichtern zur Erklärung heranziehen, hier eine „Störung des ursprünglichen Zusammenhangs" angenommen. Leider ist auch Grimm, der doch so bewandert in der Litteratur der verschiedensten Völker und Zeiten ist, in diesen Fehler verfallen. Er glaubt, daß ursprünglich Odysseus dem Könige den Rat gegeben habe, das Volk zu versuchen, um eine Bestätigung für den Traum des Zeus zu haben. Wie ist es aber denkbar, daß der schlaueste aller Griechen einen so thörichten Vorschlag thun sollte, dessen Folgen er doch voraussehen mußte, und daß die andern Fürsten, vor allen Agamemnon, dem nicht entschieden widersprochen hätten?

Ich halte diese Lösung der Schwierigkeit für die unglücklichste, weil sie auf etwas für die Handlung unwesentliches, einen bloßen Notbehelf, den Traum Agamemnons, ein Gewicht legt, das ihm in keiner Weise zukommt. Der Dichter geht vielmehr über die Absicht Agamemnons, das Volk zu versuchen, die ja an sich unverständlich ist, in der Versammlung der Fürsten ganz kurz hinweg; er läßt sie von andern nicht angreifen, weil sie nicht verteidigt werden kann — ganz wie er in der Odyssee (7, 242 ff.) den Helden die Frage der Arete nach seinem Namen übergehen läßt, ohne Gründe für sein Verschweigen anzugeben, weil sich eben keine Gründe angeben lassen. Deshalb aber Homer für einen „Stümper" zu halten, wie es eine unbillige Verstandeskritik thut, die ein Dichterwerk wie ein geschichtliches oder philosophisches Werk behandelt, geht nach dem, was ich oben über das Verfahren unsrer größten Dichter gesagt

habe, nicht an. Ein solches verwerfendes Urteil würde nur dann berechtigt sein, wenn sich ein „höherer Zweck" nicht nachweisen ließe. Dieser aber liegt ganz offen da. Die Versuchung des Volks dient dem Dichter dazu, uns in die Zeit, wo der Krieg spielt, und in die Stimmung der Griechen im zehnten Jahre des Krieges zu versetzen, wie die spätern Reden einzelner Helden, des Nestor, des Odysseus, auf den Anfang und das Ende des Krieges zugleich hinweisen und der dritte Gesang, neben andern Aufklärungen, uns den Grund und Gegenstand des Krieges vor Augen führt. Um dieses Zweckes willen läßt der Dichter den Agamemnon etwas thun, was in Wirklichkeit kaum möglich wäre; die Ermutigung, die Agamemnon durch den Traum erfährt, dient notdürftig dazu, sein Thun einigermaßen begreiflich zu machen, wie in der oben aus Schiller angeführten Stelle Elisabeths Eitelkeit, welche Leicester anstachelt, um die Zusammenkunft der beiden Königinnen zu ermöglichen. Zu genauerm Abwägen aber kommt erst beim Lesen der kritische Zweifler. Denn „die Phantasie des Hörers wird so unablässig in Anspruch genommen — erst durch den Traum, dann durch die lärmende Volksversammlung, den Aufbruch zur Heimkehr, das Dazwischentreten des Odysseus, die Bestrafung des Thersites —, alle diese Bilder reihen sich so lebendig und ununterbrochen vor unsern Augen an einander, daß wir zu kritischen Einwendungen zunächst gar keine Zeit haben" (L. Erhardt, Die Entstehung der homerischen Gedichte S. 29).

Dieses eine Beispiel mag hier genügen, um meine Auffassung gegenüber der neuern Homerforschung, selbst Grimm gegenüber, der doch sonst so bemüht ist, die Einheit der homerischen Gedichte zu beweisen, anschaulich zu machen.*) Ich bin der Ansicht, daß nicht nur kleinere Versehen und Unachtsamkeiten, wie sie zu dem Urteile des Horaz führten: Quandoque bonus dormitat Homerus, sondern auch schwerere Anstöße und Unebenheiten nicht gegen die einheitliche Auffassung der Gedichte sprechen, wenn wir den Grund zu dem Widerspruche in einer bestimmten Absicht des Dichters entdecken können. Denn ähnliche Widersprüche finden wir auch in entschieden einheitlichen Werken selbst hochbegabter Dichter. Dabei ist zu bedenken, daß wir durch nichts berechtigt sind, in Ilias und Odyssee Werke wie aus einem Guß anzunehmen, bei denen der Dichter von vornherein nach einem bestimmten Schema einen Tag nach dem andern gearbeitet habe. Schillers Don Carlos, doch auch das Werk eines Dichters, hat sich viele Umgestaltungen gefallen lassen müssen, Dante hat an seiner Divina Commedia sein ganzes Leben gearbeitet, wie Goethe an seinem Faust. Besonders bezeichnend aber ist in dieser Hinsicht das Geständnis Wie-

*) Wer sich für die Frage interessirt, findet eine Reihe ähnlicher Beispiele besprochen in dem anfangs genannten Programm „Die Bedeutung der Widersprüche für die Homerische Frage." Auch Jäger a. a. O. bietet einige Fälle ähnlicher Erklärung.

lands über die Entstehung seines Oberon: „Psychologisch kann ich mirs nun doch ganz gut denken, daß Homer progressiv und nach und nach selbst die zwei Epopöen nach vorhandnem Plane zusammengesetzt habe. So ist mein Oberon entstanden. Ich hatte die ihm zu Grunde liegende Fabel als faktische Überlieferung im Kopf. Nun war es mir ein organischer Keim in meiner Seele, der nach und nach immer mehr Sprossen und Blüten aus sich hervortrieb. Ich habe nie einen eigentlichen Plan dazu entworfen, wie sich etwa manche Maler zu einem historischen Gemälde eine Skizze vorzeichnen. Ein dunkles Gefühl hat mich von einem zum andern geleitet, und die genetische Dichterkunst hat so lange fortgewirkt, bis alles in einander griff und zu einem Ganzen verschmolz. Warum sollte es mit dem Homerischen Erzeugnis nicht ebenso stehen?“ Die letzte Frage ist unzweifelhaft berechtigt, namentlich wenn man die Zeit, wo Homer lebte, erwägt, eine Zeit, die von logisch strenger Disposition eines Werkes noch nichts wußte, obwohl sie mit sicherm Gefühl häufig auch die beste Einteilung gefunden hat. So ist es z. B. denkbar, daß der Dichter erst nach und nach Patroklos zu dieser Bedeutung für die Handlung herausgearbeitet hat (wie Schiller im Don Carlos den Marquis Posa) oder sich erst während des Dichtens entschlossen hat, die Telemachie in die Odyssee einzulegen. Ist doch selbst Goethes Hermann und Dorothea, obwohl in ganz kurzer Zeit entstanden, während der Arbeit dem Dichter von sechs auf neun Gesänge gewachsen, und nicht weniger bekannt ist, wie Schiller im Wallenstein einzelne Teile bald bedeutend erweitert, bald zusammengezogen hat. Bei Homer haben wir keine derartigen litterarischen Angaben, aber das hindert doch nicht, eine ähnliche Art des Schaffens bei ihm vorauszusetzen. So kann auch manches ein späterer Zusatz sein, aber nicht von einem geistlosen Rhapsoden, sondern von dem Dichter selbst, der dies oder jenes näher begründen wollte. Auch hierfür liegt uns eine Erklärung eines Dichters, keines geringern als Goethes selbst, vor. Er schreibt (am 19. April 1797): „Einige Verse im Homer, die für völlig falsch und neu ausgegeben werden, sind von der Art, wie ich einige selbst in mein Gedicht (Hermann und Dorothea), nachdem es fertig war, eingeschoben habe, um das Ganze klarer und faßlicher zu machen und künftige Ereignisse beizeiten vorzubereiten.“

(Schluß folgt)

Dramaturgisches und Dramatisches

In der Dramatischen Handwerkslehre von Avonianus (Berlin, Hermann Walther, 1895) haben wir eine außerordentlich fesselnd geschriebne „Technik“ des Dramas vor uns. Der Verfasser, ein bekannter Dichter und Kritiker, kennt das Leben in Nord- und Süddeutschland, er kennt die Großstadt und die Verhältnisse der Bühne genau. Er ist alt genug geworden, sich nicht mehr durch das erste Beste imponiren zu lassen (seltsamerweise verwandelt sich ganz vereinzelt seine Kritik, wo man es am wenigsten begreift, nicht bei dichterischen, sondern bei kritischen Arbeiten, in eine Hochachtung, die doch mehr als Höflichkeit zu sein scheint), er steht auch als Beobachter selbst bereits außerhalb der Interessen, von denen aus die Theaterwelt regiert wird, und will nun — das ist sein Vorsatz — aus einer reichen Erfahrung jungen dramatischen Dichtern zeigen, vor was für Fehlern sie sich am meisten zu hüten haben. Er spricht über die Wahl des Stoffes, über die Führung der Handlung, über die Sprache und über moderne und alte Bühnentechnik, mit reichlichen Beispielen aus Dramen von Shakespeare bis in die allerneueste Zeit. Seinem Standpunkt nach ist er modern, insofern er nicht über Shakespeare zurückgeht, uns das Altertum erläßt und die Schicksalstragödie und die in den letzten Jahren so vielfach besprochne tragische Schuld. Er hält sich also nur an das moderne Leben. Aber er ist keineswegs modern in dem unangenehmen Sinne, den die heutige Theaterwelt und die allerneueste Bühnentechnik erfunden und ausgebildet hat. Hier greift er energisch und wohlthuend mit seiner Kritik ein und zeigt an den ältern Mustern das Nachahmenswerte, was zu weiterm Studium für den Dramatiker von heute den Ausgangspunkt abgeben soll. Er hat also junge Dichter im Auge, und die meisten davon verunglücken nach den ersten dramatischen Versuchen; das zeigt er an zahlreichen Beispielen. Solchen Dichtern möchte er helfen und sie vor Enttäuschungen bewahren. Aber sein Buch ist vor allem doch auch ein Lesebuch für jeden gebildeten Menschen, um so mehr, als die „Handwerkslehre“ die verbrauchten Ausdrücke des ästhetischen Wortvorrats vermeidet und einfach und deutlich zu jedermann über die Sachen spricht. Der leitende Gedanke, der immer wieder zum Vorschein kommt, ist, daß ein Drama kein Lesestück sein soll, sondern ein Bühnenstück. Ein Drama kann zu einer angenehmen, sogar zu einer erhebenden Lektüre werden, aber es soll ge-

Digitized by Google

schrieben sein für die Aufführung. Es soll Handlung haben, denn nur die läßt sich darstellen, und nur sie interessirt. Nun zeigt er uns an einer großen Reihe von Dramen, vom Hamlet bis zur „Familie Selicke,“ was „aktuell“ ist, und was nicht. Sein Führer ist Shakespeare (der vom Avon), und zwei längere Aufsätze über die Handlung des Hamlet gehören zu den glänzendsten Abschnitten des Buches, das alles in allem genommen eine wahre Wohlthat ist gegenüber so manchem, was wir seit Freytags Technik des Dramas haben genießen müssen.

Hat man dieses durch und durch lebensvolle Buch aus der Hand gelegt, so kommt einem Shakespeares zweiter mittelalterlicher Dramencyklus von Dr. E. W. Sievers (Berlin, Reuther und Reinhard, 1896), das nachgelassene Werk eines kürzlich verstorbnen ältern Gymnasiallehrers, der sich mehrfach mit Shakespeare beschäftigt hat, allerdings vor wie ein erratischer Findling, ein Zeugnis fleißiger Gedankenarbeit aus einem frühern Zeitalter. Dieser Band von drittehalbhundert Seiten behandelt Richard II., den ersten und zweiten Teil von Heinrich IV. und Heinrich V. An diesen vier Stücken wird uns erstens der „Entwicklungsgang des Königtums“ gezeigt, zweitens der „Entwicklungsgang der Menschheit“ und endlich drittens — auf über hundert Seiten — Shakespeare „als Interpret der Johanneischen Logosidee.“ Wir geben die Abteilungen wörtlich, damit man die Ausdrücke nicht für willkürlich untergeschoben halte. Der Herausgeber des Buches, ein Privatdozent des Englischen an einer deutschen Universität, sagt uns nach einigen abfälligen Bemerkungen über A. W. Schlegel und Gervinus, die wissenschaftliche Erkenntnis Shakespeares hätten in Deutschland in der Zeit vor 1840 nur drei Männer gefördert: Goethe, Herder und Solger. Darauf heißt es: „Sievers ist einer der bedeutendsten derer, die diese Richtung fortsetzten.“ Wir müssen ihm für diese Behauptung die Verantwortung überlassen.

Auch Kuno Fischers Streifzüge wider die Unkritik (Heidelberg, Winter, 1896) beschäftigen sich mit dem Drama, aber dem deutschen. In den drei ersten Aufsätzen über Lessings Nathan und Faust wendet sich Fischer gegen zwei Gegner, die kaum irgend jemand kennt, und die die Ehre litterarischer Befehdung auch nicht verdienen. Lassen wir sie darum namenlos. Die Arbeit eines Dritten — „Ein Faustkommentator“ (der vierte Aufsatz) — bringt uns aber gar in den Bereich des hellen Blödsinns. Was für eine Überwindung muß es doch den ästhetischen Kritiker von anerkanntem Geschmack gekostet haben, diese früher in Zeitungen und Zeitschriften erschienenen vier Aufsätze zum zweitenmale zum Druck zu geben! War es wirklich nötig? Selbst in Bezug auf Nummer fünf und sechs, über Goethes Iphigenie und die historische Persönlichkeit des Antonio im Tasso — gegen Düntzer — dürfte man die Frage thun. Denn Kuno Fischer hätte auch ohne diese Wiederholung seiner Ausführungen Recht behalten, weil er von vornherein Recht hatte.

An diese kritischen Arbeiten über das Drama schließen wir die Besprechung einiger dramatischen Dichtungen. Da ist zunächst Luther, ein dramatisches Gedicht von Friedrich M. Mühlhausen (Leipzig, Wigand, 1896). Es ist nicht leicht, gegenüber einer wohlgemeinten und ernsten Dichtung über einen schönen und großen Gegenstand einen Standpunkt zu gewinnen, wie ihn der Beurteiler sich schuldig ist, und der zugleich dem Dichter, wenn man ihn fragen wollte, gerechtfertigt erscheinen würde. Luther bleibt immer Luther, und was wirksam ist an einer derartigen Dichtung, das wirkt meistens trotz des Dichters und ohne sein Verdienst. Auf der andern Seite aber ist es gewiß doppelt schwer, in einem Drama über Luther neues und eignes Verdienst zu zeigen. Doch wir wollen uns auf einen etwas festern Boden begeben. Der Verfasser schreibt, abgesehen von einer Prosaszene, in fünffüßigen Jamben. Es scheint, als ob er diese unscheinbaren, reimlosen Verse für leichter gehalten hätte. Größere Vorgänger vor ihm haben manchmal behauptet, sie wären im Gegenteil schwerer als gereimte. Jamben bestehen ja bekanntlich nur aus Hebungen und Senkungen. Aber wie steht es damit z. B. in folgenden Versen:

Alexius
Justinianus dat honores.

Luther
Ja.

oder folgenden:

Luther
Getrost.

Mönch
Welch eine That so grauenvoll
Liegt dir auf dem Gewissen? Öffne mir
Mein Sohn, dein Herz.

oder vollends:

Ehernen Klanges. Bist, Unselger du

oder:

Und ich, ich muß begehren, ich bin so
Geboren, ich kann ja nicht heilig sein!

oder:

Ich gehe, um
Fräulein von Bora herzurufen.

Und sehr viel häufiger noch, als uns solcher Widerstreit von Wort- und Verston an die Ohren schlägt, langweilen uns die bedeutungslosen Flickwörter, die nur die Aufgabe haben, die Silbenzahl vollzumachen. Man höre z. B. folgendes:

Nein!
Wir müssen alle, jeder selber, sterben,
Ein jeder muß selbst auf die Schanze, muß
Selbst mit dem Tode und dem Teufel ringen.

oder folgenden Dialog:

Luther

Und was ist es denn?
Zürnt nicht mit mir, von Herzen mein' ich ja
Es gut mit euch.

Katharina

Gerade euch kann ich
Es ja nicht sagen.

Luther

Katharina, sagt,
Bin ich es, der Geächtete?

Katharina

Ja, ihr!

Wie kann man auf dem Höhepunkte des Dramas, wo sich Luther und Katharina fürs Leben verbinden, sie so sprechen lassen und sich dann noch einreden, das wäre gedichtet!

Karla Bühring ist der Titel eines „Frauendramas" in vier Akten von Laura Marholm (München, Albert Lange, 1895). Es spielt in einem Nordseebade und führt uns in moderne bürgerliche, recht angefressene Verhältnisse. Die treibende Kraft des Stücks ist ein aufgeblasener, vor lauter Eitelkeit halb verrückter jüdischer Litterat, Dr. Collander, der seine ziemlich einfältige Frau schlecht behandelt und dafür Verhältnisse unterhält, zunächst mit der Frau eines phlegmatischen Großkaufmanns Eschenmeyer, einer Art von Gans, und dann — im Laufe des Stücks — mit Karla Bühring, einer Violinvirtuosin. Von Herrn Eschenmeyer und einem ernsthaften Anbeter der Karla, Baron Wetterberg, zur Rede gestellt und geohrfeigt, muß er schließlich mit Frau und Kindern abreisen. Karla, die Heldin, hat inzwischen dem Baron ihre Hand versprochen, bekommt aber über diesen Schritt Reue, weil es zwischen ihr und Collander schon zu weit gekommen ist, und — greift zum Revolver. „Vorhang." Das wäre die Fabel. Die Verfasserin hat das Stück für die Bühne geschrieben, aber „es enthält noch etwas andres und mehr." Die Frauen darin sind nämlich „jede innerhalb ihrer Lebensstellung und Begabung typisch." Schlimm genug für sie! Und weiter: „Die echten Frauenrollen, in denen sich das Weib als Weib fühlt und seine unbewußte Natur nach außen spielt(?), werden immer seltener. In Karla Bühring habe ich eine solche zu schaffen versucht." Über den Wert dieser Schöpfung werden immerhin dem Leser einige Zweifel bleiben, und für den Fall, daß das Stück zur Aufführung kommen sollte, scheint die Verfasserin selbst ein Bedenken angewandelt zu haben, das sie mit der vielsagenden Bemerkung erledigt: „Die Szenenwirkung wird wesentlich von der Expansionskraft der Darstellerinnen getragen." Freilich! Denn wie will mans uns glaublich machen, daß dieser Collander, dem Karla

Bühring zuruft: „Was Sie eigentlich für eine Bocksphysiognomie haben,“ und der sich selbst mit den bocksbeinigen Satyrn vergleicht, in dieser „typischen“ Frauenwelt soviel Unheil anrichten kann!

Da zeigt uns gerade zur rechten Stunde eine kleine, anspruchslose Jugendarbeit von Franz Nissel, was ein Drama ist: „Ein Wohlthäter, Schauspiel in drei Akten,“ in Nissels dramatischen Werken (Dritte Folge, Stuttgart, Cotta, 1896) von seiner Witwe herausgegeben. Lauter einfache Leute. Ein Bauer, seine Tochter Marie, sein Knecht Andres, den er als Kind hilflos an der Hecke gefunden und in sein Haus genommen hat. Die jungen Leute sind einander gut, der wohlhabende Mann will den armen Burschen zum Schwiegersohn. Aber diesen drückt der Gedanke, daß er dem Alten nicht nur die Frau, sondern auch das Gut verdanken soll. Er geht trotzig davon und kommt erst nach Jahren zurück, als der Alte, durch unverschuldetes Unglück von Haus und Hof getrieben, sich durch die Hände seiner kränkelnden Tochter ernähren lassen muß. Nun das Wiedersehen und gleich darauf ein einfacher, alltäglicher Schluß: Andres und Marie. Aber wie ist das geschildert! Spannend, Teilnahme fordernd, und doch so schlicht, wie das Volk redet. Hier hätte Avonianus auch zeigen können, was „Handlung“ ist. Dabei ist das Stück eine reizende Geschichte, die sich auch vortrefflich zum Lesen eignet.

„Ein dramatisches Gedicht in vier Aufzügen“ nennt sich endlich Nabuco von F. Fontana, deutsch von Bertha von Suttner (Dresden, Pierson, 1896). Fontana ist ein talentvoller, witziger, unruhiger und unbefriedigter Norditaliener, halb Franzose von Neigung und als Journalist bei einem Teile der Franzosen sehr beliebt. Geschrieben hat er so ziemlich über alles mögliche und ist ein echter fin de siècle-Mensch; mit nichts zufrieden, macht er überall seine spöttischen Fragezeichen und ist immer noch geistreicher als seine Vorgänger. Wo sie auf ihren Füßen gingen, versucht ers auf den Händen. Das etwa ist der Charakter seines Feuilletons und einer Art von krauser Satirendichtung, wodurch er seit langer Zeit bekannt ist. Nun hat er auch Operntexte und Dramen geschrieben, und Ludwig Fulda, der uns dieses in einem Vorwort mitteilt, lehrt uns zugleich, daß der Nabuco ohne Zweifel zu seinen besten Arbeiten gehöre, sowohl wegen der schönen leidenschaftlichen Sprache, als wegen des originellen „Wurfes.“ Wir dürfen uns also auf etwas besondres gefaßt machen.

Die Fabel ist ziemlich einfach. Nabuco d. h. Nebukadnezar, umgeben von einer Schar von Feldherren und Höflingen, die bis auf zwei oder drei weiter keine Aufgabe zu haben scheinen, als daß sie uns durch ihre wunderlichen, schwer auszusprechenden Namen einige Unbequemlichkeit bereiten — Nabuco kehrt von einem siegreichen Feldzuge nach Babylon zurück. Sein Übermut kennt keine Grenzen mehr. Plötzlich aber fängt er an, auf allen Vieren zu kriechen, winselt wie ein Hund, leckt seinen Unterthanen die Hand. Sie legen

ihm ein Halsband um und schmieden allerlei Pläne, ihn zu entthronen. Noch ein zweites mal fällt er in diese tierische Rolle, als er kaum genesen, wiederum seinen Tyrannengelüsten folgt und einen Feldzug plant. Beidemale errettet ihn aus dieser schlimmen Lage und giebt ihm menschlichen Verstand zurück die Liebe zu der schönen Daira. Das ist der Zauber, auf dem das Stück beruht. Daira hat schon als Kind sein Herz gewonnen, und zwar mit gelben Rosen aus ihrem Garten. Dann hat er sie vergessen, aber sie umstrickt ihn aufs neue, und diese Liebe und ein ziemlich träges, nach unsern Vorstellungen etwas langweiliges Genußleben bilden das Gegengift gegen den tierischen Wahnsinn und bieten ihm zugleich Ersatz für Thron, Herrschaft und Krieg, was alles Nabuco am Ende mit Freuden aufgiebt, um ganz mit Daira und ihren gelben Rosen zu leben. In allen wichtigen Augenblicken kehren diese gelben Rosen wieder, und zuletzt, als sich der König mit seiner Geliebten für immer ins Privatleben zurückzieht, benutzt er noch sein Schwert, um einen Zweig solcher Rosen abzuschneiden, und wirft es dann fort. Dem Diener aber, der es aufheben will, ruft er zu: „Nein, laß es liegen!“ Dann fällt der Vorhang.

Wer das originell nennt, mit dem ist nicht weiter zu rechten. Daß die italienische Sprache schön ist, läßt sich auch nicht leugnen, und daß es die Sprache dieses Stücks ebenfalls sei, wollen wir auch der Übersetzung gern glauben. Aber das allein genügt doch noch nicht, uns den Eindruck zu gewähren, daß wir hier eine außergewöhnliche Leistung zu verehren hätten. Denn daß sie nach Fuldas Worten „mit der konventionellen historischen Jambentragödie nichts gemein hat“ (was der geneigte Leser auch ohnedies gemerkt haben wird), thut es doch auch nicht allein. Nun belehrt uns aber der Dichter selbst, daß sein Drama ein, wie er hofft, erfolgreicher Protest gegen den Krieg sein soll, und die Übersetzerin hat das Stück deswegen übersetzt, „um dem edeln Werk ihres Lebens einen neuen Bundesgenossen zuzuführen,“ wie Fulda sagt. Alle drei haben sich also in diesem schönen Gedanken zusammengefunden, und da uns der Dichter versichert, daß dies nur das erste sei von vielen Stücken verschiedner Gattung, die „alle der Propaganda gegen den Krieg nützen können,“ so ist zu hoffen, daß auf diesem Wege auch noch einmal etwas wirksameres gefunden wird, als die gelben Rosen des bellenden Nebukadnezar.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Allerlei Konservatives. Die Nationalzeitung urteilte über die Zirkusversammlung des Bundes der Landwirte: „Sie war von Anfang bis zu Ende eine Orgie des Unsinns und der unverantwortlichsten Volksverhetzung." So grob sind wir nicht; wir sagen bloß: Die Versammlung entsprach durchaus dem Bilde, das wir gleich nach der Gründung des Bundes von ihm entworfen haben, und an dem auch nur einen Zug zu ändern er uns die ganze Zeit seines Bestehens hindurch keine Veranlassung gegeben hat. Dem Herrn von Ploetz müssen wir sogar eine bei der bekannten Bundesart erstaunliche Bescheidenheit nachrühmen, denn er begann mit dem Bekenntnis: der Bund hat zwar den Landwirten bisher nur geringe Vorteile gebracht, aber usw. Die bedeutendste der positiven Leistungen des an Mitgliederzahl und Stimmkraft gewaltigen Bundes scheint darin zu bestehen, daß er den Mitgliedern mehr als 700000 Zentner Dungmittel verkauft hat; die alten Bauernvereine, die dergleichen jahrzehntelang besorgt haben, ohne daß das Zeitungspublikum auch nur von ihrem Dasein Kenntnis erhalten hätte, werden darüber lächeln. Auch bei der Darstellung der Notlage der Landwirte fangen die Herren an, von ihren Übertreibungen, über die ja doch jeder Verständige lacht, zurückzukommen. Anfangs hieß es, wenn der Staat nicht augenblicklich helfe, würden die meisten Gutsbesitzer noch vor Ablauf des Jahres von Haus und Hof müssen. Diesmal versicherte Dr. Roesicke bloß, in Schlesien arbeiteten 34 Prozent aller Bauern mit einem Defizit. Vielleicht beleuchten wir nächstens einmal die Defizitberechnung an ein paar Beispielen. Übrigens fangen doch auch die Städte an, Stimmkraft zu bekommen. Der Oberbürgermeister von Breslau hat auf den 22. Februar zu einem schlesischen Städtetage eingeladen und im Einladungsschreiben das Versäumnis der Berliner Bürgermeisterversammlung gut gemacht, indem er einige der Punkte angiebt, in denen die Begründung der den Gutsbesitzern im Schulgesetzentwurf zugedachten Begünstigungen unhaltbar ist. Unter anderm hebt er hervor, daß diese Begründung, um eine hohe Schullast der Landgemeinden herauszurechnen, in diese Schullast auch den Ertrag der Schuläcker und Schulstiftungen gezogen habe.

Doch sind es eigentlich nicht diese Dinge, um deretwillen wir heute den Bund der Landwirte erwähnt haben, sondern wir wollten bloß an seinen konservativen Charakter erinnern. Zwar haben wir immer noch keinen amtlichen Aufschluß darüber erhalten, ob der Bund für den Kern der positiven Partei oder diese als der Nährboden des Bundes anzusehen sei, und ob zwischen den Leitern der beiden Organisationen, soweit sie nicht ein und dieselben Personen sind, ein regelmäßiger Gedankenaustausch stattfindet, aber soviel steht doch wohl fest, daß sich die beiden Organisationen größtenteils decken wie zwei Kreise, von denen jeder als Sonderwesen bloß in Gestalt einer schmalen Mondsichel erscheint, und daß die Bundesmitglieder mit verschwindenden Ausnahmen auf den Parteinamen konservativ hören. Nun giebt es zwar eigentlich keine allgemein anerkannte Begriffsbestimmung des Wortes konservativ; vielleicht werden wir erfahren, was es bedeutet, wenn die Versammlung zustande kommt, die der edle Massow plant. Er ist selbstverständlich mit dem Benehmen der Konservativen sehr schlecht zufrieden und will, daß — nicht ein deutschkonservativer Parteitag — sondern „eine allgemeine christlich-konservative Versammlung aus allen Teilen des Reiches" einberufen werde; so schreibt er im Reichsboten. Also wir wissen zwar nicht genau, was eigentlich konservativ sei, aber wir wissen

doch einiges von dem, was von den preußischen Konservativen bisher zu diesem Begriff gerechnet und was von ihm ausgeschlossen wurde. Unter anderm haben sie sich stets gerühmt, getreue und gehorsame Unterthanen Seiner Majestät des Königs zu sein, haben den Parlamentarismus verabscheut und behauptet, die Minister seien nur Diener des Königs und der Volksvertretung nicht verantwortlich, und haben nicht selten die Opposition gegen die Regierung, die nach dieser Auffassung Opposition gegen den König selbst ist, als eine Verletzung des dem Monarchen schuldigen Gehorsams verurteilt. In letzter Zeit haben sie dann zwar das Recht, das ehemals nur die Liberalen geltend machten, Seiner Majestät getreueste Opposition zu sein, auch für sich in Anspruch genommen, was sich mit der oben bezeichneten orthodoxen Doktrin nicht ganz leicht vereinigen läßt; aber daß diese preußisch-konservative Lehre auch noch aufrecht erhalten werden könne, wenn man das Recht in Anspruch nimmt, die Minister des Königs zu beschimpfen, das halten wir für schlechterdings unmöglich. Es ist das aber vom Bunde der Landwirte und von seinen Organen sehr oft und in der Zirkusversammlung, also vor einer sehr großen Öffentlichkeit, in stärkster Weise geschehen. Das gegen den vorigen Reichskanzler geschleuderte gemeine Wort, das wir hier nicht abdrucken können, rechnen wir nicht dazu. Caprivi ist ein Ausnahmefall. Er ist ein für allemal zum Azazel in die Wüste geschickt worden, und es ist ein für allemal ausgemacht, daß ihm die Schuld alles Unheils, das im Reiche geschieht, aufgeladen werden müsse; und da er mit einer in unsrer Zeit beispiellosen Noblesse und einer in allen Zeiten seltenen Unerschütterlichkeit des Charakters schweigt, als hätte ihn wirklich der Azazel verschlungen, so kann man, um seinem Ärger über selbstverschuldete Mißerfolge Luft zu machen, ihm jede Nichtswürdigkeit nachsagen, ohne Furcht, widerlegt zu werden, und ihm ohne Gefahr einer Beleidigungsklage jedes Schimpfwort an den Kopf werfen. Also Caprivi ist vogelfrei. Aber auch von den derzeit regierenden Ministern Seiner Majestät hat man in Ausdrücken gesprochen, die zur Auflösung der Versammlung geführt haben würden, wenn sie in einer freisinnigen, demokratischen oder sozialdemokratischen Versammlung gefallen wären. Demnach hat der Begriff konservativ — und dieses ist die politische Bedeutung der Zirkusversammlung — eine Änderung erfahren: es ist einem preußischen Konservativen erlaubt, die Minister des Königs öffentlich zu beschimpfen.

Dagegen entsprach es ungemein dem in Preußen hergebrachten Sinne des Wortes konservativ, was der Herr Minister von der Recke am 18. Januar in der Reichstagsdebatte über das Vereinsrecht sprach. Zwar wenn er versicherte, man sei in den Einzelstaaten sehr zufrieden mit den bestehenden Vereinsrechten, so klang das gar zu naiv im Munde eines Staatsmanns (er müßte denn gescherzt haben; doch wird nicht berichtet, daß er dazu gelacht habe). Aber wie schön stimmt es zu dem konservativen Grundsatze: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht, daß er zu erkennen gab, das ganze Vereinswesen sei ihm als eine Ruhestörung und die Debatte darüber als ein Feuerchen machen neben einem Pulverfaß sehr zuwider. Die Gegner des Vereinsfexentums würden jedoch wahrscheinlich irren, wenn sie den Minister für ihren Bundesgenossen ansähen; recht viel Skat-, Cigarrenspitzensammel-, Radfahr- und andre Sportvereine dienen vielmehr ruheliebenden Staatsmännern zur Beruhigung. Es wäre interessant, zu wissen, ob der Bund der Landwirte zu den Vereinen gehört, die dem Minister des Innern gefallen, oder zu den seiner Ansicht nach bedenklichen; sein Vorgänger hatte, wenn wir nicht irren, eine entschiedne Vorliebe für ihn.

Österreich ist bekanntlich der Staat, der, immer langsam voran, immer erst

ans Ziel kommt, wenn die andern schon lange darüber hinaus sind, und daraus erklärt es sich vielleicht, daß in einem Augenblicke, wo man in der ganzen Kulturwelt so ungeheuer konservativ wird, der Donaustaat plötzlich liberal-demokratische Anwandlungen bekommt und zu einer Erweiterung des Wahlrechts seiner Unterthanen schreitet, während es Sachsen zu verengern im Begriff steht und im deutschen Reiche die Verengerung geplant wird. Die Sozialdemokraten lassen natürlich kein gutes Haar an Badenis Entwurf — der Taaffische war in der That liberaler —, aber die neue, zweiundsiebzig Mitglieder zählende Kurie, darin ist alle Welt einverstanden, könnte immerhin ein Dutzend Arbeitervertreter in den Reichstag bringen, in dem bis jetzt Pernerstorffer, nur hie und da von Kronawetter unterstützt, die Arbeiterinteressen so ziemlich allein vertreten hat, und das ist bedeutend mehr, als die Herren im Königreich Sachsen ihren Arbeitern zu bewilligen gesonnen sind. Die Leistung Badenis ist um so staunenswerter, als er, wie er als Gebieter Galiziens bewiesen hat, wahrhaftig nicht zu den Herren gehört, denen der Pöbel ungestraft die Nachtruhe oder die Verdauung stören darf, und die Hechte im parlamentarischen Karpfenteiche werden ihm doch nicht wenig Unruhe bereiten. Was veranlaßt ihn also? Ist er vielleicht doch keiner von den echten Österreichern, die „olle Strapotzigen entbehren können, ausgenummen a Schloaf“? Der abgegangne Statthalter von Böhmen, Graf Thun, scheint einer gewesen zu sein; wenigstens wird ihm im Enthebungsdekret die Anerkennung dafür ausgesprochen, daß er seine Fürsorge fürs Land „mit Hintansetzung aller persönlichen Mühen bethätigt“ habe. Freilich giebt es Leute, die behaupten, die Beamten der kaiserlich königlichen Kanzlei verstünden ihr eignes Deutsch nicht und hätten eigentlich das Gegenteil sagen wollen, das regierende polnische Ministerium aber sei auch nicht das geeignete Organ, das Deutsch seiner Kanzlisten in das Deutsch Goethes zu übersetzen. Also bedarf Badeni vielleicht der Aufregung? Oder treiben ihn tiefere Beweggründe? Glaubt er wirklich vielleicht, daß das niedere Volk ein nicht ganz zu vernachlässigender Bestandteil des Staates sei, und daß man ihm einige Zugeständnisse machen müsse? Das würde ja eine Erschütterung der konservativen Idee in dem konservativsten, feudalsten und klerikalsten der drei mitteleuropäischen Großstaaten, der Dreibundstaaten bedeuten!

In Westeuropa, wo die liberalen Ideen ihren Ursprung haben, wundert man sich nicht eben, wenn die konservative Macht des Besitzes, die übrigens auch dort fest genug gegründet steht, einmal ein wenig erschüttert wird, und namentlich in Frankreich ist man immer auf kleine, durch die zusammengepreßten Dünste der Unterwelt verursachte Erdstöße gefaßt, von denen man ja im voraus weiß, daß sie die Schichtung der Gesellschaft nicht wesentlich zu verändern vermögen. Trotzdem hat die politische Welt mit Spannung der Lösung der Frage geharrt, ob Bourgeois und die radikale Kammermehrheit, ob der „konservative“ Senat und die „gute“ Presse siegen würden, diese gute Presse, die mit Recht entrüstet darüber ist, daß ihr die gegenwärtige Regierung den Brotkorb der Bestechungsgelder höher gehängt und dadurch die Existenz nicht weniger großen Zeitungen bedroht hat. Der Senat hat nachgegeben, und anstatt der von den Staatserhaltenden prophezeiten Revolution erlebte man eine so vergnügte, von Heiterkeitsausbrüchen begleitete Sitzung, wie sie diese ehrwürdige Körperschaft vielleicht noch niemals zum besten gegeben hat. Daß es die Unerbittlichkeit ist, mit der Bourgeois und Ricard die großen Finanzschwindler verfolgen, was den Konflikt zwischen Senat und Regierung heraufbeschworen hat, scheint der Sympathie vieler außerfranzösischen Konservativen für die französischen Konservativen Eintrag zu thun.

Das Elend der Berliner Hausarbeiterinnen wird allem Anschein nach durch die gegenwärtige Ausstandsbewegung keine wesentliche und dauernde Abstellung erfahren. Nur ein durchgreifendes Vorgehen der Regierung, gestützt auf die Mitarbeit der besitzenden Kreise, zumal der Frauen, kann das Übel an der Wurzel fassen und sein Weiterfressen verhindern. Ob das durch den Heylschen Antrag veranlaßt werden wird, ist zweifelhaft; zunächst sind umfangreiche „Erhebungen" für nötig erklärt worden, vielleicht wird auch ein bischen Statistik „aufgemacht" werden, beides über Dinge, die man längst kennt, auch ohne zu erheben und zu zählen. Die an der Hausarbeit, namentlich für die Berliner Konfektions- und Wäschgeschäfte, beteiligte weibliche Arbeiterschaft ist aus grundverschiednen Bestandteilen zusammengesetzt, ergänzt sich fortwährend aus so weiten und mannichfaltigen Kreisen, daß der Streik als Kampfmittel von vornherein aussichtslos erscheinen mußte und seine Unterstützung durch Geldmittel, wie Wildenbruch und andre in einer an sich erfreulichen Gefühlsaufwallung angeregt hatten, mehr schaden als nützen kann. Die Deutsche volkswirtschaftliche Korrespondenz hat in ihrem Urteil über diese Sammlungen einmal nicht so ganz Unrecht — ausnahmsweise! Unter den Arbeiterinnen für die genannten Geschäfte spielen zunächst die vielen Tausende von Töchtern gebildeter Familien eine große, traurige, oft recht falsch beurteilte Rolle. Wie man zu sagen pflegt, und wie diese Damen namentlich selbst nicht laut genug versichern können, wenn sie einmal Auskunft geben müssen, hat diese Arbeit nur den Zweck, nebenher ein kleines Taschengeld für Luxusausgaben zu verschaffen. Und doch ist das meistens nicht der Fall. Die wenigen Groschen — es sind das gerade die ärgsten Hungerlöhne —, die diese „verschämten" Arbeiterinnen verdienen, sind leider nur zu oft dringend nötig zum Leben der Familie neben den für die großstädtischen und die Standesverhältnisse kleinen Gehalten, Pensionen, Renten der Väter und Mütter, selbst wenn die Einnahmen von „Zimmerherren" und „Pensionärinnen" nicht fehlen. Es ist eben das Elend des vermögenslosen Beamtentums, namentlich des höhern und mittlern, das diese Damen aus dem Westen zur Konkurrenz mit der Arbeiterwitwe aus dem vierten Stock im dritten Hofe im Südosten zwingt. Wenn ein Berliner Versicherungsagent, dessen Sohn eben Assessor geworden war, kürzlich klagte, daß der Richter bis zum Oberlandesgerichtspräsidenten hinauf doch Proletarier bleibe, von auskömmlichem Einkommen jedenfalls gar nicht sprechen könne, dann gab er der in der Berliner „Gesellschaft" herrschenden Anschauung einen durchaus zutreffenden Ausdruck. Ob der preußische Finanzminister für solche Erscheinungen Verständnis hat? Das Rezept: der tüchtige Beamte muß reich sein, Geld ererbt, verdient oder erarbeitet haben — hilft leider dem altpreußischen Beamtentum über die heutige Unerträglichkeit der sozialen Stellung in Berlin nicht hinweg. Nach vielen tausenden zählen ferner die Frauen der kleinen Beamten im Staats- und Privatdienst, der Boten, Schaffner, auch der Schutzleute usw., die sich je nach der in der Hauswirtschaft zu erübrigenden Zeit, leider oft weit über das im Interesse der Hauswirtschaft und Kindererziehung gebotene Maß hinaus, sich zur Wäsche- und Mäntelnäherei drängen, trotz der Hungerlöhne, die dafür gezahlt werden. Es steckt in diesem kleinen Beamtentum Berlins ein unendlich wertvoller Fonds, den man hegen und pflegen sollte mit aller Liebe und Sorgfalt. Ist es den Leuten zu verdenken, wenn sie nach Nebeneinnahmen durch die Arbeit ihrer Frauen trachten inmitten eines mehr als irgendwo dem äußern Schein huldigenden Kleinbürgertums, dem das „Protzen" der höchste Genuß, das erste Lebensglück zu sein scheint?

Nicht schlechter, zuweilen besser ist der tüchtige Arbeiter daran. Aber wie viele sind „tüchtig" von den Tausenden, die alljährlich zuströmen und trotz alles Elends

nicht wieder fortzubekommen sind? Hier fängt ein beachtenswerter Unterschied in der Frauenarbeit an, die Fabrikarbeit und die Hausarbeit. So groß das Elend in der Hausarbeit werden kann und thatsächlich wird, so ist doch ein wesentlicher Unterschied zwischen der Fabrikarbeit und der Hausarbeit zu Gunsten der Hausarbeit zu machen und wird ganz entschieden in den Arbeiterkreisen selbst gemacht. Gerade die auf ihre Familie und ihren Hausstand haltenden Arbeiter wollen nicht, daß ihre Frau „in die Fabrik geht." Freilich nur allzu oft kommen in Berlin die Fälle vor, wo die verheirateten Arbeiter selbst bei gutem Wochenverdienst einen erstaunlich hohen Teil davon für sich persönlich verbrauchen, ungerührt davon, daß die armen Frauen sich allein oder mit den heranwachsenden Kindern von früh bis spät mit der Hausarbeit abmühen für einen Lohn, um dessen vierfachen Betrag dem Manne nicht einfallen würde, auch nur von der Wirtshausbank aufzustehen. Die nichtswürdige „Ausbeutung" der Hausarbeiterinnen durch die eignen Ehemänner, auch wenn die Ehen „wild" geblieben sind, recht hell zu beleuchten, wäre eine wirklich verdienstliche Aufgabe. Das steht fest, daß die sozialdemokratische Agitation in Berlin in dieser Richtung nur geschadet, nicht gebessert hat, trotz alles Lärmens für die Rechte der Frauen. Alle schön „aufgemachten" Arbeiterbudgets, in denen für „Zerstreuung" und „Vergnügen" jährlich zwei oder drei Mark figuriren, können den, der sehen und hören will, darüber nicht täuschen, welch übergroßer Prozentsatz der Arbeiterlöhne sich gerade in den Arbeitervierteln, in den Haus für Haus als „Bedürfnis" anerkannten, erstaunliche Mieten abwerfenden „Destillationen" und „Restaurationen" niederschlägt. Und nun schließlich die Masse der ledigen Arbeiterinnen, die vom Verlassen der Schule an sich dem Mäntelnähen widmen, eine bunt zusammengewürfelte Schar, an technischen und moralischen Eigenschaften ebenso verschieden wie bezüglich der Herkunft. Unendlich viele arbeiten auch hier nur „nebenher," froh über die Ungebundenheit, die die Hausarbeit gegenüber der Werkstellenarbeit gestattet. Monat für Monat kommen die Rekruten dazu aus der Reihe der Dienstmädchen, die vor ein, zwei Jahren aus der Provinz zugezogen und nun „klug" gemacht, dem Joche des Gesindedienstes entlaufen, um im Elend der Haus- und Schwitzarbeit „selbständig" zu leben. Wer „mit Spreewasser getauft" ist, wie man früher sagte, dient überhaupt nicht, er kommt sich in dem elendesten Hausarbeitselend tausendfach „nobler" vor als das Mädchen, das in bürgerlichem Haushalt „in Stellung" ist.

So liegen die Dinge, und nun wundre sich jemand über die berühmte „Leistungsfähigkeit" der Berliner Damenmäntel- und Wäschekonfektion! Nun komme einer und stelle ohne weiteres das Elend ab, durch Streiks oder durch Gewerbeinspektion und Werkstättenzwang! Nur wenn die Quellen des Elends, das das Übermaß von Arbeitskräften allerlei Art dem Elend der Berliner Frauenhausindustrie in die Arme treibt, abgegraben werden, können jene äußern Mittel wirklich helfen. Wird die Berliner Gesellschaft fin de siècle dazu imstande sein ohne Zeichen und Wunder? Wir glaubens nicht. Die Berliner Gesellschaft und die Berliner Presse werden bald genug das Hausarbeitselend als „ausgefallnen" Artikel behandeln, der weder Inserenten noch Leser schafft.

Zum Schaffnerprozeß in Frankfurt. Soviel bisher über das Ergebnis der umfassenden Untersuchung bekannt geworden ist, die gegen das Personal der in Frankfurt a. M. einmündenden Züge eingeleitet worden ist, handelt es sich dabei um Unterschleife, die in großem Maßstabe teilweise schon seit Jahren verübt worden sind; die sonstigen damit verquickten Vergehen, wie Kuppelei, können als von nebensächlicher Bedeutung hier außer Betracht bleiben. Aufs neue treten uns hier die-

selben Erscheinungen entgegen, wie schon früher in dem bekannten Schaffnerprozessen in Berlin, Stettin und Hamburg, Erscheinungen, die weit über den Rahmen einer innern Verwaltungsangelegenheit hinausgehen und überall berechtigtes Aufsehen erregt haben, sowohl um ihrer selbst willen als auch wegen der Umstände, unter denen sie ans Licht gezogen worden sind.

Bei allen Verkehrsmitteln, die der Beförderung größerer Massen dienen, ist es von jeher überaus schwierig gewesen und hat andauernd ausgedehnter Kontrollmaßregeln bedurft, um Fahrgeldhinterziehungen nach Möglichkeit zu verhüten. Natürlich ist die Verlockung dazu um so größer, je höhere Beträge in Frage kommen, je leichter sie ausführbar und je schwieriger sie aufzudecken sind. Einen indirekten Beweis dafür bieten die Pferdebahnen, bei denen sich eine öftere unerwartete Kontrolle durch eigens dazu bestellte Aufsichtsbeamte im allgemeinen als ausreichend erwiesen hat, dem Anreiz und der Gelegenheit zu Hinterziehungen der verhältnismäßig geringfügigen Fahrgeldbeträge entgegenzuwirken. Hier kann es sich sogar fragen, ob die Anwendung eines kostspieligen Kontrollverfahrens und die damit verbundne Belästigung der Fahrgäste auch im richtigen Verhältnis zu dem damit erreichten Nutzen steht. Und diese Frage wird überall da verneint werden müssen, wo es sich um den Verkehr auf beschränkten Strecken mit einheitlichem, niedrigem Fahrpreis handelt, und wo die Gelegenheit zur Mitwirkung des Fahrpersonals bei Fahrgeldhinterziehungen im Hinblick auf die von der Gesamtheit der Fahrgäste bewußt und unbewußt geübte Kontrolle fast ausgeschlossen ist. Anders ist es im Eisenbahnverkehr. Abgesehen davon, daß hier von einem wirksamen Einfluß des Publikums auf die Verhütung von Mißbräuchen kaum irgendwo die Rede sein kann, ist bei den verhältnismäßig großen Beträgen des Fahrgeldes der Anreiz unvergleichlich viel höher. Das bedarf keiner nähern Darlegung. Aber auch die Gelegenheit ist hier in viel höherm Maße vorhanden, und die Wahrscheinlichkeit einer Entdeckung viel geringer.

Wie ist über die Hartnäckigkeit hergezogen worden, mit der die Eisenbahnen auf der Unübertragbarkeit aller zu mehr als einer Fahrt berechtigenden Fahrkarten bestanden und ihr schließlich auch gesetzliche Anerkennung verschafften! Den allerwenigsten dürfte bekannt sein, daß das nicht bloß geschehen ist, um zu verhüten, daß die mit solchen Fahrkarten verbundne Preisermäßigung auch unter andern Voraussetzungen ausgenutzt werde, als unter denen sie gewährt worden ist. Ob die verhältnismäßig wenigen Rückfahr-, Rundreise- und ähnliche Karten, die von ihren ursprünglichen Inhabern wegen irgend welcher Behinderung nicht vollständig ausgenutzt werden konnten, in die Hände andrer Reisenden übergingen, um von diesen vollends abgefahren zu werden, war an und für sich von keiner großen Bedeutung, besonders auch nicht in finanzieller Hinsicht. Aber diese Möglichkeit hatte andre schwere Mißbräuche und Übelstände zur Folge, denen mit allen Kräften begegnet werden mußte. So lange die seit dem 1. Oktober v. J. auf allen Haupt- oder Vollbahnen des preußischen Staatsbahnnetzes durchgeführte Bahnsteigsperre noch nicht bestand, wurden bekanntlich die Fahrkarten ausschließlich von den die Züge begleitenden Schaffnern beim Einsteigen der Reisenden oder doch unmittelbar darauf am oder im Zuge, vielfach während der Fahrt von den Trittbrettern aus geprüft, durchlocht und vor dem Endziel der Reise abgenommen und den Zugführern übergeben. Da, wo die Bahnsteigsperre noch nicht eingeführt ist, geschieht das noch heute. Die Zugführer hatten die abgenommnen Fahrkarten auf der Station, auf der ihr Dienst bei einem Zuge zu Ende ging, sämtlich abzuliefern. Bei den Fahrkarten mit längerer Giltigkeitsdauer (Rückfahrkarten, Sommerheften, Rundreiseheften), die von ihrem Inhaber mehrere Tage oder noch länger vor Ablauf ihrer Giltigkeit ausgenutzt wurden,

war nun eine nochmalige, unter günstigen Umständen eine mehrfache mißbräuchliche Benutzung möglich, wenn der Schaffner die Fahrkarte vor Beendigung der Rückreise nicht durchlochte und sie nach Abnahme zurückbehielt, statt sie an den Zugführer abzuliefern. War er so in den Besitz einer für die Rückfahrt oder einen Teil davon noch nicht entwerteten Karte gekommen, deren Giltigkeit noch nicht abgelaufen war, so stand nichts mehr im Wege, daß er sie entweder selber auf der Strecke, für die sie formell noch galt, von neuem an den Mann brachte (und an Reisenden, die sich kein Gewissen daraus machen, die Eisenbahn zu betrügen, wird es leider nie fehlen), oder er konnte sich dazu eines Vermittlers, etwa in Gestalt eines Hotelportiers bedienen, an den die unterschlagnen Fahrkarten sofort in einem Briefumschlage abgingen. Dieser Weg ist so häufig benutzt worden, daß es in einzelnen größern Städten in frühern Jahren ein öffentliches Geheimnis war, wo man zu „billigen" Fahrkarten aller Art gelangen konnte. Die öffentliche Meinung wurde damit irre geführt, daß es sich dabei vorgeblich nur um solche Fahrkarten handeln sollte, die von ihren ursprünglichen Inhabern nicht hatten ausgenutzt werden können, und niemand machte sich ein Gewissen daraus, die günstige Gelegenheit zu billigen Reisen zu benutzen. Es liegt auf der Hand, daß ein solcher Mißbrauch um so leichter ist und um so ausgedehnter betrieben werden kann, je länger eine Fahrkarte gilt. Und das ist der hauptsächlichste Grund für den Widerstand, den die Eisenbahnen der weitern Vermehrung solcher Fahrkarten und besonders jeder weitern Ausdehnung ihrer Giltigkeitsdauer entgegensetzen. Außerdem konnten einzelne Personen ihre Beförderung als „blinde Passagiere" erreichen, wenn sie sich mit dem Fahrpersonal darüber zu verständigen wußten und es gelang, sie bis zu ihrem Reiseziel unangefochten durchzubringen.

Alle Versuche der Eisenbahnverwaltungen, mit ihrem eignen Aufsichtspersonal den geschilderten Hinterziehungen und besonders der betrügerischen Wiederverwendung bereits ausgenutzter Fahrkarten auf die Spur zu kommen und ihnen vorzubeugen, hatten im großen und ganzen nicht den gewünschten Erfolg. Selbst die wiederholte Heranziehung von Beamten aus andern Bezirken zu unvermuteten Zugrevisionen erwies sich meist als unwirksam. Die betrügerischen Beamten hatten in der Regel eine feine Witterung für solche Revisoren, selbst wenn sie ihnen unbekannt waren und mit gewöhnlichen Fahrkarten reisten. Und wurde einmal eine nicht durchlochte Fahrkarte oder ein Reisender mit ungiltiger oder ohne jede Fahrkarte betroffen, so war es meist außerordentlich schwierig, den betreffenden Schaffner einer betrügerischen Absicht zu überführen. Er brauchte nur dabei zu bleiben, daß es sich nur um ein (bei starkem Andrange entschuldbares) Versehen handle.

Die Bahnsteigsperre hat in erster Linie den Zweck, den immer wiederkehrenden zahlreichen Unfällen vorzubeugen, die daraus entstanden, daß es die Schaffner trotz aller strengen Verbote nicht lassen konnten, oft auch gar nicht vermeiden konnten, die ihnen obliegende Prüfung der Fahrkarten von den Trittbrettern der fahrenden Züge aus vorzunehmen. Außerdem bezweckt die Bahnsteigsperre, im Interesse der ordnungsmäßigen Abfertigung der Züge und der Reisenden selbst die Bahnsteige möglichst von allen überflüssigen und, wenn sie in großen Massen erscheinen, geradezu störenden Begleitern freizuhalten. Ein dritter Vorteil der Bahnsteigsperre aber ist, daß sie Fahrgeldhinterziehungen der geschilderten Art durch das Fahrpersonal, wenn nicht unmöglich macht, so doch wesentlich erschwert, indem sie die Prüfung der Fahrkarten und ihre Abnahme an zwei verschiedne Stellen verlegt, deren Verständigung unter einander überaus schwierig ist. Wie sind nun trotz der Bahnsteigsperre Fahrgeldhinterziehungen in dem vorliegenden Umfange möglich gewesen?

Soweit bis jetzt zu übersehen ist, hauptsächlich dadurch, daß die Bahnsteigsperre noch nicht auf allen in Frankfurt einmündenden und auslaufenden Bahnlinien eingeführt ist, namentlich noch nicht auf der anscheinend am meisten betroffnen hessischen Ludwigsbahn. Hier bedurfte es nur einer Verständigung des Fahrpersonals mit den Bahnsteigschaffnern, um Reisende auch ohne jede Fahrkarte ungefährdet durch die schmale Pforte zu bringen. Aber auch die Bahnsteigkarten scheinen dabei eine Rolle zu spielen. Diese hatten ja vor allem den Zweck, dem Publikum den Übergang zu der neuen Einrichtung zu erleichtern. Daß sie nebenbei für die Verwaltung eine nicht unbeträchtliche Einnahmequelle geworden sind, ändert daran nicht das mindeste. Ob es richtig war, den abgeschlossenen Bahnsteig gegen eine noch so geringfügige Gebühr, die dem wohlhabenden Publikum kein empfindliches Opfer auferlegte, für die Armen und Ärmsten aber oft unerschwinglich war, gewissermaßen durch eine Hinterthür wieder zu öffnen, ist eine Frage, die hier nicht erörtert werden soll. Soviel ist sicher, daß mit den Bahnsteigkarten den Reisenden und dem Fahrpersonal ein neues, und wie verschiedne, namentlich auch die neuesten Erfahrungen gezeigt haben, sehr geeignetes Mittel zu Fahrgeldhinterziehungen in die Hand gegeben ist. Eine notwendige Folge davon war, daß die Prüfung der Fahrkarten bedeutend verschärft und außer durch die Bahnsteigschaffner nach wie vor durch das Fahrpersonal und die zu beider Beaufsichtigung bestellten Beamten geübt werden mußte. Die den Reisenden daraus erwachsende Belästigung wird von ihnen oft sehr unangenehm empfunden und nur widerwillig ertragen, und sie hat ohne Zweifel viel dazu beigetragen, die an und für sich nützliche und notwendige Einrichtung der Bahnsteigsperre beim Publikum in Verruf zu bringen.

Will man Vorkommnisse der besprochnen Art so viel als möglich verhüten, so wird man die Bahnsteigsperre allgemein durchführen und darauf denken müssen, eine Erleichterung, die im Grunde nur hinsichtlich kranker und hinfälliger Reisenden am Platze ist, nicht von der Lösung einer Bahnsteigkarte abhängig zu machen. Namentlich aber wird man zur endgiltigen Beseitigung aller Rückfahrt-, Rundreise- und sonstigen Fahrkarten mit längerer Giltigkeitsdauer schreiten müssen. Und das ist selbstverständlich nur dann möglich, wenn die Fahrpreise allgemein so weit herabgesetzt werden, daß Erhöhungen gegen die jetzigen Fahrpreise, auch gegen die im Rundreiseverkehr u. dergl. m. bestehenden Ermäßigungen, die ihren Charakter als Ausnahmen ohnehin längst verloren haben, unter allen Umständen vermieden werden. Daß diese Ermäßigungen, die jetzt hauptsächlich für die wohlhabendern Bevölkerungsklassen von Nutzen sind, dann allen Kreisen gleichmäßig zu gute kommen würden, ist ein weiterer Umstand, der, zumal in unserer Zeit mit ihren immer schärfer hervortretenden sozialen Gegensätzen, für eine Umgestaltung unsrer Personengeldtarife spricht. Mit dem Reformplan von 1891 war die preußische Staatseisenbahnverwaltung nahe daran, diese Umgestaltung zu verwirklichen. Die Hindernisse, die sich damals der Ausführung entgegenstellten, werden hoffentlich nicht dauernd unüberwindlich sein.

Zum Schluß noch etwas über die Rolle der in die Frankfurter Vorgänge verwickelten Polizeibeamten. Als die Verwaltung erkannte, daß sie mit ihrem eignen Personal den Betrügereien nicht beikommen konnte, für deren dauerndes Bestehen starke Verdachtsgründe sprachen, rief sie die Hilfe der Geheimpolizei an. Zum erstenmale geschah dies in den achtziger Jahren in Berlin. Bei Unterweisung der in entgegenkommender Weise zur Verfügung gestellten Beamten wurde diesen, soviel bekannt, ausdrücklich eingeschärft, daß sie sich jeder anreizenden Thätigkeit, jeder Verleitung zu betrügerischem Handeln dem ihnen zur Beobachtung überwiesenen Fahrpersonal gegenüber strengstens zu enthalten hätten. Dies geschah auch, und

dennoch gelang es, die Schuldigen in mehreren Fällen zu überführen. Ähnlich ging es in Stettin, wo dieselben Beamten noch größere Erfolge hatten, und auch in Hamburg. Bei der bekannten Vorsicht, deren sich die leitenden Stellen in derartigen schwierigen Lagen ganz besonders befleißigen, ist kaum anzunehmen, daß bei dem Vorgehen gegen das Personal der in Frankfurt einmündenden Züge anders verfahren worden sein sollte, als in frühern Fällen, um so weniger, als die damals gemachten Erfahrungen keinen Anlaß zu einer Änderung des bisherigen Verfahrens boten.

Wieder ein kirchlicher Notschrei. Es ist uns ein in diesen Tagen versendeter Protestaufruf in die Hand gekommen, der sich richtet gegen „die sich immer wiederholenden Amtsentsetzungen solcher evangelischen Geistlichen, die ihre von der Kirchenlehre abweichende Überzeugung amtlich oder öffentlich aussprechen.“ Als Verfasser des Protestes nennt sich Gottfried Schwarz, früher evangelischer Pfarrer in Binau. Die leitenden Gedanken in den beiden Thesen des Aufrufs sind: 1. Die Bezeugung der Wahrheit ist die höchste Pflicht der Kirche und ihrer Diener. Da die Wahrheit aber kein Sterblicher besitzt, kann dieser Grundsatz nur das Aussprechen der persönlichen Überzeugung fordern. Wird also dieses verboten, so wird damit überhaupt die Bezeugung der Wahrheit verboten. So ist zu protestiren „gegen diese Verbote und Amtsentsetzungen, weil sie in offenbarem Widerspruche mit dem Willen Jesu Christi sind.“ 2. Die Kirchenregierungen erheben durch solche Eingriffe für sich den Anspruch auf Unfehlbarkeit. So ist auch zu protestiren „gegen diese Verbote und Amtsentsetzungen, weil dadurch in der evangelischen Kirche dieselbe Menschenherrschaft aufgerichtet wird, die in der römischen besteht.“

Dieser Protest ist nicht der Ruf einer vereinzelten Stimme. Schwarz wirbt um zustimmende Unterschriften für seinen Aufruf, und er wird sie finden, das ist keine Frage; es sind ihm andre Rufer vorausgegangen, unzählige stimmen ihm wenn auch stillschweigend zu und werden ihm weiter zustimmen. Darf da achtlos an solchen Worten vorübergegangen werden? Das muß allen klar sein, hier treten Widersprüche ans Licht, die unsrer Kirche ans Herz greifen. Hier muß sich jeder eine klare Überzeugung darüber zu schaffen suchen, wo das Recht und die Wahrheit ist, und was Pflicht eines jeden ist, um dieser Wahrheit zum Siege zu verhelfen.

Der Unbefangne sieht nun freilich bald, daß hier nicht das Recht einfach auf der einen, das Unrecht auf der andern Seite zu suchen ist. Der Protest hat zunächst Recht; das Aussprechen der persönlichen Überzeugung darf nicht verboten werden, keine menschliche Lehre in der Kirche darf Unfehlbarkeit beanspruchen. Aber sieht Schwarz nicht, daß hierauf den kirchlichen Behörden die Antwort leicht gemacht ist? Deine persönliche Überzeugung, werden sie sagen, darfst du ruhig aussprechen, nur nicht als Prediger, der gegen die Lehre der eignen Kirche predigt, und Unfehlbarkeit nehmen wir auch für unsre Meinung keinen Augenblick in Anspruch. Und wenn sie das sagen, so haben sie auch Recht.

Wir verzichten darauf, Rede und Gegenrede, wie sie sich nun weiter folgen könnten, hier auszuführen, wir wollen nur die entscheidende Frage anregen: wie ist da nun Recht und Unrecht zu scheiden, wo ist die Wahrheit, wie kann die Kluft zwischen diesen Gegensätzen überbrückt werden?

Was hat die Kluft geschaffen? Die Kirche glaubt, daß in den Bekenntnissen, auf die sich die Predigt gründen soll (und sie soll sich darauf gründen, weil es

die Kirche glaubt), der wahre Inhalt der Schriftlehre niedergelegt sei. Es ist richtig und notwendig, daß die kirchlichen Behörden von dieser Stellung nicht ohne Grund abweichen, daß sie nicht das, was die Kirche lehrt, umstoßen, weil ein Einzelner etwas andres lehren will. Aber wenn alle empfinden, daß dieser Einzelne doch die Wahrheit ausspricht, was ja doch möglich ist? Dann hat sich allerdings das Bekenntnis der Kirche eine Umgestaltung gefallen zu lassen, denn es will und muß das ausdrücken, was sich den Gläubigen als Wahrheit darstellt; oder da wir ja in der Schrift den Prüfstein der Wahrheit haben, können wir genauer sagen: die Kirche muß ihr Bekenntnis umgestalten, wenn sich herausstellt, daß sie in irgend einem Punkte der Schriftlehre nicht den entsprechenden Ausdruck gegeben hat.

Wir denken, es ist klar und braucht eigentlich nicht erst gesagt zu werden, daß es sich hierum allein handeln kann; nun und nimmer aber ist zu verlangen, daß die Kirche einem Prediger, der doch nun einmal ihr dienendes Glied ist, freistelle, zu lehren, was er wolle, sei es nun in Einheit oder im Widerstreit mit der Lehre, die sie selbst als biblisch ansieht. Dies gilt natürlich alles für die Kirche und die Kirchenverfassung, die wir überkommen haben, die heute besteht, für die noch in starrer Buchstäblichkeit gefaßte Geltung des Schriftwortes als „Normalprinzip“ unsers Kirchenglaubens. Ob das alles ideal ist, ist ja eine andre Frage; aber jedenfalls können die kirchlichen Behörden, die wir haben, nicht anders handeln, als sie thun.

Aber ist hier nicht die Gelegenheit zu fragen, ob nicht die, die in Kirche oder Schule Diener unsers Glaubens sind, selbst etwas thun können, um neue frische Luft durch die Fenster hereinzulassen, wenn sie sich in Gefängnisatmosphäre fühlen? Vielleicht läßt sich hiermit in Zusammenhang bringen, daß ein großer Teil unsrer Geistlichen anfängt, ihr Amt im gewissen Sinne als Nebensache zu betrachten und lieber ein bischen am Karren der sozialen Frage mit zu ziehen. Wir wollen uns nicht darüber täuschen: sie meinen gewiß zum Teil, damit der Menschheit augenblicklich einen größern Dienst zu leisten als mit der Predigt vom Heile; und auch vielleicht der Kirche, indem sie hoffen, ihr gerade dadurch die Massen zurückzugewinnen. Aber wir würden uns dabei gewaltig betrügen, wenn die, die da draußen vor der Kirchthüre stehen, so manches Wort, das dabei jetzt fällt, buchstäblich nähmen: Endlich hat sich die Kirche auf ihre wahre Pflicht besonnen! Endlich macht man Ernst mit dem Evangelium Jesu! „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden.“ Wenn wir nicht auf die ewige innere Kraft des Christenglaubens vertrauen dürften, wir könnten fürchten, unser Volk würde demnächst vergessen haben, daß die Kirche ein unsichtbarer Geistesbund, nicht ein Konsumverein oder dergleichen ist. Wahrhaftig, sozial sollen unsre Geistlichen sein, sozial bis in die Knochen, aber darin sollen sie nicht ihr Christentum sehen, sondern nur eine Frucht an dem reichen Baume ihres Christentums, eine Frucht, die auf andern Bäumen auch treiben könnte, wenn auch nicht so saftig und kräftig wie hier.

Nun alledem gegenüber darf man hier wohl wieder einmal daran erinnern, daß unsre Kirche doch noch recht viel an neuer, frischer Ausgestaltung ihres eigentlichen Amtes zu thun hat. Das, was wir zu fordern haben von Kirche und Schule, ist, daß sie uns eine Gemeinde erziehen und bilden, die die frischere Luft verträgt, nach der man sich sehnt. Oder glaubt man, daß sie sie jetzt schon vertragen werde?

Um den Ernst der Lage zu verdeutlichen, brauchen wir nur an ein bestimmtes

Beispiel zu erinnern, das in den letzten Jahren gerade Anlaß zu heftiger Auseinandersetzung gegeben hat. Man denke daran, wie viele Herzen das „geboren von der Jungfrau" in ihrem Glauben beunruhigt hat. Man denke aber auch, wie andrerseits konservative Kreise dies Wort als Eckstein ihres Glaubens bezeichnet haben, und eine ernstliche Beunruhigung kann eben nur entstehen infolge einer solchen Schätzung dieses Satzes. Eine ganze Anzahl unsrer Theologen hält es nun für erwiesen, daß eine übernatürliche Zeugung Jesu gar nicht anzunehmen sei (wahrhaftig nicht aus „Wunderscheu," sondern lediglich auf Grund wissenschaftlicher Erwägungen). Die kirchlichen Behörden teilen diese Ansicht nicht, werden sich auch wohl in nächster Zeit nicht dazu entschließen, sie anzunehmen, und so werden die Amtsentsetzungen fortgehen ganz naturnotwendigerweise, aber — leider Gottes!

Nehmen wir aber einmal an, die ganze Kirche würde die Annahme eines Tages als Thatsache anerkennen müssen. Was würde die Folge sein? Jeder selbständig in seinem Glauben gegründete Christ würde dadurch nicht ernstlich berührt werden. Aber die Millionen, denen man dies als Eckstein des Glaubens gepredigt hat, und die es in angelerntem Halbglauben hingenommen haben? Die große Menge des noch kirchlich gebliebnen Volkes, das — wir wollen uns darüber nicht täuschen — seinen Autoritäts- und Buchstabenglauben hat heute wie vor hundert Jahren, bei uns wie drüben bei den Römischen, diese große Menge würde in die furchtbarste Verwirrung geraten, und wer hätte sich dann die Schuld zuzuschreiben?

Dieser gordische Knoten läßt sich nicht durch eine Gewaltthat zerhauen, nein, hier sollen eben Kirche und Schule die Gemeinde in langsamer, ernster Arbeit zu einem reinern, tiefern Verständnis darüber zu führen suchen, was wesentlich ist an unserm Glauben und was nicht, sollen zu einer reifern Auffassung von unsrer Stellung der Bibel gegenüber führen, zu einem geschichtlich klareren Verständnis ihres Inhalts. Aber damit die kirchlichen Behörden solche Bestrebungen selbst fördern, anstatt zu versuchen sie zu unterdrücken, muß diese Forderung von unsrer konservativen, „gläubigen," positiven (oder wie man sie sonst nennen will) Geistlichkeit selbst erhoben werden. Als ein Beispiel dafür, daß dies nicht unmöglich ist, möchten wir unsern Lesern bei dieser Gelegenheit die von Professor Schnedermann in Leipzig verfaßte These (Schlußsatz zu seinen neun Thesen über Jesu Lehre vom Reiche Gottes) mitteilen, die das Sächsische Kirchen- und Schulblatt in einer seiner letzten Nummern gebracht hat. Sie lautet: „Bei der gegenwärtig in unsern Kirchen und Schulen herrschenden Lehrweise wird von Jesu wirklicher Verkündigung und Lehre kein deutliches, wo nicht ein falsches Bild gegeben, insofern deren geschichtliches Verhältnis zu den Gedanken des israelitischen bez. jüdischen Volkes nicht hinreichend klar gestellt wird. Infolge dessen besteht nicht nur die Gefahr, daß eigentümlich israelitische Angelegenheiten bei uns wie allgemein christliche, und veraltete Nebengedanken jener Zeit wie dauernd wertvolle behandelt werden, sondern es kann auch das Verhältnis des Alten Testaments zum Neuen nicht richtig gefaßt und es kann die gesamte heilige Schrift, namentlich können die Briefe des Apostels Paulus nicht recht verstanden werden, sodaß die besonnene Würdigung der nun von ihrem geschichtlichen Boden losgelösten einfachen Lehren von der Rechtfertigung aus Glauben ohne des (mosaischen) Gesetzes Werke und von der entscheidenden Geltung der heiligen Schrift (Neuen Testaments) und selbst das schlichte Verständnis der Lehre von dem Werke und der Person Jesu Christi (des Messias Jesus) ernstlich in Frage gestellt ist, um so mehr als mangels gründlicher Vertrautheit mit der Lehre Jesu unter uns judaistische, pietistische und englisch-methodistische Einflüsse sich bei diesen wie bei andern Lehrstücken entstellend geltend machen. So-

weit dieses der Fall ist, widerspricht die gegenwärtige Lehrweise und die dadurch bedingte vielgeschäftige kirchliche Praxis, wie berechtigten Anforderungen wissenschaftlichen Denkens und dem Gewissen unsers deutschen Volkes, so dem Sinne der heiligen Schrift und der Bekenntnisse unsrer evangelisch-lutherischen Kirche."

Richtet sich auch die Forderung dieser These zunächst nur auf einen einzelnen Punkt, so ergiebt sich doch daraus die allgemeine Folgerung: Klares geschichtliches Verständnis der Schrift auch für die Gemeinde, nicht nur für die Theologen! Möchte man diese Forderung immer klarer hervorheben und auf ihre praktische Erfüllung hinarbeiten. Das ist die Hauptsache: bewähren es Pfarrer und Lehrer an jeder einzelnen Gemeinde, an jedem Christenherzen, das sie unterweisen, und bewährt es sich so an unsrer ganzen Kirche, daß der Geist lebendig macht und nicht der Buchstabe, dann werden auch die kirchlichen Behörden wissen, was sie zu thun haben, und dann erst werden sie thun können, was sie thun müssen.

Nochmals die Straßennamen. Aus Leipzig erhalten wir eine Zuschrift (ohne Namen), worin es heißt, daß in dem Aufsatze von Wülfing über die Verwirrung in der Schreibung unsrer Straßennamen doch eigentlich eine rein orthographische Frage zu einer Wichtigkeit aufgebauscht sei, die sie gar nicht habe. Da es nicht unmöglich ist, daß auch andre Leser diese Ansicht haben, so möchten wir ihr doch sofort entgegentreten. Die Redaktion hat sehr wohl gewußt, was sie that, als sie dem Aufsatz von Wülfing in den Grenzboten Aufnahme gewährte. Es handelt sich hier keineswegs um eine orthographische Frage, sondern um eine Frage der Logik, und daß es Leute giebt, die das gar nicht sehen, ist eben so traurig, wie das Vorhandensein der ganzen Frage selbst. Durch die abgeschmackten Wortzusammenziehungen, die uns die neue Orthographie aufnötigen will (infolgedessen, vorderhand u. ähnl.), mag sich ja das Urteil darüber, wann wir ein Wort und wann wir zwei oder mehr Wörter vor uns haben, in manchen Köpfen etwas abgestumpft haben. Aber so stumpf kann es doch noch nicht geworden sein, daß man sich einbildet, ein Hauptwort und das zugehörige flektirte Eigenschaftswort könnten zu einem Worte zusammenwachsen! Eine Zusammensetzung aus Hauptwort und Eigenschaftswort ist immer nur dann möglich, wenn das Eigenschaftswort in der Form des unflektirten Wortstammes erscheint. Hochgenuß ist ein Wort, aber hoher Genuß sind zwei Wörter, die nie jemand zusammenziehen wird zu Hohergenuß. Man hat allerdings in einzelnen Fällen wirklich die Thorheit begangen, auch solche Zusammensetzungen zu schreiben, z. B. das Hohelied, die Langeweile. Aber man braucht ja solche Zusammensetzungen nur zu flektiren, um sofort zu sehen, wie unmöglich sie sind. Man kann doch nicht schreiben: des Hohenliedes, der Langenweile, mit andern Worten: man kann doch nicht ein Wort in der Mitte und am Ende flektiren! Man kann doch vernünftigerweise nur schreiben: des hohen Liedes, der langen Weile. Ganz ebenso unsinnig ist es, zu schreiben: Französischestraße, Grimmaischestraße. Nicht um ein Haar besser aber steht es mit Zusammensetzungen wie Leipzigerstraße, Frankfurterstraße; auch sie sind vollkommen sinnlos. Die von Ortsnamen abgeleiteten Bildungen auf —er werden auf zweifache Weise gebraucht: substantivisch und adjektivisch. Stehen sie im substantivischen Sinne, so müssen sie selbstverständlich mit dem Hauptwort, zu dem sie gehören, zusammengesetzt werden; ebenso selbstverständlich ist es aber, daß sie vom Hauptworte getrennt bleiben müssen, wenn sie im adjektivischen Sinne stehen. Keinem Menschen fällt es ein, zu schreiben: der Frankfurterbürgermeister, der Frankfurter-

bahnhof, der Frankfurterbuchhandel. Warum schreibt man also: die Frankfurterstraße? In allen diesen Fällen steht Frankfurter im adjektivischen Sinne (für frankfurtisch). Frankfurterstraße könnte nur eine Straße bedeuten, auf der lauter Frankfurter wohnen, wie Fleischergasse, Gerbergasse, Töpfergasse die Gassen bezeichnen, wo ehemals die Fleischer, die Gerber, die Töpfer wohnten. Eine Berliner Versammlung ist eine Versammlung, die in Berlin stattfindet, eine Berlinerversammlung eine Versammlung, zu der lauter Berliner kommen. Die Herrnhuter Gemeinde ist die Gemeinde der Stadt Herrnhut, aber eine Herrnhutergemeinde kann in jeder beliebigen andern Stadt sein. Wer in dieser Unterscheidung eine „rein orthographische Frage" sieht, kann uns aufrichtig leid thun. Am Ende ist es gar noch eine „rein orthographische Frage," ob jemand ein Fremdenbuch von einem fremden Buch, einen kranken Wärter von einem Krankenwärter und ein liebes Lied von einem Liebeslied unterscheidet.

Berichtigung. In dem vortrefflichen Artikel von K. Lange: „War Dürer ein Papist?" (Nr. 6) wird Anton Springers als eines Katholiken gedacht. Ich erlaube mir zur Berichtigung zu bemerken, was vielleicht auch den Verfasser jenes Artikels interessiren wird, daß Professor Springer gleich nach seiner Berufung an die Universität Leipzig bei mir seinen Übertritt zum Protestantismus, den er innerlich längst vollzogen hatte, auch formell vollzogen hat, und zwar mit dem ausdrücklichen Wunsche, nach der Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas von niemand mehr als Glied der römischen Kirche angesehen zu werden. Dies zur Steuer der Wahrheit, wenn es etwa Herrn A. Weber einfallen sollte, den Gelehrten Springer für die katholische Welt in Anspruch zu nehmen und sich dafür auf den Aufsatz seines Gegners zu berufen.

Leipzig D. Dreydorff

Litteratur

Kleine Lyrik. Es ist doch hübsch, wenn die Musen den früher erkornen Wohnsitzen nicht untreu werden, und ganz besonders nett und unterhaltend ist es, an dem fein ausgestatteten Göttinger Musenalmanach für 1896 (Dieterichsche Verlagsbuchhandlung) zu sehen, wie verschieden sich bereits das junge Blut der Musensöhne je nach Herkunft und Temperament auch in solchen Feiertagsäußerungen anläßt. Bei dem einen verwandelt sich die Erinnerung an eine Ferienreise nach Venedig in eine schwermütige „Novellette" von einem Mönch, der ihn in einer der Lagunenkirchen umhergeführt hat. Der junge Baron aus Münsterland schafft dagegen Sagen seiner lieben Heimatgegend zu Balladen und Stimmungsbildern um: Moor, Heide, Nebel, alles melancholisch. Wieder anders macht es der Hamburger Patrizierssohn: Lustspiel und Satire, also leichteres Blut! Aber ganz so blasirt und welterfahren ist der junge Herr doch sicherlich noch nicht wie sein „Pierrot im Ballsaal." Besonders hübsch, gemütvoll und stimmungsvoll sind kleine Prosaerzählungen eines Osnabrückers, „Erinnerungen aus Schottland." In denen ist wirklich Erlebtes und psychologische Beobachtung. Und so geht es weiter.

Formgewandt und fertig zeigt sich der hannoversche Gutsbesitzerssohn, fein und wohlgestellt — man sieht das an den Stoffen: Pferde und Jagd, Gesellschaft usw. Er versucht sich in verschiednen Formen und giebt alle erdenklichen Stimmungen. Aber so vielerlei an Sehnsucht und Liebe und Enttäuschung und Entsagung und trotz alledem nicht versagender Lebenslust kann man doch nicht wohl schon anfang der Zwanzig aus seinem eignen Innern gewonnen haben. Und daran leiden seine Gedichte. Es sind nette Verse, aber meistens auch nicht mehr. Hätten auch nicht gerade soviel zu sein brauchen — über zwanzig Gedichte. Dann wären vielleicht noch mehr andre zu Worte gekommen, und es ist doch gut, wenn es möglichst viele sind, die außer ihrem Fach und ihrem Vergnügen noch etwas treiben.

Über fünfzig Verehrer Scheffels haben sich zusammengethan und als Zugabe zu einem Denkstein, den sie dem Dichter in Mürzzuschlag gesetzt haben, ein kleines, hübsch ausgestattetes Scheffelgedenkbuch mit Erinnerungsversen und ähnlichen kleinern poetischen Gaben erscheinen lassen (Dresden, R. von Grumbkow, 1895). Was die eigentlichen „Dichter" beigesteuert haben, ragt nicht gerade hervor. Das beste ist vielleicht ein Vers von M. Greif:

Näher, als wir oft es ahnen,
Liegt uns die Vergangenheit.
Schon ein Duft kann uns gemahnen
An die ferne Jugendzeit.

Was uns Gräber längst bedecken,
Weckt ein Laut im Herzen auf,
Und ein Traum kann uns erwecken
Unsern ganzen Lebenslauf.

Solchen bescheidnen Leistungen gegenüber, wie sie übrigens das Bändchen vereinigt, nimmt sich freilich ein Ton, wie dieser — von einem andern — sehr komisch aus:

Ehrt nur, was sich ragend ringt
Aus der flachen Jammerflut.
Preis, den ihr dem Dichter bringt,
Kommt der Poesie zu gut!

Das ist nicht angebracht. Da sind unsre Göttinger Studenten doch bescheidner, und ihr Musenalmanach darf sich getrost neben dem Scheffelgedenkbuch sehen lassen.

Eine Art Lyrik sind auch, wenngleich nicht in Versen geschrieben, Emil Ertls Liebesmärchen (jetzt zweite Auflage. Leipzig, Liebeskind, 1896). Es sind ja nicht alles Märchen, z. B. gleich das schönste von allen, „Der Stöckelvater," ist eine ergreifende, tiefe und wahre Dorfgeschichte. Ein altes Schenkmädchen im Gebirgsdorf wartet auf die Wiederkehr ihres in die Fremde gegangnen Schatzes, weil der Stöckelvater, das holzgeschnitzte Christusbild droben in der Kapelle, ihrs durch Kopfneigen versprochen hat, daß er kommen sollte; sie wartet, bis sie eisgrau und blind geworden ist, und endlich kommt er, halbtaub und mit einem Stelzfuß statt des abgeschossenen Beins. Und sie werden glücklich mit einander. Schon um dieser einen Geschichte willen haben wir das Buch lieb gewonnen. Also lesen!

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Der Kampf in den Ostmarken

2. Die neuen Figuren und ihre Züge

Unsre beiden Vorschläge werden manchem seltsam erscheinen; wir wollen daher versuchen, sie auch dem Zweifler handlich und annehmbar zu machen.

Ehe man aber erwarten darf, daß der mächtige Helfer im Streit, der deutsche Erzengel Michael, für die Deutschen Partei ergreift, muß man vor allem selbst Partei nehmen. Ja, Partei nehmen, und sich der Partei unterordnen, das ist eine Sache, die dem Deutschen so schwer wird. Er möchte immer unparteiisch sein.

> Dort heult verzweifelt die klägliche Rotte,
> Die nicht Satan halfen und nicht ihrem Gotte;
> Die lauernden Engel, nicht wert der Vernichtung.
> Nie nenne sie! Blicke in andrer Richtung!

Diese seltsam fürchterlichen Gedanken Dantes können sich auch die parteilosen Deutschen gesagt sein lassen. Die Verblendung, denen die Polen im Jahre 1848 ihre Triumphe verdankten, weil sie es verstanden, sich in das Unschuldskleid der Freiheit zu hüllen, ist noch immer nicht von den Deutschen gewichen. Noch immer giebt es Querköpfe unter uns, die auf die Bedrängnis der Balten im russischen Reiche hinweisen und sagen: Was wir dort für verwerflich halten, dürfen wir selbst nicht gegen die Polen ausüben. Wenn diese Querköpfe wenigstens so viel Gefühl für politische Vergeltung hätten, daß sie sagten: Eben weil wir die Unterdrückung der Deutschen in den Ostseeprovinzen nicht hindern wollen oder können, darum wollen auch wir unterdrücken, so lange es angeht, damit wir im ganzen keine Einbuße an der Ausdehnung des deutschen Volkstums erleiden und der dortige Verlust hier wieder wett gemacht

Digitized by Google

werde. Aber selbst bei diesem Gedankengange hat sich der Deutsche schon zu viel vergeben. Woher hast du, Deutscher, denn Ursache, dich ohne weiteres dem Moskowitertum gleich niedrig zu achten? Hast du nicht Anlaß, ohne Überhebung zu behaupten, daß die Entdeutschung der Balten ein Rückschritt der Gesittung sei, dagegen die Verdeutschung der Polen keines einzelnen Polen Nachteil, sondern ihr Segen, derart, daß der polnische Widerstand dawider dem Trotzen des Kindes gegen die Erziehung gleich geachtet werden darf? Ja noch weiter: Woher nimmst du dir, Deutscher, denn das Recht, so als Richter des Guten und Bösen über den Völkern zu sitzen, in einer Sache, wo du doch selbst beteiligt bist? Ist es nicht dein Recht wie deine Pflicht, dich unter die Parteien zu setzen, dich dann aber auch für edler und besser zu halten und zu erklären als alle andern Parteien, nämlich die andern Völker? Das thun doch selbst die kümmerlichsten Völker, ja gerade die Polen selbst. Und da willst du, Deutscher, darauf verzichten, dein Volkstum so weit und so lange auszudehnen, als du es kannst? Gefühlvoller Narr! Bedenke doch, daß es im Streite der Völker nicht um Mein und Dein geht, sondern daß es ein Ringen um den Sieg der höhern Gesittung ist, womit niemandem an seinem Leib oder Gut ein Schaden geschieht. Oder war es ein Unrecht, daß Alexander die Perser besiegte und Asien dem griechischen Geiste erschloß? So ergreife doch Partei, rücksichtslos Partei, du deutscher griechenbegeisterter Schwärmer, und erkünstle nicht eine Gleichgiltigkeit, die den Namen Verrat verdient!

Denn bei dem Kampf um die Ostmarken ist es unser deutsches Dasein, das auf dem Spiele steht.

Das Gebiet des deutschen Reichs ist im Verhältnis zu den riesenhaften Anballungen des nordamerikanischen, des britischen und vor allem des russischen Reichs sehr klein; und gar verschwindend, wenn man erwägt, welche Ausdehnungsmöglichkeiten jenen Reichen noch offen stehen, während sie dem unsrigen verschlossen sind. Um so dringender ist für uns das Gebot, alles Land, das wir einmal haben, auch ganz und gar zu dem unsrigen zu machen. Deutschland ist heute mindestens in demselben Maße darauf angewiesen, wie Preußen im achtzehnten Jahrhundert, stets seine ganze Kraft zum Einsatz bereit zu halten und immer gute Führer zu haben. Denn wenn die Kraft des deutschen Staates seit der preußischen Zeit auch stark gewachsen ist, so ist doch die Kraft unsrer Nachbarn noch viel stärker gewachsen. Wenn uns nun einmal im Ernstfall eine thatkräftige Leitung fehlen sollte, glaubt man, daß dann die jetzt polnischen Ostmarken getreu zu uns halten werden? Sie werden unsichere Neutrale sein, so lange die Zuchtrute über ihnen hängt; sobald sich aber die kleinste, für uns unglückliche Gelegenheit bietet, werden sie unsre offnen Feinde sein. Dadurch wird aber das Gebiet, auf dem wir unsre Kräfte entwickeln, aus dem wir neue Kräfte ziehen, und auf das wir bei Unglücksfällen zeitweise

zurückweichen können, noch mehr beschränkt, als es schon ist. Die deutsch-russische Grenze ist in ihrem Laufe und wegen der Bodengestaltung ihres Geländes für Deutschland ohnehin schon außerordentlich ungünstig und ist, auch wie sie jetzt ist, nur so lange erträglich, als die Russen selbst auf einen kühnen und überwältigenden deutschen Angriff im Kriegsfalle rechnen und daher die Weichsellinie als Strich für den Ausmarsch betrachten. Diese Lage wird für uns um so ungünstiger, je mehr die russische Angriffs- oder Verteidigungsgrundlage nach der deutschen Grenze hin vorrückt. In dieser Bewegung scheinen aber die Russen begriffen zu sein. Wie ungünstig muß dann erst unsre Lage werden, wenn das östliche Posen und das südliche Westpreußen als unsichere Landschaften in Rechnung gestellt werden müssen! Dann ist Ostpreußen, die Grundlage Preußens und wichtig auch als Pferdeland, abgeschnitten, Schlesien in der Flanke gefaßt und Berlin unmittelbar bedroht. Gewiß hoffen wir, daß diese außerordentliche Ungunst der Verhältnisse durch tüchtige Vorbereitung, durch deutsche Tapferkeit und Kriegskunst ausgeglichen werden wird, wie es in ähnlicher Weise bei der fast noch ungünstigern Lage 1870 geschehen ist. Aber, so fragen wir, ist es klug, diese sofortige deutsche Überlegenheit, die man zwar wünscht und hofft, als ständige und sichere Größe und nicht vielmehr als eine veränderliche in die Rechnung zu setzen? Ist es ferner auch selbst im Frieden richtig, wenn die 1813 so herrlich erprobte Grundfeste Ostpreußen immer ein fast abgeschnittner Außenposten deutschen Wesens bleibt, dem es an dem verbindenden Übergange nach Schlesien, nach den Marken und nach Westdeutschland fehlt?

Somit deutet alles darauf hin, daß wir uns mit der Erhaltung der jetzigen nationalen Binnengrenze zwischen Deutschen und Polen in den Ostmarken nicht begnügen dürfen, sondern daß wir die Ostmarken durch und durch deutsch machen müssen. Das fordert die Erhaltung unsers deutschen Daseins.

Dieses Ziel zu erreichen, hat nun der H.K.T.-Verein den Hebel durchaus an der richtigen Stelle eingesetzt. Der Gegensatz deutsch und polnisch ist, wie schon bemerkt, vor allem ein Gegensatz der Sprache, dann auch des Bekenntnisses, ferner ein wirtschaftlicher Gegensatz, endlich ein Gegensatz der Abstammung, wenn auch dies am wenigsten. Denn es ist bekannt, daß eine vielfache Vermischung deutschen und polnischen Blutes stattgefunden hat, daß uralte deutsche Adelsgeschlechter durch den Einfluß der Frauen und der Kirche polnisch geworden sind, daß die jetzt polnischen „Bamberger“ durch ihre Gesichtszüge und ihre Tracht den fränkischen Ursprung erkennen lassen. Alle diese Dinge in der deutschen Richtung zu bewegen und nur das Glaubensbekenntnis zu lassen, wo es ist, dafür ist die Sprache der einzige Hebel. Nicht weil hier die deutschen Laute sind und dort die polnischen, sondern weil die Sprache die Trägerin und Vermittlerin der Gesittung ist, und weil, wer deutsch hört und spricht, auch deutsch fühlen, deutschfreundlich sein muß. Diesen Thatsachen

entsprechend handelt der H.K.T.-Verein, und seine Bundesgenossenschaft ist daher hoch zu schätzen. Aber nicht zu hoch. Es ist nicht zu erwarten, daß der Verein über die von ihm selbst ursprünglich bezeichneten, aber innerlich wohl nicht ernstlich als Grenze gemeinten Ziele hinaus wirksam sein wird. Er wird hoffentlich das Deutschtum in seinem jetzigen Bestande schützen, aber schwerlich die Verdeutschung der jetzt ganz polnischen Landesteile Preußens herbeiführen, die doch zur Sicherheit Deutschlands unbedingt notwendig ist. Bei allen derartigen Vereinen, dem deutschen Schulverein, der deutschen Kolonialgesellschaft, dem allgemeinen deutschen Verbande und auch dem H.K.T.-Verein ist die Verfassung viel zu lose, als daß den achtungswerten und schätzbaren Bestrebungen ein Erfolg gegenüberstehen könnte, der auch nur den aufgewandten Geldmitteln entspräche, geschweige denn der opfervollen Arbeit einzelner Mitglieder. Ein Verein, der mit der römischen Kirche kämpfen will, soweit sich diese dem Polentum dienstbar macht, muß eine Verfassung haben, die an Vereinszucht und Ergreifung der ganzen Persönlichkeit seiner Mitglieder mit der römischen Kirche wetteifert. Die anfängliche Begeisterung verfliegt rasch, wenn die tägliche Not und Drangsal aufhört; und gar zum Angriffe bedarf es einer innerlich lodernden Begeisterung, die des äußern Anreizes entbehren kann. Wir brauchen daher einen Verein, der seine Mitglieder ganz und gar ergreift, sie gleichsam auflöst und sie dann zu ausschließlichen Werkzeugen seiner idealen Ziele neu formt, also nicht eigentlich einen Verein, sondern einen Orden nach dem Vorbilde des deutschen Ordens, doch mit noch strengerer Zucht, nämlich mit der Zucht des Jesuitenordens. Wir halten einen solchen Orden, dessen ideale Grundlage die deutsche Gesittung sein muß, auch in unsrer angeblich nüchternen, in Wirklichkeit aber sehr begeisterungsfähigen Zeit durchaus für möglich, ja sogar für zeitgemäß. Es erscheint denkbar, daß ein solcher Orden aus dem H.K.T.-Verein hervorgeht, vielleicht wenn sich dieser Verein einmal in dem Hochschlosse der Deutschmeister zu Marienburg versammelt und die alten Erinnerungen unter dem Eindruck jenes steinernen Heldengedichts wach werden.

Wir haben in Deutschland zur Zeit eine ganze Reihe schwärmerischer Naturen, die neben einer gewissen Überschwänglichkeit doch eine unbeugsame Willenskraft haben, und deren trotziges Selbstbewußtsein durch die Ordenszucht erst gezähmt, dann aber zum Herrschen im Orden berufen werden kann. Sind nicht die jetzt zum Teil unthätigen und grollenden Bahnbrecher unsrer Kolonialbewegung solche Männer? Und ist nicht schon nach ihnen ein neues Geschlecht herangewachsen, in dem es gewiß zahlreiche, im Geheimen nach ähnlichen Thaten dürstende Jünglinge giebt? Warum sollen wir diese Kräfte ungenutzt lassen?

Aus sorgfältig erprobten, nicht zu zahlreichen Ordensrittern muß sich dieser neue Orden zusammensetzen, die unter selbstgewählten Obern ein strenger Ordens-

gehorsam zusammenhält. Ihren Obern müssen diese Ordensritter, unbeschadet der Reichs- und Landesgesetze, unbedingte Treue und Gefolgschaft schwören und Gehorsam bis zum Tode. Ihre Seele, ihren Leib und ihr Vermögen müssen sie ohne Vorbehalt in den Dienst des Ordens stellen und nach den Befehlen der Ordensobern, die mit dem Gesamtorden gleichzeitig ihr Schutz und ihre Zuflucht sind, zum Wohle des Deutschtums ihr Leben lang arbeiten. Unwillkürlich drängt sich hier das Vorbild des Jesuitenordens auf. Und wir scheuen diesen Vergleich nicht, wir weisen auf ihn hin. Zeigt der Jesuitenorden doch, daß auch in unsrer angeblich ideallosen Zeit noch zahlreiche Menschen von hoher geistiger Kraft sind, denen das ganze eigne Leben, der ganze eigne Vorteil ein Nichts ist, in Rauch aufgeht, vor der idealen Selbstaufopferung für die Ziele ihres Ordens. Und sicherlich sind doch die Gedanken, die wir mit dem Worte „deutsch" umfassen, nicht weniger rein, edel und begeisternd, wie die treibenden Gedanken des Jesuitenordens. Lernen wir von der Kriegskunst dieses Ordens, der jedem starken Volkstum feindlich ist, und benutzen wir seine eigne Technik, um sein Werkzeug, die römische Kirche, so weit und so lange sie dem Polentum dienstbar ist, zu bekämpfen. In der Ordenstechnik ist der Jesuitenorden bewunderungswürdig. Ahmen wir den Leib nach, aber hauchen wir dann dem Leibe eine edle deutsche, begeisterte, treue Jünglingsseele ein.

Unser andrer Vorschlag knüpft an mehr gegenwärtige deutsche Geisteseinrichtungen an, an die Universitäten. Zur Erhaltung und Erhöhung deutschen Sinnes haben neben den Thaten der preußischen Könige und Bismarcks hauptsächlich die deutschen Universitäten beigetragen. Sie sind sogar von den Unglückstagen Preußens im Jahre 1806 an bis zur Morgendämmerung des neuen Reichs in den sechziger Jahren fast die einzigen Bewahrer des heiligen Feuers der Vaterlandsliebe gewesen. Auch in Zukunft werden die Universitäten diese Stellung im deutschen Geistesleben einnehmen und in nebligen Zeiten das Licht nicht verlöschen lassen, wenn man täppische Eingriffe in ihre Gerechtsame unterläßt und geringfügige Irrungen übersieht.

Man gründe daher neue Lichtbringer dieser Art im Feindeslande, in den Ostmarken, zwei neue Universitäten in den Provinzen Westpreußen und Posen. Diese beiden preußischen Provinzen entbehren ja auch bis jetzt allein der Universitäten. Man gründe sie mit vollen Fakultäten, und zwar mit theologischer Fakultät sowohl für evangelische als auch für katholische Theologie. Als Sitz dieser Universitäten kommt in Westpreußen in Betracht Danzig oder Marienburg, in Posen die Stadt Posen oder Gnesen. Wählte man Danzig und Posen, so würde man nach dem Grundsatze handeln, daß Universitäten in den wirtschaftlichen Mittelpunkten der Landschaften liegen müssen, für die sie bestimmt sind, damit an den anderweitigen Interessen solcher Mittelpunkte sich die rein geistigen Interessen der Universität immer von neuem entzünden, verjüngen und vor Einseitigkeit bewahren. Wählte man Marienburg und Gnesen, so würde

man nach dem selbst in England und Amerika vielfach befolgten Grundsatze verfahren, die Universitäten gerade abseits von solchen Verkehrsmittelpunkten zu legen, damit sie gleichsam ihre geistige Reinheit bewahren. Bekanntlich liegen auch die meisten deutschen Universitäten derartig „idyllisch," aber die Universitäten Berlin, Breslau, Königsberg, Kiel liegen in Verkehrsmittelpunkten. Abgesehen von solchen allgemeinen, wohl nicht den Ausschlag gebenden Erwägungen spricht für Danzig seine mannichfach anziehende Lage und Umgebung und seine große deutsche Vergangenheit, für Marienburg die Benutzbarkeit der Räume des Hochschlosses zu Universitätszwecken und die erhebenden geschichtlichen Erinnerungen, während die sonstigen Verhältnisse Marienburgs zur Zeit nicht anziehend wirken können. Für Gnesen, das in besserer Verkehrslage ist als Marienburg, läßt sich geltend machen ein gewisser Reiz der Umgebung, dann die geschichtlichen Beziehungen — es ist der uralte geistige Mittelpunkt des Polentums, den man mit der deutschen Universität recht ins Herz treffen möchte —, auch die Beziehung auf den Sachsenkaiser und die Ausbreitung des Christentums von dort aus. Posen kann an empfehlenden Eigenschaften nicht viel mehr aufweisen, als daß es eben Provinzialhauptstadt und ein Verkehrsmittelpunkt von gewisser Bedeutung ist. Alles in allem genommen spricht also das meiste für Danzig und Gnesen.

Von den Einwendungen, die hiergegen gemacht werden können, streifen wir zunächst die Kostenfrage. Es ist selbstverständlich, daß Preußen die Kosten aufbringen kann. Ohne Zweifel würden auch die Provinzen Opfer bringen, ebenso wegen der notwendigen Baulichkeiten die erwählten Städte, so gut und mit noch mehr Ursache als bei Kasernenbauten für Regimenter. Denn Regimenter können, wenn es die militärischen Rücksichten fordern, wieder weggenommen werden, bei Universitäten ist das viel unwahrscheinlicher. Auch bringt eine Universität mehr Geld in die Stadt als ein Regiment Soldaten. Der notwendige Staatszuschuß ist also davon abhängig, ob man eine Verdeutschung der Ostmarken für notwendig und neue Universitäten diesem Zwecke für dienlich hält. Beides zu beweisen, ist die Absicht dieses Aufsatzes; möchte er zunächst zu einer öffentlichen Erörterung der Sache führen.

Weitere und gewichtigere Einwendungen sind, ob nicht überhaupt eine Vermehrung der Universitäten wenig wünschenswert sei, und ob nicht befürchtet werden müsse, daß diese neuen Universitäten einen zu schwachen Besuch haben würden. Wir gehören nun nicht zu denen, die mit Rücksicht auf die thatsächlich vorhandne Überfüllung der höhern Berufsklassen den Universitätsbesuch eher einschränken, also Universitäten eher eingehen lassen möchten. Beschränkt muß werden das Brotstudium auf den Universitäten, freilich auch das nicht durch Gewaltmaßregeln, sondern durch Aufklärung und geringere Begünstigung des Brotstudiums als jetzt. Nicht beschränkt darf aber werden das Studium zu höherer geistiger Kraft und zur Ausbreitung der Wissenschaft. Dies nament-

lich deswegen nicht, weil sich Deutschland immer deutlicher zu einem Erziehungsmittelpunkt weiterer Ländergebiete, ja Erdteile ausbildet. Lassen wir die beiden bisher allein hierin vernachlässigten preußischen Provinzen auch an diesen Vorzügen deutscher Gesittung teilnehmen! Schon die Gerechtigkeit verlangt es, diese beiden Provinzen nicht hinter den andern zurückzusetzen. Der übermäßig angewachsenen Universität Berlin wäre es überdies recht dienlich, wenn sie sich ein wenig erleichterte durch Abzweigung nach Osten hin und so auf ihr selbst ein regeres wirkliches Universitätsleben ermöglichte.

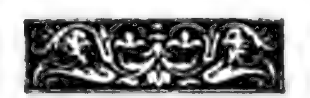
Der Besuch der neuen Universitäten würde nicht gering sein, namentlich dann nicht, wenn man sie eigentümlich ausstattete. Zunächst würden sich ihnen Studenten aus den Heimatprovinzen und aus der deutschen Diaspora in Rußland zuwenden. Aber es käme weiter darauf an, ihnen auch aus dem Westen Studenten zuzuführen, gleichsam zu geistiger Befruchtung der Ostmarken. Hier kommt uns nun eine Bestrebung helfend entgegen, die im deutschen Leben zur Zeit unverkennbar vorhanden ist, nämlich die Bestrebung, auch Universitäten zu haben, die ein großes Gewicht auf die körperliche Ausbildung legen neben der geistigen und dem entsprechend ausgestattet sind. Es hat hierbei sicherlich die Beobachtung englischer Universitäten eingewirkt. Auch hier dürfen wir uns nicht scheuen, das fremde Vorbild maßvoll und unter Wahrung deutscher Eigentümlichkeit zu benutzen, das Vorbild ebenfalls eines Feindes, eines werdenden Feindes. Ist doch diese Weiterbildung fremder Errungenschaften auf deutschem Boden eine Hauptwurzel unsrer Kraft. Die englische Charakterstärke, die zum Teil in ihren Universitäten begründet ist, aber darf man wohl, freilich vorsichtig, nachahmen. Keineswegs gleich an allen deutschen Universitäten; aber gerade hier in den neuen Universitäten der Grenzmarken wäre der Nährboden für einen solchen Versuch vorhanden. Denn nicht nur die ruhmreichen Erinnerungen der Grenzlande, sondern auch ihre gegenwärtige Lage in der Nähe des Feindes fordert gewissermaßen eine mehr ritterliche, militärische Ausbildung in Verbindung mit der geistigen. Würden die beiden neuen Universitäten so ausgestattet, und zwar reichlich ausgestattet, so würde die neue Spielart auch im Westen Anklang finden, vor allem bei denen, die der reinen Freiheit auf den übrigen deutschen Hochschulen nicht gewachsen sind, hier aber in der gleichzeitig ritterlichen und geistigen Ausbildung zu ganzen Männern werden könnten.

Dann würde aus diesen neuen Hochschulen, wie man nach dem Muster eines Wortes aus dem deutschen Grenzroman, aus Freytags „Soll und Haben," sagen kann, eine Schar thatenfroher, leibesschöner, geisteskräftiger Jünglinge herausspringen, die in der Eroberung eine Lust fänden. Das schwermütig schöne und nur vielfach verkannte östliche deutsche Grenzgebiet würde dann nicht minder begeistert als Heimat geliebt werden, wie es schon jetzt mit Ostpreußen geschieht.

So berühren sich zuletzt unsre beiden Vorschläge, deutsche Universitäten, die deutsches Licht in das finstre Polentum ausstrahlen sollen, und ein neuer deutscher Orden, der seine Ordensritter nicht mit Dekorationen behängt, sondern sie innerlich durchglüht mit Begeisterung für das Deutschtum, nach dem Worte des Dichters aus den Freiheitskriegen:

Da sprach der Herr im Donner der Schlacht:
Das deutsche Volk hat es gut gemacht.
Drum wird, solange die Welten stehn,
Das deutsche Volk nicht untergehn.

Laßt diesen neuen deutschen Orden das berühmte Wort Bismarcks vom 6. Februar 1888 als Wahlspruch annehmen: „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts in der Welt." Als Wappen aber nehme der Orden an: das Bild des deutschen Erzengels Michael. In diesem Wappen und Wappenspruch vereinigt sich uralter mystischer Glanz mit moderner thatenfreudiger Kraft.



Die Homerische Frage

Von C. Rothe (in Friedenau)

(Schluß)

Alle diese Erwägungen reichen aus, Wolfs Einwendungen gegen die Einheit der homerischen Gedichte zu entkräften. Aber damit ist die schwierige Frage nach ihrem Ursprunge noch nicht erledigt. Denn es ist nicht bloß, wie es Knötel, Jäger und Grimm thun, der Inhalt zu berücksichtigen, sondern auch die Form. Die homerischen Gedichte sind in einer ganz eigentümlichen Sprache überliefert, die in der Hauptsache das Gepräge des ionischen Dialekts trägt, daneben aber noch reichlich Spuren andrer Dialekte (des äolischen und attischen) zeigt. Hierzu kommt noch eine andre Eigentümlichkeit: die ungewöhnlich häufige Wiederholung ganzer Verse oder Versteile, ja langer Versreihen. Wie weit diese Wiederholungen gehen, zeigt die Thatsache, daß nicht weniger als 1804 Verse zusammen 4730mal vorkommen; ja wenn man von geringfügigen Änderungen absieht, so sind es 2118, die 5612mal erscheinen. „Rechnet man zu diesen noch die, die sich in ihren beiden Hälften oder in ihren einzelnen Teilen wiederholen, so beträgt die Zahl 9253 (Il. 5605, Od. 3648) fast genau

ein Drittel sämtlicher Homerverse" (C. Schmidt, Parallelhomer, S. VIII). Und auch diese Zahl wird noch bedeutend vermehrt durch vereinzelt vorkommende Wiederholungen in andern Versen. In solchem Umfange finden sich jedenfalls Wiederholungen von Versen oder Versteilen auch nicht annähernd bei irgend einem uns bekannten Dichter. Auf sie hat deshalb auch in neuerer Zeit die Kritik besonders ihr Augenmerk gerichtet. Da man fand, daß einzelne Wendungen, ja ganze Versreihen an der einen Stelle besser in den Zusammenhang paßten als an einer andern, so wurde der auf den ersten Blick überzeugende Grundsatz aufgestellt, daß sie nur an der ersten Stelle ursprünglich gestanden hätten, an der zweiten oder dritten aber mehr oder weniger geschickte Nachahmung sein müßten. Damit war aber ein Mittel gefunden, nicht nur „echtes" von „unechtem" zu unterscheiden, sondern auch das Alter der einzelnen Teile von Ilias und Odyssee wenigstens relativ zu bestimmen, und von diesem Mittel ist reichlich Gebrauch gemacht worden.

Man mußte jedoch mißtrauisch über seinen Wert werden, wenn man sah, daß es zu Widersprüchen in der Auffassung führte, daß die einen eine Stelle für schön und echt hielten, die andre gerade als Erzeugnis „elenden Nachahmerstils" ansahen, und umgekehrt. Deshalb habe ich die ganze Frage eingehend untersucht (a. a. O.) und bin zu dem Ergebnis gekommen, das bisher unwiderlegt geblieben ist, daß diese Wiederholungen allein kein hinreichendes Mittel bieten, das Alter einzelner Teile der homerischen Gedichte zu bestimmen, da, von andern Gründen abgesehen, sich selbst in den besten Teilen der homerischen Gedichte, in solchen, die die Kritik für die ältesten erklärt hat, sehr zahlreiche wiederholte Verse finden, die zum Teil hier weniger passen als an andern Stellen, und umgekehrt, daß in dem allgemein als ganz spät angesehenen vierundzwanzigsten Gesange der Odyssee noch immer Szenen vorkommen, die hier angemessener sind als in frühern Gesängen, vor allem aber, daß die Wiederholungen so ziemlich in gleichem Verhältnis in ältern und jüngern Teilen Anwendung finden.

Wie ist diese überraschende Thatsache zu erklären? Man könnte annehmen, daß der Dichter, wie wir es von neuern Dichtern bestimmt wissen, einzelne spätere Teile früher gedichtet habe als die, die ihnen der Handlung nach vorausgehen. Aber dazu stimmen dann wieder nicht andre Szenen oder Verse, da sie hier schlechter passen als an der andern Stelle. So ist eine andre Erklärung vorzuziehen, die uns zugleich einen Blick thun läßt in die Dichtungsweise Homers und zu einer richtigern Wertschätzung seiner Kunst führt.

Die Sprache Homers ist wie keine andre formelhaft. Das geht soweit, daß in einzelnen Verbindungen die Sprache erstarrt oder versteinert genannt werden kann, d. h. gewisse Ausdrücke sind vielleicht schon vom Dichter nicht mehr verstanden, sicher nicht mehr lebhaft empfunden worden. Es gehören dahin vor allem die stehenden Beiwörter, die sich immer an derselben Stelle

des Verses finden oder immer nur mit denselben Eigennamen verbunden werden. Sie sind uns zu einem großen Teile völlig unverständlich, für einzelne sind die verschiedensten Bedeutungen (z. B. für ἀτρύγετος, das Voß mit „unfruchtbar“ übersetzt) aufgestellt worden, oder sie werden selbst dann angewandt, wo sie für die augenblickliche Lage nicht passen. So hebt am hellen Tage Nestor in der Ilias, Polyphem in der Odyssee die Hände zum „gestirnten“ Himmel empor, und die Gewänder, die Nausikaa zum Strande fährt, um sie zu waschen, werden auch in diesem Zustande „glänzend“ und „schimmernd“ genannt. Es sind das eben stehende Beiwörter des Himmels oder der Wäsche; die augenblickliche Lage kommt dabei gar nicht in Betracht. Aber das Formelhafte in der Sprache Homers geht noch viel weiter. Bestimmte Handlungen, wie das Bereiten von Mahlzeiten, Essen, Trinken, Aufstehen, sich Ankleiden, Schlafengehen, Opfervorbereitung und Ausführung, Ankunft und Abfahrt der Schiffe und andres werden immer mit denselben Worten oder nur mit geringen Abweichungen geschildert und dabei große Härten nicht vermieden. Ja noch mehr: selbst Ausbrüche der Leidenschaft, des Zornes und der Liebe, der Freude und der Trauer, Anrufung der Götter zu Gelübden oder Verwünschungen, bestimmte Befehle und Aufträge, Kampfesschilderungen tragen ein außerordentlich gleichmäßiges, formelhaftes Gepräge, das auf lange Kunstübung zurückgehen muß.

Bringen wir damit in Verbindung, daß in den homerischen Gedichten ein reicher Sagenschatz als bekannt vorausgesetzt wird, daß wir nicht selten Anspielungen auf Sagen finden, die von der Handlung in den Gedichten selbst weit abliegen und für uns zum Teil ganz unverständlich sind oder erst durch Anmerkungen der Scholiasten oder durch spätere Überlieferung verständlich werden, so ist ein Schluß wenigstens auf das relative Alter Homers und seine Bedeutung als Erfinder und Gestalter des Stoffes möglich. Es muß eine sehr lange Zeit epischen Gesanges und sagenfreudigen Schaffens vorausgegangen sein, und die Erzeugnisse dieses Dichtens müssen Gemeingut, wenn nicht des ganzen Volks, so doch sicher der Sänger und der Fürstengeschlechter geworden sein. Jeder Sänger muß an diesem Stoff auch die eigentümliche epische Sprache gelernt und die Fähigkeit gewonnen haben, Lieder längern oder kürzern Inhalts mit mehr oder weniger wörtlicher Anlehnung an eine bereits vorhandne Form zu dichten und vorzutragen. Diese Annahme wird vollständig bestätigt durch Zeugnisse aus den homerischen Gedichten selbst. In der Ilias singt Achill, der tapfre Held, als er sich grollend vom Kampfe zurückgezogen hat, die „Ruhmesthaten der Männer“ (IX, 189), also doch wohl epische Lieder, und in der Odyssee fordert Odysseus den Sänger Demodokos auf (VIII, 487 ff.), das Lied vom hölzernen Pferd und Trojas Einnahme zu singen, und der Sänger geht ohne Zögern auf diesen Wunsch ein. Es wird also die Kenntnis dieses (wie vieler andrer Lieder) nicht nur (zufällig) bei dem Helden, sondern auch ohne allen Zweifel bei dem Sänger vorausgesetzt.

Ist aber deshalb Ilias und Odyssee in ihrer jetzigen Gestalt das Erzeugnis des „dichtenden Volksgeistes,“ wie es noch in letzter Zeit Erhardt (Die Entstehung der homerischen Gedichte, Leipzig, 1894) genauer auszuführen unternommen hat, oder das Werk eines „stümperhaften Redaktors“ oder „Flickpoeten,“ der aus den verschiedensten größern oder kleinern Lappen ein buntes Kleid von häßlichem Ansehen zusammengeschnitten und so grob genäht hat, daß überall die Nähte noch sichtbar sind, ja zum Teil aus den Flecken noch ein volles prächtiges Gewand hergestellt werden kann? Ich sage nein, weil ich in der eigentümlichen Gestaltung des Stoffes das Wirken eines großen Dichters zu verspüren glaube. Wer der entgegengesetzten Ansicht ist — und es sind deren heute nicht wenige —, bedenkt nicht, daß das Material zu einem Gebäude noch nicht das Gebäude selbst ist, daß die Farben noch nicht das Gemälde selbst sind, daß es, um das Gebäude, um das Gemälde herzustellen, einer schöpferischen That bedarf. Die drei größten griechischen Tragiker, Äschylos, Sophokles und Euripides, haben denselben, schon lange vorher im Epos behandelten Stoff zum Gegenstand ihrer großartigen Tragödien gemacht, und doch wie verschieden ist, obwohl sie dieselbe bekannte Sage behandelten, des Äschylos Orestie (oder richtiger nur seine Choephoren) von des Sophokles und Euripides Elektra! Wer würde nicht jede dieser Dichtungen als das eigenste Werk ihrer Dichter gelten lassen? Oder, um ein uns näher liegendes Beispiel zu wählen, wie verschiedenartig ist, obwohl der geschichtliche Stoff derselbe ist, die Behandlung der Jungfrau von Orleans bei Shakespeare (in Heinrich IV, T. I), bei Voltaire (La Pucelle) und bei Schiller! Jede dieser Dichtungen trägt durchaus das Gepräge ihres Schöpfers, ist sein eigenstes Werk. Was hindert uns, anzunehmen, daß Homer genau ebenso der überlieferten Sage, die bereits in bestimmter Form die Thaten der Helden vor Troja und ihre Leiden auf der Rückkehr sang, gegenüberstand, daß er ihr seinen Geist eingehaucht und Werke geschaffen hat, die alle, die vor ihm und nach ihm denselben Stoff behandelten, vollständig verdunkelt haben, wie es auch bei Schillers Jungfrau von Orleans gegenüber den Dichtungen seiner Vorgänger der Fall ist?

Freilich kommt für Homer noch etwas hinzu: er hat nicht den Sagenstoff, sondern auch Sprach- und Versgut seiner Vorgänger in reichlichstem Maße benutzt. Das beweist nicht nur das Eigentümliche der Sprache (die Mischung der Dialekte) und das Formelhafte im Ausdruck, sondern auch der kunstvolle Bau des Verses, der diesen Wohllaut, diese Geschmeidigkeit erst nach langer Kunstübung erreichen konnte. Aber auch dieser Umstand schmälert seinen Ruhm nur wenig, macht vielmehr sein Schaffen nur begreiflicher, da er nun nicht mehr in einsamer, unnahbarer Höhe wandelt, wie kritiklose Bewunderung lange geglaubt hat, sondern andern Dichtern in der Art seines Schaffens menschlich nähertritt. Denn ganz wie er, verfuhr Shakespeare mit dem „herrenlosen Gute“ dramatischer Dichtung, das er vorfand. Unzählige Verse, ja ganze

Szenen hat er ihnen entlehnt, wie gelehrte Untersuchung festzustellen noch imstande gewesen ist. Und so verfuhren auch die frommen Liederdichter des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, die sich selbst nicht scheuten, bekannte Volkslieder durch Änderung weniger Worte und Beibehaltung der Melodie in geistliche umzuwandeln.*) Ebenso ist, um nur dies eine Beispiel noch zu erwähnen, Goethes „Heidenröslein“ aus einem alten Volksliede, zum Teil unter wörtlicher Benutzung, entstanden. Niemand aber zweifelt daran, daß dieses Gedicht trotzdem Goethes volles Eigentum ist.

In den zuletzt angeführten Fällen können wir die „Quellen,“ aus denen der Dichter geschöpft hat, noch nachweisen. Bei Homer ist das unmöglich; dennoch berechtigt uns nichts, zu glauben, daß er anders verfahren sei. Das Maß seiner Abhängigkeit von seinen Vorgängern wird sich, da uns deren Dichtungen bis auf den Namen selbst verloren sind, nie nachweisen lassen; ich muß die Versuche der Neuern, dies durch eine scharfsinnige Analyse der Gedichte oder sorgfältige Beobachtung des Sprachgebrauchs oder der Eigentümlichkeiten im Versbau zu erreichen, für verfehlt halten. Die Analyse der Gedichte geht nur von Forschungen des Verstandes aus und trägt der Phantasie des Dichters zu wenig Rechnung.

Ist nun die angespannte hundertjährige Arbeit auf diesem Gebiete der Forschung vergeblich gewesen, weil wir die Ergebnisse selbst der vorsichtigsten Gelehrten ablehnen müssen? Nein, so steht es doch nicht. Alle menschliche Erkenntnis geht nie in ganz gerader Linie vor sich. Irrungen und Umwege liegen in der menschlichen Natur begründet, und der Streit ist, wie schon ein alter Philosoph erkannt hat, der Vater wie von allem andern, so auch von jeder wahren Erkenntnis. Die homerische Frage ist nur den Weg aller großen Streitfragen, nicht bloß der wissenschaftlichen, sondern auch der religiösen und politischen gegangen. Der entschiedne Angriff auf die blinde Bewunderung, die Homer in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts genoß, hat freilich vorübergehend dahin geführt, daß er bei nicht wenigen geradezu in Verachtung geriet, daß jeder angehende Forscher auf diesem Gebiete sich nach dem Beispiel berühmter Meister durch scharfen Tadel dieses oder jenes Teiles der Gedichte einen Namen zu machen suchte. Aber der Angriff auf den Dichter hat auch die Verteidigung geweckt, und nach manchen verunglückten Versuchen sind wir zu einer gerechten Würdigung seines Schaffens und seiner Kunst gelangt.

Das Wunder, daß am Anfange der für uns erreichbaren griechischen Litteratur ein vollendetes Kunstwerk steht, hat durch die Forschung der letzten hundert Jahre seine ausreichende Erklärung gefunden. Homer steht eben nicht

*) So wurde z. B. aus dem Volksliede: „Innsbruck, ich muß dich lassen, Ich fahr dahin mein Straßen, In fremde Land dahin usw.“ das geistliche: „O Welt, ich muß dich lassen, Ich fahr dahin mein Straßen Ins ewig Vaterland.“ Vergl. meine Schrift: Die Bedeutung der Wiederholung, S. 150, wo ich mehr dergleichen Beispiele angeführt habe.

am Anfange, sondern auf dem Höhepunkte der epischen Dichtung der Griechen. Die Untersuchungen, die einen „Kern" aus Ilias und Odyssee und andrerseits fremde Zusätze auszuscheiden unternommen haben, sind zwar darin als gescheitert anzusehen, daß sie die verschiednen Bestandteile bis auf den Vers glauben sondern zu können, aber sie haben es doch im höchsten Maße wahrscheinlich gemacht, daß schon vor Homer nicht bloß Einzellieder, sondern auch größere zusammenhängende Dichtungen vorhanden waren, an denen sich Homer ein Muster nehmen und die er in seinen Werken verwenden konnte. Zu demselben Ergebnis führen die Beobachtungen des Sprachgebrauchs. Wenn wir selbst in den besten und ältesten Teilen der Dichtungen viel formelhafte Wendungen und ganze Versreihen finden, die bei strenger Beurteilung an der betreffenden Stelle nicht ganz passen, so beweist das, daß Homer auch das vorhandne Versgut reichlich benutzt hat, an der einen Stelle mit größerm, an der andern mit geringerm Glück — wie es menschlich ist. Aber — und das hat Homer zum wirklichen Dichter gemacht — diese Abhängigkeit ist keine sklavische, sie hat die mächtige Entfaltung dichterischer Eigenthätigkeit nicht gehindert. Gerade wo er zum Herzen spricht, wo er selbst am meisten innerlich erregt erscheint, ist auch seine Sprache freier und edler, während Szenen, die für die Handlung gleichgiltiger sind, auch sprachlich oft die größten Anstöße bieten und deshalb zu so wegwerfendem Urteil geführt haben. Aber auch damit steht Homer nicht allein da. Ich will nur auf den ähnlichen Wechsel bei Shakespeare hinweisen, und auch von Schiller ist bekannt, daß er die Dichtungen, die ihn gemütlich interessirten, auch sprachlich edler und erhabner gestaltet hat.

Der Streit über Homer ist mit außerordentlicher Heftigkeit und Erbitterung geführt worden; schonungslos und in den stärksten Ausdrücken haben die Gegner einander angegriffen wie nur irgend in einer religiösen oder wirtschaftlichen Frage. Wenn jetzt auch auf diesem Gebiete, wie im achtzehnten Jahrhundert nach den erbitterten Religionskämpfen im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, größere Ruhe eingetreten ist, so mag uns das ein Trost sein und zugleich die Hoffnung geben, daß andre Streitfragen, in denen wir jetzt mitten drin stehen, und die uns durch ihre Heftigkeit erschrecken, allmählich einer ruhigern und gerechtern Auffassung Platz machen werden.

Gustav zu Putlitz

Daß das Glück ohne Wahl und Billigkeit seine Gaben verteilt, Patroklus begraben liegt, und Thersites zurückkommt, wissen wir und würden es auch ohne die klassische Fassung in Schillers „Siegesfest" jeden Tag neu erfahren. In tausendfältiger Gestalt wiederholt sich die Ungleichheit des Glücks, und keiner vermag das innere Gesetz zu ergründen, das hierbei waltet. Es ist wohlfeil, wenn die Würfel auf dem Tische liegen, zu beweisen, daß sie gerade so und nicht anders fallen mußten, wohlfeil, Erfolg und Mißerfolg auf Notwendigkeiten zurückzuführen. Wie viele hervorragende Männer der Litteratur, darunter auch solche, die eine tiefe und bleibende Wirkung auf ihr Volk geübt haben, sind ohne ein würdiges litterarisches Denkmal geblieben! Und andre, deren Bedeutung dem Wert und der schöpferischen Kraft jener Hervorragenden nicht entfernt gleichkommt, werden in liebevollen und wohlausgeführten Bildern dem Gedächtnis der Nachwelt überliefert. Solcher Betrachtungen kann man sich nicht erwehren, wenn man eine Biographie des liebenswürdigen Lustspiel- und Schauspieldichters Gustav zu Putlitz in drei stattlichen Bänden vor sich sieht,*) innerhalb dieser breiten, aber inhalt- und lebensvollen Biographie auf Briefe unsers größten historischen Romandichters Wilibald Alexis stößt und sich vergegenwärtigt, daß der Dichter des „Cabanis," der „Hosen des Herrn von Bredow" und des „Isegrim" bis zur Stunde ohne den bescheidensten Denkstein, ohne einen biographischen Aufsatz geblieben ist, der über das Maß eines Konversationslexikonartikels hinausginge. Eine gewisse Art der Weltbetrachtung wird sagen, daß sich auch in dieser Ungleichheit im Tode die ungerechte Verteilung der Lebensgüter zwischen zwei Männern fortsetze, die noch dazu nahe und langjährige Freunde gewesen sind; sie wird betonen, daß, wie dem jüngern der beiden Freunde die Abstammung von einer alten Herrenfamilie der brandenburgischen Mark, der sichere Besitz unverlierbarer Erbgüter, das reiche Behagen und die kostbare Muße eines Landedelmanns, die gebietende Stellung als Leiter zweier Hofbühnen geschenkt, dem andern, ältern, die übermäßige Arbeit des fortgesetzten litterarischen Erwerbs auferlegt war, der er die

*) Gustav zu Putlitz. Ein Lebensbild. Aus Briefen zusammengestellt und ergänzt von Elisabeth zu Putlitz geb. Gräfin Königsmarck. Drei Bände. Berlin, Alexander Duncker, 1894 bis 1895.

Digitized by Google

Möglichkeit zu seinen freien und großen, im eigentlichen Sinne poetischen Werken mühsam und in langen Pausen abringen mußte, so auch der von der Gunst des Schicksals getragne Putlitz eine eingehende, jede Lichtseite seines Wesens und Strebens hervorhebende Lebensgeschichte von liebevoller Hand erhalten habe, während Wilibald Alexis, dem weit größern und tiefer wirkenden Schriftsteller, bis heute nicht einmal eine flüchtige Skizze seines Lebens und Werdens zu teil geworden sei. Zuletzt liegt doch nur eine zufällige Verkettung von Umständen dieser Ungerechtigkeit zu Grunde. Putlitz schied aus der Mitte einer zahlreichen, blühenden Familie, hinterließ eine Gemahlin, die den größten Teil seiner litterarischen und künstlerischen Entwicklung begleitet hatte, die zum Willen auch die volle Fähigkeit besaß, das treueste Lebensbild zu entwerfen und in den Erinnerungen an den Gatten ihre eignen besten Erinnerungen neu belebte. Wilibald Alexis dagegen war schon einige Jahre vor seinem wirklichen Tode dem Leben entrückt, sein Haus scheint sich nach dem Tode des Hauptes rasch aufgelöst zu haben, niemand zeigte ein unmittelbares persönliches Interesse an der Errichtung eines biographischen Denkmals. So ergiebt sich für den gerecht urteilenden Freund der deutschen Dichtung aus der Ungleichheit des letzten Glücks beider Dichter nur zweierlei. Zuerst, daß die klaffende Lücke in unsrer biographischen Litteratur in Bezug auf Wilibald Alexis über kurz oder lang ausgefüllt werden muß. Sodann, daß die Existenz eines dreibändigen Werkes über Gustav zu Putlitz für die Beurteilung und Geltung seiner poetischen Leistungen und Versuche nicht schwerer ins Gewicht fallen darf, als die knappen, einfachen Artikel, mit denen mehr als einer seiner besten Zeitgenossen etwa in der Allgemeinen deutschen Biographie bedacht worden ist.

Gewisse Übel tragen überdies ihre Heilkraft in sich selbst. Kommt es dem Gedächtnis und der Würdigung eines Dichters zu gute, daß sein Leben liebevoll und eingehend geschildert, daß uns Entstehung und Aufnahme seiner Werke unmittelbar nahegerückt wird, wirkt die Lebensgeschichte sogar doppelt, wenn das in ihr gespiegelte Dasein ein solches ist, das der Phantasie der meisten Menschen als wünschenswert, ja beneidenswert erscheint, so hat die Sache doch auch eine andre Seite. Tritt aus all der Gunst der Verhältnisse, aus all ihrer fesselnden Schilderung doch nur eine mäßige Entwicklung hervor, so liegt die Frage nahe, ob nicht gerade die äußern Vorzüge einer bevorrechteten Existenz zum Hemmnis größerer Entwicklung geworden sind? Es mag wahr sein, daß in allen Fällen der innere Trieb des Schaffens, der künstlerische Fleiß im Verhältnis zum Talente stehen. Wie aber, wenn diesem Trieb und Fleiß durch die gesellschaftliche Atmosphäre, in der der Träger des Talents lebt, unsichtbare, doch höchst fühlbare Schranken gesetzt werden, wie, wenn die geistige Genügsamkeit, „die alles schreckt, was tief ist," den Dichter in einem Bann hält, der ungeahnten Einfluß auf ihn übt, wie, wenn die gesellschaftliche

Gewohnheit, die Form über den Gehalt zu setzen, eine unbewußt lähmende Wirkung auf die Anläufe einer künstlerischen Natur hervorbringt? Und wenn nun gerade die Ausführlichkeit, die pietätvolle Erinnerung, der das Kleinste wert und wichtig erscheint, diese Thatsache unbewußt ins hellste Licht setzt, so wird doch sicherlich die auf den ersten Blick behauptete Ungerechtigkeit mehr als ausgeglichen, und die Wahrheit kommt, unbeschadet der Teilnahme und Pietät, zu ihrem Rechte.

Das Geschlecht der Putlitz, von denen der Dichter Gustav zu Putlitz abstammte, deren Name schon in den Kämpfen der ersten Hohenzollernmarkgrafen mit den trotzigen alten Junkerfamilien der Mark hervortrat, deren Senior Erbmarschall der Kurmark Brandenburg hieß, und die seit Jahrhunderten, wie alle ehemaligen Kämpfer vom Kremmer Damm, getreue Vasallen der Hohenzollern geworden waren, war auf den Rittergütern Groß-Pankow, Retzin u. a. in der Priegnitz angesessen. Eine lange Reihe von tüchtigen Soldaten und Landwirten hatte dem alten Geschlecht angehört, ehe ein künstlerisches Talent in dem Herrenhause von Retzin (wo Gustav zu Putlitz am 21. März 1821 geboren war) heranwuchs. Die behaglich schlichten Verhältnisse, die bis in die fünfziger Jahre unsers Jahrhunderts in den meisten Familien des norddeutschen Landadels vorherrschten, kamen der Erziehung und Entwicklung des geistig begabten Knaben in entscheidender Weise zu gute. Frau von Putlitz erzählt: „Die gleichmäßige Lebensweise im Hause der Eltern wurde nur durch den regen Verkehr mit dem nahen Pankower Familienkreise, sowie mit einigen Nachbarfamilien unterbrochen; unter den letztern war es besonders die Familie von Möllendorf in Krampfer, mit der Gustavs Eltern sehr befreundet waren. Die Verkehrsmittel im ersten Drittel dieses Jahrhunderts waren im Vergleich zur Gegenwart unglaublich wenig ausgebildet. Zuerst machte eine Chaussee zwischen Berlin und Hamburg ein leichteres Fortkommen möglich. Im Herbst 1846 wurde dann die Hamburger Eisenbahn dazugefügt, aber in Gustavs Kindheit und Jugend fuhr man noch mit eignen Pferden und Wagen von Retzin nach Berlin, eine Reise, die sich alljährlich zur Zeit des Wollmarkts für Gustavs Vater wiederholte, und öfters benutzten die Eltern die Gelegenheit, um die auf dem Wege liegenden Verwandtenhäuser von Herrn von Ryſſelmann in Schönwalde und Herrn von Redern in Wansdorf aufzusuchen, in denen die Schwestern von Gustavs Mutter als Hausfrauen walteten. Die ältesten Kinder wurden mitgenommen und feierten mit der Mutter fröhliche Tage im Kreise der Verwandten, während der Vater seinen Geschäften in Berlin nachging. Im Herbst wurden dann meist die Besuche erwidert, und das kleine Haus in Retzin gewährte schon damals in einfacher, herzlicher Weise die Gastfreundschaft, die es sich auch in fernern Tagen bewahrt hat.“ Wer sich diese Zeilen beleben kann, dem leuchtet eine Fülle von Knabenglück, von frischer Jugendlust in Haus, Feld und Wald entgegen.

Bis zum zwölften Jahre erfreute sich Putlitz dieser ländlichen Freiheit ohne Einschränkung, Gouvernante und Hauslehrer erteilten ihm und seinen Geschwistern den ersten Unterricht. Aber 1834 wurde er dem Gymnasium des Liebfrauenklosters in Magdeburg und zugleich dem Alumnat dieser Schule anvertraut und verbrachte fortan nur noch die Ferien in Retzin. Er hatte das seltene Glück, unter seinen Lehrern eine Persönlichkeit von idealem Charakter, von feinem und tiefem Geist zum Freunde zu gewinnen, Ferdinand Immermann, den jüngern Bruder des Dichters Karl Immermann. Dieser wußte das litterarische Interesse des Jünglings zu wecken und zu steigern und erschloß ihm nicht bloß das Verständnis der Dichtungen seines Bruders, sondern einer ganzen Reihe von poetischen Erscheinungen. Bei Immermanns Grundanschauungen läßt sich kaum zweifeln, daß der junge Putlitz stärkere Neigungen zur Romantik in sich aufnahm, als sich selbst in seinen Märchenstrauß „Was sich der Wald erzählt“ kundgeben.

Das Gegengewicht gegen eine ausschließliche Geltung romantischer Elemente und traumhafter Sehnsucht nach der blauen Blume suchte und fand dann der angehende Student der Rechte in seinen ersten Berliner Semestern im französischen Schauspiel der preußischen Hauptstadt, in dem damals fast ausschließlich Scribe herrschte. Und der Einfluß der geselligen Kreise, denen er durch seine Geburt angehörte, sorgte dafür, daß Putlitz in der Schätzung der leichten, aber geschickt gebauten, im Dialog höchst lebendigen Stücke des französischen Bourgeoisdramatikers fester verharrte, als es einem jungen deutschen Dichter der vierziger Jahre eigentlich gemäß war. In der Auffassung aristokratischer Kreise standen Scribes Lustspiele schon um ihres „guten Französisch“ willen in großer Achtung, und Putlitz ließ offenbar diese Auffassung mit derselben jugendlichen Naivität gelten, mit der er Immermanns tiefere poetische Empfindung und kritische Feinheit auf sich hatte einwirken lassen.

Aus der weitern Jugendgeschichte des werdenden Dichters sind nur einige Punkte hervorzuheben. Von Ostern 1842 bis zum Sommer 1843 studirte er in Heidelberg, trat dann in das Korps Guestphalia ein und stand im letzten Semester als Senior an der Spitze dieser Verbindung. Den Winter von 1843 zu 1844 verbrachte er wieder in Berlin, wo er sich abwechselnd in den Hörsälen und in geselligen Kreisen bewegte, diente dann sein Freiwilligenjahr beim zweiten Garderegiment ab und arbeitete als Referendar beim Berliner Kriminalgericht. Seine liebenswürdige Persönlichkeit und seine frische Lebenslust erwarben ihm überall Freunde. Durch den Verkehr in einem der letzten litterarischen Salons im alten Berlin, dem des Fräulein Solmar, trat er zuerst zu einigen hervorragenden Schriftstellern und Künstlern in persönliche Beziehungen. Wichtiger wurde für ihn die Erneuerung und Vertiefung der Freundschaft zu Marianne Immermann, der jungen Witwe des Dichters des „Merlin“ und des „Münchhausen.“ Er hatte Marianne Niemeyer, die nur

ein Jahr älter als er selbst war, schon in seinen Magdeburger Gymnasiastentagen kennen gelernt, zwischen damals und jetzt lagen ihre beglückendsten und schwersten Erlebnisse, die Verlobung und Heirat mit Karl Immermann und dessen früher Tod nach einjähriger Ehe. Die Beziehung zu dieser Frau wurde, wie die Biographie hervorhebt, für die beiden außergewöhnlichen Naturen von großer Bedeutung. Marianne war durch ihre ersten Erlebnisse „viel gereifter als ihr junger Freund, sodaß der Einfluß, den sie auf ihn ausübte, oft einen mentorartigen Charakter annahm."

Mit dem Frühling des Jahres 1845 begann eine Korrespondenz, die bis zum Tode der Freundin, vierzig Jahre hindurch währte. Gleich in einem ihrer ersten Briefe spricht sie ihrem Schützling unumwunden aus: „Ich komme auf einen Punkt, über den ich Sie schon einigemale gescholten habe, wie Sie zu sagen beliebten, doch spreche ich nur meine Meinung aus. Daß ich auf Sie halte und Ihre Anlagen nicht gering schätze, das wissen Sie ja, aber Sie haben unter diesen Anlagen eine, die ich für gefährlich halte, nämlich den Hang zum Dilettantismus." Bei seinem theatralischen Debut mit dem Lustspiel „Die blaue Schleife" ruft sie ihm ehrlich und tapfer zu: „Lieber, wie Sie vor der Hand das Theater zu betrachten scheinen, so will es mir nicht vorkommen, als ob es der Mühe lohnte, seine Interessen zum Mittelpunkt eines Lebens zu machen. Sie scheinen weder an die sittliche noch an die ästhetische Erziehung des Publikums zu denken, wenn Sie darauf eingehen, dasselbe mit der beliebten Alltagsspeise zu füttern, die der Athener seinem Demos giebt, und jene Erziehung kann doch allein dem herabgekommnen Institut zu seiner Würde verhelfen." Eine solche Frau war vollkommen imstande, den jungen Schriftsteller über sich selbst aufzuklären. Eins aber ermaß sie nicht. Zu seiner Verteidigung erwidert Putlitz: „Ich will über die Stelle nicht streiten, die die Intriguenstücke in der Poesie einnehmen, aber es ist eben der Geschmack des jetzigen Publikums, und man kann es dem dramatischen Schriftsteller — ich sage nicht Dichter — nicht verargen, wenn er sein Werk ebenso gut nach dem Pariser Modejournal zuschneidet, als der Schneider seinen Rock. Der junge Autor muß sich auf dem gern betretenen Wege einschleichen; später vielleicht kann er diesem Wege selbst ein Ziel geben." Marianne wußte nicht, daß hinter dieser Selbstverteidigung etwas ganz andres, viel unüberwindlicheres lag, als die wenig wählerische Lust eines jungen Dramatikers am platten Bühnenerfolg. Die Gewohnheit des Aristokraten, die Durchschnittsmeinung und allgemeine Stimmung seines besondern Lebenskreises zu respektiren, im Einklang mit dem meist schlechten Geschmack der guten Gesellschaft zu bleiben, spielte bei Putlitzens ersten dramatischen Anläufen ganz ersichtlich mit. Und die Verhältnisse lagen in dieser Beziehung in den vierziger Jahren für den werdenden Dichter so ungünstig als möglich. Seit dem Niedergang der Romantik und dem Emporkommen der liberal angehauchten Tendenzpoesie kehrte der größere Teil des deutschen

Adels gerade den tiefern und ernstern Leistungen der deutschen Litteratur unwillig den Rücken, gefiel sich in der Begünstigung des Nichtigen, scheinbar Harmlosen, des Frivolen oder zur Abwechslung des bewußt Frommen — beides oft hübsch neben einander. Wer vorzugsweise in diesen Kreisen lebte, mußte es schon für einen Gewinn halten, wenn er überhaupt Teilnahme für das bescheidenste Stück wirklichen Lebens erweckte. Und selbst das bescheidne Stück sollte gesehen werden, nicht wie es Putlitz recht gut hätte sehen können, sondern wie es hier durch die Brillen der Gesellschaft und dort durch die Vergrößerungs- und Vergröberungsgläser der theatralischen Herkömmlichkeit erschien. Daß Putlitz, statt sich auf seine eignen Augen zu verlassen, von vornherein alle diese Gläser unbesehen und ungeprüft aufsetzte, hat seine Entwicklung sehr wesentlich beeinträchtigt.

Denn andrerseits, wie viel frische Lust und guter Wille, wie viel heitere Stimmung und behagliche Teilnahme an einfachem Menschenglück, wie viel scharfer Blick für Launen und komische Widersprüche der menschlichen Natur, wie viel charakteristische Schilderung und wie viel sichere Gestaltungskraft steckt doch in der ganzen Folge der ein- und zweiaktigen Stücke, mit denen Putlitz in den nächsten Jahren die Bühne gewann. Die wirksamsten davon: „Badekuren," „Familienzwist und Frieden," „Herz vergessen," „Nur keine Liebe," „Der Brockenstrauß," „Die Waffen des Achill," „Seine Frau," „Der Weg der Liebe," „Das Schwert des Damokles," „Spielt nicht mit dem Feuer," „Das Ständchen," „Brandenburgische Eroberungen," „Die alte Schachtel" usw. haben sich Jahrzehnte hindurch fast auf allen Theatern gehalten und sind noch immer die Zuflucht aller Liebhaberbühnen, weil in der That ein Stück Leben und frische Wirklichkeit aus ihnen wirkt, weil man fühlt, daß der Verfasser dieser kleinen Scherze einem sittenspiegelnden und echt komischen Lustspiel näher gewesen ist, als ganze Folgen von Theaterschriftstellern. Putlitz hatte das Zeug zu einem norddeutschen Bauernfeld in sich. Aber es gelang ihm nicht, nachdem die Weiche einmal falsch gestellt war, in das richtige Gleis zu kommen, in dem die theatralische Brauchbarkeit das Untergeordnete, weil Selbstverständliche, die Verkörperung der (poetischen) komischen Idee und die charakteristische Belebung der Gestalten das Endziel bleibt. Putlitz täuschte sich keineswegs darüber, daß er von diesem Endziel noch fern sei, und es fehlte ihm auch nicht an Mahnungen von außen. Wenn er eingestehen mußte, daß er in seiner besondern Lage (er wohnte seit 1849 wieder auf dem Gute Retzin, das er wenig später zur eignen Bewirtschaftung übernahm) allzusehr auf sich angewiesen sei, seine Stoffe mit niemand durchsprechen, sich in seiner Umgebung weder Rat noch Mut holen könne („mein Vater hat ganz andre Interessen, namentlich aber keins fürs Theater. Er ist niemals ins Theater gegangen. Meine Mutter hält zu viel vom Verfasser, um nicht alles herrlich zu finden, und meine Schwestern haben viel mehr Interesse als Kritik"), so setzte er doch

immer hinzu, daß er bei seiner litterarischen Arbeit Vergnügen empfinde, und daß er unwillkürlich immer wieder ans Theater denke. Umsonst rief ihm Marianne, die sich inzwischen mit einem Hamburger Wolff wieder verheiratet hatte, energisch zu: „Laß vor allem dich nicht verführen, den Genuß des Schaffens für ein ausreichendes Lebenselement zu halten, dieser Irrtum würde dich entschieden unglücklich machen," umsonst sagte sie ihm gerade heraus, daß sie seine hochbegünstigte äußere Lage nicht für ungefährlich halte, daß ihr aber auch in dieser Lage ernste Arbeit als die beste Hilfe für den jungen Dichter erscheine, und daß gerade das am meisten seine Produktivität fördern werde, was ihn scheinbar von ihr abziehe. Er stimmte allem zu, was ihm die Freundin ans Herz legte, er wußte sehr gut, daß Wissen dem Dichter not thue, wenn er nicht einseitig und schal werden soll, er scheute auch die ernste Arbeit nicht. Aber diese Arbeit bezog sich meist und immer wieder auf das Studium des theatralisch Wirksamen, auf die geschickte Zusammendrängung seiner kleinen Erfindungen. Der andern, der Hauptarbeit des Dichters: der ohne Leiden und Kämpfe nicht zu gewinnenden Herrschaft der Phantasie über den Weltreichtum und die Weltmannichfaltigkeit, die Schärfung des künstlerischen Blicks für Seelen wie Zustände, dem Ringen nach höchster Wahrheit, wich Putlitz unbewußt aus. Wer vermöchte klar zu unterscheiden, welchen Anteil hieran eine ursprüngliche Unzulänglichkeit seiner Natur, die Gewöhnung an das Schaffen unter äußern Bedingungen, und endlich die Atmosphäre gesellschaftlicher Überlieferungen und Umgebungen hatte? Im Jahre 1854 schrieb ein so scharfer Prüfer wie Fr. Hebbel, der mit Putlitz in Marienbad näher verkehrte, über den märkischen Dichter: „Er ist ein höchst gebildeter Mensch, der in manche Tiefe geschaut hat, wenn seine Poesie auch leicht wie ein gaukelnder Schmetterling darüber schwebt," und aus den mitgeteilten Briefen von Putlitz läßt sich erkennen, daß er sich wahrlich nicht überschätzte, wenn er sich „ein vielseitiges Interesse für alles Geistige" zusprach. Aber der Mangel, den er zu Zeiten selbst empfand, lag tiefer, und seine Freundin irrte sich gewaltig, wenn sie von einer Versenkung des Dichters in die Geschichte seine Beseitigung erwartete.

Daß es Gustav zu Putlitz auch in seiner Landeinsamkeit nicht an Anregungen und Eindrücken fehlte, beweist kein Teil seiner Lebensgeschichte besser, als die Erzählung von der Retziner Aufführung der Oper „Rübezahl," die erste, die Frau von Putlitz aus eigner goldner Erinnerung giebt. Da Putlitz bei einem Winteraufenthalt in Berlin dem Komponisten Fr. von Flotow näher getreten war und ihm den Text zur Oper „Indra" geschrieben hatte, so war er auf den Einfall gekommen, mit Flotow zusammen eine kleinere Oper „Rübezahl" für die Aufführung im Hause zu schaffen. Flotow kam zu diesem Zwecke selbst nach Retzin, ebenso fand sich der Düsseldorfer Maler Camphausen ein, der einen Vorhang und Dekorationen malte, und dessen Frau die weib-

liche Hauptpartie singen sollte. Mitwirkende Kräfte für Soli, Chor und Orchester wurden auf allen Nachbargütern geworben, im Hause des Dichters herrschte das bewegteste, an Szenen aus „Wilhelm Meister“ erinnernde Leben. Zu den Geladnen gehörten zwei junge Gräfinnen Königsmarck, Anna und Elisabeth, die Töchter des ehemaligen Adjutanten des Prinzen (und nachmaligen Königs und Kaisers) Wilhelm, von dem benachbarten Gut und Schloß Berlitt. Gräfin Anna war für eine Solopartie der Oper, Gräfin Elisabeth für Mitwirkung im Chor und dann, da sie Harfe spielte, zur Übernahme der Harfenpartie eingeladen. Gräfin Elisabeth erzählt von ihrem Eintreffen in Retzin: „Es herrschte allgemein sehr guter Wille und die größte Harmlosigkeit und Freiheit im Verkehr. Auch traten mir Gustavs Mutter und Schwestern, die ihm halfen die Honneurs des Hauses zu machen, gleich sehr herzlich entgegen. Nach dem Diner ging es in die Probe. Das improvisirte Theater war ein wahres kleines Meisterwerk. In einem Holzstall nahe am Hause hatte Gustav mit Hilfe Camphausens eine allerliebste Bühne hergestellt. Zwei Dekorationen, ein Rokokozimmer und eine schlesische Baude mit dem Blick auf die Schneekoppe hatte Camphausen gemalt, auf dem Vorhang den alten Berggeist, der der Oper den Namen lieh, angebracht. Der Zuschauerraum, durch das Orchester von der Bühne getrennt, war in Parkett und Logen eingeteilt, die sehr hübsch mit rotem Stoff und Goldborten verziert waren. Flotow am Klavier dirigirte, er hatte zwei Doppelquartetts aus Perleberg und aus Pritzwalk als Orchester vereint. Hinter dem Bühnenraum war ein Zelt angebracht als Garderobe. Solisten und Choristen waren dreiundzwanzig, und man kann sich denken, welches muntere Treiben allein durch die Mitwirkenden entstand. Ich fand mich sehr schnell in die Situation und war entzückt von dem bunten Treiben, in dem jeder mit größtem Eifer und gutem Willen sein Bestes gab. Gustav war der liebenswürdigste Hausherr und verständnisvollste Regisseur in einer Person und darauf bedacht, es seinen Gästen, die zum größten Teil auch Mitglieder der kleinen Truppe waren, behaglich zu machen.“

In diesen fröhlichen Tagen und während dieser künstlerischen Anstrengungen, die von einem vollständigen Gelingen der Opernaufführung gekrönt wurden, verliebte sich Gustav zu Putlitz in Elisabeth Königsmarck, und auch die junge Gräfin faßte eine tiefe Neigung für den ritterlichen Dichter. Im Garten von Berlitt folgte wenige Wochen später die Verlobung des jungen Paares. „In jenen Stunden, sagt die Verfasserin schlicht, entschied sich das Glück meines Lebens, das ich achtunddreißig Jahre fest und treu mit dem geliebten Mann genießen durfte.“ Am 13. Mai 1853 fand die Hochzeit des Gutsherrn von Retzin statt, dem glücklichen Sommer in der Stille des Landlebens folgte im Frühherbst eine Rheinreise, die sich bis Baden-Baden erstreckte.

Die Verhältnisse der jungen Eheleute erlaubten auch fernerhin den Auf-

enthalt in Retzin durch einen mehrmonatigen Winteraufenthalt in Berlin zu unterbrechen, wo Putlitz mehr litterarische Anregungen fand, als er bedurfte. Er fuhr fort, den mißgünstigen Prophezeiungen und Klatschereien zum Trotz, die seine Heirat mit der Gräfin Königsmarck als das Ende seiner poetischen Bestrebungen bezeichneten, Lustspiele und Schauspiele zu schreiben, er begann jetzt auch einzelne Erzählungen zu entwerfen und auszuführen. In einem Briefe (vom 3. Januar 1858) an Wilibald Alexis sagt er: „Produziren und sich produktiv fühlen ist eine wunderbare Gottesgabe, und ich weiß nichts Schöneres, als die Keime, die im eignen Herzen wachsen, die die eigne Phantasie entfaltet, im Geheimen zu pflegen, bis sie, nach Jahren oft, ans Licht treten.“ Aber in demselben Briefe folgt auch das Geständnis: „Uns geht es gut im behaglich stillen Hause, im bescheidnen Wohlstand, zwischen den drei blühenden Kindern. Ich weiß keine Ehe, die glücklicher wäre, als die meinige, und möchte hinzufügen, ich weiß keinen Menschen, der glücklicher wäre als ich. Die Götter des Altertums hätten einen solchen Ausspruch nicht hören dürfen, unser Gott weiß, daß ich ihn in Demut ausspreche, und wird ihn wie ein Dankgebet aufnehmen. Ein herber Tropfen in diesem Glücksbecher ist mir oft meine poetische Begabung und ihre Resultate. Wenn ich geschaffen habe, wuchs es wie eine Blume und verflog wie eine Seifenblase. Mir geht es, wie unserm Freunde Holtei: zuviel Talent, um zu schweigen, und nicht genug, um in tüchtiger Weise durchzudringen.“

Wunderbar, wie sich in diesem Ausruf des Dichters Selbsterkenntnis und Täuschung paaren. Putlitz konnte mit dem „tüchtigen Durchdringen“ natürlich nicht den äußern Erfolg im Auge haben. Der viel aufgelegte und viel gepriesene Dichter der Märchen „Was sich der Wald erzählt“ und „Luana,“ der Lustspielverfasser, dessen kleine Stücke über alle Bühnen gingen und mit ebenso viel Behagen gespielt als gesehen wurden, hätte am allerwenigsten Ursache gehabt, über Mangel an Anerkennung zu klagen. Nein, er vermißte im Ernst die tiefere, nachhaltige Leistung, die künstlerisch reife Schöpfung. Es entging ihm nicht, daß in seiner Erfassung und Spiegelung des Lebens zuviel Vergängliches und Flüchtiges sei. Gleichwohl faßte er kein Mißtrauen gegen die leichte und rasche Art der Produktivität, er ahnte nicht, daß er gerade auf dem Lebens- und Gesellschaftsgebiet, auf dem er sich am sichersten und gleichsam zu Hause fühlte, durch einen geheimen Zwang der Bildung und Gewöhnung verhindert werde, in die Tiefen hinabzusteigen, in denen die schwersten Aufgaben, aber auch die dauerndsten Kränze des dichterischen Schaffens liegen. Er argwöhnte nicht, daß zwischen gewissen angeerbten Anschauungen und dem dichterischen Drange auf den Grund der Erscheinungen zu sehen, ein unüberwindlicher Widerspruch vorhanden sei. Das Schicksal hatte ihm für die spätesten Tage erschütternde persönliche Lebenserfahrungen vorbehalten; der hundertste Teil der schmerzlichen Blicke in die Wahrheit der Dinge und die Abgründe im

Gemüt, die Putlitz später thun mußte, würde in der Zeit seiner frischen Schaffenslust ausgereicht haben, seiner Spiegelung der umgebenden Welt den unvergänglichen Grund zu geben, der ihr fehlte.

Putlitz selbst hoffte, durch den Wechsel der Stoffe, durch größere Maße und einen bedeutendern Hintergrund seinen poetischen Gebilden bleibendes Leben zu verleihen. Am Ausgang der fünfziger Jahre schrieb er sein erstes (und bestes) vaterländisches Stück „Das Testament des großen Kurfürsten." Begonnen wurde dieses erfolgreichste Werk des Dichters in der Einsamkeit seines Landguts in der Priegnitz, in einer Atmosphäre, die der Gestaltung und dem Kolorit des Schauspiels günstig sein mußte, beendet in Wien, wohin ihn der Wunsch zog, der ins Auge gefaßten ersten Darstellerin der Hauptrolle, der Burgschauspielerin Julie Rettich, ihre Partie mundrecht zu machen. Halm, als Freund seiner Freundin, als erfahrener Bühnenpraktikus, erteilte dabei Ratschläge, die Putlitz mit bescheidner Unterordnung befolgte. Die erste Aufführung fand in Breslau statt, Frau von Putlitz berichtet davon, die Leute im Parkett hätten eine langweilige Fortsetzung der „Makkabäer" erwartet. „Das Stück von Otto Ludwig war zwei Tage vorher ohne allen Erfolg gegeben worden. Anna blickte mich an, ich sie, und nicht sehr ermutigt sahen wir den Vorhang sich heben. Aber es kam ganz anders, denn von Akt zu Akt stieg der Beifall, der zum Schluß eine solche Höhe erreichte, daß er alles mit fortriß." Unmittelbar nachher erfreuten sich Putlitz und die Seinigen der gleichen Erfolge in Wien und Berlin. „Diese drei ersten Testamentsaufführungen gehörten mit zu den schönsten Erinnerungen in Gustavs Leben und sind unvergessen geblieben, so viele andre Erfolge auch später an ihn herantraten."

Wer hätte dem liebenswürdigen, das Beste erstrebenden, sein Bestes gebenden Dichter solche Erfolge und Erinnerungen mißgönnen mögen? Doch was wollen sie bedeuten, sobald man den Maßstab des eigentlichen bleibenden poetischen Wertes anlegt? Frau von Putlitz rühmt den rauschenden Erfolg gegenüber Ludwigs „Makkabäern." Aber die „Makkabäer" werden dieses und das nächste Jahrhundert überdauern, weil ihre mächtigen Gestalten so von innen heraus und mit dem poetischen Tiefblick in das Wesen der Welt geschaffen sind, wie Putlitz eben nicht zu schaffen vermochte. Er verharrte denn auch zunächst auf dem Wege, den er mit dem historischen Schauspiel betreten hatte, schrieb einen „Waldemar," einen „Don Juan d'Austria," Stücke, die ihm kaum mehr als jene Achtungserfolge brachten, wie sie Dramen höhern Stils gegenüber üblich sind, dann hatte er mit dem Schauspiel „Wilhelm von Oranien in Whitehall" wieder Glück. Es war die Zeit, wo sich Macaulays englische Geschichte in aller Händen befand, und der große Oranier von allen liberal Gestimmten als einer der wohlthätigsten Heroen verehrt wurde. Putlitz selbst scheint freilich damals mehr Freude an seinen in der That vortrefflichen „Brandenburgischen Geschichten" (unter denen die „Bernauer Bierflasche" ein

kleines Meisterstück ist) erlebt zu haben, als an seinem Drama. Er schrieb (2. Juni 1860) an Gisbert von Vincke: „Das schlimme bei dramatischen Arbeiten ist, daß, wenn wir fertig sind, der letzte Stein, die Aufführung, von andern gelegt werden muß. Wir gehen dann immer um das unfertige Haus herum, und das giebt eine Spannung, die uns beim Neubau höchstens bis zu den Fundamenten gelangen läßt. Schließlich poltert das alte Haus um und schlägt das neu begonnene mit in Trümmer. O wer es lassen könnte, für die Bühnen zu schreiben!" Und wenig später gestand er sich und andern, daß trotz der Bühnenerfolge seinem „Wilhelm von Oranien" der erwärmende Herzschlag fehle, daß er „im Stoff brauchbar, technisch richtig gezimmert, aber schwung- und gemütlos, was man im gewöhnlichen Leben ledern nennt" erscheine. Hier ist einmal etwas von der erbarmungslosen Selbstkritik, mit der der echte Künstler sich selbst überwinden muß, ehe er die Welt überwindet.

Leider war es Putlitz nicht vergönnt, in stillem Schaffen die Erkenntnis ausreifen zu lassen, daß er „zu den Müttern hinabsteigen" müsse. Die Folgen seiner äußern Lebensstellung machten sich geltend. Er mußte sich als Gutsbesitzer zum Abgeordneten des preußischen Landtags wählen lassen, er wurde dem Königshofe durch die Ernennung zum Kammerherrn nahe gerückt und in die Fesseln jener eigentümlichen glanzvollen Unfreiheit geschlagen, die keinem, der diesen Lebenskreisen nahe tritt, erspart bleibt. Da er sich einmal die volle Unabhängigkeit des amtlosen Landedelmannes nicht bewahren konnte, durfte es der Dichter zunächst als ein besondres Glück ansehen, daß ihm 1863 der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin die Intendanz seines Hoftheaters an Flotows Stelle antrug. Die Aufgabe raubte ihm ja auch einen guten Teil seiner Freiheit und seiner Muße, aber sie stand wenigstens in besserm Zusammenhang mit seinen eigentlichen Lebensinteressen, als der Kammerherrndienst. Prächtig ist die Stelle der Biographie, die erzählt, wie Putlitzens Söhne den Entschluß ihres Vaters aufnahmen. „Im ganzen reizte das Neue ihre jugendliche Phantasie, aber befriedigt waren sie doch erst, als Gustav ihnen erklärte, daß sie Preußen bleiben würden, denn der Partikularismus steckte tief in den Herzen dieser echten Söhne der Mark."

Seine Aufgabe faßte der neue Bühnenleiter mit angebornem Geschick und dem frischen Anteil an dem ewig wechselnden Leben und Treiben der Bühne an, der für eine solche Stellung schlechthin unentbehrlich ist. Mit der Übernahme der Schweriner Intendanz, deren Leiden und Freuden Putlitz schon selbst in seinen „Theatererinnerungen" geschildert hat, wird die biographische Darstellung der Frau von Putlitz ausführlicher und breiter, die Zahl der interessanten Menschen, zu denen der Bühnenleiter in ein näheres oder ferneres Verhältnis trat, mehrt sich beständig, und für neuere Litteratur- und Theatergeschichte werden sowohl die persönlichen Aufzeichnungen der Frau von Putlitz,

als die der Biographie einverleibten Briefe an und von Putlitz eine schätzbare Fundgrube bleiben.

Nach einer Reihe von Jahren (1867) zog es Putlitz vor, die Schweriner Theaterleitung aufzugeben und sich dem wohlgemeinten Drängen des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen zu fügen, der den Dichter zum Hofmarschall wünschte. Die Stellung forderte eine dauernde Übersiedlung nach Berlin. Frau von Putlitz sagt: „Beide Herrschaften (der Prinz und seine Gemahlin, die Kronprinzessin Viktoria) sprachen sich sehr beglückt aus über Gustavs Eintreten in ihren Dienst, und ich hatte wenigstens die befriedigende Empfindung, daß das vollste Vertrauen der Herrschaften Gustav seine Stellung erleichtern würde, denn ich kann es nicht leugnen, daß ich mich sehr schwer in die neuen Verhältnisse hineindachte und das häufige Getrenntsein schmerzlich empfand.“

Es fragte sich, ob der Dichter gewinnen würde, was der Mensch in diesen neuen Verhältnissen unzweifelhaft verlor. An einer reichen Fülle äußerer Eindrücke und Erlebnisse konnte es ihm nicht fehlen. Reisen, Feste, Begegnungen aller Art drängten sich in ununterbrochner Folge, seine einflußreiche Stellung gab ihm in dem großen Jahre 1870 Gelegenheit, im größten Stil in patriotischer Hilfs- und Liebesthätigkeit zu wirken. Die Biographie spiegelt Bewegung, Wechsel und Drang dieses Lebens sehr anschaulich wieder. Ob es den Dichter bereicherte, ihm tiefere Offenbarungen aus Weltlauf und Menschengeschick gewährte, ob es ihn auch nur in dem Sinne beglückte, daß er sich poetisch dadurch angeregt fühlte, wird nicht recht ersichtlich. Über seinen Briefen aus dieser Zeit liegt oft ein Hauch der Verstimmung, der Müdigkeit. Thatsache ist, daß ihn all diese Pflichten und Genüsse nicht an litterarischer Arbeit hinderten. Er schrieb den Roman „Die Nachtigall“ und einige neue kleine Stücke, immer wieder stellte sich heraus, daß auch von ihm das alte Komödiantenwort galt: „Wer auf den Brettern ein paar Schuhe zerrissen hat, der kann nicht wieder davon los.“ Im Frühjahr 1873 kam der Großherzog Friedrich von Baden nach Berlin, ließ Putlitz rufen und trug ihm die Leitung seines Hoftheaters an, das vorher unter Eduard Devrients Leitung gestanden hatte. Obwohl Putlitz im ersten Augenblick die weite Entfernung von seinen Gütern als ein unüberwindliches Hindernis betrachtete, begann er sich doch bald mit dem Gedanken zu befreunden, Frau Elisabeth von Putlitz aber schrieb an die getreue Freundin Marianne in Hamburg: „Du siehst, wie die Entschließungen der nächsten Zeit wahrscheinlich unsre ganzen Verhältnisse umwandeln werden. Wenn ich alles ganz objektiv betrachte, kann ich nur Gott danken, daß Gustav in eine Thätigkeit kommt, die ihm lieb ist, der er gewachsen ist, und die neben mancherlei Schwierigkeiten doch reichen Ersatz im Schaffen selbst gewährt. Dem muß sich alles andre unterordnen.“ Diese Briefstelle wirft rückwärts ein Licht auf die Berliner Jahre des Dichters.

Im August 1873 übernahm Putlitz die letzte große äußere Aufgabe seines Lebens. Von da an bis zum Frühling 1889 hat er an der Spitze des Karlsruher Hoftheaters gestanden. Gesundheitsrücksichten und der Umstand, daß mit dem Tode seines Vetters Hermann zu Putlitz das Seniorat seiner Familie, die Würde des Erbmarschalls der Kurmark und der Sitz im preußischen Herrenhause auf ihn übergingen, drängten ihn am Ende dieser Periode, um seine Entlassung zu bitten, die der Großherzog nur ungern gewährte. Doch schon fünf Jahre früher (im Sommer 1883) hatte ihn durch den freiwilligen Tod seines hochbegabten Sohnes Stephan, der eben die Professur der Nationalökonomie an der Universität Halle antreten sollte, in der tiefen Tragik dieser Katastrophe und der sie begleitenden und ihr folgenden Umstände, ein Schlag getroffen, den er zwar zu überwinden suchte, aber nicht zu überwinden vermochte, sodaß seine Biographin mit Recht sagt: „Er war seitdem doch ein gebrochner Mann."

Die Einzelheiten seiner zweiten Bühnenleitung, die die Biographie vorführt, gehören der Theatergeschichte an; zum Reformator des Theaters fühlte Putlitz keinen Beruf, aber seine Persönlichkeit und seine Kunstanschauung schlossen ein Herabgleiten des ihm anvertrauten Kunstinstituts zur bloßen industriellen Unternehmung von vornherein aus.

Wichtiger als die einzelnen Akte und Erfolge seiner Intendantenthätigkeit sind für uns die Zeugnisse neu angeregter Lust des Schaffens, als deren bebedeutendste die beiden bürgerlichen Schauspiele „Rolf Bernd" und „Die Idealisten" gelten müssen. Beide, namentlich das erstgenannte, beweisen, daß Putlitz allmählich begriffen hatte, was der deutschen Bühne und der dramatischen Litteratur vor allem not thue: ein Gesellschaftsdrama aus der Mitte unsrer Zustände heraus. Dies hatte ihm ohne Zweifel schon früher vorgeschwebt, aber es war bei seinem Streben nach leichter und überraschender Bühnenwirkung nie entscheidend zur Geltung gekommen. Nun, in Schauspielen mit ernsten Konflikten, bewährte Putlitz nicht nur hellen Blick und warmes Herz für die deutsch-bürgerliche Welt, aus der er im wesentlichen schöpfte, sondern auch erhöhte Kraft der Gestaltung und gesteigertes technisches Geschick für Anlage und Führung einer Handlung. Die beiden Schauspiele hatten die glänzendsten Theatererfolge; „Rolf Bernd" hinterläßt auch bei der einfachen Lesung den Eindruck eines wohlgegliederten, durch Handlung, Charakteristik und Sprache gleichmäßig befriedigenden Werkes. Ja man könnte hoffen, daß dieses Schauspiel in Verbindung mit einigen spätern Erzählungen Putlitzens (unter denen „Das Frölenhaus" durch eigenartiges Kolorit und anmutigen Ton des Vortrags ausgezeichnet ist) den Namen und die Geltung des Dichters auf künftige Tage bringen würde, wenn nicht eine Betrachtung Zweifel erweckte. Auch in dieser glücklichsten seiner Erfindungen scheute er davor zurück, die Menschendarstellung bis zu dem Grade zu verschärfen und zu vertiefen, den

Ausdruck zu der Beseelung, Knappheit und Kraft zu erhöhen, die unvergänglich sind und sich unvergeßlich einprägen. Immer wieder stand ihm infolge seiner Erziehung, seiner gesellschaftlichen Atmosphäre und seiner künstlerischen Gewohnheit der äußere Schein der Dinge über ihrem innersten Wesen, die Bühne über dem Leben. „Rolf Bernd" ist ein mit sicherer Hand gebautes Schauspiel und läßt an theatralischer Wirksamkeit viele bedeutendere Dichtungen hinter sich. Aber nach einem unerschütterlichen Gesetz steht die Sache doch so, daß der Theatererfolg des Tages, des Jahres, des Jahrzehnts beinahe ausschließlich dieser Art von geschickten, technisch tadellosen Werken gehört. Doch eben dieser Erfolg verbürgt keine Dauer. Die Dramen, die, in langen Zwischenräumen wiederkehrend, erst nach wechselndem Glück und Mißgeschick nur schwer die Bretter gewinnen, die um der Größe und Eigentümlichkeit ihrer Welt- und Menschendarstellung, um der innern Gewalt ihrer Gestalten, um des unvergänglichen Hauchs echten Lebens willen, trotz starker theatralischer Mängel, nach Menschenaltern wieder ergreifen und fesseln, die nicht der Bühne angepaßt sind, sondern denen sich die Bühne bis auf einen gewissen Punkt anpassen muß und, sobald die Zeit gekommen ist, auch anpaßt — sind mit wenigen Ausnahmen auch die, die den eisernen Bestand der bleibenden dramatischen Litteratur bilden. Selbst in seiner letzten, reifsten Periode gelangte Putlitz nicht dahin, das von ihm poetisch zu verkörpernde Stück Leben für größer, wichtiger und wirksamer zu halten, als die szenische Überlieferung, die unbedingte Übereinstimmung mit wirklichen und vermeinten Bedürfnissen der Bretter.

Der Dichter überlebte das letzte Scheiden aus seiner theatralischen Thätigkeit kaum ein Jahr, er starb am 5. September 1890 auf seinem Stammgute Retzin. Die Biographie, die sein Leben und Schaffen so ausführlich schildert, rückt in schlichter Wärme vor allem das Bild des vorzüglichen und liebenswürdigen Menschen, des geistig Strebenden, der in freiwillig übernommner Pflicht rastlos thätig war, dem Leser nahe. Sie wird aber auch der Anlaß sein, daß die Persönlichkeit des Dichters treuer und deutlicher in der Erinnerung lebt, als es die Theaterzettel, auf denen der Name Gustav zu Putlitz ja noch lange wiederkehren wird, bewirken könnten.

An Bord von S. M. S. Brandenburg

Es war am 6. August 1894, früh nach 7 Uhr, als ich an der Seeburgbrücke in Kiel ein Boot nahm, um mich nach der „Brandenburg" hinüber rudern zu lassen. Es handelte sich nicht um einen kurzen Besuch des mächtigen Schlachtschiffs, sondern um eine längere Fahrt in See zur Erprobung der Maschinen, zu der mich ein jüngerer, mir seit Jahren befreundeter Offizier mit freundlicher Erlaubnis des Kommandanten eingeladen hatte. Der Himmel war in seinem untern Teile bewölkt, ein feiner weißer Dunst lag über der glatten, graublauen Wasserfläche der Kieler Föhrde und verhüllte wie mit einem dünnen Schleier die erwachende, lärmende Stadt mit dem Mastenwalde ihres Handelshafens, das hohe alte Schloß, die grünen Laubmassen der herrlichen Düsternbrooker Allee mit den Anhöhen dahinter und den reizenden Villen in ihren Gärten, dem mächtigen, rotgelben Bau der kaiserlichen Marineakademie, gegenüber die Häuser von Ellerbeck, die langen Werkstättengebäude und die Masten und Schlote der kaiserlichen Werft. Nur wenige Kriegsschiffe lagen auf dem „Strom," in der Mittellinie der Föhrde: ganz hinten nach dem Handelshafen zu die „Kaiserin Augusta," in Reparatur begriffen und also nicht im Dienst, dann der neue Kreuzer „Gefion," ein mächtiges Schiff mit drei Schornsteinen und zwei Gefechtsmasten, der alten schlanken Namensschwester Eckernförder Angedenkens möglichst unähnlich, endlich der kleine „Hildebrand," ein Panzer vierter Klasse von gedrungnem Bau mit einem Mast. Dazwischen streckte sich der riesige, lange Rumpf der „Brandenburg," einförmig graublau gestrichen vom Topp bis zum Wasserspiegel, ohne irgend welches blinkende Metallstück, denn auch die Geschütze trugen dieselbe Farbe, sodaß in der That ein modernes deutsches Kriegsschiff auf See nur ganz verschwommne Umrisse zeigt und bei einigermaßen nebligem, „diesigem" Wetter von Wasser und Himmel kaum zu unterscheiden ist. Nur vorn, an dem scharfen, weit ausladenden Rammbug glänzte der rote brandenburgische Adler in vergoldeten Verzierungen, und am Heck wehte die Nationalflagge vom Stock. Wie anders nahm sich früher ein großes Kriegsschiff aus, in seinen schlanken, eleganten Linien, mit seinen langen Reihen von Stückpforten und weißen Batteriestreifen, aus denen die blanken Geschütze hervorsahen, mit dem vergoldeten Schnitzwerk am Heck, der weißen Gallionfigur am Bug, der ragenden, hohen und breiten Takelage! Auf See vermochte noch vor zehn Jahren in größerer Entfernung nur ein geübtes Auge ein Kriegsschiff von einem größern Handelsdampfer zu unterscheiden, vor allem an der Stellung der Masten und der Breite der Raaen; heute erkennt auch die unschuldigste Landratte ein Panzerschiff, wenn sie nur einmal eines gesehen hat, auf der Stelle, denn alle Ähnlichkeit ist verschwunden. Unter Aufbauten aller Art, Kajüten, Kommandohaus, Kommandobrücke, Panzertürmen und großen, an den Seiten aufgehängten Booten (auf der „Brandenburg" zwölf), verschwindet beinahe

Digitized by Google

das Deck, das nicht mehr die schöne, glatte, freie Fläche bildet wie ehedem; aus dem ganzen, schwer übersichtlichen Gewirr ragen ein paar Gruppen hoher Ventilationsröhren, zwei oder drei kolossale, turmartige Schornsteine und ein paar, vom Wasserspiegel aus gerechnet, etwa 20 Meter hohe, 1 Meter starke, hohle, von Wanten aus Drahtseilen gehaltne Masten auf, die unter der letzten Stenge für den Flaggenstock den gepanzerten Gefechtsmars, ein rundes, korbartiges Eisengefäß mit Maschinengewehren und Schnellfeuergeschützen und unter diesem eine raaenartige Querstange, für die Signalgebung (Signalraa), vorn aber je einen großen elektrischen Scheinwerfer tragen. Von Takelage ist keine Spur mehr zu sehen, die bewegende Kraft des Eisenkolosses bilden lediglich seine Maschinen.

So lag an jenem Morgen auch die „Brandenburg“ vor mir. Erst allmählich kamen mir die gewaltigen Maße zum Bewußtsein: 110,5 Meter Länge, 19,5 Meter größte Breite (ungefähr die Länge eines Wohnhauses von 7 bis 8 Fenstern Front) zwischen den nach unten etwas ausgebauchten Seitenwänden; fast 7 Meter, etwa zwei Etagenhöhen, ragte das hohe Vorderschiff aus dem Wasser, während das Achterschiff beinahe um die Hälfte niedriger (3,5 Meter über dem Wasserspiegel) liegt, und 7,5 Meter tief taucht das ausgerüstete, armirte und bemannte Fahrzeug. Eine endlose Reihe von runden Fenstern (Ochsenaugen, bull eys, im Matrosendeutsch Bullaugen), die von fern wie kleine Öffnungen aussehen und doch einem Menschen zur Not gestatten, sich durchzuzwängen, zieht sich rings um den Rumpf, wie bei großen Passagierdampfern, im Vorderschiff in doppelter Reihe über einander, achtern die „Kammern“ der Offiziere, vorn die Mannschaftsräume bezeichnend, und an den Seiten hängen die langen stählernen Spieren herab, die das Torpedoschutznetz ausspreizen können. Von dem mächtigen Panzergürtel aus Nickelstahl (40 Centimeter stark, vorn 30 Centimeter) sah man gar nichts, von der furchtbaren Artillerie- und Torpedoausrüstung nur wenig: einige Paar riesiger Geschützrohre, die aus kuppelartigen Bedachungen herausstarrten, eine Reihe kleinerer Geschütze etwa mittschiffs in der Gegend der Schornsteine und die Öffnungen der Lancierrohre für die Torpedos (im ganzen sechs). Inzwischen war mein Boot hinangekommen und legte am Fallreep (Treppe) der Backbordseite an, ziemlich weit achtern. Da ich erwartet wurde, machte der obenstehende Fallreepsgefreite keine Schwierigkeiten, und mit wenigen Schritten war ich an Deck, angesichts des mittlern Panzerdrehturms hinter den Schornsteinen und vor der Offiziersmesse mit der Kommandantenwohnung und zwei Offizierswohnungen, die in einem achteckigen, auf Deck stehenden kastenartigen, natürlich grau gestrichen, durch „Bulleys“ und „Skylights“ (Oberlichtfenster) erhellten Ausbau vereinigt sind. Ein Gang trennt beide Teile. Beim Eintreten erstaunte ich über den verhältnismäßig großen, wenn auch etwas niedrigen Raum der hellgemalten Messe, in der ganz bequem einige Dutzend Personen speisen können und die dienstfreien Offiziere sich gewöhnlich tagsüber aufhalten. Ein paar Tische und eine Anzahl Stühle, drei Sofas, ein Büffetschrank mit Gläsern, zwei große Wandspiegel und ein Zeitungsgestell bildeten die Ausstattung des einfach-behaglichen saalartigen Gemachs; an den Wänden hingen die Bilder von Kaiser Wilhelm I. und II., Bismarck, Moltke u. a. m., an der einen Querwand ein großer Stich in Eichenrahmen, die brandenburgische Flotte unter dem Großen Kurfürsten darstellend, ein Geschenk des Kaisers (nach dem Gemälde in seinem Arbeitszimmer).

Vom ersten Augenblick an war ich gewissermaßen in die Hausgenossenschaft aufgenommen, und die Offiziere — außer dem Kommandanten waren neun an Bord, nicht ganz die volle Zahl, dazu zwei Ärzte und vier Ingenieure mit

Offiziersrang — behandelten mich mit einer Art von höflicher Vertraulichkeit, der Kommandant nicht ausgeschlossen, sodaß ich mich vollkommen frei bewegen und überall hingehen konnte, bis auf die Kommandobrücke und ins Kartenhaus. Trotzdem und trotz kundigster Führung war es nicht so leicht, sich in diesem verwickelten Bauwerk auch nur des Oberschiffs zurecht zu finden. Ganz frei lag nur das geräumige Achterdeck mit dem hintern Panzerdrehtum hinter dem Großmast, das, wie das ganze Deck überhaupt, nicht mehr von einer mehr als mannshohen starken Bordwand (Reeling), sondern nur mit einem luftigen brusthohen Eisengeländer umgeben ist. Steile Eisentreppen führen auf das flache Dach der Messe (achteres Aufbaudeck), eine eiserne Laufbrücke von diesem über den mittlern Panzerturm hinweg nach dem ebenso hohen Vordeck (vorderes Aufbaudeck), das mittschiffs zur Seite der Schornsteine die Panzerbatterie zu sechs Geschützen birgt und an mehreren Stellen noch Geschütze hinter Panzerschilden trägt, während in zwei vorspringenden Ausbauten vor dem Fockmast Geschütze stehen, die nach vorn und seitwärts feuern können. Oben auf dem Vordeck liegt endlich der dritte Panzerturm, den äußersten Teil des Vordecks vor sich, auf dem die kolossalen Anker an ihren Ketten ruhen, die nur mit Dampfkraft niedergelassen und aufgenommen werden können, und hinter jenem Turm, zwischen ihm und dem Fockmast, erhebt sich auf der umfänglichen Kommandobrücke das aus Panzerplatten gewissermaßen aufgemauerte und mit einem etwas übergreifenden Panzerdach gedeckte Kommandohaus, das nur in Augenhöhe schmale Glasscheiben enthält. Das ist der Platz des Kommandanten im Gefecht; hier laufen, wie im Gehirn des Menschen die Nervenstränge, die zahllosen Telegraphenleitungen und Sprachrohre zusammen, die ihm gestatten, nach allen Teilen des gewaltigen Schiffskörpers seine Befehle zu geben, denn im Kampfe hat nur er den freien Blick über das Schiff und das Schlachtfeld, eine ungeheure Aufgabe, die ein ungewöhnliches Maß von ruhiger Selbstbeherrschung und sichern, klaren Blick voraussetzt. Die Offiziere und Mannschaften verschwinden dann in den gepanzerten Räumen, auch die Leute für das Ruder stehen an dem in diesem Falle gebrauchten auffallend kleinen Steuerrad im Kommandohause. Gewöhnlich wird aber das Schiff von dem Panzerdeck des Kommandohauses aus gesteuert. Hinter diesem erhebt sich noch das Kartenhaus.

Während dieser kleinen Inspektionsreise war die Mannschaft beschäftigt, das Deck (aus Teakholz) „aufzuklaren," zu reinigen, und leichte, dünne braune Rauchschleier, die den Schornsteinen entstiegen, zeigten an, daß sich die Maschinen in lebhaftere Thätigkeit setzten. Kaum bemerkbar hatte das Schiff bereits von der roten Boje, die selbst auf dem Grunde fest verankert ist und den Schiffen das zeitraubende Ausbringen des eignen Ankers erspart, losgeworfen und begann sich langsam mit Hilfe seiner Zwillingsschrauben um seine Achse zu drehen, ohne seinen Platz zu verändern, so leicht und dem Drucke der Hand so gehorsam, als ob es sich um eine Nußschale handelte. Denn es galt, vor der Abfahrt die auf diesen Eisenschiffen sehr starke und bei jedem ganz verschiedne Deviation der Magnetnadel festzustellen. Inzwischen war noch ein Boot an Land gefahren, das auf das Signal „Jolle zurück" wiederkehrte, und die Schiffsprüfungskommission, ein Kapitän zur See und mehrere Ingenieure, waren an Bord gekommen.

Kurz darnach, um $^{3}/_{4}$9, begann das Schiff zu laufen, fast unmerklich. Die mir wohlbekannten Gestade der Föhrde glitten vorüber, rechts die freundlichen Ortschaften und die Batterien bei Möltenort, links das liebliche Düsternbrook und das hohe Bellevue mit dem Torpedoschulschiff „Blücher" und den beiden hohen schwarzen

Rümpfen der „Hansa“ und des „Prinzen Adalbert,“ die jetzt als Matrosenkasernen dienen, unten am Strande, dann die noch leeren, riesigen Schleußen des Nordostseekanals bei Holtenau, endlich die langgestreckten, hohen Fronten der Kasernen bei Friedrichsort und die grünen Wälle der starken Forts, die den Eingang der Föhrde decken. Als wir um 9 Uhr, also nur nach einviertelstündiger Fahrt, den weiß-roten Leuchtturm von Friedrichsort passirten, kam uns ein einlaufender Dampfer entgegen, der zufällig eine Musikkapelle an Bord hatte; sie begrüßte uns unter dem unwillkürlichen Eindrucke des stolzen Schlachtschiffs mit „Deutschland, Deutschland über alles.“ Eine Viertelstunde später ließen wir den weiß-rot-weißen Leuchtturm von Bülk hinter uns, um $^1/_2$10 das Feuerschiff „Stoller Grund“; mit 14 Knoten (Seemeilen zu 1,8 Kilometer) Geschwindigkeit in der Stunde (also 25,2 Kilometer) ging die „Brandenburg“ in die offne See hinaus. Die hohe, zum Teil bewaldete Küste wurde zu einem undeutlichen graublauen Streifen und begann zu versinken, ein blauer Himmel strahlte über dem leicht bewegten Meere, doch bald tauchte rechts die ziemlich hohe Küste von Fehmarn auf, mit dem Kirchturme von Burg, einer weithin sichtbaren Landmarke für den Seefahrer. Währenddem nahm der „Dienst“ seinen ruhigen Gang, als ob das Schiff im Hafen gelegen hätte. Geschütze und Handwaffen wurden geputzt, der Kommandant versammelte den größten Teil der Mannschaft, dem Anschein nach mehrere Hundert, auf dem geräumigen Achterdeck zu einer Ansprache, dann traten die Divisionen zur Musterung an, wobei es merkwürdig ruhig und fast ohne lautes Kommando zuging, zwischen durch gingen Signale zur Übung der Leute und des Signalkadetten in die Höhe, die teils international vereinbarte und daher allgemein bekannte, teils besondre der eignen Kriegsmarine sind und deshalb streng geheim gehalten werden. Ein Segelexerzieren, früher die wichtigste Übung, ist auf diesen Schiffen natürlich unmöglich, zum Leidwesen manches Offiziers: die Matrosen sind jetzt wesentlich Artilleristen und werden daher jetzt zum Teil aus Landersatz ergänzt (scherzhaft „Zuckerbäcker“). Der wachthabende Offizier, von einem Seekadetten unterstützt, in Waffenrock, Schärpe, Säbel und Mütze „ging“ seine Wache, jedesmal vier Stunden, ein andrer gab mit dem ersten Steuermann (der selbst nicht steuert) mit Hilfe der Seekarte und des Kompasses bei jeder Wendung den Kurs an und trug ihn auf der Karte durch eine gerade Linie ein, und der riesige Bau gehorchte dem leichten Drucke der Hand am Rade so willig, wie ein gutgeschultes Roß dem Zügel; nur bei stärkerer Drehung neigte er sich leise auf die Seite, um sich sofort wieder aufzurichten. Ein breiter, schneeweißer Streifen im Meere, das Kielwasser, bezeichnete bis an den Horizont die zurückgelegte Bahn, rauschend und klatschend schlugen die aufgerührten Wellen an die Wandungen und spritzten durch die Bulleys der Offizierskammern unter Deck, obwohl diese doch etwa 3 Meter über dem Wasserspiegel liegen, und vorn am scharfen Rammbug, der die Fluten wie ein Messer durchschnitt, rauschten die grünlichweißen Schaumwogen der „Bugwelle“ beinahe bis zum Gallionbilde des roten Adlers herauf. Denn der Eisenkoloß lief jetzt mit 16 bis 17 Knoten Fahrt (30 Kilometer in der Stunde) und 8000 Pferdekräften aus seinen 12 Kesseln, also beinahe mit Volldampf (der bei künstlichem Gebläse bis auf 10000 Pferdekräfte gesteigert werden kann), und verbrauchte dabei, eine Pferdekraft und eine Stunde zu 0,85 Kilogramm Kohlen gerechnet, in jeder Stunde 6800 Kilogramm westfälischer Kohle, wie sie jetzt in unsrer Marine fast ausschließlich verwendet wird. Und doch quollen nur dünne, braune Rauchwolken aus den Schornsteinen, und der Gang des Schiffes war so ruhig, daß man unter Deck kaum an dem dumpfen Rollen der ungeheuern Schraubenwellen etwas von der Bewegung bemerkte, weiter

vorn aber auch das nicht wahrnahm. Eine Empfindung von der Schnelligkeit der Fahrt gewann man, da ja auf offner See jeder Maßstab fehlt, nur dann, wenn man etwa auf dem Austritt des aufgenommnen Fallreeps ganz frei über dem Wasser stand und die Wellen längs der Seiten vorüberschießen sah.

Wir befanden uns bereits zwischen der mecklenburgischen Küste und der dänischen Insel Laaland, ohne übrigens etwas von beiden zu sehen, als um 12 Uhr das Zeichen zum Mittagessen für die Mannschaften gegeben wurde. Dichtes Gewimmel von Blaujacken erfüllte die Decks, in dem weiten Raum über dem Oberdeck (Batterie) wurden die an der Decke hängenden Tische herabgeholt und aufgestellt, und die Leute nahmen nach ihren Divisionen ihre Plätze ein, während das Essen aus der Kombüse (Küche) hereingetragen wurde. Die Offiziere benachrichtigte kurz darnach ein scharfer Trompetenstoß, sich, wie sie sagten, „klar zum Essen" zu machen. Denn auch in dieser Beziehung besteht an Bord eine strenge Etikette, die ein nachlässiges oder auch nur bequemes Sichgehenlassen völlig ausschließt. Tadelloser Anzug, zur Hauptmahlzeit Waffenrock, sonst Jacket, versteht sich von selbst, Mütze, Säbel und Fernglas sind draußen auf dem Gange vor der Messe aufzuhängen; wer sie mit hereinbringt, zahlt eine kleine Strafe. Der Kommandant speist gewöhnlich für sich allein, die Kadetten dürfen die Messe nur als Gäste eines Offiziers oder in dienstlichen Angelegenheiten betreten. Für die Bestellung der Tafel sorgt der Meßvorstand, der rangälteste Seeoffizier führt den Vorsitz, und in der That verfügte die „Brandenburg" über eine vorzügliche Küche und ebenso vorzügliche Weine; bürgen doch auch die vortrefflichen Kühlvorrichtungen, die tief unten die Vorratsräume mit einem dichten Geflecht von Wasserröhren umgeben, für die tadellose Erhaltung aller Vorräte. Der Ton bei Tisch war selbstverständlich ebenso höflich als ungezwungen, die Unterhaltung lebhaft, und es war eine wahre Freude, diese frischen, gesunden, kräftigen, energischen und doch einem dienstlichen Befehle blind gehorsamen Männer so bei einander zu sehen. Ohne Schwärmerei und ohne jede Prätension gehen sie doch ganz auf in ihrem Berufe, der sie mit Leib und Seele beherrscht. Das Wohl ihrer Flotte ist ihnen Herzenssache, ihr kräftiges Aufblühen eine nationale Angelegenheit ersten Ranges, und sie wissen sehr wohl, was nationale Angelegenheiten sind und wo und wie sie zu vertreten sind. Denn da ist keiner, der nicht ein gut Stück Welt gesehen hätte. Von China und Japan und von den Wundern der Magellanstraße sprachen sie wie unser einer von Rügen oder von Venedig, und der größte Wunsch der jüngern ist, wieder einmal „hinauszugehen." Sehr zurückhaltend, wie es Offizieren ziemt, äußerten sie sich über unsern Kaiser und den Prinzen Heinrich, aber überall klang die warme Sympathie hindurch; Prinz Heinrich genießt offenbar den Ruf eines vorzüglichen Seemanns. Und niemand kennt sich besser unter einander als die Seeleute. Denn jeder trägt seine besondre schwere Verantwortung, vom Kommandanten bis zu den Seekadetten hinunter. Ein junger Leutnant kommandirt die Panzerbatterie, ein Kadett zwei Geschütze, ein andrer die Dampfpinaß, jeder natürlich mit der zugehörigen Mannschaft; auf dem wachthabenden Offizier ruht die ganze Verantwortung für die Sicherheit des Schiffs und seiner Bemannung von 550 Köpfen, und ein falsches Kommando oder ein Irrtum in der Kursbestimmung kann das größte Unheil heraufbeschwören. Dies Bewußtsein der Verantwortung giebt allen aber auch Ernst, Entschlossenheit, Selbstgefühl. Und das muß für gar vieles entschädigen. Es ist doch im Grunde ein hartes, entbehrungsreiches Leben. Auf zusammenhängende Nachtruhe hat der Offizier nur selten Anspruch, nämlich in einem Turnus von vier Tagen nur in

einer Nacht („Freiwache"); ist ihm in der ersten Nacht die beliebte „Hundewache" (von 12 bis 4 Uhr nachts) beschieden, so schläft er weder vorher noch nachher ordentlich, obwohl man an Bord „schlafen lernt," und dazwischen läuft noch der gewöhnliche Dienst. Liegt das Schiff im Hafen, so giebt es ja immerhin einige Abwechslung; aber sonst sind die Offiziere lediglich auf sich selbst angewiesen und zum engsten Zusammenleben genötigt. Der einzige Raum des Schiffs, wo sie etwas mehr Bequemlichkeit finden, ist die Messe, ihr Salon und ihr Speisezimmer; die „Kammern," meist unter Deck an der Außenwand des Schiffs, sind zwar verhältnismäßig geräumig und ziemlich hoch, aber doch in ihrer Ausstattung auf das Notwendigste beschränkt, wenn das Schiff läuft, infolge der Nähe der Maschine meist ziemlich warm und doch im Winter wegen der Eisenwände oft empfindlich kalt, jedenfalls nicht besonders einladend zu längerm Verweilen. Der Offizier ist also entweder im Dienst, also unter Hunderten von Menschen, oder mit seinen Kameraden zusammen, allein eigentlich nur, wenn er schläft, und das auch nur vom Leutnant zur See aufwärts; von den Unterleutnants haben mehrere eine Kammer zusammen. Nur der Kommandant, auf einem Panzerschiffe ersten Ranges ein Kapitän zur See mit Oberstenrang, hat eine umfänglichere, bequeme Wohnung, die ein Offizier nur im Dienst oder wenn er eingeladen wird, betritt. Diese strenge, scheinbar pedantische Etikette allein macht das enge Zusammenleben so vieler doch sehr verschiedenartiger, aus allen Teilen Deutschlands stammender Männer — die Mehrzahl sind Binnenländer —, die zudem ziemlich häufig wechseln, überhaupt möglich. Nur wenn jeder so fest an seinem Recht und seiner Ehre hält, wie er die des andern achtet, und nur wenn jeder jedem als Gentleman begegnet, kann er unbefangen mit ihm verkehren.

Während des Mittagessens und der Unterhaltung konnte man zuweilen fast vergessen, daß der Ort das Deck eines mit Volldampf fahrenden Kriegsschiffs war. Nur ein leises, gleichmäßiges Rauschen erinnerte daran, sonst war von der Arbeit der riesigen Maschinen nichts zu spüren und durch die offenstehenden Fenster nichts sichtbar, als die gerade Linie des Horizonts. Erst an der engsten Stelle der Ostsee, zwischen der Insel Falster und der mecklenburgisch-pommerschen Küste, fesselte manches die Aufmerksamkeit. Der Himmel war wolkenlos, aber der Horizont „diesig"; nur undeutlich sah man das weit draußen verankerte dänische Feuerschiff vor Gjedser Odde, dann das von Gjedserriff auf der einen, Darsser Ort als einen verschwimmenden blaugrauen Streifen auf der andern Seite. Einige Dampfer, eine lange Rauchwolke nach sich ziehend, darunter die schlanke Jacht des Erbgroßherzogs von Oldenburg, „Lensahn," kreuzten unsern Kurs, dann ein prächtiger Dreimaster unter vollen Segeln, der die Aufmerksamkeit auch der Offiziere erregte. Denn dem echten Seemanne geht bei einem solchen Anblick das Herz auf; die immer mehr oder weniger rußigen Dampfer mit ihrem Ölgeruch von der Maschine her liebt er eigentlich nicht, und am wenigsten die Panzerschiffe. „Die Dinger sehen doch wunderlich aus, eigentlich häßlich," sagte einer zu mir, als am nächsten Tage die „Wörth," eines der Schwesterschiffe der „Brandenburg," aus der Werft herausdampfte. In der vierten Nachmittagsstunde kam die prachtvolle, steil abstürzende, weiße Kreideküste der dänischen Insel Möen in hellster Beleuchtung in Sicht, dann wurde der Kurs auf Bornholm gesetzt. Bei der Schnelligkeit, mit der wir liefen, mußten wir seine Granitfelsen gegen Abend vor uns haben. Da bestimmte die Liebenswürdigkeit des ersten Offiziers den Kommandanten, den Kurs zu ändern und auf Rügen zu steuern, um bei dem schönen Wetter den „Badegästen," d. h. den nichtseemännischen Teilnehmern der Fahrt, ein besondres Ver-

gnügen zu machen. Gegen ½6 Uhr kam das prachtvolle Inselhaupt des Dornbusch auf Hiddensö in Sicht, dann steil aufragend das weiße Vorgebirge von Arkona mit dem Leuchtturm, zu dessen Füßen die Brandungslinie deutlich sichtbar war, später das freundliche Lohme an seinem bebuschten Abhange, endlich die hohen Kreidefelsen von Stubbenkammer mit der grünen Stubbenitzwaldung darüber. Wir näherten uns der malerischen Küste bis auf wenige Kilometer, und das Schiff war von dort aus ebenso gut zu sehen, wie wir an Bord alle Einzelheiten am Gestade, sogar einzelne Menschen, deutlich unterscheiden konnten. Der Dienst war für diesen Tag für die Mannschaften zu Ende, die Instruktionsstunde vorbei, das Deck zum zweitenmal gründlich gewaschen. Dicht gedrängt standen die Leute an der Steuerbordseite, um sich des Anblicks und der Ruhe zu erfreuen, auch die rußigen Gestalten einiger Heizer waren aus dem Maschinenraum aufgetaucht und genossen der Abendkühle. Gegen 7 Uhr lag Saßnitz, mit seinen Villen amphitheatralisch an der Küste aufsteigend, vor uns. Am Hafendamm ankerte die schneeweiße Kreuzerfregatte (jetzt Kadettenschulschiff) „Stein," mit der wir Signale tauschten, am Strande drängten sich die Menschen, um das mächtige Panzerschiff, ein ungewohntes Bild, zu sehen, auch mehrere Segelboote kreuzten draußen, und eins, dessen Insassen uns mit Hurra begrüßten, geriet derart in unser Kielwasser, daß es wie ein Ball auf- und abtanzte. Während die „Brandenburg" noch weiter längs der Küste auf das Jagdschloß über der Granitz und auf Mönkgut zulief, sank die Sonne als blutroter Ball hinter Rügen, dunkelblau wurde das Land, und rötliche Lichter zitterten über die grünschillernde, leise wogende See, bis sich alles in blaugraue Schatten hüllte und die Farben verschwanden. Angesichts des in der Ferne aufblitzenden Leuchtfeuers der Greifswalder Oie, gegen ½8 Uhr, legte das Schiff um und ging durch die dunkelnden Wellen nordwärts. Hätte es die Fahrt in der zuletzt eingeschlagnen Richtung fortgesetzt, so wäre es etwa zwei Stunden später in Swinemünde gewesen, hätte also die Strecke von Kiel bis dorthin in ungefähr elf Stunden zurückgelegt. Die Flagge wurde niedergeholt, das scharfe Pfeifen der Bootsmannsmaate (Unteroffiziere) rief die Mannschaften zum Aufmachen der Hängematten unter Deck, und um 9 Uhr hieß es: „Ruhe im Schiff."

So ganz buchstäblich war das nun allerdings nicht zu verstehen. Die Herren Seekadetten (im Range von Portepeefähnrichen des Landheeres), deren die „Brandenburg" neun zählte, darunter zwei Sachsen, frische, lebenslustige, junge Leute, die schon alle im Mittelmeer und in Westindien gewesen waren, die Hoffnung der Marine, hatten um die Ehre gebeten, einige der Offiziere und der „Badegäste" in ihrer „Messe" abends bei sich sehen zu dürfen. Diese Kadettenmesse liegt unter Deck ziemlich weit achtern an Backbord, in achtungsvoller Entfernung von der Kommandantenwohnung und der Offiziersmesse, ein recht enger Raum mit sechs „Bulleys," der von einem großen Tisch, einer Bank und einigen Sesseln fast völlig ausgefüllt wurde und keinerlei freie Bewegung gestattete, aber doch noch ein Pianino enthielt. Das ist der einzige Raum, den die Kadetten für sich haben; bei Nacht winkt ihnen wie den Matrosen nur die Hängematte unter dem Hauptdeck. Aber das thut der Fröhlichkeit keineswegs Eintrag. Es wurde nicht bloß gegessen und getrunken, und zwar mit Hilfe eines der Burschen, auf dessen fortschreitende gesellschaftliche Erziehung sein Herr nicht wenig stolz war, sondern auch gespielt und gesungen (beiläufig durchweg nicht Studentenlieder, denn „Kadetten sind keine Studenten," sondern meist Texte von zweifelhaftem poetischem Werte aus irgend welchem Hafen irgend welches Weltteils) und sogar in Tischreden einiges geleistet. Dazu rauschte draußen die See, und die frische Luft wehte durch die geöffneten

Fenster. Als ich nach 10 Uhr aus dem trotzdem sehr heißen Raum an Deck kam, war es ein wunderbarer Eindruck. Nur die dunkeln Gestalten der Wachthabenden tauchten hie und da auf, schweigsam, aufmerksam; auch der Kommandant blieb die ganze Nacht an Deck wegen des beengten Fahrwassers. Ringsum breitete sich das dunkle Meer, über dessen kurze Wellen bald da bald dort ein Lichtschimmer aus dem elektrisch beleuchteten Schiffe zuckte, darüber funkelte der Sternenhimmel, und dazwischen brauste das riesige Schiff, rauschend, dampfschnaubend, funkensprühend, und ließ einen breiten, schneeweiß schäumenden, schimmernden Streifen bis fern an den dunkeln Horizont hinter sich. Kein Leuchtfeuer blinkte, keine rote oder grüne Laterne verkündete ein sich nahendes Fahrzeug; einsam zog die „Brandenburg“ ihre Bahn an Bornholm vorüber nach der Südküste Schwedens hin.

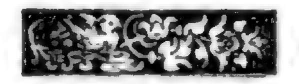
Unten schlief bereits alles, Hunderte von Männern in ihren Hängematten, ein wunderlicher Anblick, schweigend standen die Posten, hie und da glühte ein elektrisches Licht. Die Nacht verging ruhig, das Anschlagen der Wellen und das gleichmäßige dumpfe Rollen der Schrauben unterbrachen die Stille kaum, sondern steigerten sie gewissermaßen. Am nächsten Morgen gab es ein ganz andres Bild. Alles war grau in grau gehüllt, in hoher Luft rollte der Donner, und der Regen prasselte auf das Deck, auf dem die wachthabenden Offiziere in gelben Ölröcken umherwandelten, denn wir liefen soeben unter einem Gewitter durch. Zu sehen war nichts als graue, mißfarbene See, und das alsbald beginnende Scheuern des Decks trieb in die Offiziersmesse zum soliden Frühstück. Bereits befanden wir uns auf der Höhe vom Gjedserrifffeuerschiff, und um 7 Uhr kam Fehmarn in Sicht. Eine geplante Expedition in die Maschinenräume mußte unterbleiben, weil dazu eine Art Bergmannsanzug gehört hätte; dafür wurden die übrigen Innenräume näher besichtigt, die durch senkrechte, quer- und längsschiffs laufende Schotten in eine Anzahl wasserdicht zu schließender, für gewöhnlich durch Thüren zugänglicher Abteilungen geschieden werden: der Raum im Achterteil, wo durch die mächtige Ruderpinne, einen Stahlbalken von mehreren Metern Länge, wenn alle Steuerräder oben unbrauchbar geworden sind, mit Hilfe von Dampfsteuerapparaten im Notfalle noch gesteuert wird, das Lazarett (mit nur wenigen leichten Kranken), ganz im Vorderteile des Schiffs, und der Torpedoraum am Bug, wo friedlich und glänzend einige dieser verderblichsten von allen Waffen des modernen Seekriegs lagen. Zum Schutze gegen feindliche Geschosse derart führt die „Brandenburg“ ein Netz aus Drahtringen von etwa 5 Centimetern Durchmesser, das für gewöhnlich in einer „Krippe“ rings um das Hauptdeck liegt. Auch die Riesengranaten der 28-Centimetergeschütze (zu 225 Kilogramm Gewicht) in den Panzertürmen gaben ein Bild von der furchtbaren Ausrüstung des Schiffes. Nicht ohne Grauen konnte man sich ihre Wirkung vorstellen. Auch über die nicht betretenen Teile des Schiffes gaben genaue, in den Gängen an den Offizierswohnungen aufgehängte Pläne der einzelnen Decks (Stockwerke) lehrreiche Auskunft, und von der unendlich verwickelten Maschine, die ein modernes Schlachtschiff vorstellt, gab es einen Begriff mehr, daß fünfundsiebzig verschiedne kleinere Maschinen an Bord durch den Dampf des zwölften Kessels in Bewegung gesetzt werden können.

Inzwischen näherten wir uns bei aufklarendem Wetter rasch dem Eingange der Kieler Föhrde. Ein paar Divisionen schwarzer Torpedoboote übten draußen, bald in Kiellinie, bald in dichtgeschlossener Reihe fahrend und dichte schwarze Rauchwolken ausstoßend. An ihnen vorüberlaufend ging die „Brandenburg“ mit allmählich sich vermindernder Geschwindigkeit in die Bucht hinein. Es wurde Befehl gegeben, die Dampfbarkasse klar zu machen, das größte Boot, einen Schraubendampfer von

15 Tonnen, der ein kleines Geschütz aufnehmen kann, und es war interessant, zu sehen, wie das geschah. Noch während der Fahrt begann sich einer der riesigen eisernen Ladebäume um den Fockmast, der am Ende vier Ketten mit starken Haken trug, langsam zu senken, während schon die Maschine der seitwärts am Vordeck steuerbord in den „Davits“ hängenden Barkasse geheizt wurde. Als das Schiff gegen 11 Uhr an seinem alten Ankerplatze hielt und wieder an der Boie festlag, kamen jene Ketten herunter, und die Haken wurden am Bord der Barkasse eingehakt; dann hob der Baum das ganze Boot mit seiner Bemannung aus seiner Lage, schwang es nach außen und senkte es auf die Wasserfläche nieder. Kaum waren die Haken losgemacht, so setzte sich die Schraube in Bewegung, und das Fahrzeug schoß dem Lande zu. Dann kam das Boot des Präses der Schiffsprüfungskommission heran, um ihn abzuholen, das Fallreep senkte sich; darauf trat die Wache ins Gewehr, und auch der Kommandant ging an Land. Erst mehrere Stunden nachher verließ ich den gastlichen Kreis der Offiziere und die „Brandenburg.“

Was die Prüfung der Maschinen auf dieser sechsundzwanzigstündigen Fahrt, fast immer unter Volldampf, ergeben hat, habe ich damals nicht erfahren. Aber eins war mir unvergeßlich eingeprägt. Ein Schiff derart ist wie eine Welt für sich, ein Triumph menschlicher und vaterländischer Technik, mit all ihren Hilfsmitteln aufs scharfsinnigste gebaut und ausgestattet, eine Zusammenfassung physischer, geistiger und moralischer Macht, wie nichts sonst auf der Welt, ein verderbendrohendes, flammenspeiendes Ungeheuer für den Feind, eine starke Schutzwehr für unser Reich, wenn eiserne Herzen hinter den eisernen Panzern schlagen.

Leipzig — Otto Kaemmel



Die erste Liebe

Von Charlotte Niese

In einem Häuschen, das etwas außerhalb der kleinen Stadt lag, wohnten der Baron und die Baronin Ravenstein. Der Baron war ein älterer, zierlich gewachsener Herr mit stark gefärbtem Schnurbart und sehr artigem Auftreten; die Baronin mochte etwa zwanzig Jahre jünger sein als ihr Mann und konnte oft noch etwas sehr jugendliches in ihrem Wesen haben. Sie war gutmütig und frisch, hatte Freude an Witzen und lustigen Geschichten, und die Leute sagten, sie sei viel klüger als der Baron und langweile sich mit ihm. Ob diese Behauptung richtig war, konnte aber niemand mit Sicherheit nachweisen. Jedenfalls lebte das Ehepaar in vollständiger Einigkeit neben einander hin, und wenn der Baron sehr regelmäßig dreimal täglich ins Wirtshaus, aber niemals mit seiner Frau spazieren ging oder sich sonst mit ihr öffentlich zeigte, so kam das einfach daher, daß er keine Zeit für sie und sie keine für ihn hatte. Das war von jeher so gewesen. Der Baron saß entweder in der Weinstube oder schrieb an einem Buche über Schußwaffen, das er schon seit Jahren in Arbeit hatte; die Baronin malte, kochte, nähte, strickte, rauchte Cigarren, pflegte arme Leute, kurz, sie that alles, was eine Frau

thun, und was sie nicht thun soll. Denn sie machte auch häufig Schulden. Ihren Mann aber schien sie niemals nötig zu haben, weder bei ihren guten noch bei ihren anfechtbaren Thaten, und deshalb hatten sich alle ihre Bekannten daran gewöhnt, sie ohne ihn einzuladen und ihn niemals bei ihr im Hause zu sehen. Auf der andern Seite sprach der Stammtisch, an dem der Baron die Hälfte seines Tages verbrachte, niemals von der Baronin. Aber es gab niemand in der kleinen Stadt, der sich nicht längst an die beiden Menschen gewöhnt gehabt hätte. Sie waren eben nicht eins, sondern zwei ganz getrennte Persönlichkeiten, und das erfuhren insbesondre manchmal die Kaufleute, wenn sie sich etwa an den Baron wandten, um eine Rechnung seiner Frau Gemahlin bezahlt zu bekommen. Er drehte dann sehr nachdenklich seinen tiefschwarzen Schnurbart und räusperte sich.

Also wieder nicht bezahlt! Wenn ich meine Frau gelegentlich sehe, lieber Herr Meier, dann will ich es ihr sagen. Ich mache mir einen Knoten ins Taschentuch, sehen Sie?

Aber der Knoten im Taschentuch half doch nichts, er sagte ihr niemals etwas, und die Lieferanten mußten schon die Baronin selbst aufsuchen.

Sie wurden dann sehr freundlich aufgenommen. Ach bitte, setzen Sie sich doch! Wollen Sie nicht eine Cigarre? Es ist eine gute Sorte — von Ihnen selbst! Ach, dabei fällt mir ein, ich habe sie wohl noch gar nicht bezahlt! Wie leichtsinnig! Sind Sie mir böse?

Der Schuldner war schon lange nicht mehr böse. Er ärgerte sich nur, daß er nicht den hundertsten Mahnbrief geschrieben hatte, anstatt sich dem Klange dieser frischen Stimme und dem harmlos freundlichen Blick dieser Augen auszusetzen. Die Baronin hatte eine merkwürdig jugendliche Stimme, obgleich sie über vierzig Jahre alt war. Nun kniete sie vor einem kleinen Schrank nieder, aus dem beim Öffnen alles mögliche hervorquoll, und holte ganz von unten ein verstäubtes Bild hervor.

Sehen Sie, das ist eine Viehherde, die habe ich gemalt! Sie müssen es nicht verkehrt halten, dann ist es nicht zu erkennen; aber wenn Sie es gerade vor sich hinhalten und das Licht hell darauf fallen lassen, werden Sie doch die Kühe darauf sehen können! Ich werde das Bild fertig malen und es zu verkaufen suchen. Nicht wahr, Herr Meier, so lange darf ich noch mit der Bezahlung der alten, dummen Rechnung warten? Oder muß ich die alten Tassen dort überm Kamin verkaufen? Sie sind das letzte Andenken von meiner Großmutter!

Nein, erwiderte Herr Meier, die Baronin möchte die Tassen nicht verkaufen. Herr Meier kam sich plötzlich wie ein Barbar vor; denn es fiel ihm ein, daß die Baronin vor einigen Wochen seinen kleinen Jungen auf der Straße mit einem Loch im Kopfe gefunden, ihn mitgenommen, ihn gewaschen und verbunden hatte. Weil er zornig auf Frau von Ravenstein war, hatte er sich nicht bedankt; nun stotterte er seinen Dank und murmelte dabei, daß er gern einen Strich durch die Rechnung machen wolle, wenn nur keine neuen Schulden aufliefen.

Die Baronin lächelte, ihre kleine Gestalt richtete sich aber sehr gerade in die Höhe.

Oh, Sie bekommen Ihr Geld schon, sagte sie mit einer Handbewegung. Es war nämlich einer von den Widersprüchen in ihrem Charakter, daß sie sich nichts schenken lassen wollte, trotz ihrer Neigung zum Schuldenmachen; und wirklich, nach einiger Zeit bezahlte sie ihre Rechnung. Der Antiquitätenhändler in Frankfurt wußte, wie sie es machte, und Herr Meier ärgerte sich, daß er sie gemahnt hatte.

So war es immer mit Frau von Ravenstein. Die Leute fanden allerhand an ihr auszusetzen, und sie hatte auch ihre unleugbaren Schwächen; aber jeder, der mit ihr in Berührung kam, mußte ihr doch zugethan sein.

Es gab sogar Damen, die sie zu kopiren suchten, und zu diesen gehörte Frau von Zehleneck, eine Verwandte und Jugendbekannte Ada Ravensteins, die als Witwe in der kleinen Stadt lebte und ungemein lebenslustig war. Sie brach zwar jedesmal in Thränen aus, wenn sie am Kirchhofe vorüberging, weil er sie an ihren toten Mann erinnerte; aber da sie diesem Manne bei seinen Lebzeiten mehreremale fortgelaufen war, so wunderte sich niemand, wenn sie nach dem Weinen bald wieder lachte. Sie stand in dem Rufe, daß sie gern eine zweite Ehe eingegangen wäre, aber es hatte sich noch niemand gefunden, der sie hätte heiraten wollen.

Das kommt von meinen fünf Kindern, sagte sie zu Ada Ravenstein, als sie dieser einmal ihre Vereinsamung klagte. Ich hätte zwei Partien machen können, aber die Kinder! Und sie sind doch alle im Kadettenkorps oder bei Verwandten untergebracht! Ihretwegen könnte ich schon heiraten! — Bei diesen Worten sah sie in den Spiegel, der eine sehr wohlkonservirte dunkle Dame mit funkelnden Augen zurückgab. — Wahrhaftig, Ada, ich kann es noch mit manchem Backfisch aufnehmen.

Ada nickte. Sie strickte gerade für den Armenverein und war friedlich gesinnt; deshalb sagte sie nichts. Amelie Zehleneck freute sich dieses zustimmenden Schweigens und sprach weiter.

Du hast es gut, Ada! Keine Kinder, einen Mann, der sich gar nicht um dich kümmert — wirklich zu nett! Wenn ich mir denke, wie Julius manchmal mit mir war! Nun, er ist tot, Friede seiner Asche! Er ist manchmal scheußlich gegen mich gewesen, aber übers Grab hinaus trage ich ihm nicht das geringste nach! Weißt du übrigens, daß Wolly Rössing hierher zieht?

Die Baronin, die ihrer Freundin mit einem flüchtigen Lächeln zugehört hatte, blickte auf.

Graf Rössing zieht hierher? Ich habe kein Wort davon gehört!

Ja, sagte Amelie. Gestern ist schon ein Kaffee ihm zu Ehren gegeben worden. Seine Frau ist seit einem Jahre tot, sein Sohn ist irgendwo auf der Schule oder auf der Universität — er kommt hierher! Sie seufzte und blickte wieder in den Spiegel.

Weshalb bist du denn so traurig? fragte Ada harmlos.

Aber Liebste, du weißt doch, daß Rössing und ich eigentlich verlobt waren? Ach, es ist lange her, ich war siebzehn Jahre alt, aber ich glaube sicher, daß er meine erste Liebe war! Die seine war ich, das hat er mir damals mehr als einmal gesagt. Es wäre alles so gut gegangen, wenn nicht der dumme Krieg gekommen wäre, der uns die dänische Einquartierung bringen mußte. Es war ein so niedlicher kleiner Leutnant dabei! Herr von Petersen hieß er allerdings, und ich dachte mir gar nichts bei seinen Aufmerksamkeiten, aber Wolly muß sich plötzlich etwas dabei gedacht haben! Er schrieb mir einen Absagebrief; ich ärgere mich noch, wenn ich an den denke! Nun, da war die Geschichte aus, und jeder von uns heiratete einen andern!

Rössing soll sehr glücklich mit seiner Frau gelebt haben, sagte die Baronin.

Frau von Zehleneck zuckte die Achseln. So sagt man! bemerkte sie kurz. Aber die erste Liebe bleibt doch die erste Liebe. Das mußt du doch auch wissen; du warst ja auch mit einem schleswig-holsteinischen Offizier so gut wie verlobt. Ich glaube, sein Vater war Bäcker, und deine Großmutter prügelte deinen Anbeter, als die Sache herauskam. So erzählte wenigstens mein Vater.

Die Baronin hatte ihr Strickzeug in den Schoß gleiten lassen und machte ein spöttisches Gesicht.

Was dein Vater erzählte, war bekanntlich niemals wahr! bemerkte sie gleich-

mütig. Du wirst dich erinnern, daß, als er tot war, keiner aus seiner Familie zur Beerdigung kommen wollte, weil jeder glaubte, er löge nur. Nein, Großmutter hat den kleinen Fritz Neumann niemals geprügelt, dazu war sie denn doch zu sehr große Dame, aber aus dem Hause komplimentirt ist er worden. Sein Vater war auch kein Bäcker, sondern ein Kaufmann, und er selbst ein halber Student. Es war eine Kinderei! setzte sie halb lachend hinzu.

Aber er war doch deine erste Liebe! rief Frau von Zehleneck. Hast du eigentlich nie wieder etwas von ihm gehört?

Frau von Ravenstein strickte schon wieder. Ich glaube, er ist nach Amerika gegangen, antwortete sie ruhig.

Die Freundin stand auf. Also deine erste Liebe ist in die Ferne gegangen, und die meine kommt wieder. So sind die Geschicke der Menschen verschieden.

Als sie Abschied genommen hatte, saß Frau von Ravenstein einen Augenblick mit nachdenklicher Miene da und vergaß ihr Strickzeug. An den blassen schleswig-holsteinischen Offizier, der auf ihrem elterlichen Gut einquartiert gewesen war, hatte sie lange nicht gedacht. Nun stand er plötzlich vor ihr, jener lange, blonde Mensch, der so wenig sprach und keine besonders feinen Manieren hatte, der aber doch von allen wie ein Held angestaunt wurde. Denn er war von den Dänen verwundet worden, ein Held, ein Vaterlandsverteidiger! Ada hatte sich mit ihren siebzehn Jahren natürlich gleich in ihn verliebt, sie hatte von ihm geträumt und hätte sich gern von ihm entführen lassen, wenn jemals die Rede davon gewesen wäre. So weit war es aber, Gott sei Dank, nicht gekommen. Die Baronin empfand wirklich Dankbarkeit gegen Gott bei diesem Gedanken, aber sie wurde doch auch von einer vorübergehenden Rührung erfaßt, wenn sie dachte, wie unglücklich sie eine Zeit lang nach dem Abschied von Fritz Neumann gewesen war. Ein dunkler Platz in der großen Allee vorm Herrenhause stand plötzlich in ihrer Erinnerung. Dort hatte Fritz Neumann ihr den ersten und letzten Kuß gegeben, und sie hatte lange Zeit nicht ohne tiefe Bewegung an diesem Fleck Erde vorübergehen können.

Ja, das waren vergangne Zeiten! Die Baronin lachte etwas vor sich hin, und als jetzt ihr Mann den Kopf in die halb geöffnete Thürspalte steckte, rief sie, er möchte doch hereinkommen.

Herr von Ravenstein gehorchte sofort. Er war eigentlich nicht gewohnt, nachmittags mit seiner Frau zu sprechen, und hatte nur aus flüchtiger Neugier in ihr Zimmer gesehen. Aber er war viel zu höflich, um dem Wunsche seiner Gattin nicht zu entsprechen.

Warst du in der Weinstube, Rolf? fragte sie ihn jetzt.

Natürlich; da bin ich ja um diese Tageszeit immer!

War es interessant?

Der Baron sah sie etwas erstaunt an.

Ja, es war ausnahmsweise interessant, und es freut mich, daß du mich darnach fragst. Zwei fremde Herren aus Hamburg waren da, wir kamen aufs Pistolenschießen zu sprechen, und ich habe ihnen etwas vorschießen müssen. Erst im Zimmer, dann im Garten. August, der Kellner, war allerdings erst etwas ängstlich, als ich ihm den Thaler aus den Fingern wegschießen wollte, nachher aber besann er sich. Sehr hübsch war es, als er mir später ganz ahnungslos das Profil seiner Gestalt zuwendete, und ich ihm den obersten Knopf aus seiner Jacke schoß!

Ravenstein hatte sehr lebhaft gesprochen. Es war die größte Freude seines Lebens, weit und breit für den besten Pistolenschützen zu gelten, und er übte die Kunst so oft wie möglich aus.

Seine Frau sah ihn mit einem nachsichtigen Lächeln an. Nun, wunderten sich auch die Herren aus Hamburg über dich?

Gewiß! Sie sagten, ich würde sofort eine Anstellung bei Renz bekommen. Auch die andern Bekannten lobten mich; nur der Sanitätsrat war in seiner Unkenstimmung und sagte, ich würde mich noch einmal totschießen. Aber er war schlechter Laune. Denn der alte Etatsrat, der vor einiger Zeit hierhergezogen ist, und den wir alle nicht leiden können, hat einen Podagraanfall gehabt und unsern Doktor zu seinem Leibarzt gemacht. Diese Ehre hat ihn riesig verstimmt, der Etatsrat ist eben zu langweilig.

Was wollten denn die Herren aus Hamburg hier? fragte die Baronin, die gern etwas neues hörte.

Es waren zwei Unterhändler, die das Gut Fresenhagen an einen reichen Herrn verkauft haben. An irgend jemand aus Amerika oder Australien, ich habe nicht drauf geachtet.

Er wird vielleicht nur aus Bremen oder Lübeck sein, meinte Ada gleichgiltig.

Ihr Mann stand auf. Auch möglich, sagte er. Ich habe nicht darnach gefragt. Aber es ist irgend ein Fremder mit einem sehr gewöhnlichen Namen. Und nun darf ich mich wohl zurückziehen, liebe Ada? Denke dir, mir sind heute alle Kapitelüberschriften meines Buches eingefallen! Wenn ich die einmal habe, wird das Werk bald fertig sein, ich muß mich an die Arbeit setzen.

Rolf Ravenstein ging, und seine Frau legte ihr Strickzeug zur Seite und vertiefte sich in einen französischen Roman. Es war ihr so selbstverständlich, daß ihr Mann sich mit nichts anderm als Pistolenschießen, am Stammtisch sitzen und gelegentlich etwas Schreiben beschäftigte, daß sie niemals über sein thatenloses Dasein nachdachte. —

Diese Unterhaltung hatte im Frühling stattgefunden. Nun hatte sich ein warmer Sommer mit den milden, sonnenlosen Tagen eingestellt, wie sie im Norden so häufig sind, und die Baronin saß viel in ihrem Garten. Der war wenig gepflegt und bestand nur aus einigen zerzausten Blumenbeeten, aber er hatte eine sehr geräumige grüne Laube und einen wundervollen Blick auf den blauen Landsee und seine sanft ansteigenden Ufer. Auch der Baron war oft im Garten. Entweder schoß er hier nach Glaskugeln, die er in die Luft warf, oder er saß bei seiner Frau und sah ihr bei ihren Beschäftigungen zu. Früher hatte er das nicht gethan, aber in diesem Jahre war er so allmählich in die Gewohnheit gekommen, hin und wieder mit Ada zusammen zu sein, und es gefiel ihm ganz gut. Obgleich er vor bald zwanzig Jahren nicht aus Liebe, sondern auf den Wunsch seines ältern Bruders, des Majoratsherrn, geheiratet hatte, war ihm doch das Zusammenleben mit seiner Frau immer ganz bequem gewesen. Von Liebe hatten beide niemals gesprochen. Von solchen Dingen wisse Ada noch gar nichts, hatte ihre Großmutter damals gesagt, die die Heirat zu stande brachte. Ada war ein vermögensloses adliches Mädchen und mußte sich freuen, eine standesgemäße Partie machen zu können.

Der Baron mußte in diesem Sommer manchmal an die alte hochmütige Dame denken, vor der er immer Angst gehabt hatte. Wie gut, daß ihr Ada gar nicht ähnlich sah! Er blickte zufrieden in ihr schmales, etwas farbloses Gesicht, das sich gerade eifrig über ein Buch von David Strauß beugte. Der Pastor hatte neulich von der Kanzel davor gewarnt; nun hatte die Baronin ein Armband verkauft, um die verbotne Frucht kennen zu lernen. Aber sie war nicht immer auf das Lesen versessen. Oft saß sie müßig und unterhielt sich mit Graf Waldemar Rössing, der seit einigen Wochen seinen Wohnsitz in der kleinen Stadt aufgeschlagen hatte

und sie oft besuchte. Er war ein mittelgroßer Herr mit kurzgeschornen, eisgrauen Haaren und einem Raubvogelgesicht, aus dem dunkle, unruhige Augen blickten. Seine Art zu sprechen war nicht immer angenehm, da er sich über viele Menschen, besonders über die Frauen lustig machte und gern kleine boshafte Geschichten von ihnen erzählte. Aber er fühlte sich doch oft einsam, und da er die Baronin von früher her kannte, so plauderte er gern mit ihr: von seinem Hause, das er sich eben gekauft hatte, von seinem Sohne, der viel Geld brauchte, von alten Familiengeschichten. Er war außerdem ein guter Menschenkenner, und Adas Charakter gefiel ihm trotz mancher Eigentümlichkeiten.

Sie sind ein merkwürdig gleichgiltiges Wesen, sagte er einmal zu ihr. Ihr Enthusiasmus, Ihre plötzliche Nächstenliebe sind nur Ausflüsse von Stimmungen, und im ganzen empfinden Sie wenig!

Sie sah ihn erstaunt und belustigt an.

Also ganz empfindungslos? Ich weiß doch nicht — sie wurde nachdenklich. Aber von Stimmungen hänge ich allerdings ab und hätte in dieser Beziehung gut ins Mittelalter gepaßt. Heute könnte ich mich im Vollgefühl meiner Sünde halbtot geißeln, und morgen wüßte ich nicht wohin mit meiner Lebensfreude und Lebenslust!

Lebensfreude! Der Graf machte ein verdrießliches Gesicht. Das Wort macht Zahnschmerzen!

Besuchen Sie Amelie Zehleneck! riet die Baronin. Dann werden Sie vielleicht etwas besser gestimmt! Sie ist schon sehr böse auf mich, weil sie meint, daß ich Sie von einem Besuch bei ihr zurückhielte!

Der Graf wurde noch grämlicher.

Mit Amelie mag ich nichts zu thun haben, sagte er. Sie hat viele Ahnen und ist vom ältesten Adel, aber sie weiß nicht, was adliche Gesinnung ist. Ich bin zwar selbst niemals viel wert gewesen, aber bei Amelie ärgere ich mich doch.

Aber sie war doch Ihre erste Liebe, platzte Ada heraus.

Eben deswegen, sagte Rössing gelassen. Wenn man merkt, daß man in seiner goldnen Jugend einen so niederträchtig schlechten Geschmack gehabt hat, dann ärgert man sich. Wäre Amelie vor zwanzig Jahren gestorben, dann würde sie in meinem Herzen mit einem kleinen Heiligenschein weiter leben. Es ist ungeschickt von ihr, daß sie nicht tot ist, denn sie ist eine wandelnde Enttäuschung für mich. Vor etwa zehn Jahren, als ich sie wiedersah, habe ich dies empfunden. Da trafen wir uns auf irgend einem Hoffest. Sie war sehr geschminkt, kokettirte nach allen Seiten, und als sie mich sah, that sie einen Schrei, der gefühlvoll klingen sollte. Nachher sagte jemand, sie wäre beinahe ohnmächtig geworden, weil sie ihre erste Liebe wieder gesehen hätte. Das war ich; und ich schämte mich schon damals dieser ersten Liebe!

Die Baronin hatte ihrem Besuch nachdenklich zugehört. In den Romanen wird die erste Liebe immer gepriesen, sagte sie jetzt halb verlegen. Denn es kam ihr so vor, als würde sie sich auch nicht freuen, ihrer ersten Liebe wieder zu begegnen.

Man darf sie eben niemals wiedersehen! versicherte Rössing im Weggehen, und obgleich Ada ihn einen gefühllosen Menschen schalt, so war sie doch seiner Meinung.

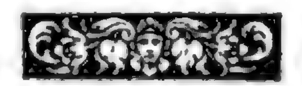
Sie ahnte nicht, daß das stille Leben der kleinen Stadt doch noch eine Überraschung für sie zu Tage fördern sollte. Diese war das plötzliche Auftauchen Herrn Friedrich Neumanns, desselben Herrn, der sie einmal im Dunkeln geküßt hatte. Der Baron brachte ihn eines Tages nach Hause. Er war der neue Besitzer des schönen alten Gutes Fresenhagen, der an den Stammtisch der Weinstube

gegangen war, um Bekanntschaften zu machen, und der mit dem Baron gleich Freundschaft geschlossen hatte. Der Baron hatte sehr viel Interesse für Landwirtschaft. Er war vor seiner Verheiratung schon auf zwei Höfen bankrott geworden und konnte deswegen sehr gut Ratschläge erteilen, und Herr Neumann verstand fast gar nichts von der Bewirtschaftung eines Gutes, und noch viel weniger von der Behandlung seines Wildstandes. Da war es denn gut, daß er sich gleich an den Baron wandte, der ihm mit Wonne alles sagte, was er wußte, und ihn mit sich nach Hause nahm, um ihm ein Buch über die Jagd zu leihen.

Frau von Ravenstein war im Zimmer ihres Mannes, als dieser mit dem Besuch eintrat. Sie war bei der Vorstellung sehr überrascht, faßte sich aber schnell und betrachtete nicht ohne Interesse die magre, etwas vornübergebeugte Gestalt des Jugendfreundes, den die Jahre nicht verschönt hatten. Er war noch gerade so blaß wie damals, und seine hellen Augen blickten etwas verschwommen. Seine Stimme aber klang gleichmäßig ruhig, und der starke englische Accent, den er sich angewöhnt hatte, verlieh ihr etwas angenehm fremdartiges.

Neumann regte sich ebenso wenig bei dem Wiedersehen auf. Er sprach vollständig harmlos von den alten, vergnügten Zeiten, erwähnte häufig seine zarte Gesundheit, die ihn nötige, auf dem Lande zu leben, und legte einigen Nachdruck darauf, daß seine frühere Verwundung ihm noch immer zu schaffen mache. Diese letzte Bemerkung rührte den Baron. Er war auch schleswig-holsteinischer Freiheitskämpfer gewesen, das lustige Soldatenleben hatte ihm gut gefallen, und an seine Kameraden dachte er mit großer Freundlichkeit. Neumann war also, von Achtundvierzig her, sein Kamerad, und daß sein Kamerad vom Kriege her noch Schmerzen hatte, that ihm sehr leid. Obgleich er sonst eigentlich niemand einlud, ihn zu besuchen, so forderte er doch Neumann dringend dazu auf, und der neue Gutsbesitzer, der sich in seinem alten Herrenhause und unter den vielen neuen Menschen ungemütlich fühlte, kam nur zu gern.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Etwas von Inhalt und Form unsers politischen Lebens. Margarine, Zucker, Getreidehandel, das wäre so ungefähr der gegenwärtige Inhalt unsers politischen Lebens; kaum daß die Handwerker und Krämer noch manchmal am Schluß einer Versammlung des Bundes der Landwirte ihre Stimmchen erheben und piepen: Wir sind auch noch da! Den Herrn Minister preßt jener Inhalt Angstschweiß aus. Am 24. Februar stand der Eisenbahnminister im Kreuzfeuer zwischen Ost und West; die Herren vom Rhein wollten die Staffeltarife beseitigt haben, die den Absatz von Vieh des Ostens bei ihnen erleichtern, wogegen sich natürlich die Herren aus Ostelbien tapfer wehrten. Ganz ähnliche Gefechte werden bei den österreichisch-ungarischen Ausgleichsverhandlungen geliefert; die Agrarier von Cis und die Industriellen von Trans wünschen eine Zollschranke zwischen den beiden Reichshälften zu errichten, während die Agrarier von Trans und die Industriellen von Cis für

ihre Waren freien Eingang beim Zwillingsbruder fordern. Excellenz Thielen seufzte in jener Debatte: Wohin soll es kommen, wenn wir uns gegen das Ausland absperren und auch noch im Inland gegen einander! Wohin es kommen soll? Es ist ja schon dort, oder vielmehr wir sind schon da! Bekennt sich eine Regierung zum Protektionismus, so verpflichtet sie sich, jedermann seine Konkurrenten vom Leibe zu halten und dafür zu sorgen, daß jeder Gewerbtreibende so wohlfeil wie möglich einkaufen und so teuer wie möglich verkaufen könne. Hat man das erst überall im Lande begriffen, so präsentirt jeder Angehörige der produktiven Stände, wie sich heute die Unternehmer mit Vorliebe nennen, den Ministern seine Rechnung, und die mögen nun sehen, woher sie die Mittel nehmen zur Einlösung ihrer Verbindlichkeiten. Bisher sind diese produktiven Stände immer noch von Zeit zu Zeit in der Abrechnung mit den Regierungen gestört worden, bald durch die Forderungen der Arbeiter, bald durch Beratungen darüber, wie man diese lästigen Leute loswerden könne durch eine Änderung der Verfassung, der Form des politischen Lebens. Wie schön es erst werden wird, wenn dieses Ziel erreicht ist und die „Produktiven“ ganz unter sich sind, das läßt einen die steigende Erbitterung ahnen, mit der die Nationalliberalen und die Konservativen einander bekämpfen. Zwar sind beide Zuckerinteressenten, aber schließlich haben sich die nationalliberalen Fabrikanten doch darauf besonnen, daß nicht alles Zucker ist, was sie produziren, und sie fangen ganz ernsthaft an, ihre agrarisch gesinnten Parteigenossen abzustoßen. Was noch ideale Ziele verfolgt, das wird sich der am 26. Februar in Frankfurt am Main gegründeten christlich-sozialen Partei anschließen oder eine zweite neue Partei gründen müssen. Gegen Naumann hat sich die neue Stöckerpartei zwar „abgegrenzt,“ aber in den Verhandlungen traten doch zahlreiche und starke Sympathien für ihn hervor.

Die geplante Verfassungs- und Wahlrechtsänderung wird zunächst in solchen Kleinstaaten durchgeführt, die sich bisher eines liberalern Wahlsystems erfreuten als Preußen. In Anhalt und in Weimar ist sie fertig, im Königreich Sachsen dem Abschluß nahe. In Weimar erinnerte der sozialdemokratische Redner an die Zeiten Karl Augusts und Goethes, von der der neue Pharao, d. h. die Weimaraner der höhern Zensusklassen, nichts weiß. In Sachsen opponiren zwar außer der sozialdemokratischen Arbeiterschaft auch angesehene Mitglieder der bürgerlichen Klassen gegen den Plan, und zwar nicht bloß berühmte Universitätslehrer, sondern, was schwer ins Gewicht fällt, sogar Fabrikanten, aber nach allem, was vorgefallen ist, würde der Rückzug eine so starke Beschämung der Landtagsmehrheit und der Regierung bedeuten, daß diese beiden Mächte, um ihr zu entgehen, wohl fest bleiben werden. Und ist die Sache in Sachsen fertig, dann wird man sie im Reiche in die Hand nehmen. Dort wird der Widerstand noch bedeutend heftiger werden, weil sich außer den Arbeitern noch andre sehr große Bevölkerungsgruppen und Interessenkreise in ihrem Besitzstande bedroht fühlen werden, aber — die verbündeten Regierungen haben die Macht, und so hängt die Entscheidung allein von ihrem Willen ab. Wenn dann geschehen ist, was schon so lange gedroht hat, wird den Sozialistenführern ihre Dummheit in ihrer ganzen Größe offenbar werden; haben sie doch das Unheil durch pöbelhafte Beschimpfungen der „Mordspatrioten“ im vorigen Sommer und durch ihren kindischen Antrag auf Erweiterung des bestehenden sächsischen Wahlrechts mutwillig heraufbeschworen. Geplant waren ja die Wahlrechtsänderungen schon vor diesen Schwabenstreichen, aber ohne sie würde man weit länger Zeit gebraucht haben, dafür Stimmung zu machen, und in der Politik heißt es gar oft: Zeit gewonnen, alles gewonnen. Wenn dann

der vierte Stand aus der Volksvertretung ausgesperrt sein oder nur noch eine ganz unbedeutende Zahl von Mandaten behalten haben wird, werden sich die Herren Sozialdemokraten vielleicht endlich dazu verstehen, vom hohen Pferde des unfehlbaren Marxismus herabzusteigen und als Volksfreunde, die sie doch sein wollen, mit andern aufrichtigen Volksfreunden Hand in Hand an der Besserung der sozialen Zustände innerhalb der gegenwärtigen schlechten Gesellschaftsordnung — alles Irdische ist und bleibt schlecht — zu arbeiten.

Auch an andern idealen Zielen wird es dann nicht fehlen, über die sich der Bürgerstand mit dem Arbeiterstande leicht einigen könnte, wenn sie dann auch, nach erfolgter Verkürzung der Volksrechte, freilich nur noch unter weit ungünstigern Bedingungen verfolgt werden können. Die bürgerlichen Kreise sind zwar nicht satisfaktionsfähig und haben nicht die Offiziersehre, aber so unempfindlich sind sie doch nicht, daß sie es nicht als Schmach empfinden sollten, wenn sich überall, wo zwei oder drei Bürger zu einer Unterredung versammelt sind, ein Polizist einfindet, um sie zu überwachen. In Sangerhausen hielten einige Männer zur Erörterung religiöser und historischer Fragen regelmäßige Zusammenkünfte im Hause eines Geistlichen und sind dann in eine Gastwirtschaft übergesiedelt. Kürzlich haben der Veranstalter der Zusammenkünfte und der Wirt Strafmandate bekommen; der Wirt erhob Widerspruch, ist aber vom Schöffengericht abgewiesen worden. Wollen die Herren ihre kleine Akademie aufrecht erhalten, so müssen sie jede Zusammenkunft vierundzwanzig Stunden vorher bei der Polizei anmelden und sich einen ehemaligen Unteroffizier als Aufpasser und Wortentzieher gefallen lassen; und wenn sich die Gesellschaft wieder in das Haus des Geistlichen zurückzieht, wer weiß, ob ihr die Polizei nicht auch dahin nachfolgt! In Sprottau ist die an vielen Orten übliche Stadtverordnetenvorversammlung unter Polizeiaufsicht gestellt worden. Dasselbe war schon längere Zeit vorher in einer rheinischen Stadt geschehen, deren Namen wir vergessen haben. Eine sehr verständige Entscheidung hat vor zwei Jahren der Regierungspräsident von Bitter in Oppeln gefällt, als sich der Bürgerverein eines Städtchens seines Bezirks die Polizeiaufsicht nicht wollte gefallen lassen: die Polizeiverwaltung sei zwar zur Beaufsichtigung der Versammlungen formell berechtigt gewesen; von diesem Rechte Gebrauch zu machen liege jedoch so lange kein Anlaß vor, als nicht ganz besondre Umstände dazu zwingen sollten, was bisher nicht der Fall gewesen sei und wohl auch künftig nicht der Fall sein werde. Aber was hilft uns ein verständiger und wohlmeinender Regierungspräsident? Liegt doch das Beschämende eben darin, daß die Behandlung der Bürger in dieser Beziehung von dem größern oder geringern Verstande obrigkeitlicher Personen abhängig ist, anstatt daß ihnen ein Recht gesetzlich gewährleistet wäre, das sich für erwachsene Menschen von selbst versteht. Was nützt es uns, daß den Deutschen heute in allen fünf Erdteilen sein civis Germaniae sum vor ungerechten Angriffen und Beschimpfungen schützt, wenn er daheim zeitlebens ein aufsichtsbedürftiger Schulbube bleibt?

Unter diesen Umständen folgt ein großer Teil des deutschen Volks mit ängstlicher Spannung der Beratung des bürgerlichen Gesetzbuchs, von deren Ausgange es abhängt, ob wir wenigstens ein erträgliches Vereinsrecht bekommen werden. Im Entwurfe wird dieses Recht teils aufs äußerste beschränkt, teils dem Belieben der Einzelstaaten anheimgegeben, und der Regierungsvertreter hat erklärt, die Annahme der Änderungsvorschläge der Kommission würde dem Bundesrate das ganze Gesetzbuch unannehmbar machen. Dieses Unglück wäre zu ertragen. Zwar die Männer, die ein gut Stück ihrer Lebensarbeit auf den Entwurf verwendet haben, würden einem leid thun, aber das deutsche Volk würde ihm keine Thräne nach-

weinen. Wenn der gemeine Mann in Deutschland sonst keine Schmerzen hätte als die von der Vielheit und Verschiedenheit der geltenden Zivilrechte verursachten, so wäre er Adam im Paradiese. Und der Begriff des gemeinen Mannes reicht in diesem Falle sehr hoch hinauf: hat doch der Freiherr von Stumm offenherzig bekannt, daß er sich beim französischen Recht der Rheinprovinz ganz wohl fühle.

Gegen den Schluß der Woche ward uns die beruhigende Gewißheit, daß doch sogar im preußischen Abgeordnetenhause die idealen Interessen noch nicht ganz ausgestorben sind. Am 28. Februar, nach einem kurzen Geplänkel zwischen dem Polen Jazdzewski und dem Kultusminister, eröffnete Herr Bachem mit schwerem Geschütz eine konfessionelle Schlacht, deren Plan sich allmählich dermaßen verschob, daß sie mit einem leidenschaftlichen Duell zwischen dem freikonservativen von Zedlitz und dem konservativen von Heydebrand schloß.

Ein Vorschlag zur Reform des Staatsschuldenwesens. Der Mittelrheinische Beamtenverein verbreitet durch das Frankfurter Journal und durch Zuschriften an die Redaktionen einen Vorschlag zur Reform des Staatsschuldenwesens, der den Mittelstand stützen und der Macht des Großkapitals entgegenwirken soll. Das Sinken des Zinsfußes schädigt den Mittelstand oder — um dieses vieldeutige Wort zu vermeiden — die mittlern Einkommenklassen auf doppelte Weise; den einen unter den kleinen Rentnern verkürzt es das Einkommen bis zu einem Grade, daß sie in Not geraten, die andern legen ihre Spargroschen in exotischen Papieren an und setzen sich so der Gefahr aus, es zu verlieren. Zur Abhilfe wird folgendes vorgeschlagen. Der Staat (d. h. bei uns das Reich und die Einzelstaaten) scheidet seine Anleihen in inländische und ausländische. Die inländischen sind für die kleinen Rentner des Inlands bestimmt, die durch möglichst bequeme Einrichtungen aufgemuntert werden, ihr Vermögen ausschließlich darin anzulegen. Sie werden ohne Vermittlung der Banken durch Staatskassen emittirt, mit 4 Prozent verzinst, nur an Personen vergeben, die die Zinsen im Inlande verzehren (im Auslande weilende Besitzer erleiden einen Zinsenabzug), und ihre Käufer werden nur zu einem Höchstbetrag — etwa bis zu 4000 Mark jährlicher Rente — ins Staatsschuldbuch eingetragen. Die ausländische Anleihe wird so niedrig als möglich, etwa mit 3 Prozent verzinst, auf dem gewöhnlichen Wege durch Finanzleute emittirt und steht samt den ausländischen Werten den Großkapitalisten zur Verfügung. Die Ausführbarkeit des Vorschlags zu begutachten, überlassen wir den Finanzverständigen. Der Zustand, daß die kleinen Rentner beinahe ausschließlich Gläubiger des eignen Staates sind, ist in Frankreich bekanntlich längst vorhanden und in Preußen durch die Einrichtung des Staatsschuldbuchs angestrebt worden; es würde sich also nur um die Scheidung in zwei Arten von Rente handeln, über deren Möglichkeit wir, wie gesagt, das Urteil den Sachverständigen überlassen. Verständig finden wir den Vorschlag und glauben auch, daß seine Ausführung heilsam wirken würde. Die übertriebnen Erwartungen allerdings, die der Beamtenverein darauf zu setzen scheint, teilen wir nicht. Das Übel der vorherrschenden Papierwerte kann durch eine Reform zwar gemildert, aber nicht aufgehoben werden. Bei vorherrschender Naturalwirtschaft in einem Lande, wo die überwiegende Mehrzahl aus ländlichen Grundbesitzern besteht und noch Land übrig ist, bedarf man der Papierwerte nur in geringem Umfange. Der alt gewordne Bauer braucht kein Geld, sondern nur ein Ausgedinge auf dem Hofe, den der Sohn übernommen hat; die Kosten der Erziehung der Kinder werden aus dem Ertrage der Wirtschaft bestritten, und die erwachsenen Kinder werden mit Land ausgestattet. Bei uns besteht der größere Teil der Bevölkerung aus Leuten, die keinen Fuß breit Land haben. Der

Geschäftsmann, der Litterat, der Handwerker, der sich zur Ruhe setzen will, der kleine Beamte, der zu seiner kleinen Pension einen Zuschuß braucht und seinen Kindern etwas hinterlassen möchte, sie alle sind darauf angewiesen, Ersparnisse zu machen und diese in Papierwerten anzulegen. Selbst der Bauer muß nach solchen streben, wenn er viel Kinder hat, da diese bei der herrschenden Bodenknappheit nicht alle mit Land ausgestattet werden können, und er selbst setzt sich gern als Rentner zur Ruh, da ihm der Hof zu eng wird und dem Sohne die Auszahlung des Leibgedinges schwer fällt. Und wenn nun ein Volk so fleißig und sparsam ist wie das deutsche, so macht es alljährlich gewaltige Ersparnisse, die eine gewaltige Masse von Papierwerten erfordern. Diese alle im Inlande zu beschaffen, wäre ohne Herabdrückung des Zinses auf 2, auf 1 Prozent nicht möglich. Aktien sind wegen des schwankenden Ertrags der Industrie keine geeigneten Papiere für kleine Rentner. Eine erhebliche Vermehrung der Hypotheken würde den Grundbesitz erdrücken. Sollte aber das Anlagebedürfnis ausschließlich durch Staatsschuldscheine gedeckt werden, so müßte unsre Staatsschuld so hoch steigen wie in Frankreich, wo der Staat den Rentnern den dritten Teil oder die Hälfte der Rente, die er ihnen zahlt, in Form von Steuern wieder abnimmt. Unter diesen Umständen würde auch nach Durchführung der vorgeschlagnen Reform der Anreiz zum Erwerb unsicherer Papiere bestehen bleiben, da dem kleinen Rentner auch vier Prozent, namentlich der immer teurer werdenden Wohnungen wegen, nicht genügen.

Im einzelnen enthält der Artikel des Frankfurter Journals mehrere schiefe und falsche Bemerkungen, die durch die Unklarheit über den Begriff „Geld“ veranlaßt sind. Unter der beklagten Minderwertigkeit des Geldes wird das einemal die Billigkeit der Edelmetalle und das andremal die Billigkeit des Leihkapitals verstanden. Das sind aber zwei sehr verschiedne Dinge. Bei den Indianern des neu entdeckten Amerikas bekamen die Spanier Gold für einen Pappenstiel, aber Leihkapital gab es dort nicht, und bei uns bedarf es zur Aufnahme eine Milliardenanleihe keiner hundert Millionen in Gold. Auf diese Vermischung zweier verschiednen Begriffe ist es zurückzuführen, daß der Verfasser u. a. glaubt, die Konvertirungen machten die Waren teurer. Warenverteuerung kann wohl durch starke Vermehrung der Edelmetallausbeute, aber niemals durch Herabsetzung des Zinsfußes bewirkt werden. Daß die Wohnungen teurer werden, hängt gar nicht mit den Geldverhältnissen zusammen, sondern kommt allein von der Vermehrung der Bevölkerung bei gleichbleibender Bodenfläche. Über die Preisveränderungen haben wir uns zur Genüge ausgesprochen. Was an Meinungsverschiedenheiten übrig bleibt, mögen die Beamtenvereine und die Herren vom Bunde der Landwirte unter einander abmachen. Die ersten klagen darüber, daß der Geldüberfluß alle Dinge teuer, die andern, daß die Geldknappheit alle Dinge wohlfeil mache, und beide — vertreten den Mittelstand.

Zur Deportationsfrage. Professor Bruck in Breslau hat in seiner Broschüre: „Fort mit den Zuchthäusern!“ (Grenzboten 1894, Heft 32, S. 286) den Ersatz unsrer zweckwidrigen Freiheitsstrafen durch die Deportation vorgeschlagen. Das Schriftchen hat allgemeines Aufsehen erregt, ist vielfach besprochen worden, und das Ergebnis war, daß seine Ansicht zwar ziemlich allgemein als richtig „im Prinzip“ anerkannt wird, daß aber die meisten Juristen und Gefängnisbeamten allerlei Bedenken gegen die Ausführbarkeit geltend machen. Diese Kritiker fertigt Bruck in einer neuen Broschüre ab: Neu-Deutschland und seine Pioniere (Breslau, Wilhelm Koebner, 1896) und sucht darin außerdem nachzuweisen, daß Deutschsüdwestafrika ein für Deutsche durchaus geeignetes Ansiedlungsgebiet sei und

nicht allein, wie man gewöhnlich sagt, als Viehweide, sondern auch als Ackerland verwertet werden könne. Die Pioniere zur Erschließung dieses Gebiets aber, die Straßen, Hafen- und Bewässerungsanlagen zu bauen hätten, haben wir: „Sie sitzen daheim in unsern Strafanstalten und machen der ehrlichen Arbeit Konkurrenz, sie essen das Brot unsrer ehrlichen Bevölkerung, ohne dieser oder sich selbst zu nützen. Im Vaterlande vergeuden wir die Kräfte, während es in unsern Kolonien an Händen fehlt.“ Natürlich müßten die Verurteilten, nachdem sie einige Jahre im Staatsdienste gearbeitet hätten, mit Land ausgestattet werden. Wie weit Brucks Ansicht über Südwestafrika zutrifft, vermögen wir nicht zu beurteilen, aber wir stimmen ihm nicht allein „im Prinzip“ bei, sondern auch darin, daß probiren über studiren geht, und daß es die höchste Zeit ist, endlich einmal einen Anfang zu machen, da der gegenwärtige Zustand schlechthin unerträglich ist und bald unhaltbar werden wird. Auch noch aus einem andern Grunde ist es die höchste Zeit, daß durch die Ausführung dieses Planes die deutsche Einwanderung in unsre Schutzgebiete erleichtert werde. Unglaublich aber wahr! Schon ist leider „ein großer Teil besiedlungsfähigen Landes an eine kleine Zahl von Erwerbsgesellschaften, die zum Teil ihren Schwerpunkt in England haben, vergeben,“ schon wird im deutschen Kolonialkalender für 1896 vor der Einwanderung nach Südwestafrika gewarnt, wenn man nicht über ein Vermögen von 15—20000 Mark verfüge!

Billige Reichstagsberichte. Über die Verhandlungen des Reichstags wird der deutsche Reichsbürger trotz alles Überflusses an Tageszeitungen doch recht erbärmlich unterrichtet. Vollständig bringt sie von unpolitischen Zeitungen nur der Reichsanzeiger. Dieser wird aber in weiten Kreisen nicht gelesen. Von den politischen Tagesblättern dagegen teilt fast keines die Reichstagsverhandlungen ihren Lesern wirklich vollständig mit; die überwiegende Anzahl giebt entweder überhaupt nur einen kurzen Auszug aller Reden oder bringt doch nur die vollständig, die gerade ihrem Parteistandpunkte entsprechen, während sie die Wiedergabe der Reden der Gegner so stiefmütterlich wie möglich behandelt. Da sich nun aber der Deutsche selten mehrere Zeitungen hält, noch seltner Zeitungen andrer politischen Richtungen, so kommt es, daß er eine objektive und getreue Berichterstattung über die Reichstagsverhandlungen überhaupt nicht erhält, und wenn er sie sich einmal verschaffen will, genötigt ist, womöglich soviel verschiedne Zeitungen zu lesen, als es Parteischattirungen im politischen Leben Deutschlands giebt. Das ist ganz unerträglich. Jeder hat Anspruch darauf, daß die Verhandlungen des Reichstags nicht nur öffentlich, sondern auch allen zugänglich sind. Da ihnen nicht jeder in Person beiwohnen kann, so muß ihm wenigstens die vollständige Berichterstattung über ihren Verlauf gegeben werden, und das wäre so leicht möglich in unserm Zeitalter der Stenographie und der Druckerpresse! Die stenographischen Berichte des Reichstags müßten von Reichs wegen unmittelbar nach den Verhandlungen in besondern Blättern gedruckt und herausgegeben werden, sodaß sie für jedermann um billiges Geld, das nur etwa die Druckkosten zu decken brauchte, zu haben wären und ebenso wie eine Zeitung bezogen werden könnten. Wir glauben, daß dann bald jede Zeitung diese Blätter ihren Abonnenten als Beilagen zukommen lassen würde. Jedenfalls wäre es aber jedem ermöglicht, sich die getreuen Berichte billig zu verschaffen. Wenn dadurch der einzelne darauf hingewiesen würde, nicht immer bloß die Reden seiner Parteimänner anzuhören, so wäre das sicher kein Schade.

Wenn sich die Regierung dieser Aufgabe nicht unterzieht, sollte sich dann nicht vielleicht ein Privatunternehmer finden und unsern Vorschlag ausführen?

Litteratur

Die soziale Lage der deutschen Ärzte und ihre Verbesserung durch die Verstaatlichung der kassenärztlichen Praxis mit Einschluß aller Familienangehörigen. Von Dr. med. Ed. Trilling. Leipzig, Gustav Fock, 1895

Es ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß es sich in allen Ständen regt, um für den eignen Stand bessere Lebensbedingungen zu erkämpfen unter gleichzeitiger Berücksichtigung der Bedürfnisse andrer oder des Ganzen. In diesem Sinne will auch die vortreffliche Schrift Trillings wirken. Der Verfasser schildert die Nöte der ärztlichen Standes in oft recht kräftiger Weise und weist mit berechtigter Schärfe auf die Gefahr für die Allgemeinheit hin, die in einem Niedergange des ärztlichen Standes liegen würde. Er will die Folgen übermäßiger Konkurrenz und besonders der Abhängigkeit gewisser ärzlicher Kreise von den oft nur halbgebildeten, oft geradezu sozialdemokratischen Mitgliedern der Krankenkassenvorstände beseitigen durch die Verstaatlichung der kassenärzlichen Praxis. Den von ihm vorgeschlagnen Einschluß aller Familienangehörigen können wir nicht billigen, da wir, so notwendig uns die staatliche Fürsorge für die Erhaltung des erkrankten und erwerbsunfähigen Familienernährers erscheint, doch davor warnen müssen, dem Arbeiter jegliche eigne Willensbethätigung zur Bewahrung seiner Familie vor Not und Elend abzunehmen. Wir thun nicht nur gut, solche Geschwindschritte in den kommunistischen Staat hinein möglichst zu vermeiden, sondern wir müssen uns auch hüten, die Charakterentwicklung des Einzelnen, die durch unsre ganze heutige raschlebige Zeit sowieso schon Einbuße genug erleidet, durch übermäßige Bevormundung noch mehr zu schwächen.

So sehr wie wir aber den Grundgedanken der vorliegenden Arbeit, die einheitliche staatliche Zusammenfassung der Krankenversicherung, billigen, so wenig können wir dem Verfasser folgen in seinen Ausführungen über die Art des Verhältnisses, in das die Ärzte zu dieser Staatskrankenkasse treten würden. Sein Vorschlag, den Ärzten, die an der Krankenkasse teilzunehmen wünschten — und das würden bei der Riesenausdehnung der Versicherung, mit Ausnahme einiger Koryphäen der Wissenschaft, wohl sämtliche deutsche Ärzte sein —, zu gleichen Teilen, unabhängig von ihren Leistungen, ein einmal festgesetztes Honorar, gleichsam eine staatlich verbürgte Einnahme zuzusichern, mag ja manchem durch die Natur und die Verhältnisse zurückgesetzten, auch manchem trägen und nachlässigen Arzte wie Engelsmusik in den Ohren klingen; der ganze Vorschlag sieht aber dem Antrag Kanitz so ähnlich, wie ein Ei dem andern.

Trotz dieser Einwände wünschen wir dem für seinen Stand begeisterten Verfasser zahlreiche Leser und empfehlen seine Schrift unsern ärztlichen Freunden, wie auch den Verwaltungsbeamten und Abgeordneten, die sich für den Gegenstand interessiren, ganz besonders aber auch Herrn Staatsminister von Böttticher, der daraus vielleicht manche Belehrung über den Wert des Kurpfuschertums im Verhältnis zur Thätigkeit unsrer staatlich approbirten Ärzte schöpfen wird.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Grundbesitz, Landwirtschaft und Landarbeiter in England

Professor Hasbach ist dem größern Publikum zuerst durch seine gründlichen Untersuchungen über Adam Smith bekannt geworden; die Grenzboten haben sie 1892 im 15. Heft besprochen. Seitdem hat er sich wiederholt in England aufgehalten, um die dortige Landarbeiterfrage zu untersuchen. Die Frucht seiner Studien liegt in einem Buche vor, das als 53. Band der Schriften des Vereins für Sozialpolitik erschienen ist: *Die englischen Landarbeiter* in den letzten hundert Jahren und die Einhegungen von Dr. W. *Hasbach*, Professor der Staatswissenschaften an der Universität Kiel. Mit einem Anhange über die ländlichen sozialen Verhältnisse in Dänemark und Schweden von W. *Scharling* und P. *Fahlbeck* (Leipzig, Duncker und Humblot, 1894). An dem ersten Buche hatten wir auszusetzen, daß der reiche Stoff unübersichtlich angeordnet sei, entschuldigten das aber damit, daß die Unzahl einander kreuzender geistiger Strömungen, die zu berücksichtigen waren, der Darstellung Schwierigkeiten bereitet hatte. An demselben Fehler leidet das vorliegende Buch, aber der Entschuldigungsgründe giebt es hier noch mehr und stärkere, denn da sich viele der aufzuklärenden Vorgänge schlechterdings noch nicht haben aufklären lassen, so kann man auch von dem Verfasser nicht gut verlangen, daß er sie den Lesern völlig klar mache. Eins freilich hätte er wohl vermeiden können; er drückt sich oft nur andeutungsweise aus, sodaß man schon einigermaßen mit den englischen Verhältnissen bekannt sein muß, um ihn zu verstehen. So heißt es z. B. Seite 345 in dem Bericht über das Gesetz vom 27. Juni 1892, das die Schaffung kleiner Bauernwirtschaften ermöglichen und befördern soll: „Die Größe der Güter ist beim Kauf 1 bis 50 Acres bezüglich (?) 50 Pfund Sterling for the purposes of the income tax, bei der Pacht 1 bis 15 Acres bezüglich

15 Pfund Sterling." Hier vermutet man zwar, daß die Wertangabe das bezeichnen soll, was man in Preußen den Grundsteuerreinertrag nennt, aber warum wird dann nicht deutlich gesagt: 1 bis 50 Acres oder 1 bis 50 Pfund Sterling Grundsteuerreinertrag?

Läßt die Form manches zu wünschen übrig, so entschädigt dafür der reiche Inhalt; das Buch bietet außer einer wertvollen Materialsammlung sehr beachtenswerte Ansichten und Urteile des Verfassers. Es giebt, über den Titel hinausgreifend, eine Übersicht der ganzen englischen Agrargeschichte der letzten vierhundert Jahre. Diese Übersicht und die darin enthaltnen Belege aus den Quellen bestätigen durchaus, was wir selbst gelegentlich und in der Kürze über englische Agrarverhältnisse vorgebracht haben, namentlich in folgenden Punkten. Erstens sind die gegenwärtigen englischen Grundbesitzverhältnisse das Ergebnis eines großartigen Landraubs, der sich beinahe durch vier Jahrhunderte hindurchzieht, und der gewöhnlich mit dem Worte inclosures bezeichnet wird, obwohl nicht alle Einhegungen einen Raub bedeuteten, und obwohl dieser Raub auch auf andre Weise: durch Pachtkündigungen und Pächteraustreibungen bewirkt worden ist. Die Bezeichnung kam dadurch in Mode, daß sich schon im Mittelalter der Brauch festsetzte, der bis auf den heutigen Tag beibehalten worden ist und dem Bilde der englischen Landschaft ihren eigentümlichen Charakter aufprägt, jede für den Privatgebrauch von der Gemeindeflur abgesonderte Acker- oder Wiesenfläche mit einer Hecke zu umziehen; dadurch wurde das, was die Gemeinde an den Gutsherrn verloren hatte, den Augen sichtbar, und an diese sichtbaren und fühlbaren Hecken heftete sich die Erbitterung, mit der die große englische Bauerntragödie die Gemüter des gemeinen Volks in England erfüllt hat. Hasbachs Darstellung weist sehr verschiedne Arten von Einhegungen nach. Der Pächter oder Freibauer hegte den seinem Hofe zunächst gelegnen Wiesenfleck zur Aufzucht der Kälber ein; bei der Gemeinheitsteilung wurde die Gesamtheit der dem Bauer zugeschriebnen und für ihn zusammengelegten Ackerstücke eingehegt. Der Gutsbesitzer hegte seinen Löwenanteil ein, den er bei der Separation ergattert, oder die Schafweide, die er nach der Vertreibung seiner Pächter geschaffen hatte. Es wurden zu allen Zeiten vereinzelte Einhegungen lediglich auf Wunsch der Berechtigten vorgenommen, in mehreren Perioden aber wurden die Einhegungen als eine allgemeine Maßregel grafschaftenweise durchgeführt. Von den beiden Hauptperioden fällt die eine ins fünfzehnte und sechzehnte, die andre ins achtzehnte Jahrhundert; in der ersten diente die Maßregel vorzugsweise der Schafzucht, in der zweiten wurden mehr Gemeinweiden für den Körnerbau abgesondert, der damals durch rationellere Kultur ertragreicher ward. In die erste Periode fiel die Vertreibung der Klosterpächter, die man sich nicht gewaltsam zu denken hat, sondern nur als Nichterneuerung des Pachtvertrags, der mit dem Aufhören der klösterlichen Grundherrschaft als erloschen angesehen wurde. Das war ja juristisch korrekt

gehandelt, stand aber im schneidendsten Widerspruch mit der Idee der Kirchengüter oder vielmehr mit ihren beiden Ideen. Denn nach der altkirchlichen Idee war das Kirchengut das patrimonium pauperum und durfte nimmermehr reichen Leuten geschenkt werden. Nach der wirtschaftlichen Idee der mittelalterlichen Monarchen und Grundherren aber, die die Klöster mit Grundbesitz ausstatteten, sollte die verständige Leitung des Besiedlungswerkes durch gebildete Männer, was ja die Geistlichen des frühern Mittelalters waren, Wüsteneien in Kulturland verwandeln und mit einer fleißigen und wohlhabenden Bevölkerung anfüllen. Die Bauern, die durch die Maßregel in Proletarier verwandelt wurden, machten etwa ein Fünftel der englischen Bauernschaft aus. Die zweite Periode der Einhegungen fiel mit der Verdrängung der kleinen Pächter durch große zusammen. Bei dem steigenden Reichtum der Kaufleute und Fabrikanten fehlte es nicht an Leuten, die ihr Geld in der immer einträglicher werdenden Landwirtschaft anzulegen Lust hatten, und den Landlords waren große Pächter angenehmer als kleine, nicht bloß wegen der bequemern Renteneinziehung, sondern auch weil sie von der rationell betriebnen Großwirtschaft höhere Renten hofften, und weil sie an den Gebäuden sparten, die sie im Stande zu erhalten verpflichtet waren, wenn von einem halben oder ganzen Dutzend Pachthöfen immer nur einer stehen blieb und die übrigen weggerissen wurden. Hasbach untersucht die Rechtsfrage in Beziehung auf alle diese Vorgänge, namentlich auf die Einhegungen, und kommt zu dem Ergebnis, daß zwar sehr viel Ungerechtigkeit, aber kein Unrecht im juristischen Sinne verübt worden sei. Natürlich! Die herrschenden Stände werden sich gehütet haben, etwas gesetzwidriges zu begehen! Das Recht der Erbpächter z. B. wurde nicht verletzt, aber man machte ihnen das Leben schwer, u. a. dadurch, daß man sie durch Verdrängung der kleinen Zeitpächter- und Kötterfamilien der Arbeiter beraubte, und chikanirte sie so lange, bis sie „freiwillig" abzogen. Die Freisassen aber wurden auf mehrfache Weise ruinirt. Sie verloren die Arbeiter, sie wurden bei der Gemeinheitsteilung so verkürzt, daß es ihnen an Viehweide gebrach, und die Landmesser und Advokaten machten ihnen so große Kostenrechnungen, daß sie in Schulden gerieten. Das Verfahren des damaligen „intelligenten" Gutsherrn beschreibt Hasbach nach den Quellen. „Zuerst kauft er in Pfarreien und Gemeinweiden so viele Grundstücke wie nur möglich an, bringt alle Manors in seinen Besitz, wenn mehrere vorhanden sind, schreibt einen Gesetzentwurf mit Paragraphen nieder, die für ihn günstig sind, und ernennt Landmesser und Kommissare, vorläufig ganz im Stillen. Dann werden die wegen ihres Geschlechts und Standes unkundigen Gutsbesitzer [? gemeint sind ohne Zweifel die kleinen, die Yeomen] bearbeitet, bis sie ihre Namen unter die Petition ans Parlament setzen. Hartnäckigere sucht er bei einem guten Dinner geschmeidig zu machen; gelingt es nicht, dann fallen Andeutungen und Drohungen. Nun wird den übrigen durch Zirkular mitgeteilt, daß sich

die bedeutendsten Grundbesitzer mit ihm zu einer Petition vereinigt hätten. Auch da reicht der Große zuerst Zuckerbrot, den Widerspenstigen aber droht er mit allem, was er an Macht besitzt, as a magistrate, as a lord of the manor, as an impropriotor of the tythes [Zehntberechtigter]. Wer hat den Mut, dagegen aufzutreten und zu behaupten, daß die Mehrheit gegen den Plan sei? Und wenn es nicht am Mut fehlt, wer will die beträchtlichen Kosten auf sich nehmen, die die Opposition im Parlament erfordert? Nun beginnen die Einhegungskommissare ihre Thätigkeit; ihre Entscheidung ist thatsächlich endgiltig. Wenn an die Vierteljahrssitzungen appellirt wird, dann ist der, gegen den vorgegangen werden soll, mit im Kollegium. Die Kommissare sind gewöhnlich Sachwalter (attorneys) und werden von dem oder denen ernannt, die das meiste Interesse an der Einhegung haben. Sie wiederum haben ein Interesse daran, die zu verpflichten, von denen sie ernannt werden, denn das Geschäft ist einträglich. Haben sie zur Zufriedenheit ihrer Auftraggeber gewirkt, dann dürfen sie hoffen, weiter empfohlen zu werden. Im Parlament gehen dann die Gesetzentwürfe durch, ohne Beachtung zu erregen. Außer den Gutsherren sind die Geistlichen an den Einhegungen interessirt, denn je größer diese sind, desto mehr wächst der Zehnt.“ An einer andern Stelle, wo von der Verdrängung der Ackerhäusler die Rede ist, sagt Hasbach: „Sie standen zu vielen Interessen im Wege. Der rentenbegierige Landlord, der zehntvermehrende Geistliche, der Großpächter, der gern die ganze Weide für sein Vieh gehabt hätte, und dem der landpachtende und viehbesitzende Tagelöhner zu selbständig war: sie stimmten darin überein, daß die Kötter (cottagers) dem Interesse der Gesamtheit geopfert werden müßten.“ Mit diesen kleinen Zeitpächtern, die so gut wie gar kein juristisches Recht hatten, sondern bloß die allgemeine menschliche Daseinsberechtigung, die ja im Rechtsstaate nichts gilt, wurde natürlich nicht viel Federlesens gemacht; sie wurden einfach fortgejagt, und ihre Hütten wurden weggerissen oder niedergebrannt. Ebenso erging es den squatters oder bordariis, Leuten, die sich in herrenlosen Einöden angesiedelt hatten, wenn man ihr Land oder ihre Arbeitskraft begehrte.

Das zweite, was uns von Hasbach bestätigt wird, ist die planmäßige Vernichtung des kleinen Grundbesitzes zu dem Zweck, den Großunternehmern, sowohl industriellen als landwirtschaftlichen, billige und allezeit willige Arbeiter zu schaffen. Wie soll denn eine große Gutswirtschaft oder ein großes industrielles Unternehmen zustande kommen und bestehen, wenn alle Familien im Lande vom Ertrage ihres Ackers und ihrer Weide leben? Die englischen Politiker und Volkswirte des siebzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts waren keine nervenschwachen alte Jungfern, wie die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, die in Ohnmacht oder in Krämpfe fällt, wenn man die nicht durchweg schönen politischen und wirtschaftlichen Dinge mit ihrem richtigen Namen nennt. Sowohl die Gegner wie die Freunde der großen agrarischen Umwälzung haben

unverblümt ausgesprochen, um was es sich handelte. Ganz in Übereinstimmung mit Marxens Arbeitswerttheorie wird schon im sechzehnten Jahrhundert behehauptet: The whole wealth of the body of the realme riseth ont of the labours and works of the common people. Ein Anonymus von 1649 schreibt: The wealth and strength of all countries are in the poor; for they do all the great and necessary workes, and they make up the maine body and strength of the armies. Und John Beller 1696: The labour of the poor being the mines of the rich. ... The rich have no other way of living, but by the labour of the others. Without the labourers they cannot be rich, for — aber das wollen wir lieber deutsch hersetzen: Wenn einer 10000 Acres, 10000 Pfund Geld und 10000 Stück Vieh, aber keinen einzigen Arbeiter hätte, was würde er bei all seinem Reichtum sein, als ein gewöhnlicher Arbeiter? Ebenso deutlich sind die Aussprüche der Freunde des entstehenden Kapitalismus. Fletcher of Saltoun, ein berühmter „Liberaler" der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, bekannte offenherzig, das herrliche Gebäude der englischen Freiheit, d. h. der Freiheit der durch keine starke Königsgewalt gezügelten Reichen, könne nur bestehen, wenn die Masse des Volkes zu hoffnungsloser Sklaverei verdammt bleibe. Im vorigen Jahrhundert wurde allerdings schon ein bischen geheuchelt. Häufig kehrte in den Schriften der Agrarpolitiker die Klage wieder über die „Faulheit" der kleinen Pächter; wenn man sie zur Arbeit haben wollte, entschuldigten sie sich damit, daß sie nicht Zeit hätten, da sie ihren eignen Acker und ihr eignes Vieh besorgen müßten; man erklärte es daher für eine durch das Gemeinwohl gebotne Notwendigkeit, sie dadurch „fleißig" zu machen, daß man ihnen ihren eignen Acker nahm. Da wurden sie denn schließlich allerdings so fleißig, daß nicht allein die Männer, sondern auch die Frauen und Kinder bis zum fünften Lebensjahre herunter auf den Feldern der Großpächter unter der Peitsche des Aufsehers arbeiteten. Eine andre Art Heuchelei bestand darin, daß man die beiden Ausdrücke Weiden und Wüsten für ein und dasselbe ausgab — die Juristen, meint Hasbach, träfe dabei keine Schuld; sie hätten einfach den Agrariern geglaubt — und die Einhegung aller „Wüsten" forderte, um sie urbar und für das Gemeinwohl nutzbar zu machen; unter diesem Vorwande wurde den kleinen Gemeinfreien und Pächtern die Nutzung der Gemeinweiden entzogen.

Damit ist auch schon das dritte ausgesprochen: für die Ansammlung großer Privatreichtümer bildet das Volkselend die Voraussetzung. Es ist das, wie man bei Hasbach nachlesen kann, von vielen englischen Beobachtern offen ausgesprochen worden. Man hat es vor Augen gehabt, wie mit dem Wachstum des Reichtums der Wenigen das Wachstum der Massenarmut gleichen Schritt hielt, man hat auch den ursächlichen Zusammenhang deutlich erkannt. Der Arbeiter, so heißt es oft, darf kein Land bekommen, oder er darf wenigstens nicht soviel bekommen, daß er selbst Landwirt werden kann, denn dann hört

er auf, Arbeiter oder wenigstens billiger Arbeiter zu sein; kann er dann doch seine Bedingungen stellen, weil ihn der Ausfall der Lohnarbeit nicht in Not stürzt. Optimisten, darunter ein Mann, der durch seinen Pessimismus berühmt geworden ist, fahren hartnäckig fort, zu behaupten, das berüchtigte englische Arbeiterelend sei bloß eine Übergangserscheinung gewesen, und seine Leiden würden durch die Wohlthat einer allgemeinen Hebung der untern Klassen, die darauf gefolgt sei, weit überwogen. Das ist einfach nicht wahr. Das Elend eines völlig besitzlosen, jeder Willkür der obern Klassen preisgegebnen Proletariats war im Mittelalter unbekannt; es ist durch den modernen Großbetrieb erst geschaffen worden. Es hat am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts begonnen und dauert fort bis auf den heutigen Tag; wenn wir uns auf England und auf die Zeit beschränken, wo die Zahl der Besitzlosen, der vom Boden losgelösten, die Mehrheit bildete, dauert es jetzt schon mehr als anderthalb hundert Jahre, und ein Ende dieser „Übergangsperiode" ist vorläufig noch gar nicht abzusehen. Es ist dadurch eine deutlich sichtbare Verschlechterung der leiblichen und der geistig-sittlichen Konstitution der ärmern Mehrzahl des Volkes verursacht worden. Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts sprachen ihr Entsetzen darüber aus, als sie schöne Mädchen auf dem Acker schwere Männer- und sogar Zugvieharbeit verrichten sahen; natürlich waren da die Mädchen des niedern Landvolkes am längsten schön gewesen. Patrioten brachen in bittere Klagen darüber aus, daß sich vor ihren Augen das stämmige, gesunde, schöne, selbstbewußte und tapfere englische Landvolk in ein Gesindel ohne Kraft und Schönheit, ohne Ehrgefühl und ohne eine Spur von Sittlichkeit verwandelte. Zu Almosenempfängern und Kirchspielsklaven geworden, von der Hand in den Mund lebend, in den Kot getreten, ohne Hoffnung auf Besserung, mit ihrem elenden Tagelohn dem Kneipenwirt haftbar, waren die Nachkommen der stolzen und tapfern Yeomen Ausbunde von Liederlichkeit, die keinen andern Genuß mehr kannten, als den Geschlechtsgenuß und den Branntweinrausch, und die jede sich darbietende Gelegenheit zu Verbrechern machte. Was vom Reichtum gilt, das gilt von dem reichtumschaffenden Großbetrieb, wenigstens vom Privatgroßbetrieb; er erzeugt Volkselend und ist nur bei Volkselend möglich. Der landwirtschaftliche Großbetrieb, schreibt Hasbach Seite 380, nach der Darstellung seiner Lebensbedingungen, „ist also mit einer starken, gesunden, kaufkräftigen ländlichen Bevölkerung unverträglich."

Das vierte ist die Wahrheit, daß die „Not der Landwirtschaft" mit dem kapitalistischen Betrieb gleichzeitig entsteht und von ihm unzertrennlich ist. Bei vorherrschender Naturalwirtschaft kann der Bauer, kann der mit Frohnbauern wirtschaftende Großgrundbesitzer nicht zu Grunde gehen. Das schlimmste, was ihnen begegnen kann, ist, daß sie nach schlechten Ernten krumm liegen müssen, nämlich die Freibauern und die Frohnbauern; was der Gutsherr braucht, trägt das Land unter allen Umständen. Nur die Versorgung der Kinder kann bei

eintretender Bodenknappheit Verlegenheit bereiten. Sobald aber kapitalistisch gewirtschaftet wird, d. h. nicht mehr hauptsächlich zu dem Zweck, den Besitzer, seine Familie und seine Arbeiter mit den Naturalerträgen des Gutes zu ernähren, sondern zur Erzielung eines Geldüberschusses, der den Gutswert bestimmt und diesen zum Gegenstande von Spekulationsverkäufen und Käufen und von Erbteilungen macht, tritt man in einen Zirkel ein, aus dem es keinen Ausweg giebt. Jede Erhöhung des Reinertrags erhöht den Gutswert. Dieser erhöhte Gutswert wird bei Käufen bezahlt, bei Erbteilungen und bei der Aufnahme von Hypotheken zu Grunde gelegt. Aber keine Wertsteigerung geht ins Unendliche, und bei jedem der unvermeidlichen Rückschläge gehen alle die zu Grunde, die beim Kauf, bei der Abfindung von Miterben und bei der Aufnahme von Hypotheken mit dem Werte der guten Jahre gerechnet haben. Weil dem so ist, wird von den Landwirten die Gesetzgebungsmaschine zur künstlichen Steigerung der Grundrente gehandhabt und dadurch die Katastrophe zunächst zwar hinausgeschoben, zuletzt aber verschlimmert. Das hat die englische Landwirtschaft, seitdem sie kapitalistisch geworden ist, reichlich erfahren; ihre Geschichte ist eine Geschichte landwirtschaftlicher Krisen. Weder haben ihr zu der Zeit, als sie sich auf die Wollproduktion verlegte, die Wollausfuhrverbote geholfen und das Gesetz, wonach die Toten in Wolltüchern begraben werden mußten, noch im vorigen und im Anfange des laufenden Jahrhunderts die Getreidezölle. Daß gerade unter dem „Schutz" der Getreidezölle die letzten Reste des englischen Bauernstandes zu Grunde gegangen sind und das Arbeiterelend seinen höchsten Grad erreicht hat, hebt auch Hasbach hervor. Der Schutzzoll, schreibt er, „kann für die Landwirtschaft eines großen Landes nie dieselbe Bedeutung haben, wie für die Industrie. Erstens läßt sich [bei ihr] das Angebot der geschützten Ware leichter vermehren als in der Industrie. Insbesondre wenn ein Zoll auf Getreide gelegt ist, sind die Kosten der Bestellung einer größern Fläche mit Getreide gar nicht zu vergleichen mit den Auslagen, die die Herstellung neuer Werke, die Vergrößerung der Betriebe, die Anschaffung neuer Maschinen verursacht. Hunderttausende von Acres können ohne große Vermehrung des fixen Kapitals in aller Stille zur Erzeugung der geschützten Frucht herangezogen werden, und das Angebot wächst so in einer ungeheuern Weise. Seit Gregory King aber weiß man, daß das stärkere Angebot von Getreide einen verhältnismäßig tiefern Preisfall erzeugt als bei andern Waren. Zweitens ist es den Landwirten unmöglich, durch Verabredungen, Kartelle, die Warenmenge dem Bedarf anzupassen, weil sie viel zahlreicher sind, als die Produzenten eines geschützten gewerblichen Artikels. Drittens sind die Industriellen in der Lage, das gewünschte Warenquantum zu erzeugen, während der Landwirt von Sonnenschein und Regen abhängig ist; er wird immer zu viel oder zu wenig erzeugen. Die englische Wirtschaftsgeschichte beweist es unzweideutig, daß nur eins der Landwirtschaft einen hohen

Preis zu verschaffen vermag: schlechte Ernte bei völliger Absperrung des Landes"; niemand aber, meint er, werde die Rückkehr der Zeiten von 1815 bis 1836 wünschen, wo die englische Arbeiterbevölkerung geradezu an Hungersnot litt. Zur Erstrebung hoher Reingewinne und dadurch selbstverständlich zur Herbeiführung von Krisen wird die kapitalistisch betriebne Landwirtschaft geradeso wie die Industrie noch besonders durch den Umstand gestachelt, daß ihr bei guten Aussichten theoretisch unbegrenzte Gewinne winken, und das stachelt zugleich zu einer ebenfalls unbegrenzten Arbeiterausbeutung, da ja Verminderung der Produktionskosten ein Hauptmittel zur Erzielung hoher Reingewinne ist. Kampfmeyer schreibt in einer Broschüre „Junker und Bauer": „Die Magenwände des Grundherrn bildeten früher gewissermaßen die Grenze der Ausbeutung seiner hörigen Arbeiter, erst die Produktion für den Markt gestaltete diese verhältnismäßig günstigen Verhältnisse um."*) Darin unterscheidet sich die Lage der englischen Landwirtschaft von der deutschen, daß dort, seitdem es fast nur noch Pachtwirtschaften giebt, die Pächter, bei uns dagegen die Grundeigentümer selbst von den Krisen betroffen werden. Dadurch wird die Wirkung der Krisen verschärft, was sich darin zeigt, daß die englischen Landwirte den Marktaussichten rascher folgen als die deutschen durch Vergrößerung oder Verringerung der Anbaufläche, durch Vermehrung oder Beschränkung des Viehbestandes, und daß in Krisen englische Pächter in verhältnismäßig größerer Zahl zu Grunde gehen als deutsche Gutsbesitzer. Der englische Pächter steht zum renteheischenden Landlord in einem ähnlichen Verhältnis wie der deutsche Gutsbesitzer zum Hypothekengläubiger. Hasbach hätte erklären sollen, wie es kommt, daß die Landlords verhältnismäßig wenig von den Krisen betroffen werden und oft lieber eine Pachtwirtschaft eingehen lassen, als daß sie die Rente entsprechend herabsetzen. Was sie befähigt, ihre Rentenansprüche entweder durchzusetzen oder ganz auf landwirtschaftliche Rente zu verzichten, dürften besonders zwei Umstände sein: ihr großer Reichtum, der zum Teil aus industriellen und Handelsunternehmungen und aus dem Ausland und den Kolonien fließt, sodaß sie den Ausfall einiger Gutspachtzinsen nicht zu beachten brauchen, und der Umstand, daß sie einen Teil ihres Grund und Bodens als Bauplätze verwerten können. Selbst die Lumpenviertel Londons bringen den Lords, denen die Grundstücke gehören, mehr ein, als eine hundertmal so große mit Weizen bebaute Fläche bei hohen Getreidepreisen bringen würde. Auch stehen ja die Wohnungen der meisten Industriearbeiter, mögen sie in

*) Wir entnehmen dieses Zitat der Schrift: Die Arbeiterfrage auf dem Lande und Vorschläge zur Reform des ländlichen Arbeiterwesens. Nach praktischen Erfahrungen und theoretischen Studien bearbeitet von Hermann Ernst Fiebler, praktischem Landwirt. Leipzig, Reinhold Werther, 1895. Der Verfasser steht auf unserm Standpunkt und faßt seine eignen Erfahrungen und die Ergebnisse der wissenschaftlichen Untersuchungen andrer in einer ansprechenden und leicht verständlichen Darstellung zusammen.

Städten oder in sogenannten Dörfern liegen, auf den Grundstücken großer Landlords. Hasbach teilt mit, daß in der Zeit der hohen Armensteuer viele Landlords ihre ganze Steuerleistung von den Armen selbst in Gestalt von Hausrente wiedererhalten haben.

Fünftens sehen wir auch bei Hasbach, wie auf der Loslösung der kleinen Besitzer und Pächter vom Boden der ganze heutige Gesellschaftszustand Englands ruht. Die Scharen der proletarisirten Nachkommen der ländlichen Bevölkerung mußten in die Städte zusammenströmen, und sie machten die Ausdehnung der Industrie sowohl notwendig als auch — durch das reichliche Angebot billiger Arbeit — lohnend. Lohnend aber, und sogar schon möglich, nur unter der Voraussetzung des Exports, da die ländliche Bevölkerung die Erzeugnisse der heimischen Industrie desto weniger zu verdauen vermochte, je spärlicher und je proletarischer sie wurde. Und nachdem sich die englische Exportindustrie ins Maßlose ausgedehnt hat, kann der Getreideimport nicht mehr entbehrt werden, nicht bloß weil die englische Landwirtschaft den Bedarf der Industriebevölkerung selbst bei intensivster Ausbeutung aller landwirtschaftlich verwertbaren Flächen nicht mehr zu decken vermöchte, was von Theoretikern angefochten wird, sondern noch aus einem andern Grunde, den unsers Wissens vor Hasbach noch niemand hervorgehoben hat: wenn England nicht ungeheure Massen Nahrungsmittel einführte, womit sollten denn da seine Industrieartikel bezahlt werden? Die Agrarstaaten, nach denen es vorzugsweise exportirt, können doch nur mit Lebensmitteln und Rohstoffen zahlen; die Rohstoffe aber reichen zur Bezahlung nicht hin. Also England würde einen Teil seines Exports und ein Teil seiner Arbeiterbevölkerung würde sein Einkommen verlieren, wenn seine Exportwaren nicht zu einem großen Teil mit Lebensmitteln bezahlt werden könnten. Die Einsicht in diese Verhältnisse ist in England zu allgemein verbreitet, als daß dort noch einmal eine Agrarierbewegung nach dem Muster unsrer deutschen Einfluß gewinnen könnte. Die englischen Pächter und Landlords seufzen und klagen gleich den unsern und spinnen wie diese schutzzöllnerische und bimetallistische Hirngespinste, aber sie wissen, daß das Hirngespinste sind, und denken nicht daran, damit ernsthaft Politik zu treiben. Selbst sieben bimetallistische Minister bilden noch kein bimetallistisches Ministerium.

Sechstens findet auch Hasbach, und zwar durch genaue Berechnungen, daß die Landwirtschaft beim Großbetrieb nicht mehr, sondern weniger Erzeugnisse liefert als beim Kleinbetrieb. Der Großbetrieb liefert einen größern Überschuß, das heißt: wenn er auf derselben Fläche dieselbe Lebensmittelmenge erzeugt wie eine Anzahl von Kleinbetrieben, so geschieht es mit einer geringern Arbeiterzahl, sodaß also für den Verkauf mehr übrig bleibt. Und deswegen fördern landwirtschaftlicher Großbetrieb und Großstadt einander gegenseitig; in demselben Maße wie der eine, muß auch die andre wachsen. Die durch Zu-

sammenziehung von Landgütern übrig gemachten Menschen müssen in den Städten zusammenströmen, und dort könnten sie nicht leben, wenn keine Großbetriebe bestünden, die ihnen die Nahrungsmittel nachschickten. Das geht bis zu dem oben bezeichneten Punkte, den England längst überschritten hat, indem es aus den angeführten zwei Gründen der ausländischen Nahrungsmitteleinfuhr bedarf, sodaß für die Industriebevölkerung dieses Landes der inländische landwirtschaftliche Großbetrieb heute eigentlich nicht mehr nötig ist. Also der Großbetrieb erzeugt dieselbe Lebensmittelmasse auf derselben Fläche mit weniger Menschen, aber er erzeugt auf dieser selben Fläche nicht mehr Nahrungsmittel, sondern oft weniger als der Kleinbetrieb. Was dem Kleinbetrieb an Kunstmitteln der modernen Ackerbautechnik etwa abgehen mag, das wird reichlich aufgewogen durch die jedem Fleckchen Acker zugewendete sorgfältige und anhaltende Arbeit. Youngs Ausspruch, daß eigner Grundbesitz (und schon gesicherte Kleinpacht) Sand in Gold verwandle, hat sich noch stets, namentlich sehr deutlich in England bewährt. Es ist wahr, daß der Kleinbauer nicht solches Prachtvieh erzeugt wie der rationelle Großwirt (Prachtvieh bloß vom Standpunkte des allein auf hohen Gelderlös sehenden Kapitalisten aus; an sich sind die intelligente, frei weidende Alpenkuh und die Kuh des kleinen Mannes, die ihm als treue Freundin den Acker bestellen hilft und selbst das nur mäßig gemästete Schwein des armen Mannes weit erfreulichere und in der Stufenleiter der lebenden Wesen höher stehende Geschöpfe als die im Stall gezüchtete Kuh des Großguts, die bloß als Milchbereitungsmaschine behandelt wird, und der unförmige Fettklumpen, der ursprünglich ein Schwein gewesen ist). Aber dafür war das Vieh vor der Vernichtung der kleinen Wirtschaften und vor Einhegung der Gemeinweiden weit zahlreicher als jetzt. Jeder tagelöhnernde Ackerhäusler hatte seine Kuh, seine paar Schweine, Ziegen, Schafe und vor allem sein Geflügel; es gab in ganz England keinen kleinen Mann, der nicht seine gebratnen Tauben, Enten und Gänse, seine Eier und Milch für seine Kinder gehabt hätte. Heute wäre beim armen Engländer der bloße Gedanke an Geflügelbraten lächerlich, und statt der Milch hat er schlechten Thee. Alle diese schönen Dinge wachsen nicht mehr für ihre Pfleger, sondern werden nur noch „für den Markt produzirt."

Siebentens bestätigt Hasbachs Darstellung unsre Ansicht, daß die Aristokratie, gleichviel ob die Herrschenden Großgrundbesitzer, Großindustrielle, Großhändler, Finanzbarone oder eine Beamtenkaste oder eine Mischung von alledem sind, die schlechteste Regierungsform ist. Die Masse des Volks besteht immer aus Armen und aus Wenigbemittelten, und da deren Interesse im Gegensatz zu dem der Reichen und Vornehmen steht, so befindet sich, wenn diese herrschen, das Volkswohl in den Händen seiner Gegner. Das natürlichste wäre, daß das gemeine Volk seine Angelegenheiten selbst ordnete. Aus bekannten Gründen ist das jedoch bloß in kleinen Bauernstaaten möglich, wie heute noch die

Schweizer Urkantone sind und auch die Burenrepublik in Transvaal zu sein scheint. Im Großstaat würde das Volkswohl am besten bei einem unumschränkten Monarchen, bei einem wohlwollenden Despoten aufgehoben sein, wenn es bloß auf dessen guten Willen ankäme. Denn unter zehn Menschen, also auch unter zehn Monarchen, giebt es immer höchstens einen, dem die Leiden seiner Mitmenschen Vergnügen machten, und der nicht lieber als Wohlthäter gepriesen, als als Unhold verabscheut werden möchte. Und wenn der eine von schlechtem Charakter klug ist, so wird er seinen schlechten Neigungen nur im engen Kreise seiner nähern Umgebung die Zügel schießen lassen, das Volkswohl aber fördern, weil er weiß, daß es die Masse ist, die ihm die Steuern und die Soldaten liefert. In der That kann man sich nichts humaneres denken als die Arbeiterschutzverordnungen der russischen Zaren von Peter dem Großen an, die mit ihren guten Absichten in diesem Stück der westeuropäischen Kultur um hundertfünfzig Jahre vorausgeeilt sind.*) Auch führen die Beamten eines Autokraten mit den großen Herren, die den Absichten des Monarchen widerstreben, eine ganz andre Sprache als westeuropäische Minister und Regierungspräsidenten. Den Fabrikanten, die ihre Gutachten gegen die im Jahre 1860 vorgeschlagne Anstellung von Fabrikinspektoren abgaben, antwortete Graf Baranow, der Gouverneur von Twer, ihre Versicherung, daß sie das Wohl des Staates und der Arbeiter wahrnähmen, sei Lüge, ihre Entrüstung Heuchelei, ihre Interessen stünden im Gegensatz zu denen von Staat und Volk, und sie selbst seien Sklavenhändler. Der Fehler an den vortrefflichen Maßregeln der russischen Herrscher ist nur, daß sie dem Volke nicht das geringste nützen. Der Despot eines großen Reiches ist bei all seiner Macht das hilfloseste Wesen von der Welt; es ist ihm schlechterdings unmöglich, die wirklichen Zustände kennen zu lernen und seinen Willen durchzusetzen. Gerade die heilsamsten seiner Verordnungen haben am wenigsten Aussicht, durchgeführt zu werden. Das russische Arbeiterelend kann sich daher kühn dem englischen an die Seite stellen und ähnelt diesem, wie es vor fünfzig Jahren war, auch darin, daß es nicht selten zu Brandstiftungen und andern Verbrechen führt, die nicht etwa das Erzeugnis einer planmäßig geleiteten Arbeiterbewegung sind, sondern eben darum, weil eine solche nicht möglich ist, begangen werden. Denn der russische Bauer — auch die Fabrikarbeiter bleiben in Rußland bekanntlich noch Bauern — ist zwar das geduldigste Schaf auf Gottes Erdboden, aber zuweilen treibt ihn die übermäßige Grausamkeit seiner Peiniger doch zu Verzweiflungsthaten. Wenn demnach dem Volke des Großstaats weder die

---

*) Zur Arbeiterschutzgesetzgebung in Rußland. Von Dr. G. J. Rosenberg. (Leipzig, Duncker und Humblot, 1895.) Die Schrift ist zwar dem Finanzminister von Witte gewidmet und nichts weniger als eine sozialdemokratische Agitations- oder Hetzschrift, aber trotzdem freimütig und objektiv.

Demokratie noch die Monarchie, jedes für sich allein, helfen können, so wird die Verbindung von beiden das beste sein: eine Verfassung, die, ohne die Großen ohnmächtig und mundtot zu machen, dem gemeinen Volke eine gesetzliche Vertretung seiner Interessen gewährt, dem Monarchen die Entscheidung vorbehält und Verwaltung und Regierung unter die Kontrolle einer durch keine Polizei- und Justizchikanen beschränkten Öffentlichkeit stellt. Die Erhaltung des deutschen Bauernstandes verdanken wir ohne Zweifel hauptsächlich zwei Umständen: dem Fehlen einer herrschenden Aristokratie in den letzten Jahrhunderten und der kontinentalen, zur Unterhaltung stehender Heere zwingenden Lage unsers Landes. Die deutschen Krautjunker waren zu arm und zu unwissend, eine ganz Deutschland umfassende organisirte politische Macht bilden zu können; kaum daß der Adel einer kleinen Landschaft fest zusammenhielt. Die großen deutschen Adlichen aber wurden Souveräne und kamen dadurch zu ihren Bauern in ein ganz andres Verhältnis als die englischen Lords; während diese auf privatwirtschaftliche Ausnützung ihres Bodens angewiesen waren und die Bauern als Konkurrenten vertrieben, mußten sich die kleinen deutschen Souveräne auf ihre Bauern als auf Steuerzahler, Soldaten und Pferdezüchter stützen und auf deren Erhaltung bedacht sein. Am meisten Energie haben darauf bekanntlich die Hohenzollern verwandt, in deren Gebieten es auch am nötigsten war; ist es ihnen doch trotz aller aufgewandten Mühe nicht gelungen, zu verhüten, daß wenigstens strichweise, in Pommern, in Ost- und Westpreußen, in Posen, in einem Teile Oberschlesiens annähernd englische Zustände entstanden sind. In England ist es mit dem Bauernstande reißend bergab gegangen von der Zeit an, wo man keine Landmacht mehr brauchte, weder für Kriege gegen Frankreich, noch für Bürgerkriege, und wo die Aristokratie dem König alle Macht nahm. Es ist aber wohl zu beachten, daß die englischen Aristokraten eben unter dem starken Königtum, das sie hinderte, Souveräne zu werden, das geworden sind, was sie zu einem Landschaden gemacht hat: Großgrundbesitzer, und daß die Dinge bei uns in Deutschland ganz ebenso, nur der Zeitfolge nach umgekehrt, verlaufen können. Das heißt, nachdem die ehemaligen kleinen Souveräne zu bloßen Großgrundbesitzern herabgedrückt worden sind, können sie sich durch privatwirtschaftliche Ausbeutung ihres Besitzes schadlos halten und den Bauernstand, an dessen Erhaltung sie kein unmittelbares Interesse mehr haben, vernichten.

Das wären so die hauptsächlichsten unsrer Ansichten, die wir bei Hasbach bestätigt finden. Über den eigentlichen Gegenstand seiner Arbeit mögen sich die Leser aus dem Buche selbst unterrichten. Wir beschränken uns hier auf ein paar Bemerkungen. Das eigentümliche des englischen Arbeiterwesens im vorigen Jahrhundert und im Beginn des laufenden besteht in seiner Verquickung mit dem Armenwesen. Der vom Boden losgelöste Arme ist pauper, Kirchspielarmer. Das Kirchspiel ist zu seiner Erhaltung verpflichtet und gewährt

ihm den notdürftigen Lebensunterhalt, dafür verwertet es seine Arbeitskraft. Die Kirchspielarmen werden auf Märkten oder durch private Abmachungen verkauft oder vermietet. Da der freie Arbeiter natürlich keinen höhern Lohn erlangen kann als seine Konkurrenten, die Kirchspielarmen, die in Masse angeboten werden, dabei aber in arbeitsloser Zeit dem Hunger preisgegeben ist, so bleibt ihm nichts übrig als selbst pauper zu werden, sich zur Sicherung seines Unterhalts in die Sklaverei zu begeben. Der einzelne junge Mann kann es bei noch so großer Anstrengung und Tüchtigkeit nicht höher bringen, als eben zum „Existenzminimum"; mehr zahlt man ihm nicht; will er mehr haben, so muß er sich Kinder verschaffen, denn für jedes Kind wird ein Zuschuß gewährt. Er heiratet also so früh wie möglich und zeugt so viel Kinder wie möglich; dadurch wird seine Lage ein wenig erträglicher, bis seine Kinder aus dem Hause kommen und sein Tagegeld wieder abnimmt; er endet gewöhnlich im Arbeitshause. Ebenso muß sich die Magd, die keinen Mann bekommt, uneheliche Kinder anschaffen, wenn sie es etwas weniger schlecht haben will. Es versteht sich, daß die ländlichen Arbeiter ebenso schlecht behandelt werden wie die in der Industrie, nur daß ihre Arbeit nicht in gleichem Grade gesundheitsschädlich und den Knochen und Gliedmaßen verderblich ist. Man muß bis auf die schlimmsten Auswüchse der altrömischen Sklaverei zurückgehen, um auf eine ähnliche Herabwürdigung und Mißhandlung des Menschen zu stoßen; die altgriechische bietet kein Seitenstück dazu. Selbstverständlich wanderten alle jungen Leute aus, die sich noch die erforderliche Thatkraft gewahrt hatten und die die Mittel aufzutreiben vermochten; die Arbeiterorganisationen unsers Jahrhunderts verwenden einen Teil ihrer Einnahme darauf, den Genossen, die Lust dazu haben, die Ab- oder Auswanderung zu ermöglichen. Neben dem System der Kirchspielarmen, denen das Gesetz von 1834 ein Ende machte, bildete sich das Gangsystem aus, von dem wir in Deutschland durch die seit Einführung des Zuckerrübenanbaus überhand nehmenden Wanderarbeiter einen Begriff bekommen haben. Übrigens ist die ältere Arbeitsverfassung nicht überall in England zu Grunde gegangen; namentlich im Norden findet man noch Verhältnisse erhalten, die denen unsrer deutschen Heuerleute und Insten ähnlich sind; dort ist der ländlichen Arbeiterbevölkerung auch noch ein höherer Grad leiblicher und sittlicher Gesundheit erhalten geblieben.

Was auch den ländlichen Arbeitern eine Bewegung zur Besserung ihrer Lage ermöglichte, das war einerseits der Interessengegensatz zwischen Industrie und Landwirtschaft, der zur Folge hatte, daß die Landlords die industriellen, die Fabrikanten die ländlichen Arbeitergreuel aufdeckten, andrerseits die englische Vereins-, Versammlungs-, Rede- und Preßfreiheit. Zwar die ersten sechs ländlichen Arbeiter, die, durch Hunger und Überarbeit zu einem Entschluß gestachelt, 1834 einen Gewerkverein zu gründen versuchten, wurden zur Deportation verurteilt, aber die öffentliche Meinung ließ diesen Unterdrückungs-

versuch nicht zum System werden. Es wurden Vereine gegründet, Versammlungen unter freiem Himmel abgehalten, und in neuerer Zeit schickt die Land Restoration League rotangestrichne Wagen (red vans) in die Grafschaften, die Betten für die Agitatoren enthalten, Tausende von Druckschriften in ihrem Innern bergen, und von denen aus die Agitatoren, jeden Abend in einem andern Dorfe, Reden halten. Die ländlichen Arbeitervereine richten wegen der Armut ihrer Mitglieder nicht viel aus, wie denn auch die neuern Gewerkvereine der ungelernten Industriearbeiter schon wieder in der Auflösung begriffen sind. Aber die Bewegung hat die Aufmerksamkeit der Politiker auf die ländlichen Verhältnisse gelenkt, und man ist jetzt ziemlich allgemein überzeugt, daß sich ein Zustand, der das platte Land entvölkert, die Menschen in Riesenstädten zusammendrängt und einen großen Teil des Volkes leiblich verkommen und sittlich verwildern läßt, auf die Dauer nicht wird halten können. Schon hat man durch ein wenig Schulzwang die Kinderarbeit eingeschränkt und mit einer Reihe von Gesetzen die Wiederansässigmachung der Landarbeiter angebahnt. Drei Acres und eine Kuh ist seit langem das Losungswort nicht allein der Landarbeiter, sondern auch der Gesetzgeber geworden, und man ist noch weiter zu dem Plane fortgeschritten, auch den Bauernstand wiederherzustellen. Außer den cottage gardens (Grundstücken unmittelbar am Häuschen des Arbeiters) und den allotments oder field gardens (größern Grundstücken im freien Felde, die dem Arbeiter durch Pacht oder Kauf zugänglich gemacht werden) arbeitet man an der Schaffung eines neuen Bauernstandes durch Begründung von small holdings, kleinen selbständigen Landwirtschaften. Das eingangs erwähnte Gesetz vom 26. Juni 1892 verfolgt denselben Zweck wie die preußischen Ansiedlungs- und Rentengütergesetze. Beim Kaufabschluß muß ein Fünftel der Kaufsumme bezahlt werden, die übrigen vier Fünftel sind binnen fünfzig Jahren zu tilgen; ein Viertel kann als ewige Rente auf dem Gute stehen bleiben. Die Größe dieser small holdings soll sich zwischen 1 und 50 Acres, also $1^3/_5$ und 80 preußischen Morgen bewegen. Für die Arbeiter wurde dann in der Weise gesorgt, daß den Kirchspielräten die Befugnis erteilt wurde, zwangsweise Land zu pachten, es zu parzelliren und die allotments an Einwohner zu verpachten. Welchen Erfolg diese Maßregeln haben werden, muß abgewartet werden; jedenfalls ist die Vernichtung der alten Bauernschaft ein leichteres Werk gewesen, als es die Schaffung einer neuen sein wird. Doch war die Zahl der kleinen Besitzungen und Pachtungen schon vor diesen Gesetzen, von 1873 bis 1890, in erfreulicher Zunahme begriffen; die Feldgärten vermehrten sich von 242542 auf 441024, die kleinen selbständigen Bauerwirtschaften allerdings in weit geringerm Maße: von 294729 auf 308348, und darunter sind auch noch 25680 Zwergbetriebe von weniger als einem Acre.

Aus dem Anhange Scharlings ersehen wir, daß sich der kleine Bauernstaat Dänemark noch vollkommen gesunder Zustände erfreut, weil in ihm die

Anhäufung von Großgrundbesitz auf gesetzlichem Wege verhindert worden ist. In Schweden machen sich ungesunde Zustände auf dem Lande und demgemäß eine ländliche Arbeiterfrage schon bemerkbar.

Das ländliche Idyll, wie es Vater Haydns Jahreszeiten in Worten und Tönen malen, ist kein leerer Traum und kein Hirngespinst. Es ist millionenfach dagewesen und ist auch heute noch tausendfach vorhanden, wie wir aus eigner Anschauung wissen, wenn sich auch seine wirklichen Gestalten und Farben, in der Nähe gesehen, gröber ausnehmen, als in einer idealisirenden Kunstschöpfung. Eine der wichtigsten Fragen unsrer Zeit ist, ob die Arbeit der zerstörenden Mächte, der es auch bei uns in Deutschland ausgesetzt ist, ihren Lauf haben, oder ob es uns erhalten bleiben und in größerm Umfange neu geschaffen werden wird. Die Mächte, die an seiner Zerstörung arbeiten, haben wir oft genug bezeichnet. Vielleicht die gefährlichste unter ihnen ist im Augenblick das Agrariertum, das unter dem Vorwande, den Bauernstand erhalten zu wollen, gesetzliche Maßregeln durchzusetzen sucht, die nur dem Großgrundbesitz nutzen. Den Bauer, der noch zufrieden und einträchtig mit seinem Gesinde und seinen Tagelöhnern wirtschaftet, suchen die agrarischen Agitatoren in die rein kapitalistische Wirtschaftsweise hineinzudrängen und hineinzuängstigen, indem sie ihm vorrechnen, daß er seinen Arbeitern viel zu viel gebe und für seine Produkte viel zu wenig erhalte, und indem sie ihm zu einem „rationellen" Betrieb verhelfen, der vorübergehend zwar seine Einnahmen erhöhen kann, ihn aber dafür allen Gefahren der schwankenden Konjunktur aussetzt.

Richter und Anwalt

ieder einmal hat der schmähliche Zusammenbruch eines viel genannten Berliner Rechtsanwalts, seine Flucht und seine steckbriefliche Verfolgung wegen ehrloser Vergehen gegen das Strafgesetz die Öffentlichkeit beschäftigt und erregt. Es läßt sich nicht behaupten oder gar nachweisen, daß sich die Zahl der strafbaren Handlungen, die Rechtsanwälte in ihrem Beruf begehen, mehr vergrößert habe, als es die sehr vermehrte Anzahl der Personen, die sich diesem Berufe widmen, erklärlich erscheinen läßt. Was aber dem, der das Rechtsleben unsers Volkes beobachtet, schwere Bedenken erregen muß, ist die Veränderung, die immer mehr in dem ganzen Wesen der Anwaltschaft Platz greift, und der

Digitized by Google

Gegensatz, in den der Anwalt immer mehr zum Richter tritt, und der schon jetzt zu förmlicher Feindschaft ausartet. Die Ausbrüche dieser Feindschaft kommen in Berichten hauptstädtischer Zeitungen ab und zu zur Kenntnis des großen Publikums; viel häufiger verhallen sie in den Räumen der Gerichtszimmer, aber immer hinterlassen sie eine steigende gegenseitige Verbitterung.

Wie sich das Wesen der Anwaltschaft in Preußen seit fünfzig Jahren geändert hat, wird sofort klar, wenn man sich das Bild eines preußischen Justizkommissarius der vierziger Jahre vergegenwärtigt und ihm das eines modernen Rechtsanwalts von — nun sagen wir von dem Typus des Fritz Friedmann gegenüberstellt. Jener ein etwas steifer, trockner, grober Herr, selten von größerer allgemeiner Bildung, aber sehr ehrenwert, dieser ein geist- und kenntnisreicher, über alles absprechend urteilender Herr, aber seiner Klientel gegenüber ein höchst geschmeidiger Lebemann, richtiger viveur, da das deutsche Wort das Gemeinte nicht völlig deckt; jener festsitzend in einer ihm vom Staate zugewiesenen, aber fast immer örtlich beschränkten Praxis, dieser darauf angewiesen, sein Leben, an das er große Ansprüche macht, durch erbitterten Kampf gegen die Konkurrenz zu gewinnen, und seine Thätigkeit auf alles Erreichbare ausdehnend.

Dem Justizkommissar folgte in den fünfziger Jahren der Rechtsanwalt und Notar. Auch dieser war vom Staate angestellt, meist schon in reifern Jahren, es war ihm ein bestimmter Bezirk, ein bestimmter Gerichtshof zugewiesen, und auch jetzt noch ging die Praxis selten über diesen Bezirk hinaus. Schärfer schon wurde der Kampf gegen die Konkurrenz der andern Kollegen. Immerhin war die Zahl der bei einem Gericht angestellten Anwälte nur niedrig, und so war die Gegenpartei in der Auswahl ihres Vertreters auf eine oder doch nur wenige Personen beschränkt, die Praxis also auch hier noch immer ohne großen Kampf gesichert. Auch dieser Rechtsanwalt und Notar fühlte sich als Beamter der Rechtspflege, und so entspann sich durch langjähriges Zusammenwirken an einem Gerichtshofe zwischen den Richtern und den Anwälten, soweit nicht persönliche Differenzen vorkamen, die aber im amtlichen Verkehr streng unterdrückt wurden, häufig, ja meistens ein gutes Verhältnis von Kollegialität.

Diese auch heute noch zahlreich vorhandnen Anwälte zeigen in der Führung ihres Amts und ihres Lebens durchschnittlich ein andres Wesen, als das ihnen jetzt nach Freigebung der Advokatur nachrückende junge Geschlecht, das ihnen die Praxis bedrängt und ihre früher gesicherten Einnahmen bedroht. Ein Teil dieser ältern Anwälte giebt den Kampf gegen die Jüngern auf und zehrt von den Resten der frühern Praxis, die immer mehr abbröckelt, ein andrer Teil kämpft weiter, indem er sich den Geschäftsbetrieb der Jüngern anzueignen sucht, sich auch wohl mit einem von ihnen verbindet, wobei er nicht ohne bitteres Gefühl sieht, daß er es doch nicht so recht versteht, ein kleiner Teil endlich

sieht in fester, gewinnbringender Praxis dem Treiben behaglich zu, da es ihm nicht mehr viel schaden kann, weil er sein Schäfchen im Trocknen hat.

Wie lange aber noch, und diese Vertreter des Anwaltstandes sind verschwunden! Werden dann die, die an ihre Stelle treten, in ihrer Gesamtheit geeignet sein, den preußischen Anwaltstand, der an Ehre, Treue, Zuverlässigkeit und Gewissenhaftigkeit an der Spitze der Berufsgenossen aller Nationen stand, jedenfalls von dem keines andern Kulturvolkes übertroffen wurde, auf seiner Höhe zu halten? Nicht nur in den Kreisen der Richter, sondern auch in den Kreisen der ältern Anwälte wird diese Frage bedenkliches Kopfschütteln erregen.

Stellt man sich auf den Standpunkt des Richters und fragt: Was verlangen wir von einem Rechtsanwalt? so wird in allen Fällen die Antwort lauten: Der Anwalt soll helfen, das Recht zu finden, sei es im bürgerlichen Rechtsstreit, sei es im Strafverfahren. Er soll ein Helfer sein für die der Formen des Rechts unkundige Partei, er soll darauf achten, daß nicht durch Verletzung oder Nichtbeachtung der vorgeschriebnen Form der Rechtsuchende sein Recht ganz verliert und Unrecht leiden muß, er soll dafür sorgen, daß materiell alles beigebracht werde, was zur Findung des Rechts durch den Richter und zur Beseitigung von Fehlsprüchen nötig ist, aber er soll nicht im bürgerlichen Rechtsstreit durch verschleppende Anträge, durch Bestreiten der offenbaren Wahrheit und Behaupten von Unrichtigem die Entscheidung hinziehen und den Richter verwirren, er soll nicht im Strafverfahren durch allerlei Manöver den Thatbestand zu verdunkeln und den Schuldigen der verdienten Strafe zu entziehen versuchen.

Es ist kein Zweifel, daß die Zahl der Anwälte wächst, die solche Verschleppungen, Verwirrungen und Verdunklungen oft in sehr geschickter Weise herbeiführen, denen es nicht darauf ankommt, das Recht zu fördern, sondern nur darauf, im Interesse des Ansehens ihrer Geschäftskunde und damit ihres Gewinns möglichst viel Prozesse zu gewinnen und als Verteidiger den Angeklagten „rauszureißen," selbst wenn sie überzeugt sein müssen, der Mann sei schuldig, oder das Recht sei bei der Gegenpartei.

Es wird so oft behauptet, die Güte des Richterstandes gehe herunter, ja sei schon heruntergegangen. Man folgert das aus dem Zurücktreten der Richter von der Führung politischer Parteien, aus manchen in die Öffentlichkeit gebrachten der Menge unverständlichen Sprüchen. Es wird behauptet, die Richter müßten ja wenig unterrichtete Leute sein, denn die Studenten der Rechtskunde thäten auf der Universität nichts andres, als trinken, bummeln und das rüde Drohnenleben von Korpsstudenten führen. Das müßte man aber doch von allen Juristen, namentlich auch von den Verwaltungsbeamten und von den Rechtsanwälten behaupten können, denn auch sie waren einst Studenten der Rechtskunde. Alle solche allgemeinen Behauptungen halten die Prüfung

nicht aus. Sie werden leichthin ausgesprochen; die, die sie aufstellen, sind meist grämliche laudatores temporis acti, oder sie leiten von einzelnen Fällen, die in die Öffentlichkeit gedrungen sind, ein Urteil über die Gesamtheit ab. Es kann unbestritten bleiben, daß bei den Korps eine Art der Lebensführung an die Öffentlichkeit tritt, die niemandes Billigung finden kann, der den Ernst des Lebens kennt, ebenso unbestritten ist, daß sich der Bestand der Korps vorzugsweise aus den mehr bemittelten Studenten der Rechtskunde bildet; beachtet man aber, daß auf 3—4000 Studenten der Rechtskunde vielleicht 20 Mitglieder von Korps kommen, da die Anzahl der Korpsstudenten der Anzahl der Studirenden gegenüber äußerst gering ist, so wird man die Unrichtigkeit des Schlusses von der Trägheit dieser wenigen auf die Gesamtheit ohne weiteres einsehen. Andrerseits würde es wohl überraschen, wenn festgestellt würde, wieviel Prozent dieser ehemaligen Drohnen sich nicht nur in hervorragenden Stellungen befinden, sondern auch als anerkannt tüchtige Männer dastehen. Ganz im Gegenteil kann dreist behauptet werden, daß die jüngern Richter durchschnittlich über ein das Mittelmaß ansehnlich überschreitendes theoretisches Wissen gebieten; in der Praxis tritt bei ihnen ein oft zur Kleinlichkeit neigendes und zu einer vollständigen Verkennung der Forderungen des Lebens ausartendes Kleben am Buchstaben, eine gewisse Ungewandtheit im schriftlichen Ausdruck, sowie eine unnötige Barschheit gegen das rechtsuchende Publikum hervor. Ferner fällt dem ältern auf, daß — ganz im Gegensatz zu den sechziger und siebziger Jahren — ein liberal oder gar ein fortschrittlich gesinnter Assessor kaum noch zu finden ist, und wenn schon, dann ist es in neun von zehn Fällen sicherlich ein jüdischer Assessor. Aber Unkenntnis des praktischen Lebens und übermäßige Barschheit sind Fehler, die der Jugend ankleben und mit der zunehmenden Erfahrung und der wachsenden Erkenntnis, daß der Richter für die Rechtsuchenden und nicht diese für ihn dasind, verschwinden. Kommt nun ein Fehlgriff eines jungen, sonst vielleicht recht fähigen und tüchtigen Richters bei der jetzigen Öffentlichkeit des Verfahrens in die Presse und damit zur Kenntnis der Menge, flugs ist da wieder ein vernichtendes Urteil von dem einzelnen Fall auf die Gesamtheit fertig. Auch Mißgriffe, namentlich in der Strafrechtspflege, die ja vorzugsweise die Öffentlichkeit beschäftigt, werden sofort der Minderwertigkeit des jetzigen Richterpersonals zugeschoben. Wenn aber das Richterpersonal der Zahl nach nicht imstande ist, sein Arbeitspensum, das sich täglich häuft, mit der Ruhe zu erledigen, die die Wichtigkeit auch der geringsten Strafsache erfordert, wenn es nur immer heißt: ihr müßt fertig werden, dürft keine Reste haben, es muß schnell gehen, dann kann es wohl kommen, daß auch die fähigsten, gewissenhaftesten Richter unter der Last der ihnen aufgebürdeten Sachen erlahmen. Daß sich jetzt so wenig Richter an den politischen Kämpfen beteiligen, liegt wohl in der Verflachung der politischen Überzeugungen und in dem Zurücktreten extremer Parteiansichten überhaupt,

dann aber auch in der amtlichen Überbürdung, die thatsächlich sehr wenig Zeit zu andern Dingen läßt. Ein Schluß auf Minderwertigkeit des Wissens oder des Charakters dürfte aus dieser Zurückhaltung nicht zu ziehen sein.

Eine große Anzahl tüchtiger und sehr tüchtiger Männer wird immer noch dem Richterstande entzogen durch die Entsagung, die der Richter der Verwaltungslaufbahn gegenüber hinsichtlich seiner Einkünfte und — wenn das zweifelhaft sein sollte — jedenfalls hinsichtlich der äußern Ehren üben muß. Die Verwaltung nimmt bei der jetzigen Massenhaftigkeit des Angebots nur solche Juristen für ihren Bedarf an, die die Prüfungen hervorragend bestanden haben — Fälle von Konnexionen u. dergl. außer Acht gelassen. Sie eröffnet dem fähigen jungen Beamten dadurch, daß seine Leistungen immer den entscheidenden Stellen bekannt werden, die Möglichkeit schneller Beförderung. Aber auch ohne außergewöhnliche Beförderung wird der zur Verwaltung übernommne Gerichtsassessor zu einer Zeit Regierungsrat, wo der gleichaltrige Kollege in der Justiz vielleicht erst ein oder zwei Jahre Amtsrichter ist und auf die Ernennung zum Rat, die ihn wieder im Range gleichstellt, mindestens noch zehn Jahre warten muß. Nach fünfundzwanzig Jahre etatsmäßiger Anstellung wird der erstere unfehlbar Geheimer Regierungsrat und damit, sowie durch die Orden, die er inzwischen ohne besondres Verdienst, nur weil er an der Reihe war, erhalten hat, in den Augen der Menge ein hervorragender Mann, mag auch sein eigentlicher Wirkungskreis noch so unbedeutend sein. Es liegt uns nichts ferner, als für den Richter gleiche Titel usw. zu beanspruchen; wer Richter ist und seinen Beruf so hoch hält, wie es dieser verdient, wird in seiner bedeutungsvollern Wirksamkeit und seiner Unabhängigkeit reichen Ersatz für äußern Prunk finden, aber es berührt doch eigentümlich, wenn einem Richter erst nach fünfzig- oder sechzigjähriger treuer Thätigkeit der Titel Geheimer Justizrat verliehen wird. De lege ferenda wäre zu wünschen, daß auch der inhaltlose Ratstitel für den Richter wegfiele. Amtsrichter, Landrichter, Oberlandesrichter, Reichsrichter müßten ihre Ehre und ihren Stolz in der Bezeichnung als Richter suchen und würden ihn auch sicher darin finden. Aber bei der strebenden Jugend darf man heute solche Erwägungen nicht voraussetzen, darum wenden sich viele ab von der undankbaren Dame Justitia. Was aber bleibt, sind die — und es ist Gott sei Dank die Mehrzahl —, deren Ideal eben der schöne und unabhängige Richterberuf ist, oder auch solche, die nicht in die Verwaltungslaufbahn eintreten können, und zu diesen gehört der schon erwähnte jüdische Assessor.

Der jüdische Gerichtsassessor — einen jüdischen Regierungs- oder gar Forstassessor giebt es nicht — ist gegenwärtig eine ganz eigentümliche Erscheinung in unserm Rechtsleben. Außer dem Lehramt und einigen Stellen der Medizinalverwaltung ist dem Juden, der sich dem Staatsdienst widmen will, thatsächlich nur die Richterstellung offen geblieben, obwohl ihm de jure keine

andre Laufbahn verschlossen ist. In den staatlichen Verwaltungen wird man aber nie auf einen höhern Beamten jüdischer Religion, auch verhältnismäßig selten auf getaufte Juden treffen, ebenso wenig in den untern Stellungen. Dort freilich wohl wegen der mangelhaften Bezahlung und des geringen Einflusses. Zu billigen ist unsers Erachtens diese thatsächliche Ausschließung der Juden aus dem größten Teil der Verwaltung vom rechtlichen Standpunkte nicht. Solange der Staat von seinen jüdischen Bürgern gleiche Pflichten verlangt, muß er ihnen auch gleiche Rechte gewähren. Theoretisch thut er es auch, kein Gesetz schließt aus, daß sich ein Jude zur Verwaltungskarriere oder zur Forstkarriere melde. Aber wenn überhaupt Meldungen junger jüdischer Juristen für Verwaltungslaufbahnen eingehen, so werden es doch nur sehr wenig sein. Warum? Weil wohl mit Recht vorausgesetzt wird, daß die Meldenden doch nicht angenommen werden, dann aber auch, weil die gesellschaftliche und kollegiale Stellung den jüngern Kollegen gegenüber eine unerträgliche werden würde. Die Präsidenten der Oberlandesgerichte aber nehmen jeden jüdischen Rechtskandidaten an, sobald er den gesetzlichen Erfordernissen genügt, und mit Recht, denn ihre Richtschnur ist das Gesetz und nur das Gesetz, vor dem persönliche Zu- oder Abneigung schweigen muß. Und die kollegiale Stellung der jüdischen Referendare, Assessoren, Richter, ist sie besser, als sie bei der Verwaltung sein würde? Bis vor etwa zehn Jahren war sie es gewiß. Die vorhandnen jüdischen Richter gehören jedenfalls nicht zu den untüchtigen, man darf behaupten, daß sie sich fast ohne Ausnahme selbst in der Stellung als Amtsrichter, die ihnen mannichfache Schwierigkeiten bietet, Geltung und Achtung zu erringen wissen, und daß sie bei den Landgerichten usw. geschätzte Mitglieder sind. Im letzten Jahrzehnt hat aber infolge der deutschnationalen Bewegung auf den Hochschulen der Antisemitismus auch Eingang in die ihm lange verschlossenen Richterkreise gefunden. Unter den Referendaren und Assessoren begegnet der jüdische Kollege jetzt immer mehr im besten Fall kalter Höflichkeit, wird aber sonst gesellschaftlich boykottirt. Dem ältern Geschlecht, das der Ansicht ist, daß gleichen Pflichten auch gleiche Rechte gebühren, will solch unkollegialisches Treiben nicht recht erscheinen; aber gegen den Zug der Zeit ist auch hier schwer anzukämpfen. So kommt es, daß sich die jüdischen Referendare und Assessoren nach den großen Städten ziehen, wo ihre gesellschaftliche Isolirung weniger fühlbar wird, daß immer weniger von ihnen auf eine Anstellung als Richter warten, und daß sie schließlich, soweit sie nicht bei Banken und größern Industrieunternehmungen ankommen, vorzugsweise zur Rechtsanwaltschaft gehen, zu der sie ihr tüchtiges Wissen und ihr scharfer Verstand hervorragend befähigt, in der sich aber auch die Schattenseiten ihrer Natur in hohem Grade geltend machen können, und in die sie von Anfang an und ganz natürlich die Absicht mitbringen, den Richtern die mannichfach erlittenen gesellschaftlichen Zurücksetzungen bei jeder passenden Gelegenheit nach

Kräften heimzuzahlen. Daß diese Absicht manchem vielleicht unbewußt ist, ist ebenso selbstverständlich, wie daß sie nie ausgesprochen wird, aber vorhanden ist sie, und aus dieser latenten Feindschaft erklärt sich manches unliebsame Vorkommnis.

Aber auch das würde sich zu einer wirklichen Schädigung unsers Rechtslebens nicht ausbilden können, solange nicht ein unverhältnismäßiges Überwiegen des jüdischen Teils der Rechtsanwaltschaft eintritt. Leichthin wird ja auch behauptet, daß ein solches unverhältnismäßiges Überhandnehmen schon jetzt eingetreten sei; aber eine genauere Prüfung führt zu dem Ergebnis, daß das eigentlich nur in Berlin, dort allerdings in auffälliger Weise, geschehen ist. Den Kammergerichtsbezirk zunächst außer Acht gelassen, ergiebt folgende Tabelle die Gesamtzahl der Ende 1895 in den einzelnen Oberlandesgerichtsbezirken zugelassenen Rechtsanwälte, einschließlich der bei den Oberlandesgerichten selbst, und die Anzahl der Juden unter ihnen:

Oberlandesgerichtsbezirk	Zahl der Anwälte		Prozent der jüdischen Anwälte
	insgesamt	jüdisch	
Breslau	382	137	33
Cassel	78	12	15
Celle	252	39	15
Köln	586	42	7
Frankfurt a. M. . .	201	54	27
Hamm	298	17	6
Kiel	130	16	12
Königsberg	177	23	13
Marienwerder . . .	135	27	20
Naumburg	279	22	8
Posen	172	43	25
Stettin	154	18	11
	2844	450	16

Bei dem fortwährenden Wechsel in den Personen mögen sich die einzelnen Zahlen verändert haben, die Prozentsätze sind jedenfalls annähernd dieselben geblieben und ergeben im allgemeinen kein Überwuchern des jüdischen Teils der Anwaltschaft. Freilich ist dabei zu berücksichtigen, daß sich die jüdischen Anwälte hauptsächlich an den Sitzen der Landgerichte niederlassen, und an solchen zum Teil mehr jüdische als christliche Anwälte vorhanden sind, z. B. in Thorn und Posen.

An den Landgerichten des Kammergerichtsbezirks sind Rechtsanwälte zugelassen nach folgender Zusammenstellung:

Landgerichtsbezirk	insgesamt	jüdisch	Davon am Sitz der Landgerichte		Am Sitz von Amtsgerichten	
			insgesamt	jüdisch	insgesamt	jüdisch
Landgericht II Berlin	98	44	66	31	32	13*)
Kottbus	26	4	11	3	15	1
Frankfurt a. O. . .	20	3	9	2	11	1
Guben	22	3	6	2	16	1
Landsberg a. W. . .	26	6	10	4	16	2
Potsdam	31	8	15	6	16	2
Prenzlau	22	1	6	—	16	1
Neu-Ruppin	21	3	7	—	14	3

Auch aus dieser Zusammenstellung ergiebt sich der Zug der jüdischen Anwälte zu den großen Verkehrsmittelpunkten. Prenzlau und Ruppin, in vorzugsweise landwirtschaftlichen Kreisen, haben keinen jüdischen Anwalt.

Nun aber Berlin. Es ist von Interesse, hier zunächst die Zahl der Richter festzustellen. Einschließlich der Präsidenten und Direktoren sind thätig:

beim Kammergericht . . . . 75 Richter
beim Landgericht und Amtsgericht I (Stadtbezirk) . . . 292 „
beim Landgericht und Amtsgericht II (nähere Vororte) . 52 „
zusammen 419 Richter

Dagegen sind zugelassen:

beim Kammergericht . . . . 68 Anwälte
beim Landgericht und Amtsgericht I . . 521 „
beim Landgericht und Amtsgericht II . . 66 „
zusammen 655 Anwälte

Die Anzahl der Anwälte übersteigt also die Anzahl der Richter um 236, d. i. um 56 Prozent, auf 100 Richter kommen 156 Anwälte.

Von den Anwälten des Kammergerichts sind 37 jüdischer Konfession, also 54 Prozent

beim Landgericht und Amtsgericht I 286, also 54 Prozent
beim Landgericht und Amtsgericht II 31, also 47 Prozent

Die Gesamtzahl der jüdischen Anwälte beträgt 354, also 4,54 Prozent sämtlicher Anwälte des Staats. Vor Freigebung der Advokatur wurde auf je zwei Richter durchschnittlich ein Anwalt angestellt; das mag zu eng bemessen gewesen sein, dem Bedürfnis würde ein Anwalt auf einen Richter genügen, wie sich deutlich in der zweitgrößten Stadt Preußens, in Breslau zeigt, wo auf 97 Richter 99 Anwälte kommen, ganz unverhältnismäßig ist aber die Anzahl der Anwälte in Berlin bei dem Landgericht und Amtsgericht I, wo 1,75 Anwälte auf

*) In Charlottenburg 13 : 5 (37 Prozent).

je einen Richter kommen, wobei noch zu bedenken ist, daß fast ein Drittel der Richter, nämlich die, denen die freiwillige Gerichtsbarkeit obliegt, mit den Anwälten nur wenig zu thun haben. Und das wird noch anwachsen! Nehmen wir einmal den Zustand von 1885 beim Landgericht und Amtsgericht I. Damals waren als Richter einschließlich der Präsidenten und Direktoren 164 Richter; als Anwälte waren zugelassen 229 (darunter 89 jüdische). Die Richter sind in den zehn Jahren vermehrt worden um 128. Die Zahl der Anwälte hat sich vermehrt um 292, also um mehr als das Doppelte gegen die Vermehrung der Richter! Der Prozentsatz der jüdischen Anwälte betrug damals 39 Prozent, er hat sich also vermehrt um 15 Prozent!

Diese Zahlen sprechen für sich selbst, besonders wenn man berücksichtigt, daß der Prozentsatz der jüdischen Gesamtbevölkerung Berlins ganz niedrig ist. Er betrug:

1864	3,46	Prozent
1867	3,93	„
1871	4,36	„
1875	4,70	„
1880	4,80	„
1885	4,89	„
1890	5,02	„

für 1895 ist er noch nicht festgestellt, wird aber kaum 5,50 Prozent erreichen, er ist in dreißig Jahren nur um etwa 2 Prozent gewachsen. Daß dem gegenüber der Prozentsatz der jüdischen Anwälte sowohl als ihr Anwachsen ganz unverhältnismäßig und deshalb für das Ganze gefährlich ist, bedarf wohl keines Beweises. Das kann jedenfalls nicht geleugnet werden, daß in Berlin mit der übermäßigen Anzahl der Anwälte überhaupt der Konkurrenzkampf unter ihnen immer erbitterter werden muß zum Nachteil des Rechts, daß der Anwalt immer weniger bleibt, was er nach unsrer deutschen Rechtsentwicklung sein und bleiben müßte: ein Anwalt des Rechts, und immer mehr zum Geschäftsmann wird, dem sein Wissen, seine Gesetzeskenntnis die Ware ist, die er für Geld und möglichst viel Geld verkauft. Die Einnahmen, die solchen findigen Geschäftsleuten zufließen, sind so gewaltig, daß dagegen der Gehalt des Reichsgerichtspräsidenten gering erscheint. Gewiß erreichen nicht viele und durchaus nicht alle fähigen oder gerade die fähigsten solche Einnahmen, ja mancher Anwalt in Berlin hat sogar hart ums Dasein zu kämpfen. Bei den höchst mangelhaften Baulichkeiten der Justizverwaltung in Berlin ist so ein junger Anwalt, der treppauf treppab laufen muß, an einem Tage vielleicht von der Königsstraße nach Moabit, von Moabit nach der Neuen Friedrichsstraße oder nach dem Tempelhofer Ufer gehetzt wird, nicht zu beneiden, zumal wenn ihm nur kärglicher Lohn dafür wird; aber auch die in ihren Einnahmen zurückbleiben, sind immer eine Gefahr für das Recht und das Verhältnis zu den Richtern, denn je „schneidiger“ sich bei öffentlichen Verhandlungen ein

Anwalt gegen den Richter benimmt, umsomehr glaubt er sich der Klientel zu empfehlen und zu höhern Einnahmen zu kommen. In früherer Zeit flogen auch manchmal scharfe Worte zwischen den Vorsitzenden und den Verteidigern hin und her, die seiner Zeit berühmten Verteidiger Deycks, Holthoff u. a., von den neuern Munckel, Sello u. a. waren keineswegs geneigt, sich ein Blatt vor den Mund zu nehmen, aber die Entgegnungen blieben doch immer sachlich und ohne den Beigeschmack, den z. B. die Redegefechte im Prozeß Heintze hatten. An den Gerichtshöfen der Provinz geht es ja im allgemeinen ruhiger zu, und wenn sich einmal eine größere Meinungsverschiedenheit zeigt, hat sie selten ärgerliche Folgen. Aber ein Vorsitzender einer Berliner Strafkammer, der wöchentlich mindestens zweimal sechs bis sieben, auch neun und zehn Stunden anstrengende Verhandlungen zu leiten hat, der auch ab und zu in einer cause celèbre eine ganze Reihe von Tagen ununterbrochen verhandeln muß, der dabei jetzt genötigt ist, womöglich auf jedes Wort zu achten, und der den offnen und — was noch schlimmer — den versteckten Angriffen rücksichtsloser Verteidiger ausgesetzt ist, hat für seinen wirklich nicht bedeutenden Gehalt dem Staat eine unverhältnismäßig große Arbeit zu leisten. Wer solche Arbeit länger als drei Jahre aushalten soll, muß eine beneidenswerte Ruhe, ein Riesengedächtnis und Nerven wie Schiffstaue haben. Und das gilt nicht bloß von den Vorsitzenden, sondern überhaupt von einem großen Teil der Berliner Richter, sie sind so überbürdet, daß sie schließlich, nur um ihr Pensum abzuarbeiten, zu einer handwerksmäßigen Erledigung der Geschäfte geradezu gezwungen sind, oder sich so abarbeiten müssen, daß sie, was jetzt immer öfter geschieht, eine Versetzung in die Provinz anstreben. Das traurige Ende des Landgerichtsdirektors Brausewetter bestätigt diese Behauptung. Dieser unglückliche Richter war eben wegen seines lebhaften Temperaments nicht imstande, in seinem schweren Amt die Ruhe zu bewahren, die nun einmal nötig ist an einer Stelle, die so der öffentlichen Kritik ausgesetzt ist. Nun lese man aber die Nachrufe in einem Teil der hauptstädtischen Presse! Welcher Groll macht sich darin noch einmal gegen den unglücklichen Toten Luft! Da findet man bestätigt, was oben von der latenten Feindschaft gesagt ist.

Aber selbst der überhand nehmende Geschäftssinn der Anwälte möchte noch ohne Schaden überwunden werden. Es kommt aber noch eins hinzu, was namentlich in Berlin und andern großen Städten unangenehm auffällt: ehrliche Arbeit und tüchtiges Streben machen immer bescheiden; wer sich in seinem Berufe quält, tritt zurück gegen den, der, von Hause aus wohlhabend oder vom Glück begünstigt, bei reichen Einnahmen auch ein reiches Leben führen kann, oder der skrupellos durch auffälliges Auftreten, selbst bei nicht ausreichenden Mitteln, sein Ziel zu erreichen sucht. Und da zeigt sich jetzt unleugbar in großen Städten ein neuer gesellschaftlicher Typus in dem „jungen Anwalt." In den Salons der haute finance, auf den Festen und Versamm-

lungen der Litteraten, der Künstler, der Lebemänner, auf den Rennplätzen trifft man den laut schwadronirenden, nach der neuesten Mode gekleideten, „Herr Doktor“ genannten jungen Rechtsanwalt. Man wird in seinem immer „geistreichen“ Slang unangenehm eine sich und alle Welt ironisirende Lebensanschauung bemerken. Wem das philisterhaft erscheint, dem wäre zu wünschen, daß er einmal ein Stündchen in dem Anwaltszimmer eines großen Berliner Gerichtshofs zuhören und beobachten könnte. Je höher man den Stand des Rechtsanwalts stellt — und wir gehören zu denen, die ihn dem Richterstande gleichstellen —, je mehr wird man wünschen, daß in ihm der Geschäftssinn nicht überwuchre und daß ihm alle Frivolität der Lebensauffassung fernbleibe.

Wie aber soll, wie kann geholfen werden? In einer Zeit, die jeder Aufsicht, jeder Autorität, jeder Beschränkung abhold ist, wird eine Beaufsichtigung etwa durch die Gerichtspräsidenten, selbst eine Beschränkung der Zahl gar nicht oder nur sehr schwer durchzuführen sein. Gegen den Minister, der das auch nur ernstlich versuchte, würde der größte Teil der hauptstädtischen Presse ein entsetzliches Halloh anstimmen. Und doch wird man nach den angegebnen Zahlen nicht umhin können, dem Gedanken einer Beschränkung der Anzahl (numerus clausus) näherzutreten, denn die Zeiten des laisser faire, laissez aller scheinen vorüber zu sein.

Wirklich helfen kann allerdings nur das, was aus dem Anwaltstande, von seiner gesetzlichen Vertretung selbst geschieht, um die unsaubern Elemente abzustoßen. Sollte es auch dazu schon zu spät sein? Was würde wohl ein richterlicher Disziplinarhof gegen einen Richter erkennen, der in der dreistesten Weise fast öffentlich Ehebruch treibt, der wahnsinnig an der Börse spielt, der, ein-, zweimal finanziell niedergebrochen und von seinen Freunden gerettet, immer von neuem unter Bruch des Ehrenworts sein wüstes Treiben beginnt und seine Pflichten vernachlässigt? Würde der wohl mit einem Verweis oder einer Geldstrafe wegkommen, und wenn er die herrlichsten Erkenntnisse aufsetzen könnte? Ist da die Anwaltkammer auf der Höhe ihrer Aufgabe, oder wird vom Richter von vornherein ein höherer sittlicher Ernst und eine ehrbarere Lebensführung verlangt oder vorausgesetzt, als von einem, der Anwalt und Schützer des Rechts sein soll? Gewiß würden sämtliche Anwälte gegen eine solche Annahme protestiren, und sie wäre ja auch verderblich für unser Rechtsleben. Soll das Rechtsleben unsers Staates sich auf der Höhe erhalten, die früher unser Stolz gewesen ist, so ist es neben anderm unbedingt erforderlich, daß die beiden Faktoren der Rechtsfindung und Rechtsprechung einander gleichwertig sind und bleiben, und daß sie sich nicht grundsätzlich feindlich gegenüberstehen.

Ein Kapitel von der Narrheit

Um Narren kennen zu lernen, braucht man nicht die Zeit des Karnevals abzuwarten, obwohl die dazu am meisten geeignet scheint, denn da kommen uns so viel Narren in den Weg, daß es oft schwer hält, die andern Menschen aus der Menge herauszufinden, umsomehr, als diese leicht auch für Narren gehalten werden, gerade weil sie an der allgemeinen Narrheit nicht teilnehmen. Nicht viel anders aber ist es im Leben auch. Man fühlt sich deshalb versucht, zu fragen, woran man denn eigentlich den wirklichen Narren erkenne. Kleider machen zwar Leute, aber das Maskenkleid allein macht offenbar noch nicht den Narren; denn wird es nicht auch von manchem angelegt, der keiner ist, und geht nicht mancher Narr auch ohne Verkleidung herum? Ein andres altes Sprichwort sagt: An vielem Lachen erkennt man den Narren; aber das ist auch nicht richtig, da es unverkennbare Narren giebt, die von einem geradezu tierischen Ernst erfüllt sind, während wir auf der andern Seite Menschen viel lachen sehen, die wir keineswegs als Narren, sondern im schlimmsten Falle nur als einfältig bezeichnen können, und das ist etwas andres als närrisch. Denn die Einfalt, deren höherer Grad die Dummheit ist, besteht in einem Mangel an geistigen Anlagen, namentlich an Auffassung und Urteil, und ist also das Gegenteil der Klugheit, unter der wir eine gute Fähigkeit zum Erkennen der Dinge, insbesondre auf dem Gebiete des praktischen Lebens begreifen. Ein Narr aber ist an und für sich noch kein dummer Mensch, eher das Gegenteil. Dafür, daß er dumm sei, spricht nicht, daß er nach dem Sprichworte mehr fragt, als zehn Weise beantworten können; denn ein dummer Mensch fragt nicht viel. Aber freilich, hat dieses Sprichwort Recht? Es bringt die Narrheit zur Weisheit in Gegensatz, und das läßt sich nicht rechtfertigen. Weisheit hängt etymologisch mit Wissen zusammen und bezeichnet einen Zustand, wo man durch praktische Lebenserfahrung soviel Erkenntnis erworben hat, daß man nunmehr weiß, wie es sich mit den Dingen verhält. Vorher konnte man das nicht wissen, also auch nicht weise sein, selbst wenn man von Hause aus klug war. Zwar behauptet wieder ein andres Sprichwort, erst durch Schaden werde man klug; aber das ist auch nicht richtig ausgedrückt: durch Schaden wird man weise. Denn auch ein kluger Mensch kann sich in übel angebrachtem Vertrauen betrügen lassen, solange es ihm an Weltkenntnis fehlt; so lange ist er eben nicht etwa ein Narr, sondern dem Kinde gleich, das die böse Welt noch nicht kennt, ein Thor, ein Unwissender, wie Parsival, der reine Thor, der nach Richard Wagners Aufschlüssen erst durch Mitleid wissend geworden ist. Allerdings nennt Wolfram von Eschenbach seinen thörichten Zustand tumbheit, aber er zeigt damit nur, daß er es mit der Synonymik ebensowenig genau nimmt wie die Sprichwörter, wenn nicht etwa, wie es so oft geschehen ist, das Wort im Laufe der Jahrhunderte seinen Begriff gewechselt hat. Denn wenn sich auch ein dummer Mensch, weil ihm die Fähigkeit abgeht, in ausreichendem Maße zu erkennen, im einzelnen Falle auch als

Digitized by Google

Thor erweisen wird, so ist doch der Thor nicht notwendigerweise dumm, er hat eben nur noch nicht die nötige Erfahrung und kann, wenn er solche erwirbt, weise werden, was dem Dummen schwerlich jemals gelingt. Denn Dummheit ist, wie es spöttischerweise heißt, eine Gabe Gottes, richtiger wohl eine Fügung, gegen die sich nichts machen läßt, wie denn auch selbst Götter vergeblich dagegen kämpfen.

Wenn also Narrheit ebensowenig mit Dummheit wie mit Thorheit verwechselt werden darf, so stimmt sie doch in einem Punkte mit diesen Eigenschaften überein, nämlich darin, daß sie zum Lachen reizt. Zwar ob ein thörichtes oder gar dummes Verhalten nicht eher die Gefühle des Ärgers oder des Mitleids weckt, mag dahingestellt bleiben. Aber wie oft wird nicht auch darüber gelacht, freilich meist aus Schadenfreude in dem behaglichen Gefühle, daß man selbst doch besser dran sei. Auf ein so unedles Motiv nun ist die durch Narrheit hervorgerufne Heiterkeit nicht zurückzuführen; hier ist sie vielmehr die rein ästhetische Wirkung des Komischen. Da das Komische bekanntlich im allgemeinen darin besteht, daß ein gewisser scharfer Gegensatz zwischen Meinung und Wirklichkeit in überraschender Weise hervortritt, so kann auch das Wesen der Narrheit nur in einem solchen Gegensatze liegen. Bei näherer Prüfung erweist sie sich denn in der That als eine Verkehrung der vernünftigen Erkenntnis der Dinge in ihr Gegenteil, also als eine Unvernunft, die, an einem bestimmten Punkte hervortretend, sich mit den Thatsachen, wie sie sich der vernünftigen Anschauung darstellen, in Widerspruch setzt, und auf deren Grundlage sich dann die Handlungsweise des Menschen durchaus folgerichtig und insoweit vernunftgemäß entwickelt: sie würde wirklich vernünftig sein, wenn es die Anschauung wäre, aus der sie hervorgeht; so aber ist sie nur mit dem Scheine der Vernunft bekleidet und im Grunde eben närrisch, und sie steht im beständigen Gegensatze zur nüchternen Wirklichkeit. Gerade dadurch aber wirkt sie komisch.

Man könnte hiergegen einwenden, daß, wenn es sich so verhielte, die Narrheit ja eigentlich mit den durch Geisteskrankheit erzeugten Wahnideen zusammenfallen würde, die das folgerichtige Handeln des Kranken durchaus nicht beeinträchtigen, in ihrer praktischen Bethätigung aber keineswegs komisch wirken. Die Ähnlichkeit läßt sich nicht verkennen. Aber der Unterschied liegt darin, daß es sich bei der Narrheit nicht um eine krankhafte Geistesstörung handelt. Der närrische Mensch als solcher erfreut sich vielmehr vollkommner geistiger Gesundheit und unterscheidet sich von normalen Menschen nur dadurch, daß er nicht wie diese seine gesamte Handlungsweise unter die Leitung der Vernunft stellt; diese setzt vielmehr an dem einen oder andern Punkte ihre Thätigkeit aus und erteilt einer ihr widerstreitenden geistigen Macht das Wort, deren Entscheidungen dann die Grundlage für das weitere Vorgehen des Menschen bilden. Jene geistige Macht aber ist das, was das eigentliche Wesen des Menschen ausmacht, sein Wille, sein Herz mit seinen tausend rätselhaften Regungen. Zum Glück widerstreiten diese nicht grundsätzlich der Vernunft oder lassen sie doch in der Regel das letzte Wort behalten, sonst würde von ihr in dem Thun und Treiben der Menschen gar bald nicht mehr soviel zu spüren sein, als es immerhin doch noch der Fall ist. Denn was hilft vernünftige Überlegung bei dem, dem der Sinn unverrückbar nach der entgegengesetzten Seite steht? Er muß seinen Willen haben, und die Vernunft muß schweigen. Gerade dieser Fall kommt häufig genug vor; darum giebt es so viel Narrheit in der Welt.

Ist das nun ein Unglück? In vielen Fällen macht es sicherlich wenig aus, ist es vielmehr gar nicht so übel, der Narrheit zu begegnen, da sie eine erheiternde Abwechslung in die ernste Eintönigkeit des Lebens bringt. Schon Horaz sagt:

Dulce est desipere in loco, d. h. es ist ganz nett, am richtigen Orte einmal närrisch zu sein. Es kommt nur darauf an, den richtigen Ort zu finden. Wo z. B. von der Thätigkeit eines Menschen das Wohl und Wehe andrer abhängt, da ist die Narrheit nicht angebracht. Darum müssen sich die Fürsten und Herren vor ihr hüten. Heutzutage kommt ihnen ja die Volksvertretung und die Presse, die ihre Handlungen auf Schritt und Tritt bewachen, sehr dabei zu Hilfe. Aber in alter Zeit, wo man diese wohlthätigen Einrichtungen noch nicht kannte, und die Herrscher also ganz auf sich allein gestellt waren, hatten sie es nicht so leicht. Zwar konnten sie sich verständige Männer zu Ratgebern wählen; aber das genügte nicht, es mußten auch charaktervolle Männer sein, die sich nicht scheuten, dem Gebieter offen und ehrlich die Wahrheit zu sagen, und das war schwer, weil es ungnädig aufgenommen werden konnte, da die Wahrheit, wenn sie unangenehm ist, von niemand gern gehört wird. Etwas andres ist es, wenn sie in der anmutigen Hülle des Scherzes vorgetragen wird: das kann dem, der sich belehren lassen will, ebenso gut Aufklärung geben und braucht ihn, wenn er überhaupt Spaß versteht, nicht zu verletzen, weil er es äußerlich als Spaß behandeln und den ernsten Kern für sich im Stillen herausschälen kann. Darum sagt wieder Horaz: Ridendo dicere verum quid vetat? d. h. warum soll man nicht mit lachendem Munde gründlich die Wahrheit sagen? Gewiß; in der Sache bleibt es sich gleich, die Form aber macht einen gewaltigen Unterschied. Auf diese Erkenntnis ist die Einrichtung der Hofnarren zurückzuführen, wie sie sich in alten Zeiten regelmäßig im Gefolge regierender Persönlichkeiten fanden. Sie waren nichts weniger als Narren, sondern im Gegenteil Leute von sehr gesundem Urteil und praktischer Lebenserfahrung, die außerdem noch Witz und Takt haben mußten. Denn sie hatten unter anderm die Aufgabe, den Narren zu spielen und dabei insbesondre in dem vergrößernden Spiegelbilde ihres närrischen Gebahrens ihrem Herrn seine eigne Handlungsweise zu zeigen und ihn dadurch auf Fehler aufmerksam zu machen. Das erforderte ohne Zweifel eine nicht geringe geistige Befähigung, und so finden wir in der That, z. B. in den Shakespearischen Dramen, daß gerade die Narren oft die tiefsinnigsten Anschauungen des Dichters vortragen und seine geistreichsten Gedanken aussprechen. Takt aber hatten sie deshalb nötig, weil sie mit der menschlichen Schwäche und den Launen des Gebieters zu rechnen hatten, der leicht finden konnte, daß der Scherz zu weit getrieben sei, und das dann dem armen, ehrlichen Narren übel vergalt. Gerade deshalb aber mußte dieser bei allem Takt auch ein freimütiger, unerschrockner Mann sein und durfte sich bei einem Herrn von edler Sinnesart um so eher etwas herausnehmen, wenn er diesem in herzlicher Treue zugethan war. Beispiele von solchen treuen Hofnarren sind aus der Geschichte verschiedne bekannt; es sei an Kaiser Maximilians des Ersten Narren Kunz von der Rosen erinnert, von dem Züge der rührendsten Liebe und Anhänglichkeit an seinen Herrn berichtet werden.

Diese Hofnarren waren also Narren aus Absicht und Beruf, freiwillige Narren. Seitdem sie aus der Mode gekommen sind, giebt es nur noch unfreiwillige, wie solche zu allen Zeiten auf Gottes Erdboden gewandelt sind und wahrscheinlich bis ans Ende der Tage wandeln werden. Die Narrheit stirbt nicht aus, heißt es ja.

Das klassische Vorbild dieser unfreiwilligen Narren ist die allbekannte Schöpfung des spanischen Dichters Cervantes, der sinnreiche Junker Don Quixote de la Mancha. Seine Narrheit besteht darin, daß er, der sich durch eifriges und anhaltendes Romanlesen in den hohen, edeln Geist der alten Ritterzeiten versenkt und verliebt hat, von diesem Geist erfüllt, in der ihn umgebenden gemeinen Wirklichkeit die Welt seiner Ritterromane erkennt und sich dieser Anschauung gemäß in seiner Umgebung

bewegt, wobei es denn geschieht, daß er Schafherden als feindliche Heere, Windmühlen als Riesen und eine gemeine Bauernmagd als Edeldame ansieht und behandelt. Diese Narrheit pflegt, wie vielleicht mancher aus seiner Erfahrung bestätigen kann, uns alle in den Knabenjahren, wenn auch in andrer Form und schwächerm Grade, heimzusuchen, wenn wir mit der lebhaften Auffassung und Teilnahme dieses Lebensalters in den Zauberbann der homerischen Gesänge, des Nibelungenliedes oder auch nur der Cooperschen Indianerromane geraten. An der Erscheinung des Don Quixote machen wir übrigens die merkwürdige Wahrnehmung, daß die komische Wirkung, die seine Narrheit wie alle Narrheit hervorbringt, einen leichten Zusatz von Wehmut erhält. Das rührt daher, daß er in seinem närrischen Thun und Treiben von edeln, großen Beweggründen geleitet wird: er will der Ungerechtigkeit wehren, die bedrängte Unschuld schützen und dergleichen, kommt damit aber immer übel an, weil sich die Dinge eben nicht so verhalten, wie er sich einbildet, und so erweckt er unser Mitleid.

Das ist nun ein Gefühl, das von der unfreiwilligen Narrheit gewöhnlich nicht wachgerufen wird. Eher schon bereitet sie Ärger und Verdruß. Denn die Willensregungen, denen sie entspringt, sind meist nicht von der edelsten Art.

Nur eine Narrheit giebt es, die die allerverschiedensten Wirkungen auf den von ihr Befallenen wie auf seine Umgebung ausübt, den reichsten Segen stiftet und das größte Unheil anrichtet, und die deshalb einzig in ihrer Art dasteht, eine Narrheit, in der der Wille seine eigentliche Elementargewalt zum Ausbruch kommen läßt, seine schaffenden, erhaltenden und zerstörenden Kräfte äußert. Wer kennte sie nicht! Es hat sie wohl jeder mehr oder weniger an sich selbst einmal erfahren, und wäre er der verhärtetste Hagestolz, dann vielleicht gerade am meisten, und denkt in spätern Jahren, je nachdem, mit Lust oder mit Reue daran zurück. Ja ja, „so ein verliebter Narr verpufft euch Sonne, Mond und alle Sterne zum Zeitvertreib fürs Liebchen in die Luft.“ Und wenn es bloß das wäre! Er macht oft schlimmere Streiche.

Soweit kommt es bei andern Narrheiten nicht, soviel es deren giebt. Schon vor vierhundert Jahren hat sie Sebastian Brant in seinem Narrenschiff unter mehr als hundert Nummern behandelt, indem er dabei an erster Stelle sich selbst, und zwar als Büchernarren, mit folgenden Worten vorstellte:

den vordanz hat man mir gelan,
denn ich ohn nutz viel bücher han,
die ich nit lies und nit verstan.

Diese Gattung von Narren ist auch heutzutage noch nicht ausgestorben. Ihre besondre Eigentümlichkeit besteht darin, daß sie, uneingedenk der Wahrheit: Was man nicht nützt, ist eine schwere Last — die Geistesschätze, die andre gehoben haben, um sich aufhäufen, ohne die Aussicht und auch ohne die Absicht, sie jemals sich selbst zu eigen zu machen und sich daran zu freuen. Es treibt sie nur die Lust an dem zwecklosen Besitz, und darin ist offenbar keine Vernunft. Ja wenn man zu jedem Buche, das man kauft, auch die Zeit und vielleicht auch den Verstand kaufen könnte, die nötig sind, es zu lesen! Von derselben psychologischen Natur wie diese Liebhaberei ist überhaupt das Bestreben, Geld und Gut anzusammeln und das, was man hat, festzuhalten — lediglich zu dem Zweck, es zu besitzen. Das ist der Geiz, der sogar für ein Laster gilt, und mit dem von unwirtschaftlichen Leuten nicht selten die Tugend der Sparsamkeit verwechselt wird, obwohl sie sich von ihm doch wesentlich dadurch unterscheidet, daß hier das Ansammeln

und Festhalten von Geld und Gut ein Mittel zur Erreichung vernünftiger Zwecke bildet, als da sind: Sicherstellung für die Zeit der Not oder das Alter, sorgenfreie Lage von Weib und Kindern u. dergl. Der Geizige denkt daran nicht; eifrig sammelt er Schätze und hütet sie ängstlich, bloß weil ihm das Bewußtsein ihres Besitzes Befriedigung gewährt, auch die Vorstellung, daß er sich mit seinem Mammon alle Freuden des Lebens verschaffen könnte, wenn er wollte. Aber er will eben nicht, und meistens kann er es auch nicht mehr; denn der Geiz stellt sich, wo er überhaupt auftritt, regelmäßig erst im Alter ein, wenn mit der Kraft der jüngern und mittlern Jahre die Fähigkeit, das Leben zu genießen, verloren gegangen ist; am meisten Aussicht, im Alter ein Geizhals zu werden, hat der, der in der Jugend das stärkste Verlangen nach Lebensgenuß gehabt hat: als Greis hält er ihn zu Gold erstarrt in den Händen, was, abgesehen von allem andern, doch eine unbegreifliche Narrheit ist.

Teilweise in derselben Willensrichtung, nämlich der Freude am zwecklosen Besitz, bewegt sich die Leidenschaft der Sammler aller Gattung, namentlich von Altertümern, Münzen, naturgeschichtlichen Gegenständen, Briefmarken usw., soweit dabei nicht ein wissenschaftliches oder künstlerisches Interesse im Spiele ist, das aber in manchen Fällen beim besten Willen nicht festzustellen ist. Hier wirkt eben regelmäßig noch ein andrer Beweggrund mit, nämlich das Verlangen nach der für jedermann behaglichen Lage, vor andern etwas vorauszuhaben, ein offenbar närrisches Verlangen, wenn es sich auf Dinge richtet, die an sich geringen oder gar keinen Wert haben.

Handelt es sich gar noch um eine Modeneigung, wie bei der heutzutage so weit verbreiteten Vorliebe für alte Möbel- und Hausratstücke, alte, abgenutzte Teppiche und dergleichen, so sehen wir eins der kräftigsten Narrheitsmotive wirken, nämlich das der Mode.

Die Mode kann unbedenklich als eine der höchstgebietenden menschlichen Narrheiten bezeichnet werden, insofern ihre Herrschaft so allgemein anerkannt ist, daß gerade umgekehrt der, der sich ihr absichtlich entzieht, als Narr erscheint und Anstoß erregt, weshalb ein weiser Mann — ist es nicht gar Kant gewesen? — den Rat gegeben hat, lieber ein Narr in der Mode, als außer der Mode zu sein.

Das Wesen dieser eigentümlichen Erscheinung zu ergründen haben selbst denkende Köpfe für eine lohnende Aufgabe gehalten. Zu diesen gehört der berühmte Rechtsgelehrte Professor Ihering, ein überaus geistreicher Mensch. Er findet das soziale Motiv der Mode, wie er es nennt, darin, daß jedes Mitglied der menschlichen Gesellschaft eifrig bestrebt ist, die Stufe, die es darin einnimmt, neben den thatsächlich oder vermeintlich niedrigern Stufen äußerlich erkennbar zu machen, indem es dazu die Erkennungszeichen der höhern Stufen benutzt und so deren Inhabern sich äußerlich gleichstellt. Dadurch entsteht eine unaufhörliche Bewegung, die, von den höchstgebietenden Magazinbesitzern und Modisten geleitet, in den obersten tonangebenden Schichten anhebt und sich bis in die untersten fortpflanzt. Diese sind nun freilich eigentlich nicht mehr in der Lage, einen Vorrang zu kennzeichnen, aber sie bringen es doch fertig, indem sich der eine Berufs- oder Standesgenosse männlichen oder weiblichen Geschlechts vornehmer dünkt als der andre, und demgemäß es den feinen Leuten gleichzuthun sucht. So kann eine Fabrikarbeiterin oder Stallmagd ihre Überlegenheit den andern gegenüber dadurch zum Ausdruck bringen, daß sie ihren Sonntagsstaat durch ein Kleid mit den anmutigen weitbauschigen Ärmeln ergänzt. Jedenfalls zeigt sie dadurch, daß sie den „Damen“ dieses Merkmal glücklich abgeguckt hat. Es kommt überhaupt bei der Mode

wesentlich darauf an, daß sie von den nachfolgenden Gesellschaftsklassen begriffen wird. Bis das geschieht, kann sie sich halten und üppig entfalten, natürlich nur, so lange es die Leiter der Modeindustrie gestatten. Wenn aber erst die breiten Schichten des Publikums dahintergekommen sind, was „Chic“ ist, dann ist es für die obern Zehntausend die höchste Zeit, sich etwas neues auszudenken, oder von den tonangebenden Geschäften vorschreiben zu lassen, und das geht dann wieder denselben Gang, indem es schnell oder langsam bis nach unten durchsickert, um durch das nächste Neue verdrängt zu werden. Sollte aber einmal dieser Prozeß den unermüdlichen Erzeugern der Modewaren zu lange dauern, dann kürzen sie ihn mit machtvoller Hand ab, indem sie soviel des allerneusten auf den Markt werfen, daß die fashionabeln Kreise ihre Freude daran haben und die alten unmodernen Sachen unmöglich länger behalten können. Und gehorsam und geduldig machen sie alle die Moden mit — Männlein und Fräulein, vornehmlich die Fräulein. Dabei wird auf Schönheit oder Zweckmäßigkeit nicht im geringsten Rücksicht genommen; im Gegenteil, man möchte oft glauben, daß die Mode darauf ausgehe, das Ebenbild der Gottheit zur greulichen Mißgestalt umzuwandeln und den Menschen an der Erledigung der ihm gestellten Aufgaben auf Schritt und Tritt zu hindern. Sie zwängt den Hals des Mannes in steife Kragen von einer Höhe, daß er kaum den Kopf bewegen kann, verbirgt seine wohlgebildeten Schenkel in scharfgefalzte Hülsen von der Weite eines halben Meters, versieht die holde Frauengestalt mit ungeheuerlichen Auswüchsen an den Schultern und andern Körperteilen und hat, wie man sich noch erinnern wird, zeitweilig den Damen die Glieder so zusammengeschnürt, daß sie nur mit Mühe gehen konnten. Über das alles ist so oft gespottet und geklagt worden, daß man fürchten muß, lästig zu fallen, wenn man es nur erwähnt. Aber es ist nötig, um klarzumachen, daß die Mode auf einem Beweggrund beruht, der von der Vernunft nicht geleitet wird. Wenn er nämlich, wie man wohl zugeben darf, in der That darin besteht, sich in äußerlichen Dingen über die einen zu erheben und zu den andern aufzuschwingen, dann ist er ja weiter nichts als Eitelkeit, d. h. die Lust an Dingen, die jedes wahren Werts ermangeln. Strebt einer, dem Grundsatze Noblesse oblige getreu, darnach, sich als Angehörigen seines Standes dadurch kenntlich zu machen, daß er sich eines ehrenhaften Lebenswandels und feiner Sitte befleißigt, oder will er sich über die große Masse erheben, indem er den Geist ausbildet oder Kenntnisse sammelt, so läßt sich das vom Standpunkt der Vernunft aus nur billigen; denn das ist alles des Schweißes der Edeln wert. Aber eine „Robe“ oder ein Hütchen nach einem bestimmten Modell für sich bloß deshalb zu beschaffen, weil es die Fürstin X auf dem letzten Frühjahrsrennen getragen hat, ist bloße Narrheit und um so größere Narrheit, als sie viel Geld kostet; denn Neuheiten stehen bekanntlich hoch im Preise.

Wie mit der Kleidermode, so steht es aber mit allen andern Moden, z. B. auch mit der Sprachmode. Wenn die Narrheit, von „Gasglühlicht Auer“ zu reden, statt von „Auerschem Gasglühlicht,“ an eine alte Geschäftsfirma das Wort „Nachfolger“ anzuhängen (Dorothea Weise Nachfolger) auf alle erdenklichen Waren ausgedehnt und bis zum kleinsten Dütchenkrämer herunter durchgesickert sein wird, wenn es in einer großen Stadt gar keine andern Geschäftsfirmen mehr als „Nachfolger“ geben wird, dann müssen sich die, die angefangen haben, natürlich wieder etwas neues aussinnen, hoffentlich das nächste mal etwas vernünftigeres!

(Schluß folgt)

Die erste Liebe

Von Charlotte Niese

(Fortsetzung)

Neumann war niemals ein sehr großartiger Charakter gewesen, obgleich er für die Freiheit gekämpft hatte; aber er gehörte vielleicht nicht zu den schlechten Menschen. Er dachte vor allem an sich, that aber auch andern nichts zu leide und hatte das lebhafte Bedürfnis, mit gebildeten, womöglich auch vornehmen Menschen zu verkehren. Dieses Bedürfnis hatte er immer gehabt, und sein Aufenthalt im Westen von Nordamerika hatte es nicht verringert. Dort hatte er nämlich fast zwanzig Jahre gelebt und ein anscheinend recht beträchtliches Vermögen erworben. Gelegentlich erzählte er diese Thatsache, aber nichts näheres von seinem Leben dort. Es fragte ihn auch niemand darnach. Er war ein früherer Offizier und Waffenbruder Ravensteins, das war für den ausschlaggebenden Stammtisch in der Weinstube genügend; und Ravenstein machte sich von dem Leben in Amerika eine so allgemeine, freundliche Vorstellung, daß er gar nicht weiter darüber nachdachte, was man dort wohl thun könne. Nach seiner Ansicht schoß man dort sehr kapitale graue Bären und löschte seinen Durst später an einer Quelle, deren Steine goldhaltig waren. Dort mußte man also sehr leicht reich werden können, und es that dem guten Baron nur leid, daß er nicht in seiner Jugend auch einmal drüben gewesen war. Die Baronin hatte noch liebenswürdigere Gedanken über Amerika. Die grauen Bären waren ihr gleichgiltig, sie dachte mehr an Paradiesvögel und Diamanten und an ein fröhliches, sorgenloses Leben, ohne Rechnungen und ohne Mahnbriefe. Wenn nun auch Herr Neumann gelegentlich eine Äußerung that, die darauf schließen ließ, daß die Paradiesvögel und die Diamanten nicht gerade eine hervorragende Rolle in seinem Leben gespielt hätten, so achtete doch Ada wenig darauf. Sie war im Laufe des Sommers wieder ganz vertraut mit Neumann geworden, und wenn sie auch sein etwas ungeschicktes Wesen manchmal langweilte, so ergötzte es sie doch, ihn etwas erziehen zu können. Sie gewöhnte ihm seine englischen Redensarten, seinen schweren, englischen Accent ab, sie gab ihm einige Anweisungen in der feinern Lebensart, und der ehemalige Leutnant lernte schnell und eifrig. Er hatte doch das Bewußtsein, daß ihm etwas abhanden gekommen sei, und seine Gelehrigkeit machte der Baronin Freude. Zum Dank für ihre Geduld war Neumann der aufmerksamste Zuhörer bei den Erzählungen des Barons. Obgleich er einen guten Inspektor angenommen hatte, fragte er doch den Baron bei jeder Kleinigkeit um Rat; er ließ sich von ihm im Pistolenschießen unterweisen, obgleich er selbst ein guter Schütze zu sein schien, und

Digitized by Google

er hatte eine liebenswürdige Art, Blumen oder Früchte von seinem Gute mitzubringen, die sehr angenehm war.

Ravenstein war denn auch sehr glücklich über seinen neuen Umgang. Die Baronin aber entdeckte eines Tages, daß sie Neumanns überdrüssig werde. Wenn sie über ihn nachgedacht hätte, würde ihr vielleicht zum Bewußtsein gekommen sein, daß etwas Unklares, Dunkles in seinem Charakter war, das sie nicht ergründen konnte. Aber Ada hatte niemals Lust gehabt, nachzudenken. Er langweilte sie mit seiner trocknen Art zu sprechen, seiner Unfähigkeit, lustig zu sein — weiter nichts. Da dachte sie dann eigentlich gar nicht mehr an ihn, auch nicht, wenn er dicht neben ihr saß, und freute sich, Graf Rössing zu haben, mit dem sie plaudern und lachen konnte.

Der Graf kam oft zu ihr in die grüne Laube, um seinen Nachmittagskaffee bei ihr zu trinken, und dann wußte er immer etwas neues. Manchmal war es etwas trauriges, manchmal etwas lustiges, aber es war doch eine Abwechslung, und die schönen Augen der Baronin strahlten auf, wenn sein scharfgeschnittnes Gesicht vor ihr erschien.

Sie sind meine Rettung aus Neumanns Langeweile! sagte sie einmal zu ihm.

Der Graf lachte. Schelten Sie nicht auf Neumann, ich glaube, er betet Sie an!

Mich? — Ihr Gesicht nahm einen verächtlichen Ausdruck an. Meinetwegen, setzte sie dann gleichgiltig hinzu. Er ist sehr nett gegen meinen guten Rolf. Aber es ist sonderbar: der Mensch weckt eine Sehnsucht in mir, etwas zu erleben, etwas besondres, merkwürdiges, wie ich es früher gar nicht gekannt habe! Ich bin ganz zufrieden mit meinem kleinen Dasein hier gewesen. Rolf ist gut gegen mich — manchmal habe ich Sorgen, manchmal keine; manchmal bin ich mit Leidenschaft fleißig, manchmal mit Leidenschaft faul, und ich freue mich immer am Sonnenschein, am Wasser und am Buchenwald. So war es, und so sollte es bleiben bis an mein seliges Ende. Und nun ist es anders geworden. Sobald ich Neumann sehe, dann kribbelts mich irgendwo, und ich meine, in die weite Welt zu müssen — weit, weit weg von hier!

Die Baronin hatte lebhafter gesprochen, als es sonst ihre Art war, und Rössing hörte ihr mit einem belustigten Lächeln zu. Das sind Stimmungen, wie Sie sie oft gehabt und immer gleich wieder vergessen haben, erwiderte er. Der gute Neumann ist wirklich eine so neutrale Persönlichkeit, daß ich mir einen besondern Einfluß, den er auf Sie ausüben könnte, gar nicht vorzustellen vermag.

Ja ja, es sind Stimmungen! sagte die Baronin hastig, dann stand sie auf, um dem Besprochnen entgegenzugehen, der gerade in Begleitung ihres Mannes in den Garten trat. Herr Neumann sah allerdings noch gerade so blaß aus, wie bei seiner Antrittsvisite, aber ganz so neutral, wie ihn der Graf nannte, war er denn doch nicht. Er war bereits etwas lebhafter in seinem Auftreten geworden, und der Umgang mit den adlichen Herren schien ihm recht angenehm zu sein. Jedenfalls suchte er sich immer von seiner liebenswürdigsten Seite zu zeigen, und heute kam er mit einer dringenden Einladung für Ravenstein und den Grafen. Beide sollten ihn an einem der folgenden Tage zum frühen Mittagessen besuchen und ihm wegen der Anlage eines Wildparks mit ihrem Rate zur Seite stehen.

Seine Einladung wurde freundlich angenommen. Auch Graf Rössing hatte seine Schwächen und sah gern anerkannt, daß er von der vornehmen Führung eines Gutes am meisten verstand.

Die kleine Gesellschaft im Garten war also sehr heiter. Der Baron hatte

einen Kasten mit Glaskugeln geholt, warf sie in die Luft und schoß darnach. Er traf sie allemal, und Neumann, der es ihm nachzumachen versuchte, ärgerte sich ein wenig, daß er, der so gut mit Pistolen zu schießen verstand, es dem Baron doch nicht gleichthun konnte. Aber der Ärger war nur vorübergehend, denn plötzlich erschien ein Besuch, der Fritz Neumanns Interesse erregte. Es war Frau von Zehleneck, sehr jugendlich gekleidet und unter einem weißen Schleier so hübsch zurechtgemacht, daß sie selbst dem aufmerksamen Beschauer kaum dreißig Jahre alt erschien.

Amelie war lange nicht bei ihrer Freundin gewesen. Sie legte es ihr zur Last, daß Graf Rössing ihr bis dahin noch keinen Besuch gemacht hatte, und erging sich, andern Menschen gegenüber, in sehr bittern Bemerkungen über die Baronin. Auf die Länge aber sagte ihr der Zustand des Beleidigtseins nicht zu, und da sie gehört hatte, daß sowohl der Graf wie der reiche fremde Gutsbesitzer oft am Nachmittage bei Ada zu finden seien, so stellte auch sie sich ein.

Die Baronin begrüßte ihre Freundin mit ruhiger Freundlichkeit und wandte sich dann zu den Herren. Ehe sie aber ein Wort der Vorstellung sagen konnte, war Amelie mit ausgestreckten Händen auf den Grafen zugegangen.

Wir kennen uns, lieber Graf, sagte sie mit zitternder Stimme und einem sentimentalen Augenaufschlag.

Gewiß, Gnädigste, wir kennen uns sogar sehr gut! versetzte der Angeredete, sich kurz verbeugend. Er schien die ausgestreckten Hände nicht zu sehen und lächelte so eigentümlich, daß ihn Frau von Zehleneck unsicher anblickte und sich gleich zu Herrn Neumann wandte.

Dieser war nicht so abweisend wie Rössing. Er hatte schon unausgesetzt die großgewachsene und noch sehr schlank gebliebne Gestalt der auffallend gekleideten Dame betrachtet und sah ihr jetzt fest in die dunkeln Augen. Bald saß er neben der neuen Erscheinung und hörte andächtig auf ihre Unterhaltung.

Frau von Zehleneck hatte sehr viel vornehme Familienverbindungen, besonders nach Dänemark hin, und sie erzählte lebhaft von ihnen, als sie merkte, wie viel Eindruck sie damit hervorbrachte. Lehnsgrafen und Barone, Minister und Generäle, ja sogar einige Prinzen flogen nur so um Neumanns Ohren, sodaß er sich ganz dem gewöhnlichen Erdenleben entrückt vorkam. Gelegentlich erzählte Amelie auch, daß ihre fünf Kinder nicht bei ihr lebten, weil sie immer bei den Verwandten sein sollten. Aber darauf hörte Neumann nicht; er dachte nur an die vornehmen Leute, mit denen er vielleicht einmal bekannt werden könnte, und die blitzenden Augen der Dame gefielen ihm gut.

Um die Baronin bekümmerte er sich heute gar nicht. Diese fühlte sich aber nur erleichtert, daß er anderweitige Beschäftigung gefunden hatte. Ravenstein hatte sich wieder seinen Pistolen zugewandt. Er war sehr guter Laune, weil er fast keine Glaskugel verfehlte, die Rössing in die Luft warf, und erzählte dabei kleine, unbedeutende Geschichten, die weder Anfang noch Ende hatten, denen aber der Graf doch gutmütig zuhörte.

Der Sanitätsrat behauptet immer, ich schösse mich noch einmal tot, sagte der Baron. Der Sanitätsrat ist eine alte Unke! Die Hamburger sagen, ich würde bei Renz Riesenerfolg haben.

Eins von beiden würde ich einmal versuchen, murrte Rössing etwas ungeduldig.

Ravenstein lachte. Da wäre es denn doch noch zweifelhaft, welches von den beiden das größere Übel wäre. Was meinst du, Ada? sagte er, indem er sich zu seiner Frau wandte, die sich neben die Herren gestellt hatte.

Mit ernsthaften Dingen soll man keinen Scherz treiben, erwiderte sie unmutig.

Aber es wäre doch kein ernsthaftes Ding, wenn ich im Zirkus Kunstschütze würde! rief der Baron. Ich würde vielleicht meine Finanzen dabei in Ordnung bringen!

Das würde dir schwerlich gelingen, sagte Ada lächelnd. Du weißt, wir können beide nicht mit Geld umgehen!

Er nickte etwas bekümmert, da ihm einfiel, daß er heute gerade um eine bedeutende Summe gemahnt worden war und nicht wußte, wie er sie aufbringen sollte. Er hatte gerade gar kein Geld, und der Majoratsherr, sein Bruder, konnte ihm auch nicht helfen.

Erschießen ist eigentlich ein anständiger Tod, begann er plötzlich, und der Sanitätsrat sagt —

Seine Frau legte ihm die Hand auf den Arm.

Du sollst nicht solche häßliche Sachen sprechen, Rolf! Denkst du denn gar nicht an deine Frau?

Er sah sie freundlich, wenn auch etwas erstaunt an.

An dich? Nun natürlich, Ada. Du hast eigentlich einen bessern Mann verdient, einen, der etwas könnte und etwas hätte! Sieh mal, Rössing, da fliegt eine Taube! Jetzt soll die mal ihr Leben lassen!

Der Graf hatte die letzte Unterhaltung des Ehepaars nicht mit angehört. Er war an eines der Beete getreten und hatte sich eine Rose ins Knopfloch gesteckt. Nun schoß der Baron, und schwer fiel die Taube auf die Rosenbüsche.

Bald darauf gingen beide Herren mit Neumann in die Weinstube. Neumann war anfangs tief in Gedanken versunken; erst als das Ziel fast erreicht war, wandte er sich an den Grafen.

Ist Frau von Zehleneck wirklich Witwe? fragte er.

Ganz gewiß und wahrhaftig! lautete die in etwas spöttischem Tone gegebne Antwort. Nette Dame, wie?

Sehr nett! bestätigte Neumann mit einem Anflug von Begeisterung. Dann wurde er aber gleich wieder bedächtig. Sie erinnert mich an eine andre, hm, an eine andre Dame, mit der ich früher verkehrt habe.

Wird eine schöne Pflanze gewesen sein! dachte Rössing, aber er sagte es nicht. Wenn Neumann ein Gimpel war und sich fangen ließ, dann war es seine eigne Sache.

Als er am folgenden Tage bei Ravensteins vorsprach, um mit dem Baron die gemeinschaftliche Fahrt nach Fresenhagen zu verabreden, fand er diesen nicht zu Hause, und Ada war in gedrückter Stimmung. Zuerst wollte sie nicht sagen, was sie verstimmte, allmählich aber kam es doch heraus.

Rolf und ich sind beide in scheußlicher Geldverlegenheit, Graf! Ihnen kann ich es ja gestehen. Sie gehören, Gott sei Dank, nicht zu den taktvollen Menschen, die einem nach solchem Geständnis anonym hundert Thaler schicken oder einem sagen, sie hätten selbst so viele Ausgaben, sie könnten nicht helfen, kurz, die einen nur demütigen. Lachen Sie mich aus — das wird mir gut thun, denn ich bin sehr traurig. Wo bleibt alles Geld, das ich in die Finger bekomme? Vor zwei Jahren erbte ich von Tante Leonore fünftausend Thaler; wenn ich von dieser Summe heute auch nur noch eine Mark mein eigen nenne, dann will ich sie in Gold fassen und mit Diamanten besetzen lassen!

Auf Borg? fragte der Graf lachend, und als sie vollkommen ernsthaft zustimmte, sagte er tröstend: Hoffentlich ist bald einmal eine alte Erbtante von

Ihnen so freundlich, das Zeitliche zu segnen! Dann sind Sie wieder von aller Not befreit!

Ach, reden Sie nicht so häßlich! unterbrach ihn Ada. Ich möchte selbst nicht sterben, wie kann ich das andern wünschen? Die schwarze Erde kommt früh genug! — Sie schauderte ein wenig. — Nein, da opfere ich lieber meinen Restbestand Meißner Porzellan! Der Mann in Frankfurt bezahlt recht gut, und schließlich habe ich noch immer Geld gehabt, meine Schulden zu bezahlen, wenn es auch manchmal lange genug dauerte, bis alles wieder in Ordnung kam. Am Ende kommt alles besser, als man denkt!

Mit diesen Redensarten tröstete sie sich selbst, und als ihr der Graf nun eine lustige Geschichte erzählte, wurde sie wieder ganz vergnügt.

Rössing war aber doch nachdenklich, als er seine Freundin verließ. Er hätte ihr gern geholfen, wenn es in seiner Macht gestanden hätte, aber er hatte auch nur bescheidne Mittel und mußte für seinen Sohn sparen, der trotz seiner Jugend ziemlich viel Geld brauchte. Außerdem gehörte er auch nicht zu den Naturen, die sich viel Sorgen machen. Als er an einem der folgenden Tage mit Ravenstein nach Fresenhagen zu Neumann hinausfuhr, war er sehr guter Laune, und auch der Baron blickte vergnügt um sich, während der Wagen durch Wald und Flur dahinrollte.

Famoses Wetter! sagte er. Und wie der Weizen herrlich steht! Gerade so, wie auf meinem ersten Hofe, wo die Bauern von weither kamen, um meine Felder herumgingen, die Pfeife im Munde, und bei jedem dritten Schritt ausspuckten. Denn sie konnten sich nicht denken, daß ein Baron etwas von der Landwirtschaft verstehe. Nun — bankrott bin ich ja auch zweimal geworden. Doch es kam nicht vom Weizen, ich weiß nicht, woher es kam! Aber wenn ich einen Thaler in der Tasche habe, dann brennt er mich, bis ich ihn habe fliegen lassen!

Er sah so zufrieden bei diesem Bekenntnis aus, daß Rössing lachen mußte.

Nun, heute wirst du wohl nicht gebrannt, du scheinst ganz erleichtert zu sein!

Ravenstein machte eine Handbewegung. Pah — sprechen wir nicht vom Gelde — wir können ohne Mammon leben! Ich bin immer froh, wenn ich nichts in der Tasche habe!

Er sprach harmlos, aber der Graf dachte plötzlich an Adas sorgenvolles Gesicht und ärgerte sich über den Freund.

Du hättest eigentlich nicht heiraten sollen, sagte er mit etwas scharfem Ton. Die arme Ada!

Ravenstein, der zufrieden in die grüne, sonnenbeglänzte Welt um sich geblickt hatte, wiederholte das Wort halb in Gedanken.

Die arme Ada? Nun ja — er stockte einen Augenblick. Sie hats eigentlich nicht sehr glänzend bei mir gehabt. Im Grunde genommen wollte ich auch gar nicht heiraten, und alles kam nur, weil mein Bruder mir zuredete, und Adas Großmutter es gleichfalls zu wünschen schien. Die arme Ada! Sie hätte einen bessern Mann bekommen können — aber sie ist immer sehr gut gegen mich gewesen.

Er hatte langsam, halb träumend gesprochen. Den Grafen überkam die unangenehme Empfindung, als hätte er ein Kind geschlagen, das sich nicht wehren kann. Darum legte er halb zärtlich die Hand auf Ravensteins Schulter. Sei nicht verdrießlich, Alter! Du und deine Frau, Ihr seid beide reizende Menschen, und ich wünschte nur, Ihr könntet etwas besser mit dem Gelde umgehen!

Da steht Rehwild! rief der Baron hastig. Eine Ricke mit zwei Kälbchen — siehst du sie?

Der Wagen fuhr jetzt schon durch parkartige Anlagen, und sehr bald hielt

er vor dem alten Fresenhagner Herrenhause, einem roten Backsteinbau aus dem vorigen Jahrhundert mit einigen Sandsteinverzierungen im Zopfstil.

Herr Neumann stand oben an der Treppe und empfing seine Gäste mit großer Höflichkeit. Obgleich ihn keinen Augenblick seine ruhige Bedächtigkeit verließ, so merkte man ihm doch an, wie ihn der Besuch der zwei Herren erfreute. Er selbst war im Gesellschaftsanzug, und seine Augen leuchteten befriedigt, als er sah, daß die Gäste den Frack angelegt hatten, und daß der Graf sogar einen kleinen Orden um den Hals trug.

Er hatte für die glänzendste Aufnahme gesorgt. Die kleine Tafel in dem großen Gartensaal, an dessen Wänden allerlei Stuckverzierungen und sehr viele Spiegel angebracht waren, funkelte von Krystall und Silber; alle Speisen waren mit großer Sorgfalt zubereitet, und eiskalt perlte der Sekt in den flachen Schalen. Während die drei Herren in dem kühlen Gemach fröhlich allem Guten zusprachen, hatten sie durch die weit offenstehenden Gartenthüren einen angenehmen Ausblick auf die grünen Rasenflächen des Parks und das verschiedne Laub seiner Baumgruppen. Die Sonne schien, die Vögel sangen, die ganze Welt schien im Frieden zu liegen und zur Freude aufzufordern.

Neumann war ein sehr aufmerksamer Wirt; als der Baron sich mit den andern von der Tafel erhob, hatte er das Gefühl, als hätte er unglaublich viel Champagner getrunken. Aber er bemerkte zufrieden, daß er ihn noch vertragen konnte. Er trat mit Rössing auf die Gartenterrasse hinaus, wo der Kaffee eingenommen werden sollte, und setzte sich in einen Schaukelstuhl. Er war sehr vergnügt gewesen, so heiter wie lange nicht. Es kam wohl daher, daß er gar kein Geld mehr hatte. Das gab ihm ja immer ein Gefühl der Erleichterung. Träumerisch blickte er in den hellbauen Himmel über sich, an dem kleine weiße Wolken zogen, dann sagte er plötzlich: Arme Ada! Aber kein Mensch hörte auf ihn; Graf Rössing hatte sich an das entfernteste Ende der Terrasse gesetzt und ein Kissen unter seinen Kopf geschoben. Er war schläfrig geworden und wollte einen Augenblick nachdenken.

Neumann war ins Haus gegangen. Als er zurückkehrte, brachte er mehrere Kisten Cigarren und ein blankpolirtes Kästchen, das er vor den Baron stellte. Dieser öffnete es halb in Gedanken, wurde aber dann aufmerksam und griff nach dem Inhalt. Es waren zwei kleine, zierlich ausgelegte Pistolen von ganz besondrer Form und sehr schöner Arbeit, beide doppelläufig und geladen.

Russische Waffen, erklärte Neumann, der die Liebhaberei des Barons kannte und Lust verspürte, die beiden kostbaren Stücke den Herren zu schenken. Er wußte nur nicht recht, wie er es anfangen sollte, und schob die Absicht vorläufig hinaus.

Inzwischen kam der Kaffee, und nachdem der Baron eine Tasse getrunken hatte, erfaßte ihn seine alte Neigung zum Schießen. Im Sitzen schoß er zwei Sperlinge tot, die über den Dachfirst zu den Herren heruntersahen, dann eine Schwalbe im Fluge. Darauf griff er nach der zweiten Pistole und ging die Treppe der Terrasse hinunter, in den Garten. Dabei pfiff er leise vor sich hin und schien nach einem Ziele für die nächsten Schüsse zu spähen. Dann verschwand er in einem Boskett, und gleich darauf hörte man einen Schuß.

Dieser Mörder! sagte der Graf halb verdrießlich. — Er war plötzlich wach geworden und griff nach Kaffee und Cigarre. — Nun hat er wieder einem armen Vögelchen das Lebenslicht ausgeblasen! Wenn wir öfter kommen sollten, dann müßten Sie dem Baron Glaskugeln halten!

Das werde ich mit dem größten Vergnügen thun, versicherte Neumann, ob-

gleich es ja den Vögeln eine Freude sein muß, von der Meisterhand des Herrn Baron zu fallen.

Rössing gähnte. Wenn er mit Neumann allein war, fand er ihn langweilig. Nachdem beide Herren noch eine Zeit lang über gleichgiltige Dinge gesprochen hatten, stand der Graf auf.

Wo steckt Ravenstein eigentlich? Er kann doch dort im Boskett nicht darauf lauern wollen, ein Wild mit seiner Pistole zu schießen?

Es steht eine Bank dort, erwiderte Neumann. Vielleicht hat er sich einen Augenblick zurückgezogen, um etwas zu schlafen.

Beide Herren schritten langsam über den knirschenden Kiesboden, bis sie an die Büsche und Bäume kamen, wohin Ravenstein gegangen war. Jelängerjelieberstauden, Jasmin- und Fliederbüsche standen eng zusammen, und über ihnen erhoben sich einige Ahornbäume. Es war eine kleine Wildnis, aber in der Mitte stand, von Rasenflächen umgeben, eine Bank. Vor ihr lag der Baron. Sein Kopf ruhte auf abgefallenen Jasminblüten, und seine Augen waren weit geöffnet.

Als der Graf mit einem Schreckenslaut auf ihn zustürzte, versuchte er zu lächeln. Ada, arme Ada! murmelte er, die Hand hebend. Es war, als wenn er noch mehr sagen wollte, aber er konnte die Worte nicht mehr formen. Zwei, drei mal setzte er an, dann gab er den Versuch auf.

Er sprach auch nicht wieder, obgleich er noch einige Stunden lebte. Er war durch die Lunge geschossen, und der Sanitätsrat, den man durch einen Zufall, als man nach einem Doktor eilte, auf der Landstraße getroffen hatte, nahm an, daß er mit der Pistole in der Hand gestolpert sei. So war es auch wohl: niemand konnte sich etwas andres denken. Graf Rössing und Neumann mußten beide zugeben, daß der Baron sehr viel Champagner getrunken hatte und vielleicht nicht ganz sicher gewesen sei. Vielleicht hatte er den Hahn der Pistole gespannt, um einen Vogel zu schießen, hatte es dann vergessen, um gleich darauf durch eine unvorsichtige Bewegung zu fallen. Vielleicht — ach es gab noch viele Vielleicht. Nur das eine war bald eine traurige Gewißheit: ein toter Mann im Nebenkabinett des Gartensaals!

(Fortsetzung folgt)

Der Ausnahmezustand im Reichslande

Die erste Lesung des Etats in dem reichsländischen Parlament ist äußerlich in derselben ruhigen und höflichen Weise verlaufen, die im allgemeinen für den Ton des vielgeschmähten „Rentnerparlaments" bezeichnend ist. Aber bei aller Salonfähigkeit, die auch bei derartigen politischen Debatten hier immer festgehalten zu werden pflegt, ist doch die Entschiedenheit aufgefallen, mit der diesmal von verschiednen Seiten des Hauses auf die Thatsache hingewiesen worden ist, daß eine tiefe Unzufriedenheit für die politische Stimmung der Bevölkerung im Reichslande charak-

teristisch ist. Wieder einmal ist von dem lothringischen Abgeordneten Jeanty das böse Wort von der im Lande herrschenden „Kirchhofsruhe“ in die Debatte geworfen worden, das vor langen Jahren zuerst von einem Professor der Straßburger Universität zur Kennzeichnung der Stimmung im Lande angewendet wurde. Und von demselben Redner ist aus dem Ausfall der letzten Wahlen der Schluß gezogen worden, der sich dem unbefangnen Beobachter von selbst aufdrängt: daß die Unzufriedenheit im Lande gewaltig im Zunehmen begriffen ist.

Daß diese nicht mehr wegzuleugnende Unzufriedenheit die verschiedensten Ursachen hat, ist selbstverständlich; wir erinnern nur an die skandalösen Steuerverhältnisse, die immer noch im Reichslande bestehen, und die es mit sich bringen, daß mancher Beamte oder Professor, der aus Gehalt und Privatvermögen 12000 Mark und mehr einnimmt, kaum mehr Steuern entrichtet als mancher kleine Geschäftsmann, der sich kümmerlich durchschlägt. Es ist deshalb von vornherein nicht ernsthaft zu nehmen, wenn von manchen altelsässischen Politikern die Sache so hingestellt wird, als ob der berühmte Diktaturparagraph und die „Ausnahmegesetze“ allein die Ursache dieser weit verbreiteten Unzufriedenheit wären. Die Unrichtigkeit dieser Anschauung würde aufs glänzendste widerlegt werden, sobald sich die Regierung entschlösse, mit den „Ausnahmegesetzen“ gründlich aufzuräumen; sie würde für den Augenblick bis in die ultrademokratischen Kreise hinein in allen Tonarten gelobt und gefeiert werden, aber nach einer kurzen Übergangszeit würde das alte Lied des Mißvergnügens, wenn auch in andrer Tonart, von neuem ertönen.

Noch viel unrichtiger jedoch ist die entgegengesetzte Ansicht, als ob nur gewisse politische Hetzer und Agitatoren, nicht aber die eigentliche Bevölkerung sich um die sogenannten „Ausnahmezustände“ kümmerten, eine Ansicht, die bis vor kurzem in Altdeutschland sehr verbreitet war, da ein großer Teil der Zeitungen in Berlin, Hamburg, München usw. schließlich nur noch mit offiziösen Korrespondenten im Reichslande Verbindungen hatte. Wie wenig auch diese Ansicht der wirklichen Sachlage entspricht, das konnte man aus den bitterbösen Kritiken sehen, die von allen Seiten an dem Abgeordneten von Weißenburg, dem Sohne des Reichskanzlers, geübt wurden, als er das unglückliche Wort aussprach, „die elsässische Bevölkerung sei zufrieden, wenn sie gute Tabakernte habe, sie habe aber nicht Zeit und Lust, sich um Diktatur und Ausnahmegesetze zu kümmern.“ In Wirklichkeit liegt die Sache nach den übereinstimmenden Eindrücken unbefangner Beobachter wesentlich anders. Der Diktaturparagraph, das kulturgeschichtlich interessante Arsenal der alten französischen Gesetze (die älteste noch in Kraft befindliche Verordnung datirt vom Dezember 1607!), der ganze Wirrwarr von gesetzlichen Bestimmungen, in denen sich kaum die Juristen selbst zurechtfinden, die gelegentlichen Mißgriffe, die von den Behörden mit Anwendung oder Nichtanwendung einzelner Bestimmungen gemacht werden, endlich der Mangel eines obersten Verwaltungsgerichts, an das man sich gegen Übergriffe von Beamten und Behörden wenden könnte, alles das zusammen hat im weitesten Umfange in der reichsländischen Bevölkerung eine Stimmung erzeugt, die für die Verwaltung und Rechtspflege eines staatlichen Gemeinwesens nicht gerade schmeichelhaft ist, die man aber in ungeschminkter Offenheit natürlich für gewöhnlich nur in engern Kreisen zu hören bekommt.

Auch wir glauben, daß dabei der Diktaturparagraph im allgemeinen nicht die Hauptsache bildet. Der Diktaturparagraph ist eine Waffe, zu der nicht wegen Kleinigkeiten gegriffen wird, und deren Handhabung nicht der ersten besten staatlichen Behörde, sondern dem kaiserlichen Statthalter persönlich anvertraut ist. Auch der jetzige Statthalter aber genießt in der reichsländischen Bevölkerung eine Ver-

ehrung und ein Vertrauen, das bei der kurzen Dauer seiner Amtszeit geradezu auffallend ist: das starke Gerechtigkeitsgefühl dieses Mannes, das wohlwollende Interesse für das Geschick aller, mit denen er in Berührung kommt, sein schlichtes, jedem äußern Schein abholdes Wesen haben ihm die wärmsten Sympathien aller im Fluge erworben. Man weiß von ihm, daß der Diktaturparagraph auch weiterhin in der gleichen maßvollen Weise angewendet werden wird, wie es bisher geschehen ist. In der That spielt der Diktaturparagraph, ebenso wie die eigentümliche staatsrechtliche Stellung des Reichslandes, für die Stimmung der Bevölkerung keine ausschlaggebende Rolle. Immerhin läßt sich nicht bestreiten, daß die Aufhebung der Diktatur von den günstigsten Folgen für die politische Stimmung des Landes sein würde. Der Diktaturparagraph ist für die skrupellose Opposition eine viel zu bequeme und wirksame Waffe, als daß sie es unterlassen hätte, der Bevölkerung diesen in Wirklichkeit nur so selten angewandten Paragraphen als einen politischen Popanz hinzustellen, ihr diese außerordentliche Gewalt des Statthalters gleichsam als die lebendigste Verkörperung der Ausnahmegesetze einzureden, die systematischen Klagen über den Ausnahmezustand in den aufreizenden Hinweis zuzuspitzen, daß die Elsässer nur als Bürger zweiter Klasse behandelt würden. Mit der Aufhebung der Diktatur allein aber würden diese Klagen keineswegs beseitigt werden, wenn nicht gleichzeitig auch der staatsrechtliche Zustand der Reichslandes völlig abgeändert würde. In letzterer Hinsicht aber muß jeder, der in die rechtliche Lage einigen Einblick hat, dem Staatssekretär von Puttkamer beistimmen, wenn dieser immer wieder auf die großen Schwierigkeiten hinweist, die bei einer durchgreifenden Abänderung dieses staatsrechtlichen Verhältnisses zu überwinden wären; es liegt doch vor allem klar auf der Hand, daß die Einfügung reichsländischer Vertreter mit Stimmberechtigung in den Bundestag weiter nichts als eine thatsächliche Verstärkung der staatsrechtlichen Stellung Preußens bedeuten würde, ohne daß sachlich für das Reichsland damit irgendwie besser gesorgt wäre als bisher. Auch sollte man doch der Thatsache mehr Rechnung tragen, daß Elsaß-Lothringen nicht etwa aus einem selbständigen Staatswesen zu einer „Reichsprovinz“ degradirt, sondern aus einem in keiner Weise bevorzugten einfachen Departement zu einem staatlichen Gebilde erhoben worden ist, das wenigstens thatsächlich mit den übrigen Bundesstaaten in den meisten Punkten auf gleicher Stufe steht. Was dagegen die Aufhebung der Diktatur betrifft, so kann in der That nicht geleugnet werden, daß die Kreise, die für diesen berühmten § 10 schwärmen, auch unter den Altdeutschen im Lande immer kleiner werden; und selbst unter den Verteidigern der Diktatur sind sehr viele, die sie offen oder heimlich nur als ein bequemes Machtmittel gegen die unbequem werdende Sozialdemokratie beibehalten wissen wollen, was jedoch mit dem eigentlichen Sinn und Zweck des Paragraphen nicht im Einklange steht. Die Versicherung der Regierung, sie brauche die Diktatur gegen die von außen kommenden Einflüsse, stößt auf eine von Jahr zu Jahr wachsende Ungläubigkeit; selbst in sehr regierungsfreundlichen Kreisen erlangt die Ansicht immer mehr Geltung, daß der Regierung auch so noch Machtmittel genug zu Gebote stünden, fremden Einflüssen zu begegnen. Dazu kommt dann noch, daß es im Auslande, vor allem bei unsern westlichen Nachbarn, gewiß einen tiefen Eindruck machen würde, wenn das deutsche Reich die Verhältnisse in der Westmark für konsolidirt genug erklärte, um mit dem gemeinen Recht hier regieren und der Diktatur entbehren zu können. Sollte sich aber die Notwendigkeit herausstellen, auf die weggelegte Waffe zurückzugreifen, so würde sich die Regierung wohl jederzeit leicht die entsprechenden Vollmachten wieder verschaffen können.

Ganz anders wird das Gefühl eines „Ausnahmezustandes" in der Bevölkerung geweckt durch Maßregeln, aus denen der einfache Mann aus dem Volke mit seiner durch keine wissenschaftliche Bildung verdorbnen Logik den Schluß zieht, daß auch andre Behörden und Beamte als der persönliche Vertreter des Kaisers bedenklich weitgehende diskretionäre Befugnisse haben oder sich anmaßen dürfen. Und derartige Vorkommnisse haben wir im Elsaß die Jahre her leider so manche zu verzeichnen gehabt. Als die von dem Statthalter unterdrückte sozialdemokratische Volkszeitung in neuer Gestalt wieder auftauchen sollte, ging die Nachricht durch die Presse, daß das Wiedererscheinen des Blattes von dem Bezirkspräsidenten verboten worden sei. Das war — die Richtigkeit vorausgesetzt — eine Maßregel, die von dem Statthalter auf Grund des Diktaturparagraphen getroffen werden konnte, die dagegen, wenn sie von dem Bezirkspräsidenten ausging, mit dem Artikel 1 des Gesetzes vom 11. Mai 1868 in Widerspruch stand. Ein andres Bild. Wir haben den unglaublichen Zustand, daß der einfache Kreisdirektor auf Grund des Dekrets vom 29. Dezember 1851 ohne weiteres die Schließung jeder Wirtschaft verfügen kann: 1. zufolge einer einzigen Verurteilung wegen Zuwiderhandlung gegen die den Berufszweig der Wirte betreffenden Gesetze und Verordnungen und 2. als Maßregel der öffentlichen Sicherheit. Auf dieser Grundlage ist — um ein besonders interessantes Beispiel anzuführen — am 28. September 1892 der Beschluß eines Kreisdirektors zustande gekommen, in dem es von einer Wirtin, die sieben Jahre straflos ihre Wirtschaft betrieben hatte, hieß, daß sie wegen Überschreitung der Polizeistunde mit einer Geldbuße von drei Mark bestraft worden sei, „somit" nicht die nötige Gewähr für eine ordnungsmäßige Wirtschaftsführung biete; die Gastwirtschaft wurde geschlossen. Daß es sich in Wirklichkeit nur darum handelte, daß man in dem Lokale einen Versammlungsort von Sozialdemokraten vermutete, wußte jedermann. Die Untersuchung aber, die man wegen Abhaltens einer unerlaubten Versammlung einleitete, mußte eingestellt werden. Die verflossene Volkszeitung hatte damals wahrlich Recht, wenn sie zu dem Vorfalle die Randglosse machte: „Der Schlag, der damit geführt werden soll, trifft nicht uns, sondern das derzeitige Regiment!" Daß derartige Wirtschaftsschließungen, wie sie in Markirch usw. vorgekommen sind, in der Bevölkerung den Eindruck eines Ausnahmezustandes erwecken, wer kann sich darüber wundern? Nun erst die herrlichen Bestimmungen, deren wir uns auf dem Gebiete des Preß- und Vereinswesens erfreuen! Nicht viele in Deutschland dürften wissen, daß nach dem Artikel 3 des Gesetzes vom 16. Juli 1850 jeder Zeitungsartikel, der politische, philosophische oder religiöse Fragen behandelt, bei einer Geldstrafe von 500 und 1000 Franks „von dem Verfasser unterzeichnet sein muß," jede falsche Unterschrift aber mit Geldstrafe von 1000 Franks und 6 Monaten Gefängnis geahndet wird. Diese Bestimmung, durch die die Anonymität der Presse aus der Welt geschafft ist, besteht zu Recht, sie wird nur — wie es bei Leoni in seinem vorzüglichen Buche über das reichsländische Staatsrecht heißt — „nicht mehr beachtet." Wenn aber sieben angesehene, persönlich ehrenhafte Männer eine ultramontane Versammlung einberufen und die Anzeige, statt bei dem Kreisdirektor, bei dem Bürgermeister einreichen, dann muß — weil es eine veraltete Bestimmung will — ein großer Prozeß eingeleitet werden, der mit der Verurteilung der sieben zu je drei Mark ausgeht. Auf Befragen im Landesausschuß erklärte die Regierung, sie habe den Prozeß lebhaft bedauert, aber die Vorschriften des Gesetzes müßten ohne Rücksicht auf die Personen befolgt werden. Man kann sich weitere Einzelheiten sparen. Daß ein derartiger Wirrwarr von veralteten Gesetzesbestimmungen und eine für den Laien und auch für andre manchmal schwer verständliche Handhabung der Rechtspflege die bittere

Empfindung von Ausnahmezuständen entstehen lassen müssen, ist doch wohl klar. Man braucht sich nur den Eindruck auf das Volk zu vergegenwärtigen, wenn ein überaus gemäßigtes Volksblatt (die Straßburger Neuesten Nachrichten) vor Jahresfrist von einem Fall erzählte, „wo jemand nach französischem Rechte freigesprochen wurde, wo aber der Staatsanwalt durch alsbaldige Heranziehung eines deutschen Paragraphen eine Verurteilung zuwege brachte." Und als im Januar vorigen Jahres die Umsturzvorlage mit ihren weitgehenden diskretionären Vollmachten im Reichstage verhandelt wurde, und der preußische Justizminister Vertrauen zu den deutschen Gerichten verlangte, da sprach — am 14. Januar 1895 — ein so zahmes Blatt, wie das Elsässer Journal, den Satz aus: „Offen und ehrlich — dieses Vertrauen, das der Minister zur Voraussetzung der Annahme eines solchen Gesetzes macht, es existirt nicht mehr in weiten Kreisen des Volkes, es ist durch die Erfahrungen, die man seit Jahrzehnten mit der Rechtsprechung in politischen Dingen und zwar gerade bei uns im Elsaß gemacht hat, vernichtet worden."

Kann man es dem schlichten Bauern oder gar dem von sozialdemokratischer Agitation umgebnen Arbeiter übelnehmen, wenn er sich einer solchen Sachlage gegenüber in die Meinung hineinlebt oder hineinreden läßt, die Regierung habe nur deshalb in all den fünfundzwanzig Jahren eine Säuberung des Rechtszustandes von Bestimmungen, die mit den heutigen Verhältnissen und mit dem Rechtsgefühl der Bevölkerung unvereinbar sind, noch nicht vorgenommen, weil sie gegenwärtig Machtmittel in der Hand hat, die nur bei ganz außergewöhnlich gestalteten Verhältnissen möglich sind? Dem gegenüber verfängt es nicht, wenn der Regierungsvertreter im Reichstage verlangt, man solle doch nicht „die Landesgesetze als Ausnahmegesetze bezeichnen." Das Volk sieht einfach in diesen „Landesgesetzen" und ihrer Handhabung abnorme Zustände, für deren Kennzeichnung ihm kein besserer als der unwillkürlich aufreizende Ausdruck der „Ausnahmegesetze" zur Verfügung steht.

Diese Erschütterung des Gefühls der Rechtssicherheit ist um so stärker, als es auch heute noch kein Oberverwaltungsgericht giebt, an das sich der wenden könnte, der überzeugt ist, das ihm von staatlicher Seite Unrecht geschehen ist. Als 1879 das Verwaltungsgesetz von Elsaß-Lothringen im Reichstage beraten wurde, erklärte der Unterstaatssekretär Herzog am 21. Juni jenes Jahres: „Es wird, wie ich annehme, eine der ersten Aufgaben des Ministeriums in Elsaß-Lothringen sein, eine derartige Einrichtung zu beraten und vorzubereiten." Mehr als einmal ist inzwischen — so namentlich im Landesausschusse von 1892 durch den Abgeordneten Dr. Gunzert — diese Frage wieder angeregt worden, und die Regierung selbst hat wiederholt Erklärungen abgegeben, wonach man annehmen konnte, daß sie demnächst in dieser Sache den entscheidenden Schritt thun würde. Aber immer und immer wieder ist diese Hoffnung getäuscht worden. Man hat im Landesausschusse trotz der verhältnismäßig guten Finanzlage des Landes auf die Kosten hingewiesen, mit denen eine solche Einrichtung verbunden wäre — auch in der Debatte vom 5. Februar wieder, in der ebenfalls die Frage des Oberverwaltungsgerichts von neuem berührt wurde; als ob bei einer Frage von solcher Tragweite die Kosten, die übrigens durchaus nicht so groß wären, überhaupt in Betracht kommen dürften!

Wenn wir ohne jede Voreingenommenheit die ganze Sachlage überblicken, so drängt sich die Empfindung auf, daß es ein folgenschwerer Fehler der Regierung gewesen ist, daß sie nicht längst aus einigen unsrer besten Juristen eine Kommission zusammengesetzt hat zur Untersuchung der Frage, wie viel von dem alten Gesetzeskram nicht mehr in unsre Zeit paßt. Wir geben zu, daß die Regierung in den letzten Jahren, da man ernsthaft mit der bevorstehenden Vollendung des allgemeinen

bürgerlichen Gesetzbuchs rechnen konnte, sich immer schwerer entschloß, eine gründliche Säuberung unsrer „Landesgesetze“ vorzunehmen. Wir möchten aber doch dem Wunsche Ausdruck geben, daß wenigstens jetzt, wenn das bürgerliche Gesetzbuch glücklich unter Dach und Fach gebracht ist, sofort die Vorkehrungen für eine solche Reinigung der Rumpelkammer unsrer reichsländischen Gesetzgebung getroffen werden. Mehr noch als vor drei Jahren gilt heute, was damals die gewiß nicht oppositionelle Straßburger Post mit den Worten ausgesprochen hat: „Wir vertrauen fest darauf, daß die reichsländische Regierung bald den immer dringender werdenden Wünschen der Bevölkerung entgegenkommen und Sorge tragen werde, daß mit dem französischen Gesetzeszeug aufgeräumt werde, das nach zweiundzwanzigjährigem Bestande des deutschen Reichslandes nicht mehr hierher gehört. Wir wissen die Schwierigkeiten vollkommen zu würdigen, die der großen gesetzgeberischen Umgestaltung entgegenstehen, aber Schwierigkeiten sind da, um überwunden zu werden, und bei diesem wichtigen Werke müssen alle Kräfte angespannt werden.“

Wir sind überzeugt, daß die Regierung mit Aufhebung der Diktatur, mit einer gründlichen Säuberung unsrer Landesgesetze und mit der Einrichtung einer ordentlichen Verwaltungsrechtspflege in hohem Maße zur Gesundung unsrer politischen Verhältnisse beitragen würde. Daß auch damit noch keine allgemeine Zufriedenheit herbeigeführt wäre, daß auch dann noch tausende von Stimmen für sozialdemokratische Kandidaten abgegeben werden würden, das wissen wir recht wohl. Immerhin wären damit gewisse Dinge aus unserm politischen Leben beseitigt, die in besonderm Maße verbitternd auf weite Volkskreise wirken.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Krieg überall. Wenn wir vor acht Tagen dem preußischen Abgeordnetenhause idealistische Anwandlungen nachrühmten, so bezog sich das bloß auf die Forderung eines Schulgesetzes, die von der konservativen und von der Zentrumspartei wieder einmal erhoben wurde; der Paritätsstreit, d. h. der Streit um Geld und Beamtenstellen, sah schon weniger ideal aus. Die politische Rechenkunst, d. h. die Kunst, durch die Addition gegebner Zahlen jede beliebige Summe herauszubekommen, die man gerade braucht, glänzte dabei durch Leistungen, die sogar Herrn Miquel imponirt haben dürften. Zwanzigmal zu viel und auch zwanzigmal zu wenig sollen die Katholiken bekommen. Auf der katholischen Seite besteht der Hauptkniff darin, daß das, was der Staat auf Grund rechtlicher Verpflichtungen der katholischen Kirche auszahlt, gar nicht gerechnet wird; das sei ja nur ein ungenügender Ersatz für den Ertrag der säkularisirten Kirchengüter; nur was der Staat freiwillig leiste, dürfe auf beiden Seiten gerechnet werden. In dieser Zumutung offenbart sich die Unvernunft des historischen Rechts so handgreiflich, wie es seine Gegner nur wünschen können. War es doch schon ein unerträglicher und ganz unvernünftiger Zustand, als in rein katholischen Ländern ein Fünftel bis ein Drittel des Grund und Bodens noch immer der Kirche, d. h. dem Klerus gehörte, nachdem dieser Grund und Boden, der zur Zeit der Schenkung an die Kirche keinen Ertragswert gehabt

hatte, kostbar geworden war; und nun wird gar der Rechtsanspruch auf diesen ganzen alten unhaltbar gewordnen Besitz vom Klerus, der Minderheit der Bevölkerung, erhoben! Das historische Recht ist immer nur soweit Recht, als es sich mit den Anforderungen der Gegenwart verträgt, und darf niemals zu einer Herrschaft der Toten über die Lebenden werden, darf niemals die Mehrheit der Lebenden vom Mitbesitz der Erde ausschließen zu Gunsten einer Minderheit, die ihr Besitzrecht auf das Recht längst Verstorbner stützt. Nur insoweit darf und soll das Recht historisch sein, als es bei den unvermeidlichen Besitzwechseln, die der Fluß des Lebens mit sich bringt, die von Depossedirung bedrohten schonend zu behandeln und die schmerzlichen Stöße der Übergänge zu mildern hat. Natürlich gilt das nicht bloß vom kirchlichen Besitz.

Im Reichstage wütete die erste Märzwoche hindurch der Zuckerkrieg. Man kann nicht sagen, daß sich dabei Eugen Richter als großer Stratege bewährt hätte. Es war so unklug wie möglich, die Feindschaft gegen die Großgrundbesitzer hervorzukehren und ihnen zu sagen: wir, d. h. die Freisinnigen, werden alles aufbieten, das Gesetz zu verhindern. Wenn es nun wirklich durchfällt, dann werden die Herren vom Bunde der Landwirte alles, was sie selbst gegen den Entwurf gesagt und geschrieben haben, in Vergessenheit zu bringen suchen und den Bauern aufs neue vorreden, eine für sie heilsame Maßregel sei von den der Landwirtschaft feindlichen Manchesterleuten vereitelt worden. Das stärkste, was gegen den Entwurf gesagt werden kann, ist aus den Reihen der Konservativen und der Bündler gesagt worden, im Reichstage von dem konservativen Abgeordneten Staudy, und außerhalb von jenem Herrn Ruppert auf Ransern, der vor drei Jahren als Rufer im Streit die große Agitation eingeleitet hat, die sich zunächst den Bund der Landwirte als Organ schuf. Ließe man die Vertreter der Landwirtschaft ganz allein und mengte sich gar nicht ein, so würde der Entwurf wahrscheinlich an ihrer Uneinigkeit scheitern; käme aber auch ein Kompromißantrag zustande, und würde dadurch der Zucker ein wenig verteuert, so wäre das gar kein Unglück, er bliebe immer noch wohlfeil genug. (Beim Margarinegesetz, das nicht bloß einen Teil der Landwirte, sondern die gesamte ärmere Bevölkerung mit einer ernstlichen Schädigung bedroht, dürfte man freilich so nicht sprechen.) Durch die Einmischung der Freisinnigen und Sozialdemokraten ist eine kostbare Gelegenheit verscherzt worden, die Agrarier zu zwingen, sich selbst vor aller Welt ad absurdum zu führen. Sie haben sich durch die Forderung eines neuen Zuckersteuergesetzes in unlösbare Aufgaben verbissen, und an diesen mußte man sie sich die Zähne allein ausbeißen lassen. Es gilt: die Interessengegensätze zu schlichten zwischen den alten westlichen und den jungen östlichen Fabriken, zwischen den Fabriken und den Rübenbauern, zwischen den Landwirten, die schon Rüben bauen, und denen, die erst welche bauen wollen, und alle diese Gegensätze können nur durch Kompromisse geschlichtet werden, mit denen keiner der Beteiligten zufrieden ist. Endlich gilt es, auf diesem beschränkten Gebiete die allgemeine Aufgabe zu lösen, die die Agrarier den Regierungen stellen, daß sie die Produktion fördern, aber den mit vermehrter Produktion notwendig verbundnen Preisrückgang hindern sollen.

Von den Kriegen, die zur Zeit in Österreich geführt werden, hat in der ersten Märzwoche der zwischen den Montecchi und Capuletti des Wiener Spießbürgertums den größten Lärm gemacht. Die Neue Freie Presse hatte wieder Gelegenheit, in tragischen Posen mit der größten Tragödin des Jahrhunderts — dafür gilt ihr ja wohl Sarah Bernhard — zu wetteifern, und ihre Schauspielerkünste haben ihr diesmal so wenig genutzt wie die vorigen male. Es ist kaum glaublich und doch wahr,

daß dieses Blatt, das sich immer noch „freie" Presse nennt, den Beamten, die antisemitisch gewählt haben, vorwirft, sie hätten ihren Amtseid gebrochen, indem sie oppositionell wählten, da sie verpflichtet seien, auch bei den Wahlen den Willen der Regierung gehorsam zu vollstrecken. Dergleichen hört man ja anderwärts auch, aber wenigstens nennen sich Leute, die diese Ansicht hegen, gewöhnlich nicht liberal. Die Ansicht ist ebenso unsinnig wie unmoralisch. Wenn sich die Regierung mit der Gewalt, die sie hat, nicht begnügt, sondern auch noch in der Volksvertretung oder gar im Gemeinderat, um den es sich hier handelt, Sitz und Stimme haben will, dann mag sie die Anzahl von Vertretern, die sie zu haben wünscht, direkt ernennen, aber nicht verlangen, daß sie ihr die Beamten durch „freie" Wahl besorgen. Hält sie es aber für ungehörig, daß Staatsbeamte gegen sie stimmen, so mag sie ihnen das Wahlrecht entziehen und sie so der Versuchung, etwas unpassendes zu thun, überheben. Anders verhält sich die Sache, wo die Regierung das Organ der Parlamentsmehrheit ist, und „dem Sieger die Beute gehört." Hier stimmen alle Beamten freiwillig für die Regierung, weil sie ja, wenn die Opposition siegt, ihre Stellen verlieren. Sollte es wahr sein, daß Badeni im Falle der Wiederwahl Luegers die Autonomie der Reichshauptstadt aufheben und ihr den Prinzen Liechtenstein zum Bürgermeister geben will, so würde er dadurch beweisen, daß er, wenn auch kein großer Staatsmann, so doch, wie die vornehmen Polen meistens, ein verfl— gescheiter Kerl ist. Dafür wird er ja auf jeden Fall sorgen, daß er mit seinen Leuten oben bleibt im politischen Nationalitäten- und Klassenchaos des Kaiserstaats; was aber aus den in verkrachte Judenliberale, einfältige Antisemiten und Klerikale gespaltenen Deutschen werden soll, das weiß Gott. Am meisten Kopfzerbrechen wird dem polnischen Grafen die Arbeiterfrage verursachen, die der Karwiner Bergarbeiterstreik für den Augenblick wieder brennend macht. Eine Reihe furchtbarer Grubenunglücke und reichliches Blutvergießen bei den vorigen Streiks sind dazu erforderlich gewesen, den Herren im Reichsrat und bei der Regierung die Ohren so weit aufzuknöpfen, daß sie jetzt hören, was im untersten Stockwerk des sozialen Baues vorgeht. Ja sie haben ihre alte Art schon so weit abgelegt, daß am 2. März der Dringlichkeitsantrag Pernerstorffers auf Erlaß eines Gesetzes wegen der Lohnzahlungstermine (die Arbeiter beschweren sich diesmal vorzugsweise über die monatliche Lohnzahlung) angenommen, und daß kein Widerspruch laut wurde, als er von den „Schändlichkeiten" sprach, die im Grubenrevier begangen würden, und im Zusammenhang damit die Besitzer: die Rothschild, Gutmann, Larisch, Wilczek, Salm, Erzherzog Friedrich mit Namen nannte.*)

„Schändlichkeiten" kommen bei uns im Reiche nicht vor, aber die Beschwerden und Gefahren der Grubenarbeit sind nicht viel geringer, wie die hundert Opfer der Katastrophe auf der Kleophasgrube wieder beweisen. Die Gefährlichkeit ist nicht auf die Grubenarbeit beschränkt, sondern erstreckt sich auch auf die ganze moderne Industrie, zu der auch die in moderner Weise betriebne Landwirtschaft zu rechnen ist. Die Zahlen der Unfallversicherung des Jahres 1895 (309468 angemeldete, 75954 entschädigte Unfälle; darunter 6280 tötlich verlaufne) beweisen aufs neue, daß sich der Dienst des Arbeiters in der Industrie vom Kriegsdienste in Beziehung auf Gefährlichkeit kaum mehr unterscheidet, wobei noch an die zahllosen Fälle zu erinnern ist, wo die Beschäftigung mit Giftstoffen oder unter sonst gesundheits-

---

*) Einige Tage darauf haben die Abgeordneten Graf Falkenhayn und Sueß, sowie die Beamten des Ostrauer Reviers gegen Pernerstorffers Darstellung Einspruch erhoben; man muß daher mit dem Urteil vorläufig zurückhalten.

widrigen Verhältnissen auch ohne Betriebsunfälle Siechtum zur Folge hat. Wer diesen mörderischen Charakter der modernen Arbeitsweise nicht im Auge behält, der kann die Arbeiterbewegung der heutigen Zeit nicht richtig beurteilen.

Das italienische Parlament ist nichts weniger als eine wirkliche Volksvertretung und seiner Mehrheit nach Crispis Bundesgenosse gewesen, hat aber dennoch dessen Rücktritt mit lebhaftem Beifall begrüßt. Eine Würdigung der Crispischen Regierung verschieben wir bis auf die Zeit, wo ihre volkswirtschaftlichen Wirkungen zu Tage treten werden; für heute nur eine nebensächliche Bemerkung. Die leitenden Kreise sind sehr schnell mit der Forderung bei der Hand gewesen, Baratieri müsse vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Das ist neufranzösische Manier; die alten Römer, die sich sowohl auf Politik wie auf den Krieg nicht schlecht verstanden haben, dachten darüber anders. Macchiavelli rechnet es (im 31. Kapitel der Discorsi) zu den gewichtigsten Beweisen ihrer Weisheit, daß sie nach Niederlagen, wenn böser Wille daran schuld war, menschlich straften, wenn nur Mangel an Einsicht oder unverschuldetes Unglück vorlag, durch Ehrenbezeugungen trösteten, anstatt zu strafen. Ein andrer Maßstab der Beurteilung würde an die in Aussicht gestellte Ministeranklage anzulegen sein, wenn es damit, was wir allerdings nicht glauben, Ernst werden sollte; denn die würde sich im vorliegenden Falle wohl noch auf ganz andre Dinge erstrecken, als auf eine verfehlte Kriegsunternehmung.

Kleinbahnen. Das Interesse, das sich nach Vollendung des Hauptbahnnetzes und bei dem immer weiter vorschreitenden Ausbau der Nebenbahnen mehr und mehr den Lokal- oder Kleinbahnen zuwendet, bekundet sich auch in der Fachlitteratur. Der umfassenden Darstellung der „Grundzüge des Kleinbahnwesens“ von dem Regierungsbaumeister Friedrich Müller (Berlin, Wilh. Ernst und Sohn, 1895) ist kürzlich ein Buch gefolgt: „Die Kleinbahnen, ihre geschichtliche Entwicklung, technische Ausgestaltung und wirtschaftliche Bedeutung,“ für die Bedürfnisse der Praxis dargestellt von A. Haarmann (Berlin, Siemenroth und Troschel, 1896). Der Verfasser steht als Generaldirektor des Georgs-Marien-Bergwerks- und Hüttenvereins schon seit langem mitten im praktischen Leben. Daß er die Ergebnisse seiner vielseitigen Beobachtungen und Erfahrungen auch klar und anziehend darzustellen weiß, hat er schon früher bewiesen, („Das Eisenbahngeleise,“ Leipzig, 1891, und „Reisenotizen,“ 1895). Der Verfasser beginnt mit einer Charakteristik der Kleinbahn, der er — in knapper Form — eine interessante Übersicht über die allgemeine Entwicklung des Kleinbahnwesens in Deutschland wie im Auslande folgen läßt. Der zweite und dritte Abschnitt behandeln den Bau und den Betrieb der Kleinbahnen, veranschaulicht durch 178 gute Holzschnitte. Der vierte und zugleich letzte Abschnitt beschäftigt sich mit der Kleinbahn in der Volkswirtschaft, ihren Kulturaufgaben, den Vorarbeiten, der Konzession, der Herstellung, dem Tarif, den zulässigen Anforderungen an ihre Leistungsfähigkeit und ihrer Rentabilität. Während der zweite und dritte Abschnitt besonders dem Techniker Anregung und Belehrung bieten werden, sind der erste und vierte Abschnitt namentlich für den nichttechnischen Leser von Interesse.

Noch einmal die Straßennamen. Der Verfasser des Aufsatzes in Nr. 9 giebt gegen den Schluß Mittel und Wege an, sowohl die jetzt vorhandnen Unrichtigkeiten zu beseitigen, als auch für die Zukunft weitern Unrichtigkeiten vorzubeugen. Über die Straßentafeln, deren Eigenschaft als amtliche Bekanntmachungen in der Entscheidung des preußischen Oberverwaltungsgerichts vom 25. Juni 1891 an-

erkannt ist, und für die nicht etwa Privatleute, sondern städtische, unter Umständen vielleicht auch staatliche Behörden zu sorgen haben, seien noch einige Bemerkungen gestattet. Die unrichtige Schreibweise kann ohne Zweifel nur in verschwindenden Ausnahmefällen auf unmittelbares Verschulden oder Unwissenheit der verantwortlichen städtischen Verwaltungsbeamten zurückgeführt werden, sondern hat höchstens in Nachlässigkeit ihren Grund. Die Bemerkung der Redaktion in der Fußnote auf Seite 419, daß die Fabriken, die die Schilder herstellen, solchen Unsinn liefern, und die Behörden, die den Auftrag erteilen, sich das gefallen lassen, trifft den Nagel auf den Kopf. Man muß nur wissen, wie die Sache in der Regel vor sich geht. Wenn Straßenschilder erforderlich sind, so werden untere Beamte mit der Zusammenstellung einer Liste beauftragt, und wenn sich nicht einer der städtischen obern Verwaltungsbeamten die Mühe nimmt, die Liste auf die Richtigkeit der Schreibweise zu prüfen, so bleibt eben das stehen, was der Subalterne geschrieben hat, und die Fabriken arbeiten darnach. Viele Städte haben nun ihre Straßentafeln von Fabriken in Emailarbeit herstellen lassen und werden, da die Tafeln nicht gerade billig sind, schwerlich geneigt sein, solche mit unrichtigen Bezeichnungen einfach wegzuwerfen. Leichter wird die Abstellung des Übelstandes da sein, wo noch in alter Weise die Straßennamen auf Blechtafeln oder unmittelbar an die Häuser gemalt sind. Hier kann mit wenig Kosten Abhilfe geschafft werden. Was aber die Vermeidung einer unrichtigen Schreibweise für neu herzustellende Tafeln betrifft, so scheint es mir, daß Herr Landgerichtsrat Bruns in Torgau (der vorschlägt, mit den Malerinnungen in Verbindung zu treten) und Professor Stier (der den Rat giebt, daß der Sprachverein als solcher Eingaben an die Stadtverwaltung mache) die Schwierigkeiten doch überschätzen. Ich möchte den Bürgermeister sehen — oder richtiger, ich möchte ihn nicht sehen —, der einer auch nur mündlichen Anregung, sei es beim Glase Bier, sei es in einer förmlichen Unterredung in seinem Amtszimmer, nicht gern Folge gäbe und bereitwillig die Hand dazu böte, daß offenbar unrichtige Bezeichnungen vermieden würden! Dazu bedarf es doch wahrlich nicht erst eines Beschlusses des Magistrats, das kann und wird er allein machen. Zufällig habe ich etwa vierzehn Tage vor dem Erscheinen des ersten Teils des Aufsatzes in den Grenzboten etwa neunzig Straßentafeln anfertigen lassen müssen. Ohne Anregung von außen habe ich selbst das ganze Verzeichnis durchgesehen und, nach privater Besprechung mit Sachkundigen wegen einzelner zweifelhafter Fälle, die Unrichtigkeiten beseitigt. Sicherlich geht es auf diese einfache Weise auch anderswo.

Ein Bürgermeister

Berichtigung. Wir werden darauf aufmerksam gemacht, daß der in dem „Maßgeblichen“ in Heft 8 vermißte Paragraph 752 Abs. 1 des frühern Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuches nicht fehlt, sondern jetzt als Paragraph 813 vorhanden ist; ferner, daß der als „scheußlich“ bezeichnete Paragraph 248 in dem jetzigen Entwurf als Paragraph 286 folgende Fassung hat: „Hat der Schuldner einen bestimmten Gegenstand herauszugeben, so bestimmt sich von dem Eintritte der Rechtshängigkeit an der Anspruch des Gläubigers auf Schadenersatz wegen Verschlechterung, Unterganges oder einer aus einem andern Grunde eintretenden Unmöglichkeit der Herausgabe nach den Vorschriften, welche für das Verhältnis zwischen dem Eigentümer und dem Besitzer von dem Eintritte der Rechtshängigkeit des Eigentumsanspruches an gelten, soweit nicht aus dem Schuldverhältnisse oder dem Verzuge des Schuldners sich zu Gunsten des Gläubigers ein andres ergiebt. Das gleiche gilt von dem Anspruche des Gläubigers auf Herausgabe oder Vergütung

von Nutzungen und von dem Anspruche des Schuldners auf Ersatz von Verwendungen."

Es mag sein, schreibt unser Einsender, daß der Satz auch in seiner jetzigen Fassung nicht zu den bessern des Gesetzbuches gehört, jedenfalls aber ist er gerade stilistisch gebessert. Ausdrücke wie Rechtshängigkeit, Besitzer, Eigentümer sind unentbehrlich. Wollte man diese und ähnliche durch Sätze umschreiben, so würde aus dem Gesetzbuch ein Monstrum werden. Ein jedermann verständliches Gesetz hat es leider noch nie gegeben und wird es nie geben.

Wir haben dem nur hinzuzufügen, daß der Satz auch in seiner jetzigen Fassung infolge der Häufung abstrakter Begriffe für einen gewöhnlichen Menschen völlig unverständlich ist. Er ist auch schlecht deutsch. Für bestimmt sich heißt es gut deutsch: richtet sich, in dem Satze, der mit soweit beginnt, steht das sich an falscher Stelle, und ein andres ist ein häßlicher Juristenlatinismus; deutsch heißt es: etwas andres.

Litteratur

Handwörterbuch der Staatswissenschaften von Conrad, Elster, Lexis und Loening. Erster Supplementband. Jena, Gustav Fischer, 1895

Dem vorliegenden Ergänzungsbande des Handwörterbuchs, das unsrer Empfehlung nicht weiter bedarf, soll spätestens im Frühjahr 1897 ein zweiter folgen, dem ein Register über beide Bände beigegeben werden wird. Da sich die politischen und wirtschaftspolitischen Gegenstände und Verhältnisse allesamt im Fluß einer ununterbrochnen und teilweise sehr raschen Entwicklung befinden, so häuft jedes Jahr neuen Stoff an, und die Besitzer des Handwörterbuchs werden wünschen, daß womöglich jedes Jahr ein Ergänzungsband erscheine. Der vorliegende enthält in seinen ungefähr hundert Artikeln (unter andern Aktiengesellschaften, Ansiedlungsgesetz, Apothekenwesen, Arbeiterschutz, Banken, Binnenschiffahrt, Bodenbesitzreform, Brotpreise, Einigungsämter, Gemeindefinanzen, Gewerbestatistik, Handelspolitik, Handwerk, Kolonien, Landwirtschaftskammern, Steuerreform, Universitäten) eine Menge wichtiger und wertvoller Nachträge. Die Ausführungen Dr. Hampkes über den Befähigungsnachweis und Professor Max Webers über das Börsenwesen werden hoffentlich bei den bevorstehenden Entscheidungen der Gesetzgebung über diese Gegenstände Beachtung finden. In dem Artikel über die gegenwärtige Agrarkrisis in Deutschland kommt Professor Conrad auf Grund eines reichen statistischen Materials zu dem Ergebnis, das wir aus persönlicher Bekanntschaft mit Landwirten längst gewonnen haben, „daß bedrohliche Verhältnisse nur im Osten vorliegen, und auch hier nur bei dem großen Grundbesitz," und zwar, wie aus mehreren Stellen hervorgeht, nur bei einem Teile des Großgrundbesitzes; gerade die größten Grundbesitzer sind so reich, daß sie die etwaige Verminderung von Einkommen und Vermögen, die der mäßige Rückgang des um die Mitte unsers Jahrhunderts unnatürlich hoch gestiegnen Bodenwerts jetzt erfährt, sehr leicht verschmerzen können. Die augenblicklich brennende Agrarfrage als Bauernfrage zu bezeichnen — das geht aus der Statistik unzweifelhaft hervor —, ist schlechterdings unzulässig.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Englands Macht

England hat sich seit der Schlacht von Waterloo nicht mehr im europäischen Feldkriege gezeigt, und seit dem Krimfeldzuge, der eigentlich dem Belagerungskriege einzureihen ist, wurde überhaupt kein Schuß mehr aus englischen Gewehren oder Geschützen in Europa gehört. Das ist nun über achtzig und über vierzig Jahre her. Allerdings vor fünfundzwanzig Jahren, in dem von Gambetta entzündeten französischen Volkskriege wurde manche englische Feuerwaffe abgefeuert, und mancher brave deutsche Wehrmann mußte dafür zur ewigen Heimat abgehen; aber der Mann, der das tötliche Geschoß aus englischer Waffe entsandte, war kein Sohn des stolzen Albions, nur der, der die Waffe verkauft hatte, war, trotz der Neutralität Englands, ein englischer Kaufmann. Und das ist der Schmerz Englands, daß dieses schöne und bequeme Handelsgeschäft jetzt in keiner Weise mehr gelingen will. Das achtzehnte Jahrhundert ist ins Meer der Ewigkeit gesunken, und die schönen Subsidienverträge, durch die man für englisches Geld so billig deutsches Blut erkaufte und dafür, während sich die Völker des europäischen Festlandes rauften, die Schätze Indiens und unermeßliche Länderstrecken in fremden Weltteilen einheimste, werden heutzutage nicht mehr abgeschlossen. Es will auch durchaus nicht mehr gelingen, Russen und Türken an einander zu hetzen, von Chinesen oder Japanern, noch besser von Chinesen und Japanern Zugeständnisse als Meistbegünstigter zu erlangen, Revolutiönchen in Venezuela zur Abrundung englischer angrenzender Gebiete zu benutzen; ja nicht einmal Bauernrepubliken konnten bezwungen werden, kurz, es ist vorbei mit Englands Schacher. Das Britannia rules the waves ist leeres Wortgeklingel.

Woher kommt das? Haben das die Engländer nicht ahnen können? Allerdings, und sie haben es auch geahnt. Schon vor vielen Jahren hat ein englischer Seeoffizier sein Vaterland auf die Entwicklung der französischen Flotte

aufmerksam gemacht, indem er namentlich auch hervorhob, daß der französischen Flotte ihre rasche Bemannung einen bedeutenden Vorsprung vor der englischen verschaffen würde. In dem Aufsatze in Heft 34 der Grenzboten von 1895, wo Wislicenus die Betrachtungen eines sachverständigen Engländers über die verschiednen bei Eröffnung des Nordostseekanals vertretnen Kriegsschiffe europäischer Seemächte einer Kritik unterwirft, finden wir schon gewissermaßen eine Bestätigung dieser Ansicht. Auch die Vorzüge deutscher Kriegsschiffe vor englischen werden von Wislicenus klar und richtig in dem erwähnten Aufsatze hervorgehoben. Wir hören, daß Frankreich das erste Panzerschiff — La Gloire — baute, und daß dieses das Vorbild wurde für das später gebaute erste englische Panzerschiff „Warrior," daß „Warrior" aber trotzdem seinem Muster nachstand. Wir hören ferner, daß jetzt Frankreich und nicht England die besten Kriegsschiffbaumeister hat. Sogar die kleine deutsche Seemacht ist vorbildlich für England geworden: sie war es, die zuerst eine Anzahl von Kriegsschiffen, die zu einem Geschwader zusammengestellt werden und als solches vereinigt fechten sollen, nach gleichem Muster baute, eine Einrichtung, die für die Leitung der Schiffe im Gefecht gewiß von unberechenbarem Vorteil ist. Auch ein hoher englischer Seeoffizier hat auf die Entwicklung der deutschen Seemacht schon vor Jahren seine Landsleute warnend aufmerksam gemacht, und er hat Recht gehabt, denn schon jetzt baut Deutschland seine Schiffe selbst und im eignen Lande, und der erwähnte Vorzug der französischen Flotte vor der englischen in der raschern Bemannung trifft für unsre Flotte noch in erhöhtem Maße zu. Unser Mobilmachungsplan sichert der Flotte, dank unsrer vorzüglichen Landwehrbezirkseinteilung und unsern geordneten Magazinverhältnissen, wo alles bis zum letzten Tau und Nagel für jedes Schiff abgezählt bereit liegt, eine ebenso schnelle Kriegsbereitschaft wie unserm Landheere. Hören wir dagegen, was Lord Randolph Churchill in einer Rede an seine Wähler am 3. Juni 1887, also vor noch nicht zehn Jahren, über die Marine Englands gesagt hat. Die Rede ist gedruckt, und von einem Widerspruch nichts bekannt geworden. „Als im Jahre 1886 — erzählt er — angesichts der schwierigen politischen Lage Europas auch England vor einer Mobilmachung seiner Flotte stand, fehlte für die Maschinengeschütze (Revolverkanonen) der Panzerschiffe jegliche Munition; es war nichts davon in den Magazinen vorhanden. Das gewaltige Panzerschiff »Monarch« kam in den Hafen und hatte zwei neue schwere Kanonen für seine Türme nötig. Es waren aber keine vorhanden. Wie half man sich? Man nahm zwei schwere Kanonen, die für die Forts von Spithead und Portsmouth bestimmt waren und brachte sie an Bord des »Monarch.« Also trotz einer jährlichen Ausgabe von mehr als 30 Millionen Pfund Sterling für Marinezwecke mußten zwei Forts entwaffnet werden, um einen Panzer zu bewaffnen. Das Artilleriedepartement im Kriegsministerium konstruirte 1883 oder 1884 die sogenannte 43-Tons-Kanone und bestellte bei Armstrong

fünfzehn Stück davon. Obwohl Armstrong die Konstruktion als fehlerhaft bezeichnete, mußte er doch die Kanonen anfertigen. Noch nach der Anfertigung warnte ein Direktor der Armstrongwerke vor ihrem Gebrauch. Trotzdem kamen vier auf den großen Panzer »Collingwood.« Schon beim zweiten Schuß mit nur halber Ladung sprang eins der Geschütze. Dennoch sind vier der Geschütze für den »Collingwood« bereitgestellt, also für ein Kriegsschiff der britischen Flotte. Der »Ajax« und der »Agamemnon,« zwei große Panzerschiffe, liefen 1883 vom Stapel. Sie waren erbaut für große Angriffskraft und Schnelligkeit. Bei der Erprobung fand sich, daß sie dem Steuer nicht folgten, sobald sie mehr als acht Meilen in der Stunde laufen sollten. Der »Collingwood« von der sogenannten Admiralsklasse ist so unrichtig gepanzert, daß er an einem halben Dutzend Punkten zum Sinken getroffen werden kann. Dazu sind, wie gesagt, seine Kanonen so schlecht, daß sie schon bei halber Ladung springen, unmöglich also mit Vertrauen und Erfolg von den Matrosen bedient werden können." Noch schlechter als „Collingwood" sollen die Panzerschiffe „Victoria" und „Sans Pareil" sein. So rechnet Churchill der Admiralität nach, daß sie in dreizehn Jahren achtzehn Schiffe gebaut hat, die für ihren Zweck, den Krieg, unbrauchbar sind. Ich kann hier nicht auf alle weitern Anklagen eingehen, die Churchill noch gegen die Marinebehörden seines Vaterlandes ausspricht, z. B. die, daß die Kohlenstationen im Auslande schlecht eingerichtet seien, daß man Verpflegungsgegenstände, wie Büchsenfleisch nach Australien, Zucker und Rum nach Jamaika, Thee nach Hongkong von England aus an die dort stationirten Schiffe sende, während doch diese Dinge an Ort und Stelle billiger zu beziehen seien, nur eins noch will ich nach Churchills Angaben erzählen: „Als die französische und die englische Flotte 1881 vor Alexandria lagen, überließ die französische den Engländern das Bombardement der Stadt. Die englischen Schiffe »Alexandra,« »Temeraire« und »Monarch,« alle drei schwere Kriegsschiffe, feuerten eine Anzahl von Granaten aus ihren elfzölligen Kanonen. Was war ihre Lage nachher? Gesetzt, der französische Admiral hätte sich der Landung der Engländer widersetzen wollen, die Engländer hätten ihm ohne weiteres nachgeben müssen; denn sie hatten für jede ihrer schweren elfzölligen Kanonen nur noch zehn Schuß, und was das Schlimmste war, in dem großen englischen Arsenal der Insel Malta befand sich auch nicht der geringste Vorrat mehr an Munition für diese Geschütze. Außerdem hatten die Granaten so schlechte, unzuverlässige Zünder, daß ein großer Teil der Geschosse nicht zersprang."

Die oben aufgeführten Kriegsschiffe befinden sich, wenn auch teilweise umgebaut, noch heute in der englischen Kriegsmarine, wie man sich im Jahrgange 1896 des Gothaischen Kalenders überzeugen kann. Die Stärke der britischen Flotte wird dort auf 212 neuere und 235 ältere Schiffe angegeben, aber ausschließlich Torpedoboote und armirte Handelsdampfer ver-

Digitized by Google

schiedner Art. Zu den neuern Schiffen werden die von 1886 bis 1895, zu den ältern die von 1865 bis 1886 gebauten und die zwischen 1890 und 1894 umgebauten Schlachtschiffe gerechnet. Im Bau befinden sich noch 4 Panzerschlachtschiffe, 13 Kreuzer und einige kleinere Schiffe. Zum Kanalgeschwader aber gehören nur 4 Schlachtschiffe, und einschließlich dieser stehen überhaupt an den Küsten des Vereinigten Königreichs 144 Schiffe aller Art, ohne die Torpedofahrzeuge. Alles übrige ist in den Kolonien verteilt. Das ist freilich eine gewaltige Flotte, der wir, abgesehen von unsern zahlreichen Torpedofahrzeugen, im ganzen nur 89 Schiffe und Fahrzeuge, darunter 21 Panzerschiffe, 13 Panzerkanonenboote und 18 Kreuzer gegenüberzustellen haben. Aber wenn wir die Angaben Churchills über die Fähigkeit der Schiffe bedenken, wenn wir ferner aus dem Aufsatz von Wislicenus lernen, daß der „Agamemnon" der englischen Flotte noch heute Vorderladegeschütze führt, wenn wir bedenken, daß die englische Schiffsmannschaft noch heute durch Werbung ergänzt werden muß, daß das sogenannte fliegende Geschwader, das England nach der Delagoabai entsenden will, um bei weitern Verwicklungen mit Transvaal zur Stelle zu sein, immer noch nicht fertig und namentlich noch nicht mit der erforderlichen Mannschaft versehen ist, so braucht man sich vor der englischen Seemacht nicht allzusehr zu fürchten. Es fällt aber weiter ins Gewicht, daß Deutschland in einem Seekriege mit England gewiß nicht allein stehen würde, da ihm Rußland und Frankreich zur Seite sind, der Nordostseekanal die Vereinigung der deutschen und russischen Seestreitkräfte wesentlich erleichtert, und was vor allem hervorzuheben ist, daß russische, französische und namentlich deutsche Geschwader alljährlich Übungen unternehmen, die ähnlich denen des Landheeres, Führer und Mannschaften für das Gefecht vorbereiten. Das ist in England weit weniger der Fall, und nur dadurch erklärt es sich auch, daß sich bei einer englischen Seedienstübung vor etwa zwei Jahren die beiden Geschwader, die gegen einander fechten sollten, gar nicht begegneten! Was helfen also viele und vielleicht auch gute Schiffe, wenn die Kanonen nichts taugen, die Mannschaften aus allen Ecken zusammengesucht und die Führer mangelhaft eingeübt sind.

Die Engländer kennen diese Mängel ihrer Seemacht sehr wohl, sie haben deshalb Deutschlands aufstrebende Macht immer mißtrauisch beobachtet. Das wissen wir ja am besten aus unsern Kriegen wegen Schleswig-Holstein von 1848 bis 1864. Unverhohlen sprach es in einem Artikel von Palmerstons Leibjournal, der Morning Post vom 6. April 1861, ein Engländer aus, man dürfe Preußen nicht in den Besitz dieser Länder kommen lassen, weil es dadurch den Kieler Hafen, diesen prachtvollsten Kriegshafen und ein Land erwerben würde, durch das die Bemannung seiner Schiffe gesichert sei; denn die Küsten Schleswig-Holsteins wimmelten von tüchtigen Seeleuten. Mir selbst ist in der Unterhaltung mit einem Engländer aus den höchsten Kreisen, der

seinen Wohnsitz dauernd in Deutschland genommen hatte, folgendes begegnet. Er fragte mich, es kann 1867 oder 1868 gewesen sein: „Glauben Sie, daß die Erfolge Preußens von Dauer sein und zur Einheit Deutschlands führen werden? — Gewiß, antwortete ich. — Glauben Sie auch, daß Deutschland eine Seemacht werden wird? — Allerdings, das glaube ich auch, und zwar ganz sicher! — Nein, das glaube ich nicht! — Verzeihung, aber da tritt der Engländer zu Tage.“ Mein Gönner wandte mir den Rücken zu und ließ mich stehen. Herr Wislicenus sagt mit Recht: „Es ist den Engländern unbequem, daß wir tüchtige Seeleute und gute Schiffe haben; deshalb ziehen sie vor, sich selbst zu täuschen und sich weiszumachen, unsre Schiffe wären nur für die Ostsee gut, aber bis nach England, der Insel im Atlantischen Meere, könnten sie kaum herüberkommen. Sie fürchten, daß »Festeuropa« unter Deutschlands kräftiger Führung ihrem Weltreich gefährlich werden könnte.“

Geradezu thöricht ist es, wenn sich die Engländer durch die Insellage ihres vereinigten Königreichs für völlig geschützt vor einem Einfall fremder Truppen in ihrem eignen Lande halten. Sie mögen sich doch nur in der Geschichte umsehen! Ist nicht Cäsar zwei Jahre hinter einander, 55 und 54 v. Chr., in England gelandet? Haben nicht die Angelsachsen unter Hengist und Horsa im Jahre 449 n. Chr. einen Einfall in England gemacht und dem Lande eigentlich durch dauernde Besitznahme seinen Namen gegeben? Sind denn die Dänen nicht im elften Jahrhundert in England gelandet und haben das Reich erobert und Knud den Großen zum Könige von England gemacht? Noch in demselben Jahrhundert kommt der Normanne Wilhelm, später der Eroberer genannt, landet und schlägt den König Harald bei Hastings 1066. Von den verschiednen Kronprätendenten, wie dem Herzog von Monmouth u. a., denen wenigstens die Landung jedesmal gelang, will ich schweigen. Nur Wilhelms von Oranien will ich noch gedenken, der im November 1688 landete, König wurde und seinen anfangs vertriebnen, dann aber in Irland gelandeten Gegner Jakob II. Stuart am Boynefluß schlug. An gelungnen Landungen hat es also in der englischen Geschichte nicht gefehlt, und auch Napoleon wäre 1803 nicht davor zurückgeschreckt, wenn ihn nicht die Verhältnisse auf dem Festlande zurückgehalten hätten. Aber auch heute noch würde eine Landung in England und eine Eroberung des Landes gelingen, denn die englische Flotte kann nicht überall sein, und daß sie über deutsche, französische und russische Geschwader, oder auch nur über eines von ihnen siegen wird, ist keineswegs sicher. Daß aber die englische Landarmee auch nur drei oder vier deutschen Armeekorps Widerstand zu leisten vermöchte, das glauben die Engländer selber nicht, und unsre Leser werden es auch nicht glauben, wenn ich ihnen nun auch noch das englische Landheer nach englischen und deutschen Quellen schildere.

Da wende ich mich zunächst wieder an Churchill, der in seiner Rede betont, daß er für alle seine Angaben die Verantwortung übernehme. Nach-

dem er in dem allgemeinen Teil betont hat, daß die Flotte Englands „auf dem Papier“ und nach der Zahl der Schiffe doppelt so stark sei, als die Preußens und Frankreichs zusammen, geht er zu der damaligen (1887) vorhandnen Bewaffnung des Landheeres über. Zunächst nennt er, gestützt auf General Lord Wolseleys Aussage, das Geschütz der reitenden Artillerie das schlechteste in Europa. Auch das Geschütz der Feldartillerie sei minderwertig, ebenso die Gewehre der Infanterie. Ebenso urteilt er über die Säbel der Kavallerie, die Hirschfänger der Matrosen und die Bajonette der Infanterie, also über alle blanken Waffen. Sie hätten sich in dem ägyptischen Feldzuge gebogen und wären in der Biegung stehen geblieben, entbehrten also der Federkraft. Das ist ja nun allerdings in den letzten zehn Jahren anders geworden. Man hat neue Waffen eingeführt und durch Solinger Waffenschmiede, die man nach Birmingham berief, die Fabrikation verbessert. Aber andre Fehler, die Churchill rügt, können nicht in kurzer Zeit verbessert werden. Dahin gehört der mangelhafte Zustand der Festungen, von denen er sagt, daß keine einzige richtig und genügend armirt und verproviantirt sei, manche sogar jeglicher Armirung und Proviantirung entbehrten. Malta z. B. sei ungenügend und unrichtig armirt und nicht hinreichend proviantirt, um seine Besatzung auch nur drei Wochen zu erhalten. Ferner hat England nicht ein einziges schweres Geschütz in Vorrat, auch durchaus nicht den geringsten Vorrat an Munition für Geschütze. Als weitern Beweis für den Leichtsinn Englands in militärischen Dingen und für die Unzuverlässigkeit der einschlägigen Behörden erzählt er, daß bei der Expedition nach Khartum die Truppen erst im Gefecht entdeckt hätten, daß ihre Granaten von stärkerm Kaliber waren als die Geschütze, also gar nicht in die Geschützrohre geladen werden konnten! Die Schrapnells waren gar nicht oder nicht vollständig gefüllt und mit schlechten Zünden versehen, sodaß sie nicht explodirten.

Solche Fehler, nach deutschen Begriffen fast Verbrechen, lassen auf eine allgemein vorhandne sträfliche Unzuverlässigkeit der Verwaltung schließen, und um diese auszurotten, dazu bedarf es jahrelanger durchgreifender Erziehung zur Ordnung und Pünktlichkeit, wie sie das deutsche Heerwesen seinen Führern und ganz besonders den Hohenzollernfürsten verdankt. Churchill schreibt die riesigen Ausgaben, die England für seine Wehrfähigkeit trotz aller dieser Mängel macht, dem Unverstande der leitenden Behörden, der Überzahl von Beamten, dem steten Wechsel in den höhern Beamtenstellen und den dadurch veranlaßten hohen Pensionen der ebenfalls wechselnden zahlreichen Unterbeamten zu. Er behauptet, daß das britische Reich 51 Millionen Pfund Sterling auf seine See- und Landmacht verwende, 31 Millionen mehr als das deutsche Reich und 20 Millionen mehr als die französische Republik, und glaubt nachgewiesen zu haben, daß England trotzdem, verglichen mit diesen beiden Großmächten, zu Wasser und zu Lande verteidigungslos sei und gänz-

lich unvorbereitet dastehe. Am Schlusse ruft er aus: „Können wir angesichts der gegebnen Schilderung unsrer militärischen Lage, deren Richtigkeit ich gegen jedermann aufrecht erhalte, von irgendeinem Einfluß Englands im Rate Europas sprechen? Haltet ihr es nicht für äußerste und offenbare Narrheit, wenn ein Minister — wenn es überhaupt einen solchen giebt — von Widerstand gegen Rußlands Vorschreiten im Südosten Europas durch Militärmacht träumt? Ein Minister, der bei dieser militärischen Lage des Landes eine auswärtige Politik treiben wollte, wie sie anscheinend einige befürworten, wäre ein Wahnsinniger!"

Seit dieser Rede Churchills sind bald zehn Jahre verflossen. Abgesehen von dem schönen Tauschvertrage, der England die Insel Sansibar und das große Wituland, uns aber die Insel Helgoland eintrug, die nach und nach von den Meereswellen weggespült werden wird, hat das britische Reich nichts erreicht; wo es auch aufzutreten suchte, ist es über Depeschen und thörichte Entrüstungsmeetings nicht hinausgekommen und hat den Dingen ihren Lauf lassen müssen. Die Schäden, die Churchill rügt, lassen sich auch in zehn Jahren nicht bessern. Als Beweis dient die fieberhafte Thätigkeit, mit der jetzt wieder Schiffe gebaut, Uniformen angefertigt werden usw. So stoßweise darf in einem Staatswesen, das kriegsbereit sein will, überhaupt nicht verfahren werden. Jeden Tag fertig zu sein, dazu gehört eine stetige nicht nachlassende Thätigkeit. Von Moltke erzählt man, er habe während der Mobilmachung 1870 Romane gelesen. Das mag eine Anekdote sein. In Wahrheit konnte er sich das erlauben, denn seine Arbeit war fertig, und alles war bereit.

Daß die englische Landmacht in den letzten Jahren keine oder so gut wie keine Fortschritte gemacht hat, beweist uns auch ein eben erschienenes Buch: Das englische Heer einschließlich der Kolonialtruppen in seiner heutigen Gestaltung. Von le Juge, Hauptmann à la suite des Kadettenkorps, Militärlehrer bei der Hauptkadettenanstalt (Leipzig, Zuckschwerdt u. Co., 1896). Der Verfasser hat außer eignen Beobachtungen alles benutzt, was an englischen Originalangaben, englischen, deutschen und französischen Zeitschriften nur zu erreichen war. Er lobt, was zu loben ist, muß aber doch sagen, daß das englische Volk heute mehr als je das Verlangen zu hegen scheine, den wahren Wert seiner Wehrkraft zu Lande, neben dem unbestrittenen(?) der Flotte, einer gründlichen Prüfung zu unterziehen und zu untersuchen, wo und wie sie erhöht, die Organisation der Armee verbessert und die Kraft der gesamten Landesverteidigung gehoben werden könne. Er giebt auch zu, daß das die Kreidefelsen Old Englands umspielende Meer heutzutage nicht mehr als Schutz der heimischen Küste gegen kriegerische Unternehmungen großer andrer Militärstaaten angesehen werden könne. Um so weniger, füge ich hinzu, als es nie ein Schutz gewesen ist.

Nach le Juge beträgt das stehende Heer Englands im Kriegsfalle 222151 Mann. Davon gehen für Ägypten, Indien und die übrigen Kolonien 114341 Mann ab, sodaß für die Heimat 107810 Mann verfügbar bleiben. Nimmt man an, daß die Verteidigung der Heimat den Milizen, der Freiwilligen und der Yeomanry, die bekanntlich nicht ohne ihre Zustimmung außerhalb Englands zu dienen brauchen, überlassen bleibt, so wären für einen Krieg im Auslande diese 107810 Mann nebst Armee- und Milizreserve, zusammen 114260, im ganzen 222070 Mann verfügbar. Davon gehen aber bei einer Mobilmachung mindestens 10 Prozent ab, es blieben also 199863 Mann. le Juge sagt, daß man in England sogar 15 Prozent bei einer Mobilmachung abrechnen müsse, daß ferner im Falle eines Krieges mit dem Auslande auch die auswärtigen Stationen verstärkt werden müßten, daß dazu aber, wenn man nun wirklich die nötigen Mannschaften als vorhanden annehmen wolle, hinsichtlich deren Ausrüstung „nicht weniger als alles" fehle. Bisher sei dafür auch nicht das kleinste Stück vorgesehen, noch irgendein Organisationsplan ins Auge gefaßt worden. Es fehlt also an Truppen, fehlt an Ausrüstung, es fehlt an den so notwendigen Trains — Train besteht überhaupt erst seit 1870 in England —, und endlich ist die Disziplin, wie ja bis in die letzte Zeit vielfach durch die Zeitungen bekannt geworden ist, höchst mangelhaft. Trunkenheit und Desertion übersteigen das Maß dessen, was in dieser Beziehung bei andern Heeren vorkommt. Eine Zusammenfassung der Heeresteile in höhere Verbände, wie Brigaden, Divisionen und Armeekorps, besteht bis auf den heutigen Tag im Frieden nicht. Diese Verbände werden erst bei der Mobilmachung gebildet. Die Truppe kennt also im Kriegsfalle ihre Kommandeure nicht, der Kommandeur kennt die Truppe nicht, nicht einmal seinen eignen Stab. Was das heißt, haben die süddeutschen kleinen Staaten im Mainfeldzuge 1866 zur Genüge erfahren. Die englischen Manöver erstrecken sich kaum auf das, was wir Divisionsmanöver nennen. Daher wohnen stets so viel englische Offiziere den deutschen Herbstübungen und denen andrer europäischen Großstaaten bei. Die französische Zeitschrift Revue du cercle militaire vom Januar 1896 hebt diesen Umstand ausdrücklich hervor und erklärt ihn nur damit, daß die englischen Offiziere eben zu Hause nichts in der Führung großer Verbände lernen können. le Juges Buch bestätigt also im großen und ganzen, was Churchill schon vor zehn Jahren gesagt hat.

Erst in den letzten Jahren hat man in England begonnen, ein Gefühl für die Minderwertigkeit der eignen Wehrkräfte zu bekommen. Aber dieses Gefühl ist noch nicht zu der Stärke gediehen, daß die allgemeine Wehrpflicht eingeführt würde. Und doch kann kein Staat auf die Dauer bestehen, wenn er nicht das Schwert in die eigne Hand nimmt, um seine Grenzen zu verteidigen. Noch weniger aber kann ein Staat, dessen Wehrverfassung zu Lande und zur See auf dem Werbesystem beruht, so anmaßende Forderungen stellen,

wie es England thut. Jedenfalls können wir und alle andern Völker, die mit Englands Interessen in Widerstreit geraten, ruhig auf unserm Recht bestehen. Möchte doch namentlich in Deutschland die Stimmung erhalten bleiben, die die Depesche des Kaisers nach Transvaal und die bekannten Reichstagsverhandlungen zum Ausdruck gebracht haben! C. v. H.

Ein Buchdruckerstreik?

Unser verstorbner Freund, der berühmte Rechtsgelehrte Otto Bähr, hat einmal nachgewiesen, daß sich das Durchschnittseinkommen des Arbeiters, wenn das Gesamteinkommen aller Deutschen gleichmäßig verteilt werden könnte, nur um wenig über hundert Mark erhöhen würde.*) Selbstverständlich würde sich das aber praktisch gar nicht einrichten lassen, denn wenn man wirklich durch eine kommunistische Staatseinrichtung Gleichheit der Einkommen schaffen wollte, so würden sofort unzählige Einkommen, z. B. alle, die aus der Herstellung von Luxusgegenständen entspringen, aber auch noch viele andre, die mit der Lebensführung der obern Stände zusammenhängen, überhaupt wegfallen, und der kommunistische Staat könnte wohl in die Lage kommen, sich künstlich höhere Stände schaffen zu müssen, für die die große Menge wieder zu arbeiten vermöchte. Jedenfalls geht aus dem Bährschen Nachweis hervor, daß bei einer allgemeinen Teilung das einzelne Durchschnittseinkommen nur eine geringe Steigerung erfahren würde, unzählige Betriebe aber, die jetzt auf dem Unternehmergewinn aufgebaut sind, sofort ruinirt werden müßten, und damit auch die Existenz der Arbeiter, die ihren Unterhalt bei diesen Betrieben finden. Die „Teilung," d. h. die Erhöhung des Arbeitereinkommens, wäre der Ruin der Betriebe, der Ruin der Betriebe aber Vernichtung des Arbeitereinkommens. Diese einfache und klar auf der Hand liegende Thatsache wird durch die Verhältnisse im Buchdruckgewerbe sehr deutlich illustrirt. Eine Darstellung der Sachlage und der Folgen, zu denen der jetzt wieder drohende Streik führen könnte und unter Umständen führen muß, wird für manchen unsrer Leser interessant und schon aus dem Grunde nützlich sein, weil sie auch auf die Lage andrer Industriezweige Licht werfen kann.

Die Arbeiter des Druckereigewerbes verlangen eine Verkürzung der Arbeits-

*) Ein Gespräch über die soziale Frage. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1885.

zeit und Lohnaufschläge,*) die zusammen für die Druckereibesitzer eine Erhöhung der Betriebskosten um 25 bis 30 Prozent bedeuten würden. Der Reingewinn einer Druckerei wird aber, den Kapitalzins eingeschlossen, im allgemeinen 10 bis 15 Prozent nicht übersteigen und in vielen Fällen sogar noch darunter bleiben. Es ist also klar, daß bei den jetzigen Druckpreisen die verlangte Lohnerhöhung, also bei den Preisen, die die Druckereien jetzt ihren Auftraggebern berechnen, außerhalb der Möglichkeit liegt, und die Frage ist, ob diese Preise sich beliebig erhöhen lassen. Wären sie unveränderbar und bildete ihre jetzige Höhe die natürliche Grenze, so stünde fest, daß das Verlangen der Arbeiter eine Verrücktheit wäre; die Druckereien könnten es nicht erfüllen, und sie könnten nicht einmal die Hälfte bewilligen, denn auch dann wären sie schon brach gelegt: der kleine Vorteil des für die Arbeiter Erreichbaren fräße schon den ganzen Unternehmergewinn. Die Prinzipale müßten die Arbeit einstellen, und die Arbeiter hätten überhaupt nichts mehr. Es wäre der Beweis geliefert, wenigstens für dies eine Lebensgebiet, daß es mit dem schönen Traum von dem Glück, das die allgemeine Teilung bringen müßte, nichts wäre, er zerrönne vor der harten Wirklichkeit.

Ja, wenn die Voraussetzung zuträfe! wird eingeworfen. Freilich, es bleibt zu untersuchen, ob es Grenzen für die Preisstellung der Prinzipale giebt, und ob nicht der Lohnaufschlag, den die Gehilfen fordern, einfach von den Auftraggebern der Drucker und weiter vom Publikum, von den Bücherkäufern, Zeitungslesern usw. eingeholt werden kann. Bei dieser Untersuchung wird sich aber ergeben, daß die Dinge nicht willkürlichen Einwirkungen, sondern innern Gesetzen gehorchen, und daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen können, nicht einmal in den ganz bescheidnen Himmel, den sich die Druckereiarbeiter erwerben möchten. Es ist aber auch eine zweite Frage zu stellen: ob nämlich die Forderung der Lohnerhöhung überhaupt berechtigt ist, und diese soll vorweg beantwortet werden. Jede Arbeit ist ihres Lohnes wert. Welcher Lohn ist nun aber der der Leistung eines Arbeiters des Druckereigewerbes angemessene?

In einer normalen Durchschnittsdruckerei in den Mittelpunkten des Buchdruckgewerbes mit Durchschnittsarbeit, die also nicht ganz besondre Kenntnisse und Geschicklichkeit erfordert, bringt es der normale Arbeiter, der das normale Maß von Geschicklichkeit und Fleiß hat, auf einen Lohn von 1400 bis

*) Der Lohnberechnung der Buchdrucker liegt ein Tarif zu grunde, der die Preise für die verschiednen Satzarten (nach der Art und Größe der Schriften und nach der Kompliziertheit) regelt und den Gehalt der in festem Lohn stehenden Arbeiter und die Arbeitszeit bestimmt. Die Grundpositionen erhalten in einer Reihe von Städten einen Lokalzuschlag, der je nach den Platzverhältnissen verschieden hoch ist, und für Überstunden wird eine für jede Stunde steigende Vergütung gewährt. Die Arbeiter stehen in festem Wochen- oder Monatslohn oder in „berechnetem," wo das geleistete Arbeitsquantum nach den Tarifsätzen bezahlt wird.

1800 Mark jährlich, bei einer Arbeitszeit von angeblich zehn, in der That etwa neun Stunden*) und dem Überverdienst, den die höher bezahlten Überstunden der geschäftlich lebhaften Zeiten eintragen, die alljährlich periodisch wiederkehren. Dieses Einkommen bildet aber nicht die höchste Grenze des Erreichbaren, es kommen vielfach erheblich höhere Löhne vor, auch abgesehen von den Einkommen der leitenden und Aufsichtsbeamten, die aber auch dem Arbeiterstand angehören, also in Wochen- oder Monatslohn stehen und sich fortwährend aus den einfachen Arbeitern rekrutiren. Kann man einem solchen Einkommen gegenüber von einer wirtschaftlichen Notlage der Buchdruckereiarbeiter sprechen, etwa wie bei den Konfektionsarbeitern? Die Antwort wird natürlich Nein! lauten. Die Arbeit, die allerdings Geschicklichkeit und Übung verlangt, aber in der Hauptsache doch mechanisch betrieben wird, ist gut bezahlt, auch wenn viele Leute nicht die genannte Einnahme erreichen, durch Unfähigkeit oder Lässigkeit. Wir haben nichts dagegen, wenn jemand so viel wie möglich aus seiner Arbeit zu machen sucht, wenn er sie so teuer verkauft, als ihm erreichbar ist, und wenn er bei den Gelegenheiten, wo dem Unternehmer besondrer Gewinn erwächst, auch seinerseits Vorteil zu haben wünscht. Aber wir meinen, es sei ein frevelhaftes Beginnen, wenn man ohne alle wirkliche Not und ohne triftigen Grund — denn die Führer der Gehilfenschaft müssen uns erlauben, die Bewahrung ihrer Machtstellung, zu der der Krieg geführt wird, nicht als einen triftigen Grund anzusehen — einen Streik vom Zaune bricht und die Existenz von tausenden von Familien aufs Spiel setzt, wie es in diesem Augenblick wieder bei den Buchdruckern geschehen soll.

Es ist ganz ausgeschlossen, daß die, die den Streik herbeiführen wollen, die politische Leitung der Sozialdemokratie, im Unklaren darüber sein könnten, daß sie hier eine Truppe in den sichern Tod schicken. Die Arbeiter selbst wissen vielleicht nicht, zum Teil jedenfalls nicht, was sie thun. Sie glauben sich einem selbstsüchtigen Unternehmertum gegenüber, das ihnen die Thore eines Paradieses verschlossen hält; ihr enger Gesichtskreis verhindert sie, die Gesamtlage zu übersehen. Es ist ganz ehrlich, wenn sie in ihren Blättern die Frage an ihre Prinzipale richten, ob es nicht recht wäre, daß diese, statt mit den Verlegern und andern Auftraggebern, mit ihren Arbeitern gemeinsame Sache machten. Das wäre freilich das Natürliche, wenn es eben die Verleger wären, die einen märchenhaften Unternehmergewinn einsteckten, von dem sie egoistisch ihren Druckern nichts zukommen lassen wollten. Wir wollen hier nicht auf die Verhältnisse des deutschen Verlagsbuchhandels eingehen. Es giebt gewiß Verleger, die großen Gewinn haben, und nicht jeder Verleger, der warm sitzt, denkt daran, auch denen etwas zu gute kommen zu lassen, die für ihn arbeiten.

*) Es gehen die Frühstücks- und Vesperpause, das „akademische Viertel," das auch hier morgens zu stande kommt, und die Toilettenzeit nach der Arbeit ab; mit dem Schlage der Feierstunde strömt das Personal gestiefelt und gespornt aus den Geschäften.

Im ganzen ist aber der Verlagsbuchhandel ein Sport oder ein Lotteriespiel, nur kein Spiel, bei dem man mühelos einsetzt, um mühelos zu gewinnen, sondern ein mühevolles Streben, das doch in neun von zehn Fällen äfft. Das ist eine Sache für sich. Es lohnte sich vielleicht, einmal über diese Dinge zu schreiben. Hier handelt es sich nur darum, unsre erste Frage zu beantworten, ob der Lohnzuschlag, den die Druckereiarbeiter fordern, auf die Auftraggeber der Druckereien, und dabei zunächst auf die Zeitungs-, Zeitschriften- und Bücherverleger und deren Abonnenten und Käufer abgewälzt werden könnte. Das ist aber nicht der Fall. Die Buchdruckereibesitzer haben zum Teil die Absicht, den Arbeitern ihren guten Willen dadurch zu zeigen, daß sie wenigstens in bescheidnem Maße deren Wünschen entgegenkommen; sie hoffen eben, sich bei ihren eignen Auftraggebern Ersatz holen zu können; aber auch sie sind dabei wohl nicht ganz klar über die Sachlage. Der Verlagsbuchhandel hat selbst mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die für ihn aus den Verhältnissen im Druckgewerbe erwachsen. Die Zeitschriften- und Zeitungsverleger haben zum großen Teil gar keinen Spielraum: eine Erhöhung ihrer Kosten kann ihre Unternehmungen lebensunfähig machen; bei kontraktmäßigen Lieferungen, wie Regierungsarbeiten, sind die Buchdrucker gebunden — es wird wenig Gebiete geben, wo sie ohne weiteres Preisaufschläge wagen dürften.

Wenn das Publikum von einem Streik hört, und, wie hier, von einem allgemeinen, der ein ganzes Gewerbe in ganz Deutschland umfaßt, so nimmt es an, daß in der That einer Gesamtheit von Arbeitern eine Gesamtheit von Prinzipalen gegenüberstehe. Aber die Sache liegt bei den Buchdruckern ganz anders. Der Lohntarif, der die Grundlage der Forderungen der Arbeiter bildet — eigentlich ist es eine ganze Reihe von Tarifen für ganz verschiedne Leistungen —, wird nur in einer Anzahl von Städten streng eingehalten und hat eigentlich überhaupt nur für eine beschränkte Arbeitergenossenschaft Geltung, die bei weitem nicht die Gesamtheit aller im Gewerbe Angestellten umfaßt. Neben den Hauptstätten des Druckgewerbes besteht eine namhafte Druckereiindustrie verstreut im ganzen Lande, in den kleinen und großen Provinzialstädten. Diese Städte haben ihre eignen Lokal- und Provinzialblätter, und deren Druckereien haben schon längst begonnen, neben den Accidenzarbeiten (kleinern Drucksachen, wie Rechnungen, Zirkularen, Katalogen usw.), die ihnen aus dem Ortsbedarf zufallen, größere Arbeiten, Werkdruck, zu übernehmen und sich darauf einzurichten. Es sind große Druckereien entstanden, die lebhaft mit den Hauptdruckorten konkurriren, und sie sind dazu wohl imstande, weil sie, und das ist der wesentliche Punkt, Arbeiter beschäftigen, die dem Streikverbande nicht angehören und nicht nach dem Tarif bezahlt werden, der dem Verband gegenüber als Grundlage gilt.*) Die Provinzialdruckereien arbeiten nicht zu Tarif-

*) Dieser Tarif beruhte auf Vereinbarungen zwischen den Körperschaften der Gehilfen und der Prinzipale, ist aber seit dem letzten Streik autonome Einrichtung der Prinzipale, an

preisen und bezahlen bedeutend niedrigere Löhne, als den Verbandsmitgliedern bezahlt werden müssen; während sich z. B. der einfache Wochenlohn der tüchtigen Durchschnittssetzer in Leipzig (ohne Überstunden) um 30 Mark dreht, beträgt er in der Provinz nur 18 bis 19 Mark. Entsprechend ist es bei den Druckerlöhnen usw. Daraus, und außerdem aus dem Umstande, daß die Provinzialdruckereien billigere Werkstätten und andre Ersparnisse haben, entspringt ihre Konkurrenzfähigkeit.

Aus diesen Verhältnissen ergiebt sich nun folgendes. Die Provinzialdruckereien sind natürlich nicht imstande, in allen Dingen mit den Großstadtdruckereien zu konkurriren. Es giebt hundert Dinge, die besondre Einrichtungen, besondres Material, besonders geschulte Kräfte, das Ineinandergreifen ganz verschiedner Betriebe und Gewerbe erfordern; daraus ist eben die großartige Entwicklung der Hauptdruckstätten hervorgegangen, und nicht jede Provinzialstadt kann sich das nach Belieben schaffen. Aber bei der überwiegenden Masse der glatten und einfachen Arbeit, die auch den großen Plätzen die Haupteinnahme schafft, kann die Provinz mit Leichtigkeit konkurrirend auftreten, und sie thut es in immer stärkerm Maße. Ja es kann sehr leicht in einem für die Großstädte verhängnisvollen Umfange geschehen, und das ist es, worauf die Lohnerhöhung, die von den Verbandsleuten gefordert wird und durch den Streik erzwungen werden soll, hinführen würde. Rissen die Provinzialstädte einen großen Teil der Arbeit an sich, die jetzt den Großstadtdruckereien ihren Gewinn bringen, so könnten diese trotz der besondern Leistungen auf manchen Gebieten, die nur sie bieten können, leicht ruinirt werden. Ein blühendes Gewerbe könnte vernichtet werden und damit die Existenz des besten und wertvollsten Arbeiterteils, der jetzt sein gutes Auskommen hat.

Der Verlagsbuchhandel hat nun ein großes Interesse daran, daß dieser Unsinn nicht zustande kommt. Ein großer Teil aller bessern und schwierigern Druckarbeit verlangt wohleingerichtete Mittelpunkte, in denen sich alles vereinigt, was der Industrie dienen kann, und gutgeschulte Arbeiter, und der Buchhandel muß sie lebensfähig erhalten und schützen, das ist sonnenklar, denn es ist eine Lebensfrage für ihn selbst. Er kann sie aber nur schützen, wenn er ein Hinaufschrauben der Löhne auf eine Höhe verhindert, die der Provinz das Übergewicht giebt. Das ist der Grund, weshalb auch der Verleger dieser Zeitschrift, woraus ihm die sozialdemokratischen Blätter einen Vorwurf machen,

---

der diese festhalten, obgleich die Arbeiter den Tarif nicht formell angenommen haben. — Mit dem oben Dargelegten soll übrigens nicht gesagt werden, daß die Verbands- und Nichtverbandsarbeiter durchaus örtlich getrennt stünden. In der Provinz arbeiten Verbandsmitglieder zu den dort üblichen Preisen, und an den Hauptplätzen Nichtverbandsleute, „Wilde," zu Tarifpreisen und höhern. Z. B. in den Druckereien großer Zeitungen werden dem geschulten Personal Löhne gezahlt, die die Arbeiter über den Tarif und die Streike hinwegheben — zum Verdruß der Verbandsleitung.

trotz seiner Arbeiterfreundlichkeit, in der That aber wegen ihr, die Verlegererklärung unterzeichnet hat, die sich gegen die Lohnerhöhung — oder vielmehr gegen die Bewilligung höherer Druckpreise — wendet und den Streik zu verhindern sucht, und er wird mit allen Mitteln eine Vereinigung des gesamten Verlagsbuchhandels herbeizuführen suchen, die imstande sein wird, einen entscheidenden Einfluß auf die Lohnverhältnisse zu gewinnen. Es handelt sich nicht um die Versagung berechtigter Wünsche, im Gegenteil, er gäbe von Herzen gern mehr, wo es ginge und wo er könnte; sondern es handelt sich um die Notwendigkeit der Erhaltung eines wertvollen und vernünftigen Bestehenden, und um den Schutz der Arbeiter selbst. Nicht aus einer vorhandnen Not sind sie zu retten, sondern vor einer drohenden sind sie zu bewahren, in die sie gestürzt werden sollen.

Denn was würde mit ihnen geschehen, wenn sie sich durch den Streik die geforderte Lohnerhöhung zu erzwingen suchten und wirklich erzwängen? Die Verleger haben unter sich selbst scharfe Konkurrenz. Ein Buch, das billig in der Provinz gedruckt werden kann, schlägt leicht eines, das in den Hauptdruckstädten mit höhern Kosten gedruckt wird und deshalb auch einen höhern Preis haben muß oder andernfalls nur weniger abwerfen kann. Die Verleger, die sich der Provinzialdruckereien bedienen, sind also in vielen Dingen leistungsfähiger als die andern. Der Wettstreit hat aber seine Grenzen, und die sichere Folge der vom Verband erzwungnen Lohn- und Preiserhöhung wäre, daß alle Verleger mit allen Druckaufträgen, bei denen es möglich wäre, in die Provinz, also dahin, wo es billig ist, gingen und gehen müßten. Und die Folge für die Arbeiter wäre, daß sie ihre gute Arbeit an den Hauptplätzen verlören — in weit größerm Umfange, als sie ahnen, denn es würden nicht nur etliche Hände frei werden, sondern durch die unbedingt eintretende Schließung einer Reihe von Betrieben, deren tausende —, und daß sie der Arbeit in die Provinz folgen und sich ihr auf Gnade und Ungnade ergeben müßten. Sie würden nicht ihren Tarif mit hinaustragen können, sondern zu den Bedingungen frohnden müssen, zu denen es die Provinzialarbeiter schon zu thun gezwungen sind. Jeder, der die Dinge kennt, weiß, wie es dort steht, und daß es eine Unmöglichkeit für die Sozialdemokratie ist, die Streikbewegung in die Provinz hinauszutragen. Sie hat nur Macht, wo sie sich auf die geschlossene Gewerkschaft stützen kann, und das kann sie nur in den großen Städten.

Der Streik wäre ein unerhörter Frevel gegen die Arbeiter. Das sagen wir der sozialdemokratischen Leitung und auch den Arbeitern, die es hören wollen und verstehen können. Es würden wieder tausende von Familien ins Elend gestürzt werden — was ein Streik für die Familien der Arbeiter bedeutet, bleibt ja gewöhnlich verborgen, aber man blicke dann nur in die Arbeiterhäuser! —, und nicht nur vorübergehend, sondern für immer. Die Arbeiter haben zum Teil jetzt noch an den Folgen des letzten mißlungnen Streiks zu

kauen, soweit sie nicht damals überhaupt aus dem Gewerbe gedrängt worden und untergegangen sind; allmählich haben sich die tüchtigen wieder in die guten Stellen emporgearbeitet und warm gesetzt, und wieder sollen sie für die untüchtigen und für politische Zwecke geopfert werden, mit Hilfe der blödsinnigen Tarifgleichmacherei. Ob sie wollen oder nicht, hilft ihnen nichts; dank der straffen Gewerbeorganisation müssen sie über die Klinge springen, wenn es der Verbandsvorstand verlangt, und viele thun es mit offnen Augen, aus idealen Gründen, weil ihnen die Verbandssache ein Heiligtum ist, oder verzweifelt, weil sie aus Furcht unfreie Männer sind.

Im Augenblick ist ja, wie aus den Zeitungsberichten bekannt geworden ist, die Entscheidung wegen des Streiks hinausgeschoben worden — die Zeitungen berichten über eine friedliche Beilegung, von der aber gar keine Rede ist; es ist jetzt rein aus formellen Gründen überhaupt noch nicht in die eigentlichen Verhandlungen eingetreten worden, und die Arbeiter haben sich dazu bequemen müssen, obgleich sie, oder ihre Leiter, am liebsten sofort losgeschlagen hätten, die Verhandlungen bis dahin zu verschieben, wo sie eine zur Verhandlung als berechtigt anerkannte Kommission gewählt haben werden, das ist im April. Darüber wird die nach ihrer Meinung beste Zeit zum Streik vergangen sein, und die Stimmung ist im Augenblick ziemlich kleinlaut. Die Führerschaft giebt zu erkennen, daß sie im Mai in keinen Kampf mehr eintreten würde. Damit ist dieser aber keineswegs aufgegeben, im Gegenteil, er wird auf alle Fälle im Herbst oder spätestens übers Jahr doch eingeleitet werden, denn die Führerschaft hat die Kämpfe nötig, wenn ihr nicht die Fäden aus der Hand gleiten sollen.

Der Streik wird auf alle Fälle versucht werden, so lange die sozialdemokratische Partei Interesse daran hat, die Massen in Unruhe zu erhalten — früher waren die Buchdruckergehilfen eine Gewerkschaft, die die Sozialdemokraten über die Schulter ansah —, und so lange die Tarifverhältnisse die Handhabe dazu bieten. Deshalb werden Verleger und Druckereibesitzer gemeinsam zu erwägen haben, wie sie diesen ewigen Beunruhigungen vorbeugen können, ohne den Vorteil der festen Tarife, die für Arbeiter und Prinzipale gleich nützlich sind, aufzugeben. Die vernünftigen Arbeiter werden es zufrieden sein. Und noch eins muß herbeigeführt werden — es ist die Pflicht der Regierung darauf hinzuwirken, wenn sie klar sieht, wo das Volk zu seinem Schaden mißbraucht wird —, daß die Elemente, die am leichtesten der politischen Irreführung unterliegen, der Sozialdemokratie entzogen werden, und dieser die Mittel, die sie von diesen Elementen am leichtesten für ihre Zwecke erhält: die jungen Leute dürfen nicht freie Verfügung über ihren vollen Verdienst behalten vor ihrer Großjährigkeit.

Auch auf diesem Gebiete haben ja die Dinge und Verhältnisse eine viel tiefer gehende Wurzel, als die meisten sehen. Die Arbeiterschaft sieht das Elend

um sich,*) und auf ihrer Seite entspringt das Verlangen nach den Lohnerhöhungen nicht durchaus selbstischen Zwecken, sondern dem Wunsch, den beschäftigungslosen Genossen Arbeit zu verschaffen. Das will man durch die Herabsetzung der Arbeitszeit erreichen, die zur Einstellung von mehr Arbeitern zwingen würde. Aber man sieht eben zweierlei nicht: daß die mögliche Lohngrenze, d. h. für die Druckereien und ihre Auftraggeber die Kostengrenze, sehr bald erreicht ist, und daneben, daß dem beschäftigungslosen Teil der Arbeiterschaft nicht geholfen werden kann. Von vornherein ist als selbstverständlich anzunehmen, daß er in der Hauptsache der unfähige und untüchtige ist. Ihn können sich die Unternehmer nicht aufzwingen lassen. Es ist schlimm für diese Leute, aber sie sind eben überflüssige Menschen, überflüssig und unbrauchbar für das Gewerbe. Haben wir aber nicht trotzdem die Pflicht, für sie zu sorgen? Nein, für sie als Buchdrucker nicht; wie weit für sie als Mitmenschen, ist eine andre Frage, aber die große Frage ist eben: wie! Hätten wir Boden, uns auszubreiten, so gäbe es auch die Not nicht, unter der ein Teil der Druckarbeiter leidet. Die überflüssigen und minderwertigen Kräfte könnten abgedrängt und auf Gebiete geführt werden, wo sie doch ihren Unterhalt fänden. Dann wäre auch die goldne und vernünftige Zeit für die Streike gekommen, die wir im Prinzip gar nicht verwerfen. Dann könnte der tüchtige Arbeiter leichter als jetzt seinen Preis nach seinem Werte stellen; wir wären nicht sentimental wegen der Unternehmungen, die unausführbar würden — es wird unendlich viel gedruckt, was nicht wert ist, gedruckt zu werden —, oder wegen der Betriebe, die zusammenbrechen müßten, weil sie nicht imstande wären, anständige Löhne zu gewähren — ihre Arbeiter hätten andre Unterkunft. Jetzt muß jeder Betrieb gehütet und geschützt werden, der überhaupt Lohn giebt, und die Produktion muß geschützt werden, die die Betriebe unterhält. Gott gebe, daß einmal leichtere und gesündere Verhältnisse eintreten, und daß es in nicht zu ferner Zeit geschieht. Was wir für nötig halten, um sie herbeizuführen, wissen unsre Leser. Unter den jetzigen Verhältnissen einen Gewaltstreich versuchen, hieße mit dem Kopfe durch die Wand rennen wollen, es wäre ein Beginnen, das sich an denen rächen würde, denen man helfen will oder helfen zu wollen vorgiebt.

---

*) Insbesondre sollen zeitweise in Berlin viel Beschäftigungslose herumlaufen. Dies hängt aber auch damit zusammen, daß in den dortigen großen Zeitungsdruckereien die Arbeit nicht gleichmäßig ist. In den Zeiten, wo die Zeitungen anschwellen, während der Parlamentssitzungen, wird größeres Personal gebraucht; dann drängen sich die Setzer von auswärts dorthin, aber oft in übergroßer Zahl, sodaß sie zum Teil sofort, zum Teil jedenfalls nach einiger Zeit wieder brotlos sind.

Textbearbeitungen musikalischer Meisterwerke

Von Alfred Heil

Der Übelstand, daß viele musikalische Meisterwerke unaufgeführt bleiben und weitern Kreisen bloß dem Namen nach bekannt werden, wird niemals ganz verschwinden. Man sollte aber kein Mittel unversucht lassen, die Programme unsrer großen Konzertinstitute zu vervollkommnen und den Spielvorrat der angesehenern Bühnen, bei aller wünschenswerten Mannichfaltigkeit, immer reiner und edler zu gestalten. Dazu gehört auch das Modernisiren, Aufbessern und Umdichten veralteter Texte. Wenn ein Stück edler Musik nicht recht lebensfähig und volkstümlich werden will, so liegt das häufig nur an Äußerlichkeiten. Wie oft hört man das Urteil: die Komposition sei außerordentlich schön, aber der benutzte Text sei schwach, mangelhaft und unbefriedigend! Nun, die Wahl des Textes ist nichts kleines. Wenn Schumann nach der prächtigen Dichtung „Das Paradies und die Peri" eine so dürftige Poesie wie „Der Rose Pilgerfahrt" in Angriff nimmt, so ist der Schade sozusagen unheilbar. Der Liebhaber und Kenner erfreut sich der einzelnen musikalischen Schönheiten, aber das Werk befriedigt nicht als Ganzes. Doch giebt es auch Schöpfungen, wo nachgeholfen werden kann, wie bei Mozarts „Zauberflöte" und Webers „Oberon." Die Vorwürfe gegen das Textbuch gehen oft zu weit. Der Kern der Arbeit ist vielleicht nicht ohne einen gewissen Wert, und die einzelnen mißratenen Stellen lassen sich ändern.

Von besondrer Bedeutung für die Musikpflege der Gegenwart und Zukunft ist die Neueinführung und Verbreitung der Bachschen Kantaten. Was hierbei die Textbearbeitung betrifft, so genügen bei den Kirchenkantaten leichte Änderungen. Hie und da kann gekürzt, gestrichen und zusammengezogen werden. Ausdrücke, die uns ästhetisch stören, können neuen, bessern Lesarten weichen. Das Biblisirende kann, wo es zu stark hervortritt, gemäßigt werden. Die Evangelischen scheuen sich zwar sehr, das sprachliche Kleid ihres religiösen Glaubens dem Fortschritt zu unterwerfen. Aber Bachs Kunst darf nicht in Schranken gehalten werden. Sie soll auch zu denen dringen, die freier empfinden und allgemein menschliche Ideale pflegen. Das Deutsch der Lutherbibel, so teuer und ehrwürdig es sonst jedem gebildeten Vaterlandsfreunde

Digitized by Google

erscheinen wird, ist nicht mehr maßgebend, wo es sich darum handelt, zu einer wesentlichen Erneuerung und Auffrischung von Religion und Kunst beizutragen. Vor hundert Jahren war man in der Bearbeitung biblischer Gegenstände weit unbefangner und selbständiger. Wie vortrefflich ist z. B. die Textdichtung zu Haydns „Schöpfung,“ die freilich aus den goldnen Tagen einer freien, aufgeklärten Frömmigkeit stammt! Wie würde diesem klassischen Werke gegenüber eine denselben Gegenstand behandelnde Poesie geraten, wenn sie gegenwärtig, etwa in Berlin, amtlich auszuarbeiten wäre!

Unter den Bachschen Kantaten befinden sich mehrere Gelegenheitskompositionen im engern Sinne, deren Texte eine sehr radikale Umarbeitung gefunden haben. Man gedenkt da in erster Linie der herrlichen „Trauerode“ auf den Tod der Kurfürstin Christine Eberhardine. Wenn man aber die Umdichtung, die Wilhelm Rust hier vorgenommen hat, mit dem Original vergleicht, so muß man sich sagen, daß dergleichen Erneuerungen zu weit gehen. Die ursprüngliche Dichtung ist in diesem Falle durchaus nicht schlecht. Sie ergeht sich meist in allgemein menschlichen Betrachtungen, die jederzeit von neuem erhebend wirken können. Die paar besonders gefärbten Stellen, wo die Städte Torgau und Pretsch, die sächsischen und polnischen Flüsse, der König August usw. erwähnt werden, drängen sich nicht auf. Wozu denn ein vollständiges Abstreifen des besondern zeitlichen und örtlichen Charakters? Sollte es sich nicht überhaupt empfehlen, solchen Werken, die in einer mühsam erreichten Sphäre der Allgemeingiltigkeit doch nur blässer und schwächer werden, das kräftigere und anziehendere geschichtliche und örtliche Gepräge zu lassen? Die weltlichen Kantaten Bachs sind allerdings, was ihre Genießbarkeit für die jetzige Zeit angeht, sehr verschieden. Da ist z. B. das wunderschöne Stück „Phöbus und Pan,“ das nur weniger Nachbesserungen bedarf, um, sorgfältig einstudirt und vielleicht auch szenisch gehoben, alle Gebildeten zu entzücken. Da ist aber auch die „Bauernkantate,“ deren geniale Musik der Vorführung vor größere Kreise harrt, deren unsinnig burlesker Text jedoch entschieden erst eine ziemlich gründliche, verfeinernde Bearbeitung verlangt. Hier möchte man sogar eine Beseitigung oder wenigstens Zurückdrängung des Mundartlichen befürworten, da dieses in der Bauernpoesie Picanders nicht sowohl originell als vielmehr ordinär wirkt. Den „Zufriedengestellten Äolus“ hat man annehmbarer zu machen gesucht, indem man das Namensfest des Professors August Müller in ein Kelterfest umgewandelt hat, wobei, statt der weisheitsvollen Pallas und ihres Schützlings, Bacchus und seine edle Gabe gefeiert werden. Vielleicht wäre hier wieder eine weniger einschneidende Operation am Platze gewesen. Genug, man behandle diese Werke von Fall zu Fall, und man wird viel schönes und gutes der Vergessenheit entziehen.

Der Ruhm deutscher Art und Größe tritt gerade in der Musik bedeutend hervor. Dennoch baut sich eine besonders beträchtliche Zahl klassischer Kom-

positionen über Dichtungen fremder Zunge auf. Wir müssen auch bei großen Deutschen, wie Händel, Gluck, Mozart, manche Übersetzungsthätigkeit vornehmen, ehe ihre Werke dem nationalen Kunstleben ganz zu gute kommen können. Dieses Übersetzen hat seine eignen Schwierigkeiten. Als Wieland einst das Stabat mater mit Beibehaltung des Rhythmus in deutsche Reime brachte, nannte er das „eine Ruderknechtsarbeit.“ *) Vollends mühsam wird aber die Aufgabe, wenn man dabei Schritt für Schritt auf die Wendungen einer gegebnen Musik Rücksicht zu nehmen hat. Nachdem man lange Zeit mit Schlechtem oder Mittelmäßigem vorlieb genommen hatte, treten seit ein paar Jahrzehnten, allerdings vereinzelt, auf diesem Gebiete höchst verdienstliche und interessante Leistungen zu Tage. Es sei nur an die äußerst umsichtige und ansprechende Don Juan-übertragung Bernhard von Guglers erinnert, die der im Leuckartschen Verlage herausgegebnen Prachtausgabe des Mozartschen Meisterwerks zu Grunde gelegt ist. Derselbe Gelehrte hat auch Cosi fan tutte vortrefflich bearbeitet, eine Oper, die freilich nicht viel Liebesmühe verdient. Ähnliche Treue zeigen die Verdeutschungen von Peter Cornelius. Die Rücksicht auf die Musik kann aber auch übertrieben werden. Der poetische Rhythmus braucht nicht geopfert zu werden, wenn man doppelte Lesarten zuläßt, nämlich solche für die Sänger — die sich natürlich nur um die musikalische Ausführung und nicht um die Versfüße zu kümmern haben — und solche für die Leser der Textdichtung, die sich den Eindruck einer glatten Versifikation nicht fortwährend verderben lassen möchten. Überhaupt müßte man bei Opernbüchern und Konzertprogrammen mehr auf äußere Gefälligkeit und Lesbarkeit sehen, dagegen in den Partituren, Stimmen usw. Treue gegen das Original und Rücksicht auf die Eigenheiten der Komposition zum Ausdruck bringen.**)

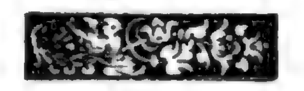
Zum Glück können manche Meisterwerke mit lateinischem Text, wie Messen, Hymnen u. dergl., sowie auch italienische Arien, wie die von Händel, mit Beibehaltung der ursprünglichen Sprache vorgeführt werden, ohne daß man zu fürchten braucht, damit unpatriotisch zu handeln. Denn es ist doch wohl auch einem größern Publikum nicht zuviel zugemutet, wenn es sich in solchen Fällen mit einer dem eigentlichen Text nur beigedruckten, ungesungnen Verdeutschung begnügt, die dann freier gehalten sein kann. Das Lateinische und Italienische hat seine Vorzüge, die in solchen Stücken mit zur Geltung kommen.

*) „Wenns ein Mensch thun müßte, fügt er hinzu. Ich kam aber von ungefähr auf den Einfall, und da ichs unsäglich schwer fand, so piquirte ich mich, und es mußte also biegen oder brechen.“ (Briefe an Merck 1, 158.)

**) In dem Liede „Der Spielmann“ von Hildach heißt es am Schluß der ersten Strophe: „Und dann sehen immer alle einen gleich so an.“ So die Sängerin. Beim Drucke des Programms sollte man sich nicht darnach richten, sondern den Bau der Dichtung betrachten und darnach herstellen:

Und dann sehen einen
Alle gleich so an.

In den letzten Jahrzehnten sind bisweilen außerordentlich mühevolle und künstliche Umarbeitungen älterer Bühnenwerke unternommen worden. Man denke an die Wiederaufnahme von Webers „Silvana,“ wo Ernst Pasqué zu den einzelnen Nummern des Komponisten ein ausführliches, nagelneues Zaubermärchen hinzugedichtet hat, oder an die Neueinrichtung des Haydnschen „Apothekers“ (Lo Speziale), wo die drei Akte der Eisenstadter Handschrift in einen einzigen zusammengezogen worden sind. Auch solche Ausgrabungen sind unter Umständen erfolgreich. In einigen Fällen scheint man freilich zuviel Arbeit an undankbare und unrettbare Dinge verschwendet zu haben. Ein lohnendes Gebiet dürften gewisse Operetten von Gluck sein. Als vor einigen Jahren auf der Dresdner Hofbühne der „Betrogne Kadi,“ musterhaft vorbereitet, aufgeführt wurde, war man allseitig aufs angenehmste überrascht. Wien sah bei der Enthüllung des Denkmals der Kaiserin Maria Theresia ein Gluckisches Schäferspiel „Die Maienkönigin,“ das Max Kalbeck frei nach Favart bearbeitet hatte. Auch dieses Stück wirkte höchst anmutig. Übrigens harren auch noch die großen Hauptwerke Glucks, obgleich unvergessen, einer glücklich neuernden Hand. Es wäre zu wünschen, daß hier einmal größere Fortschritte sichtbar würden. So wie von Richard Wagner seinerzeit die „Iphigenie in Aulis“ durch einen neuen Schluß vervollkommnet worden ist, müßte auch für die übrigen Reformopern des Meisters, namentlich für „Alceste,“ etwas neues geschehen, wenn auch vielleicht in maßvollerer und minder durchgreifender Weise. Ob dann endlich auch wieder Cherubinis „Lodoiska“ aufs Theater kommen und die Textdichtung zur „Elisa“ umgearbeitet werden wird? Wir wollens hoffen.



Großvater

Ein norwegischer Roman

In der Reihe der neuern norwegischen Erzähler, die neben den französischen und russischen die Ehre haben, von unsern Jüngsten als mustergiltig angestaunt zu werden, zeichnet sich Jonas Lie, der Verfasser der Romane „Ein Malstrom,“ „Der Lotse und sein Weib,“ „Hof Gilje,“ durch zwei sehr bemerkenswerte Eigenschaften aus. Er ist kaum weniger Tendenzschriftsteller, als die Herren Björnson, Kielland, Hamsun und andre, er haßt Schweden und die Schweden mit herzlichem Normannenhaß, er sieht in allen Menschen und Verhältnissen, die mit den alten dänischen Überlieferungen des Landes oder der Union mit Schweden zusammenhängen, die Keime zum Bösen und zum Verderben, er vertritt die realistische Bildung gegenüber der humanistischen als das einzige Heil; aber er hat dabei die

Fähigkeit und das Recht des Dichters gewahrt, die Menschen mit eignen Augen zu sehen und zu prüfen. Gelegentlich schildert er selbst aus Jungnorwegen Gestalten und Zustände, die zeigen, daß menschlicher Wert und Unwert nicht von Jung und Alt abhängt, wie man uns so gern glauben machen möchte. Sodann hat sich Jonas Lie zwar ziemlich weit zu der Klippe hinziehen lassen, an der sich heute der große Strom des Lebens spaltet, und an der jeder Wirbel vorgiebt, der Strom zu sein. Aber er hat sich nicht nur das Bewußtsein erhalten, daß der Strom größer, breiter, herrlicher ist als die einzelne Untiefe oder Stromschnelle, sondern trägt auch sichtlich eine Sehnsucht in sich, aus dem vollen Strom zu schöpfen, seine poetischen Motive und Gebilde dem ganzen Reichtum der Wirklichkeit abzugewinnen. Durch alle die genannten Romane läßt sich der stille Kampf verfolgen zwischen unbefangner Lebenswiedergabe und Tendenz, zwischen individuell poetischer Darstellung und zeitgemäßer Manier, aber nirgends deutlicher, zusammengefaßter, als in seinem neusten Buche: Großvater, einem Roman, der in deutscher Ausgabe soeben bei Richard Tändler in Berlin erschienen ist und der zwar zunächst die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich ziehen wird, das jeder modernen „Sensation" entgegenlechzt, daneben aber doch Elemente und Szenen aufweist, die auch andre Leser anziehen und fesseln können. Freilich bleibt „Großvater" eine düstere und peinliche Familiengeschichte, eines der vielen Erzeugnisse, bei denen die Nachwelt staunen wird, wie wenig wohl es den Menschen unsrer Tage in ihrer Haut gewesen ist. Aber wenn wir nicht schließlich ganz aufhören wollen zu lesen, so können wir an den Büchern dieser Art nicht gleichgiltig vorübergehen.

Der ersten Forderung an einen guten Roman, daß schon die bloße Silhouette der Handlung ungefähr einen Begriff, wenn auch keinen erschöpfenden, von dem Inhalt geben müsse, genügt das neueste Werk des norwegischen Erzählers bis auf einen gewissen Punkt. Aber leicht ist es gerade nicht, die Vorgänge wiederzuerzählen, weil diese nicht unmittelbar, sondern in ihrer Wirkung auf den alternden Mann dargestellt sind, von dem der Roman seinen artikellosen Titel führt. Dem Verfasser mag sich die Wiederspiegelung der erschütternden Familientragödie im Geiste eines Alternden, aber Geistesklaren zunächst als eine wohlthätige Abdämpfung der herben Konflikte und grellen Gegensätze dargestellt haben. Gleichzeitig dient aber diese Voraussetzung dazu, in dem greisen Beobachter und Mitspieler des dunkeln Stücks Erfahrungen und Empfindungen zu wecken, die er trotz seines vielbewegten Lebens nicht gekannt hat. Ja rückwirkend beleuchten die ergreifenden spätern Erlebnisse des Großvaters Episoden aus seinem eignen frühern Leben und bringen ihm erst zum klaren Bewußtsein, was er früher besessen und verloren hat. So empfinden wir, daß die nur scheinbare Ruhezeit des Emeritus zwischen Kindern und Enkeln zur inhaltvollsten und bedeutsamsten seines Daseins wird.

Der alternde Held hat seine Laufbahn als Offizier der Orlogsflotte, der norwegischen Kriegsmarine, begonnen und hat nach einer heftigen Zeitungsfehde aus ihr scheiden und das friedlichere Amt eines Zollinspektors übernehmen müssen. Beim Beginn des Romans ist er aber auch als solcher pensionirt und lebt im Hause seines Sohnes, der Korpsarzt bei der norwegischen Armee ist und nebenher in einer der kleinen norwegischen Städte praktizirt, deren Hintergrund für die gesamte neunorwegische Novellistik so charakteristisch wie unentbehrlich ist. Der alte Zollinspektor findet im Hause des Sohnes eine stattliche Frau, eine stolze Schönheit mit hervorragendem musikalischem Talent (das das Entzücken der Kleinstadt und vor allen des Gesellschaftskönigs dieses Nestes, des Konsuls Wingaard, ist), findet blühende Enkel, unter denen die älteste Tochter nach der Großmutter, des Zollinspektors

verstorbner Gattin, Terna heißt und eben im Begriff ist, ins Leben hinauszutreten. Er findet aber gleichzeitig eine dunkle Wolke über dem Hause schweben. Die eigenwillige schöne Frau, zu den Naturen gehörig, die nur schwer von der Jugend Abschied nehmen, sich in bescheidnen Verhältnissen nie bescheiden können, erscheint von vornherein in einem bedenklichen Zwielicht. Ihr Gatte, der Arzt, von dem Bewußtsein gequält, daß sich Frau Stephanie in seinem Heim nicht heimisch findet, von geheimem eifersüchtigem Mißtrauen erfüllt, nicht sicher, ob er ihre Liebe besitzt, und doch jeden Gedanken weit von sich weisend, die Freiheit seiner Frau zu beschränken, ihren Launen und Wünschen schrankenlos nachgebend, steht zwischen Vater und Frau, zwischen Frau und Kindern mit dem dumpfen Gefühl, daß er der Lage nicht gewachsen sei. Der alte Zollinspektor und, was schlimmer ist, die halberwachsenen Kinder ahnen, daß Glück und Ehre des Hauses bedroht sind, aber umsonst versucht der Großvater den Sturz in die Tiefe aufzuhalten. Die Frau, die längst zu Konsul Wingaard in einem schuldvollen Verhältnis steht, entwickelt dem vertrauenden wie dem mißtrauenden Gatten gegenüber wahre Schlangenkünste und das verderbliche Talent, ihre verbotnen Wege in Dunkel zu hüllen. Für den Großvater ist ihre Natur von dem Augenblick an durchsichtig, wo sie auf dem ersten Ball, auf dem ihre eben erwachsene Tochter mittanzt, den ersten jungen Anbeter, der Interesse an ihrem Kinde zeigt, an sich zieht und mit ihrer Koketterie bestrickt. Die Atmosphäre um das Haus und in dem Hause des Arztes wird täglich schwüler, der Aufenthalt auf einer kleinen ländlichen Besitzung bringt nur vorübergehend Erleichterung. Der Großvater merkt, daß sich die älteren Kinder mehr und mehr von der Mutter abwenden, daß sich der Sohn voll innerlicher Verzweiflung gegen die Erkenntnis der wahren Sachlage wehrt. Er möchte eine Katastrophe abwenden, die immer näher rückt, und möchte zugleich dem Dache entfliehen, unter dem ihm nicht mehr wohl ist. Nun kommt der zweite Winter, das einsame Häuschen auf dem Lande liegt verschlossen. Der Korpsarzt kann aber nicht umhin, von Zeit zu Zeit dort einzusprechen. Mit einemmal entdeckt er Spuren, daß es nicht immer einsam dort gewesen ist. Ein Blitzstrahl jähen Argwohns zuckt vor ihm nieder, er verrät seinem Vater genug von der leidenschaftlichen Sorge, die ihn erfaßt hat, aber er verschließt den furchtbaren und finstern Vorsatz zu einer Art Gottesgericht in seiner Brust. Wenn Stephanie unschuldig ist, wenn sie keine Zusammenkünfte in dem verschlossenen Sommerhaus hält, so wird sichs ja bald zeigen. Umgekehrt: wenn sie schuldig ist, so wird sie die Rache unfehlbar heute oder morgen ereilen. Die schöne Frau, zu deren Charakteristik ihre Naschhaftigkeit gehört, hat einen großen Topf Himbeergelee, ihre Lieblingsnäscherei, in einem Schrank des Landhauses verschlossen aufbewahrt. Der Korpsarzt, der gewiß zu sein vermeint, daß niemand außer Stephanie zu diesem gelangen kann, vergiftet es mit einem raschwirkenden tötlichen Gift. Es fällt ihm nicht ein, daß doch ein verhängnisvoller Zufall irgend einen Unschuldigen zu dem vergifteten Gelee führen könne, seine eignen Kindern, die Frau mit den Kindern, oder auch einen armen hungrigen Einbrecher, der nichts andres als Lebensmittel in dem verlassenen Häuschen sucht. Er ist überzeugt, daß in der einen Wagschale die vollkommene, von ihm noch immer heimlich gehoffte Schuldlosigkeit der Frau und die Unberührtheit der vergifteten Näscherei, in der andern das geheime Stelldichein mit Wingaard, ein verbrecherisches Picknick und der Tod der Schuldigen liegt. Und es kommt, wie er gerechnet hat. An einem Winterabend, an dem Frau Stephanie außer dem Hause, angeblich auf Besuch bei einer Freundin weilt und schon mit Bangen erwartet wird, donnert plötzlich der Schlitten des Konsuls vor das Haus des Arztes, der totenbleiche Schuldige stottert etwas von

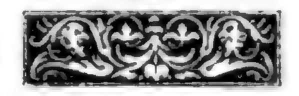
einer zufälligen Begegnung mit Frau Stephanie und daß er ihr eine plötzliche Schlittenfahrt nach dem Landhause vorgeschlagen habe, dort sei sie jählings in beängstigender Weise erkrankt, schleunigste Hilfe thue Not. Der Arzt, dessen Schicksal in diesen Minuten entschieden ist, bittet mit eisiger Ruhe seinen Vater, ihn zu begleiten, läßt sich zum Schauplatz der Katastrophe führen und entwickelt hier in der Abfertigung des Konsuls, in der Unsichtbarmachung der Spuren ihres und seines Verbrechens, in der Erledigung aller notwendigen Maßregeln eine Kälte und Festigkeit, die nun erst verrät, wie die Eifersucht und die wilde Wut über sein getäuschtes Vertrauen in seinem Herzen gekocht hat. Nur der Großvater zeigt so viel Erbarmen, daß er wenigstens eine Decke über die Leiche der unglücklichen Frau wirft, der Mann behandelt die Reste der Vergifteten wie etwas, das ihn nichts mehr angeht.

Es gelingt ihm, die Spuren der Schuld wie die des eignen Verbrechens, mit dem die Schuld gestraft wurde, vor den Augen der Welt zu tilgen. Aber er tilgt sie nicht in seiner Seele. Von Stund an fühlt er sich müde, arbeitsunfähig, durch eine geheime Macht in dem Kern seines Wesens zerrüttet. Er ordnet seine Familienverhältnisse, das heißt er legt sie in die Hand des Vaters (dem nun im höchsten Alter Pflichten, Verantwortungen, aber auch Empfindungen und Einsichten zuwachsen, von denen der biedre Alte kaum etwas geahnt hat) und begiebt sich freiwillig in eine Nervenheilanstalt. Er würde in ein Büßerkloster gehen, wenn er nicht ein gut lutherischer Normann wäre. Der Großvater aber erlebt an den Enkeln Glück; namentlich Terna, das Ebenbild, die jugendliche Neuverkörperung ihrer Großmutter. Terna, die unter der Schuld der Mutter anfänglich zu erliegen scheint (sehr schön ist es, wie sie der Liebe als der Lüge zu entrinnen trachtet), erhebt sich, von der treuen starken Liebe eines wackern Jugendgespielen getragen, tapfer über ihre unheimlichen Jugenderlebnisse, deren ganze Schwere und Tiefe sie freilich nicht kennt, verscheucht mit ihrer Reinheit und dem Hauch ihrer warmen, wahren Natur den Alp der „erblichen Belastung." Die Gestalt und das Innenleben dieses Mädchens sind der Lichtstrahl in der düstern Erfindung und zeigen am stärksten, daß sich Lie ein Stück von dem Ursprünglichen seiner Dichteranlage gewahrt hat, obwohl er sich von der Modeströmung ein beträchtliches Stück weitertreiben läßt, als ihm gut und uns lieb ist.

Bezeichnend für die ganze Weltanschauung, die der Korpsarzt vertritt, ist das harte, unvermittelte Nebeneinander des schrankenlosen Vertrauens und des todbringenden Racheverlangens. Derselbe Mann, der es kleinlich und unter seiner Würde findet, seine Frau nach irgend einer Richtung hin zu beschränken, der sich nicht der Schwäche der menschlichen Natur erinnern will, fühlt auch keine Regung des Erbarmens, des Mitleids, er stellt dem eignen, erst vergötterten Weibe das Gift hin, wie einer Ratte. Die kleinstädtische Künstlerin ist wahrlich keine Natur, an der man tiefen Anteil nehmen könnte, aber gegen die weltrichterliche Rolle, in der Doktor Gunnar die Schuldige aus der Reihe der Lebenden tilgt, empört sich die Empfindung des Unbefangnen. Wer ist dieser Mann, und wer verbürgt ihm denn, von allem andern abgesehen, daß Frau Stephanie gerade nur auf ihren Liebeswegen, nur in Gesellschaft ihres Liebhabers das Landhaus betreten wird? Das von dem Korpsarzt angerufne Gottesgericht erinnert an altnordische Balladen, in denen Gifttränke gebraut werden, Frauenrache nach tötlichen Kräutern und Metallen greift. Neu und schlechthin häßlich und verletzend ist es, diese Waffe in Männerhand zu sehen. Die Bedeutung, die in diesem Lieschen Roman dem Ausscheidungsprinzip gegenüber dem Mitleidsprinzip gegeben wird, erscheint brutal. Man

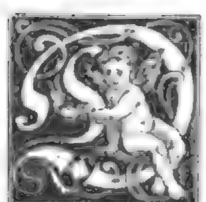
erhebt neuerdings Zetergeschrei gegen die Anwendung dieses Wortes, aber es giebt kein andres Wort, das den Nagel so auf den Kopf träfe.

Da Lies Roman sowohl seiner Erfindung als der sorgfältigen, im einzelnen höchst lebendigen, anschaulichen und stimmungsvollen Ausführung nach zu den besten Büchern seiner Art zählt, und da der Verfasser durch frühere Produktionen berechtigte Anerkennung erworben hat, so giebt das Buch auch Anlaß genug zu allgemeinern Betrachtungen. Es ist leicht wahrzunehmen, daß Lies Talent im Einfachen, wir möchten beinahe sagen im Idyllischen, jedenfalls im menschlich Sympathischen und Rührenden seine stärksten Wurzeln hat. Sieht man nun, wie ein solches Talent Schritt für Schritt in die Schilderung des Dämonischen, in die manierirte und pessimistische Wiedergabe der Nachtseiten des Lebens hineingedrängt wird, so ermißt man erst die volle Stärke der Zeitstimmung und der herrschenden litterarischen Mode, die man vergeblich mit dem vornehmern Namen eines Stils bezeichnet. Lie gehört nicht zu den Naturen, die in aller Zeit und unter allen Umständen ihren freien und eignen Wuchs behaupten. Der Odem der Zeit berührt solche Talente stark und giebt schon ihren ersten Schößlingen Richtung und Rinde, auch wenn die Wurzeln echt sind. Vor einem Menschenalter würde der Norweger von Dickens beeinflußt worden sein, heute ist ers von Turgenjew und Daudet und natürlich von seinem Landsmann Ibsen. Es ist aber wichtig, daß trotzdem ein Stück eignen Lebens und eigner Empfindung mit zu Tage kommt, und das läßt hoffen, daß die seltsame Mischung äußerlicher und innerlicher Meisterschaft, die uns in dem Roman „Großvater" entgegentritt, nicht immer dieselbe bleiben, sondern vielleicht einmal die innere zum Siege gelangen wird. Denn eine gewisse Virtuosität erzählender Technik, die natürlich auch den Romanen Lies eigen ist, scheint doch so sehr Gemeingut geworden zu sein, daß man auf sie keinen Wert mehr legen kann. Um so höhern legen wir auf die Regungen eines tiefern Lebens und einer reinern Erkenntnis, die in dem Dunkel dieses Romans die Silberblicke abgeben.



Ein Kapitel von der Narrheit

(Schluß)



Die Eitelkeit, die wir in der Kleidermode am Werke sehen, ist überhaupt der Stamm, an dem die meisten närrischen Früchte wachsen. Denn einmal ist das Jagen und Haschen nach vergänglichen Gegenständen, das ihr Wesen ausmacht, so allgemein verbreitet, daß sich fast kein Mensch völlig frei davon weiß, und da ferner gerade deshalb jeder darauf rechnen kann, daß, wenn er eine oder die andre der schimmernden Seifenblasen erhascht, er auf seine Mitmenschen Eindruck macht und wohl gar ihren Neid erweckt, so giebt das seinem Egoismus eine um so kräftigere Anregung, nach jenen Glücksgütern zu trachten, zumal da es im allgemeinen nicht so schwer ist, sie zu erlangen, wie die echten und wahren, wenn

es auch manchmal Unruhe und Ärger genug kostet. Ist er dann am Ziele und wird von den andern bewundert und beneidet, dann kann das sogar die Wirkung haben, daß er in seiner eignen Achtung steigt, was ein unsägliches Wohlbehagen hervorbringt. Mancher freilich, der nach Früchten gesucht hat, überzeugt sich zu seinem Mißvergnügen, daß er nur Schalen in der Hand hält; aber viele andre sind mit solchen Schalen ganz zufrieden, sie freuen sich innig über das angenehme Äußere, womit sie die Natur nach der allgemeinen oder auch nur nach ihrer eignen Meinung ausgestattet hat, über den Rang, den Titel, den Orden, der ihnen zuteil geworden ist, über den vornehmen Umgang, den sie gefunden haben, und sie schreiben dergleichen eine sehr große Steigerung des Werts ihrer Persönlichkeit zu. Diese glückliche Gemütsverfassung ist das, was man Eitelkeit im engern Sinne nennt, und sie braucht nur in Worten oder Handlungen zum Ausdruck zu kommen, um die allbekannte Erscheinung des eiteln Narren zu enthüllen.

Ein Tropfen von seinem Blute rinnt wohl auch in den Adern der sogenannten Bergfexen, die ihre Lebensaufgabe darin finden, die höchsten Spitzen in der kürzesten Zeit zu erklimmen. Zwar kann das Verlangen, die körperliche Kraft und Gewandtheit, sowie den Mut und die Ausdauer, die dazu nötig sind, zu bethätigen und zu üben, an und für sich gewiß nicht als närrisch bezeichnet werden; da es aber hier für einen Zweck geschieht, der weder wissenschaftlicher, noch sittlicher, überhaupt nicht vernünftiger Art ist, so läßt sich den Bergfexen der Vorwurf der Narrheit nicht ersparen. Wer sie beobachtet hat, muß allerdings zugeben, daß sie dem Publikum gegenüber von ihren Großthaten wenig Aufhebens machen, sich also insoweit von Eitelkeit frei zeigen; aber in dem verhältnismäßig kleinen Kreise der Genossen von der Kraxlerzunft suchen sie die Befriedigung ihres Ehrgeizes; da werden sie eigentlich auch allein verstanden und nach Gebühr gewürdigt, und da sonnen sie sich in dem Ruhme, die kühnsten Bergsteiger zu sein, und nähren von diesem Ruhm ihr Selbstgefühl. Es mag ja auch vorkommen, daß einer oder der andre selbst auf diesen Ruhm keinen Wert legt; dann kann ihn nur das Motiv treiben, seinen Willen gegenüber unüberwindlich scheinenden elementaren Schwierigkeiten durchzusetzen und mit der Gefahr zu spielen. Denn um heilsame Gymnastik in ausreichendem Maße zu treiben, braucht er doch nicht lebensgefährliche Bergbesteigungen zu unternehmen. Und wie soll man dann sein Thun und Treiben anders als närrisch nennen, wenn man nicht gar annehmen soll, daß es sich um eine Gemütsstörung handle? In der That wird man zu einer solchen Annahme bisweilen fast gewaltsam gedrängt. In einem Berichte, den ein Mitglied des deutsch-österreichischen Alpenvereins im 24. Bande der Vereinszeitschrift über eine von ihm im August 1892 zuerst und ohne Führer unternommene Besteigung der bis dahin für unbezwinglich gehaltenen Nordwestwand des Groß-Venedigers erstattet hat, heißt es wörtlich: „Ich war mir klar bewußt, daß ich die Gefahr zur vierten Potenz erhob, wenn ich nicht angeseilt und allein des Nachts ein verwickeltes Kluftnetz nach mächtigem Neuschneefall durchschritt.“ Dann weiter: „Den Pickel ließ ich unausgesetzt tastend vorgreifen und rechts und links bohren; das Knie hatte ich gebeugt, den Oberkörper fast horizontal gelegt, alle Nerven fieberhaft angespannt. Und wenn ich dann mit dem Bein dennoch plötzlich versank, ohne sogleich zu wissen, ob es das aufklaffende Grab sei, da packte mich das Grausen, als würde mir ein Spiraldraht durch mein Rückenmark gerissen — aber blitzschnell hatte ich mich mit breiten Armen aufs Antlitz geworfen, und leise tastend schob ich meinen Leib aus dem unheimlichen Rachen. Endlich kam es sanfter. Mögen sie mich übrigens nach Lust verketzern, die langweiligen Theoretiker und Moralisten

des Alpinismus: ich stehe im Dienste eines höhern Herrn als der alpinen Theorie, ich gehorche der geheimnisvollen Stimme, die aus meinem Unbewußtsein heraustönt, heute drängend, morgen hemmend." Nachträglich bemerkt der Erzähler noch, daß er das mit Schnee angefüllte Kluftnetz ebensogut hätte vermeiden und umgehen können, sodaß er sich also den beschriebnen Gefahren ganz überflüssiger Weise ausgesetzt hat. Ist eine solche Handlungsweise nicht etwas ganz andres als gesunde Narrheit? Sie zeigt, wohin diese führen kann, wenn sie zu weit getrieben wird. Bei gesunden, widerstandsfähigen Naturen ist übrigens die Gefahr einer solchen krankhaften Ausartung nicht groß: sie machen das tolle Treiben mit, aber es hat ihnen nichts an, sie gehen unversehrt daraus hervor und wundern sich manchmal später, daß sie solche Narren gewesen sind.

Das kann man auch auf andern Gebieten beobachten, wo sich der menschliche Wille in einer Weise regt, der zu folgen der grübelnden Vernunft nicht immer gelingen will. Wie benutzt er z. B. die sogenannte akademische Freiheit, die dem jungen Manne aus den gebildeten Kreisen winkt, wenn er die Schuljahre glücklich hinter sich hat? Es ist die Blütezeit des Lebens, in die er dann eintritt, eine Zeit, wo der leicht empfängliche Geist und das jeder Regung zugängliche Gemüt des Jünglings die Samenkörner aufnehmen sollen, aus denen sich später die Frucht entwickelt, die ihn befähigen soll, den Lebensaufgaben des Mannes gerecht zu werden, eine Zeit also, deren Gehalt die Grundlage für das ganze künftige Leben bildet, und die deshalb unendlich kostbar, und um so kostbarer ist, als sie nur ein paar kurze Jahre umfaßt. Und wozu werden diese verwendet? Um mit einem Kostenaufwande, der manchmal später hinreichen muß, den Mann samt seiner Familie zu unterhalten, mit Eifer und Anstrengung in den strengen und mit unerschütterlichem Ernste beobachteten Formen des Komments unermeßliche Massen von Bier zu vertilgen, die für das praktische Leben wenig wichtige Kunst des Fechtens zu erlernen und zu üben, dabei sich gegenseitig die Gesichter zu zerschneiden, wenn es das Unglück will, auch zu verstümmeln, und sie in langwieriger Kur immer und immer wieder auszuheilen. Und während dessen liegt das Leben sozusagen im Sonnenschein, der Frühling lacht, und die Schätze der Wissenschaft warten darauf, von dem frischen Geiste des Jünglings gehoben zu werden. Ja, sagt man, der junge Mann muß erzogen —, sein Charakter muß ausgebildet werden. Nun, es mag dahingestellt bleiben, ob ein junger Mann von guter Familie nicht schon aus dem Elternhause und der Schule soviel Erziehung mitbringt, daß er imstande ist, sich durch Selbsterziehung weiterzuhelfen und seinen Charakter selbst auszubilden. Bei vielen läßt sich das sicher annehmen, und die Erfahrung bestätigt es, daß sich mancher schon auf diesem Wege zu einem harmonisch durchgebildeten, männlichen Charakter entwickelt hat. Aber es mag zugegeben werden, daß es für andre, um dieses Ziel zu erreichen, notwendig oder wenigstens nützlich ist, in einen festgeschlossenen Kreis von Alters- und Berufsgenossen einzutreten, wie ein solcher z. B. jedes Offizierkorps mit seiner dienstlichen und außerdienstlichen Disziplin ist, in dem der junge, eben der Schule entwachsene Offizier seine Erziehung für das soziale Leben vollendet. Daß aber für den gebildeten jungen Mann im Zivilstande der Kneip- und Paukkomment das einzige oder auch nur das beste Erziehungsmittel bilde, dürfte doch wohl in Zweifel zu ziehen sein; ließen sich doch vielleicht andre Formen des akademischen Zusammenlebens finden, in denen die männliche Kraft und Gewandtheit in leiblicher wie in seelischer Hinsicht auf edlere Art entfaltet, geübt und gestärkt werden könnten. Denn das läßt sich doch nicht leugnen, daß man auch unter denen, die den Komment „durchaus studirt mit heißem Be-

mühn," hin und wieder einen findet, der trotz alledem gewisse Mängel in seiner Erziehung erkennen läßt.

Mit unsern jungen Damen ist es ein andres Ding. Deren Erziehung ist durchaus vollendet, wenn sie in die Gesellschaft eintreten, und es handelt sich für sie zunächst darum, ihre Jugend zu genießen. Das kostet viel Toiletten, viel schlaflose Nächte und nicht selten auch ein Stück Gesundheit. Aber wieviel Vergnügen giebt es denn, das ganz umsonst und bequem zu haben wäre? Wenn man nur die unerschütterliche Überzeugung hat, daß es wirklich ein Vergnügen sei, dann wird es durch die Opfer, die es erfordert, nur erhöht.

Das weiß jeder, der im Sommer Erholungsreisen macht, wie es unter gebildeten Leuten, denen es ihre Mittel nur irgendwie erlauben, Sitte ist. Die Entbehrungen und Beschwerden, die sie dabei manchmal zu ertragen haben, sind nicht unbeträchtlich: tagelang in Hitze, Staub und Steinkohlenqualm und bei unablässigem Lärm und Geräusch der verschiedensten Art auf Bahnhöfen und im Eisenbahnwagen zu verweilen und sich zu langweilen und dann, eingekeilt in die fürchterliche Enge primitivster Wohn- und Schlafräume, auf harten Sitzen und in schmalen, kurzen Betten, bei mangelhafter Waschvorrichtung und unter kümmerlicher Ernährung des Leibes für schweres Geld einige Wochen zuzubringen — das ist keine Kleinigkeit für einen Kulturmenschen, der es bei sich zu Hause besser hat. Freilich, wenn ihn dann Gottes freie Natur mit ozonreicher Luft, mit Wald- und Wiesenduft, mit erquicklichen Wanderungen über Berg und Thal für alle jene Opfer entschädigt, dann mögen diese immerhin kein zu hoher Preis sein. Aber kommt es nicht auch manchmal vor, daß einer in seiner Sommerfrische, selbst wenn er das schönste Wetter hat, von jenen Gaben der Natur wenig oder gar keinen Gebrauch macht, sei es, daß ihn körperliche Zustände darin verhindern, oder daß er einfach zu bequem ist? Er sieht sich die Berge lieber von unten an. Oder ist nicht bei manchem die Natur zu Hause ebenso schön, ja noch schöner als an dem Orte, den er zur Sommerfrische wählt? Wozu macht er sich dann alle die Mühe? Er will eben den Genuß einer Sommerfrische haben und läßt sich nicht von dem Glauben abbringen, daß eine solche unter allen Umständen ein Genuß sei, obwohl sich dieser oft erst bei der Heimkehr einstellt, wo mancher mit einem Seufzer der Erleichterung ausruft: Zu Hause ists doch am besten! Soll es doch sogar Leute geben, die nur, um diesen Genuß zu haben, im Sommer auf Reisen gehen!

Im allgemeinen darf man wohl behaupten, daß auch bei der Reiselust unsrer Tage die Mode ein gewichtiges Wort mitspricht. Es gehört eben auch zu den Kennzeichen der nach Bildung und Besitz maßgebenden Klassen, daß sie Erholungsreisen machen, und wer sich nicht der Gefahr aussetzen will, für außerhalb dieser Klassen stehend angesehen zu werden, der fühlt sich verpflichtet, wenn auch nicht den Winter im Süden, so doch wenigstens im Sommer einige Wochen in den Bergen oder an der See, jedenfalls anderswo als zu Hause zuzubringen, und wenn er in dieser Hinsicht noch Bedenken hegen sollte, so werden diese durch seine bessere Hälfte schnell zerstreut. Denn die Frauen sind ja weit eher geneigt, sich ohne Murren dem Machtgebot der Mode zu unterwerfen. Dafür hüten und pflegen sie auch die Sitte in allen ihren Erscheinungsformen; nur solche schließen sie vielleicht von ihrem Schutze aus, die geeignet sind, den Mann dem Hause zu entfremden, und zu diesen gehört vor allen eine Sitte, die unter dem Namen der Vereinsmeierei bekannt ist und als eine besondre Eigentümlichkeit des deutschen Mannes angesehen wird, weshalb man auch schon behauptet hat, daß, wenn drei Deutsche sich irgendwo zusammenfänden, sie vor allen Dingen einen Verein gründeten. Diese

Leidenschaft hat als Motiv die Vorstellung, daß das menschliche Streben und Handeln am besten mit vereinten Kräften zum Ziele gelange. Mit einer gewissen Einschränkung kann das ja auch als richtig bezeichnet werden. Handelt es sich darum, etwas auszuführen, wozu es verschiedner Fähigkeiten oder Verrichtungen bedarf, dann mag das ja, da die einen in verschiednem Maße unter die Menschen verteilt sind, und die andern nicht alle von einem einzigen übernommen werden können, am besten dadurch geschehen, daß alle, die durch die eine oder die andre Fähigkeit hervorragen oder zu einer bestimmten Verrichtung geneigt sind, sich zusammenschließen und unter einheitlicher Leitung, jeder an seinem Teil, das gemeinsame Ziel zu erreichen suchen: sie bilden dann einen Organismus, worin jeder als dienendes Glied die ihm zukommende Arbeit thut. Aber wo diese Voraussetzungen nicht zutreffen, da richtet eine einzelne befähigte und kraftvolle Persönlichkeit mehr aus als ein Verein, zumal da ein solcher regelmäßig in der Mehrzahl höchstens aus Durchschnittsgrößen bestehen wird. Dies beruht darauf, daß in geistigen Dingen, um die es sich ja hier allein handelt, nicht die Menge, sondern die Stärke der Kräfte maßgebend ist, ja daß, wie man beobachtet haben will, sogar tüchtige Kräfte, wenn sie vereinigt zu wirken unternehmen, in ihren Äußerungen sich gegenseitig hemmen und lahm legen, so wie es Schillers Epigramm ausspricht:

Jeder, sieht man ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig;
Sind sie in corpore, gleich wird euch ein Dummkopf daraus.

Übrigens heißt es ja auch: viele Köche verderben den Brei. Der Gedanke und der Wille sind eben so persönlicher Natur, daß sie vom Einzelnen ausgehen müssen, um ihre Macht zu entfalten, und so bestätigt auch die Erfahrung, daß wahrhaft große und edle Gedanken nie durch Vereinsbeschlüsse, sondern immer nur von Einzelnen geboren und verwirklicht worden sind. Natürlich müssen diese ihre Gemeinde haben, die jene Gedanken aufnimmt und weiter verbreitet, bis sie Gemeingut werden, und wenn das unter anderm in der Form des Vereins geschieht, so läßt sich nichts dagegen sagen. Aber darauf ist es bei einem Verein nicht abgesehen; ein solcher beruht auf republikanischer Grundlage, d. h. jedes Mitglied ist berechtigt, in parlamentarischer Form und Ordnung seine Meinung zu äußern, und es pflegt von diesem Rechte um so mehr Gebrauch zu machen, je mehr es der Redegabe mächtig und darin vielleicht andern, geistig bedeutendern Mitgliedern überlegen ist, gerade um diesen gegenüber einen Vorzug geltend zu machen, den es nach dem Inhalte seiner Reden nicht hat, und das kann für die Zwecke des Vereins nicht förderlich sein. Trotzdem werden auf allen Gebieten des geistigen Lebens, mögen sie der Politik, der Religion, der Wissenschaft oder der Kunst angehören, unermüdlich Vereine gegründet, die ihre Tage abhalten und mit endlosen Reden ausfüllen, ihre Beschlüsse fassen, in denen sie selten unterlassen, irgend etwas „freudig zu begrüßen" oder etwas anderm „voll und ganz zuzustimmen," ihre Vereinszeitschrift herausgeben und — ihre Jubiläen feiern. Oder geschieht das alles vielleicht gerade deshalb, weil so mancher das unbezwingliche Bedürfnis hat, sich reden zu hören oder als leitende Persönlichkeit eine Rolle zu spielen? Dann wäre es von den andern allerdings sehr liebenswürdig, ihm dazu Gelegenheit zu geben, obwohl auch sie meist ihre Rechnung finden werden; denn jedes richtige Vereinsstatut pflegt unter andern den Paragraphen zu enthalten: Jedes Mitglied ist verpflichtet, so viel in seinen Kräften steht, die Verarmung der Bierbrauer zu verhüten, und dieser Zweck läßt sich unzweifelhaft am besten mit vereinten Kräften erreichen.

Doch genug! Wir haben bisher die Narrheit teils im allgemeinen, teils in

einzelnen Erscheinungsformen gewissermaßen von außen betrachtet. Wie man aber, um sich über ein merkwürdiges, verzwicktes Bauwerk zu unterrichten, nicht draußen stehen bleibt, sondern schließlich hineingeht, die Gänge und Winkel durchforscht und prüft, wie sich die Welt von innen gesehen ausnimmt, so empfiehlt es sich, um das Wesen der Narrheit und ihre Bedeutung völlig zu ergründen, auch bei ihr den Standpunkt von innen einzunehmen, d. h. darauf zu achten, wie sich der närrische Mensch selbst zu der Narrheit und der Außenwelt verhält. Da wird man denn gewahr, daß, wie das Sprichwort sagt, jedem Narren seine Kappe gefällt; er hält sie keineswegs für ein unbequemes und auffallendes Kleidungsstück, sondern für ein sehr praktisches und geschmackvolles, und schaut mit tiefem Ernst darunter hervor in die Welt hinein, und gerade das ist es, was ihn eigentlich erst zum Narren macht, und wodurch er, von wenigen Ausnahmen abgesehen, so unwiderstehlich komisch wirkt. Er hat keine Ahnung davon, daß er sich mit der Vernunft irgendwie in Widerspruch setzt, er ist vielmehr der festen Überzeugung, daß gerade das, wodurch er, wie ihm wohl bewußt ist, sich von andern unterscheidet, einen höhern Grad der Anlage oder der Erkenntnis darstelle, auf den er alles Recht habe, stolz zu sein. So sonnt sich der Geizige in dem Gedanken an seine Bedürfnis- und Anspruchslosigkeit, der Modenarr freut sich über seine Richtung aufs Vornehme, der Vereinsmeier ist von der Überzeugung durchdrungen, daß er eine für die Menschheit segensreiche Thätigkeit ausübe, und für den Alpenfex steht es außer Zweifel, daß der Gipfel der Naturbetrachtung und des Naturgenusses auf den höchsten Spitzen der Alpen erreicht werde, wo man nichts als Schnee, Eis, Felsen und Wolken sieht, obwohl man das bequemer haben kann, wenn man sich zur Winterszeit in einer wüsten Gegend aufs freie Feld stellt, nur daß man auf den Schneefernern auch in und über den Wolken steht und dem Himmel bedeutend näher gerückt ist.

Diese Überzeugungstreue des närrischen Menschen übt auf leicht bestimmbare Naturen bisweilen die Wirkung aus, daß er sie mit seiner Narrheit ansteckt; sie denken, was einer so festhält, damit muß es seine Richtigkeit haben, und so geschieht, was das Sprichwort sagt: Ein Narr macht viele Narren.

Daß aber jeder in seiner eignen Narrheit einen Vorzug sieht, um deswillen er sogar geneigt ist, vernünftige Leute zu verachten, beruht offenbar in einem Irrtum über die ihn auszeichnende Willensrichtung, die, mag sie nun in Eitelkeit, Hochmut, Genußsucht oder sonst etwas bestehen, ihn zu einer unvernünftigen und deshalb zweckwidrigen Handlungsweise führt: da er sie selbst für vernünftig hält, so kann sie seiner Meinung nach nur einem großen, edeln Streben entspringen. Er täuscht sich also über sich selbst, indem er sich für besser hält, als er ist, und das ist eine Meinung, von der einer erfahrungsmäßig am schwersten abzubringen ist. Gerade deshalb aber merkt es der närrische Mensch nicht so leicht, daß andre nicht seiner Meinung sind, ihn für einen Narren halten und über ihn lachen, und wenn er es merkt, so pflegt er es gar übel zu nehmen, während er eine Narrheit, die nicht in sein Fach fällt, an andern ohne Mühe erkennt und sich weidlich daran ergetzt.

Bisweilen aber mag es dem einen oder dem andern widerfahren, daß ihm der Schleier von den Augen fällt, und er überrascht ausruft: Was bin ich für ein Narr! Dann schämt er sich vielleicht, unwillkürlich muß er aber auch über sich selbst lachen; und wie er sich nun mit allem Ernst daran macht, den verkehrten Kurs zu ändern, dabei aber gewahr wird, welch ein saures Stück Arbeit das ist, fängt er an, seine Mitnarren mit andern Augen anzusehen. Er lacht auch noch über sie, nun aber mit größerm Recht; denn er versteht sie jetzt, er fühlt mit ihnen und ist gewillt, so viel in seinen Kräften steht, ihnen zu helfen.

Diese aus Ernst und Heiterkeit gemischte Stimmung ist das, was man Humor nennt, ein seltsames Wort für diesen Begriff; denn es heißt eigentlich Feuchtigkeit, und es scheint, als solle es den Gegensatz bezeichnen zu der Trockenheit, mit der der Verstandesmensch bloß das erkennt, was in den Bereich seiner fünf Sinne tritt. Der Humorist ist mehr Gefühlsmensch; er sieht weiter und tiefer.

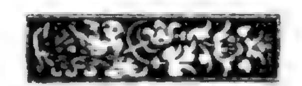
Und wer es dahin gebracht hat, der macht auch noch weitere Entdeckungen. Er wird mit Staunen inne, daß vieles, was als Narrheit angesehen wird, diese Bezeichnung gar nicht verdient, obwohl es der Alltagsvernunft zu widerstreiten scheint. Wann wird wohl der unwillige Ausruf: Ich werde doch kein Narr sein! am häufigsten gehört? Wenn jemandem zugemutet wird, gegen sein eignes Interesse zu handeln, sollte er auch selbst andern dadurch helfen können, also wenn Opfer von ihm gefordert werden. Die Vernunft des praktischen Durchschnittsmenschen reicht eben nicht weiter, als sein Egoismus gehen will. Nach der einen Seite kann er darin allerdings kein Ende finden, nämlich wo es sich um den eignen Besitz und Genuß handelt; um dieses Ziel zu erreichen, wünscht er sich manchmal noch mehr Erleuchtung, als er hat. Wo aber das Wohl der andern in Frage steht, der Volksgenossen, der kommenden Geschlechter, außer etwa soweit zu diesen seine Kinder und Kindeskinder gehören, da geht er nur soweit, als es ihm keine Beschwerde macht, und das ist bald geschehen. Wer weiter gehen will, der ist in seinen Augen ein Narr und wird als solcher von ihm behandelt.

Das haben in alter und neuer Zeit viele erfahren, die mit großem Herzen und erleuchtetem Geiste Gedanken faßten und auszuführen unternahmen, die, über den gewohnten Gesichtskreis des persönlichen Interesses hinausgehend, den Keim einer für die Gesamtheit segensreichen Entwicklung in sich bargen. Sie sind von ihrer Zeit nicht verstanden worden. Narren und Schwärmer hat man sie genannt, ausgelacht und auch angefeindet hat man sie, bis eine spätere Zeit, die die Mühsal, mit der jene Gedanken einst durchgebrochen und zur That geworden waren, nicht mehr vor Augen hatte, wohl aber sich an dem Genuß der Früchte erfreute, die in der Sonnenglut des Kampfes und dem Regen des Schimpfs und Spottes ausgereift waren, die großen Bahnbrecher erkannte und in dankbarer Verehrung würdigen lernte. Ist es da zu verwundern, wenn auch der christliche Glaube und die Umgestaltung, die er in Gesinnung und Wandel des einzelnen Menschen bewirkt, bis zur Stunde unzähligen als eine unbegreifliche Narrheit erscheint? Der Apostel Paulus sagt es selbst: Das Wort vom Kreuz ist eine Narrheit denen, die verloren werden. Aber er sagt auch ein andermal: Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden. Sie haben aber keine Ahnung davon, und wenn man sich auf ihren Standpunkt stellt, muß man zugeben, daß sie ganz vernünftig denken, wie z. B. jener Landwirt, von dem das Evangelium des Lukas erzählt. Er hatte eine Ernte gemacht, die so reich war, daß er sich genötigt sah, seine Wirtschaftsgebäude zu erweitern, und in der beruhigenden Aussicht, auf lange Zeit von Nahrungssorgen befreit zu sein, glaubte er sich nunmehr einem ruhigen Lebensgenuß hingeben zu dürfen. Was läßt sich vom vernünftigen Standpunkte aus dagegen einwenden? Aber Gott sprach zu ihm: Du Narr, diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern; und wes wird es sein, das du bereitet hast? Er hatte den Fehler begangen, seine Willensthätigkeit auf die Erscheinungswelt zu beschränken, wie es Faust mit den Worten ausspricht:

Das Drüben kann mich wenig kümmern,
Schlägst du erst diese Welt zu Trümmern,
Die andre mag darnach entstehn.

Aus dieser Erde quillen meine Freuden,
Und diese Sonne scheinet meinen Leiden;
Kann ich mich erst von ihnen scheiden,
Dann mag, was will und kann, geschehn.

In dieser Gesinnung zu leben und zu sterben — das ist die größte Narrheit.



Die erste Liebe

Von Charlotte Niese

(Fortsetzung)

s war ein kleines, dürftig möblirtes Zimmer, in das man Ravenstein getragen hatte. In die Wände waren ebenfalls Spiegel eingelassen, die mit halb blinden Augen auf den stillen Gast herabblickten.

Rössing hatte eine ganze Weile neben seinem toten Freunde gesessen, obgleich ihm der Tod immer entsetzlich gewesen war. Er hatte lange mit dem alten Sanitätsrat gesprochen, der sich, trotz aller Trauer über diesen Unglücksfall, nicht einer gewissen Befriedigung darüber erwehren konnte, daß seine Prophezeiung, der Baron würde sich noch einmal selbst erschießen, in Erfüllung gegangen war. Nun, wo er doch nichts mehr machen konnte, mußte er endlich weiter zu einem Schwerkranken fahren, und Rössing ging langsam in das anstoßende Zimmer.

Hier saß Neumann, den Kopf in die Hand gestützt, und blickte finster in den Park. Die Schatten des Abends begannen über den Rasen zu fallen, und durch die Bäume ging das leise Rauschen des Windes. Der Besitzer von Fresenhagen war so blaß und verstört, daß ihn der Graf mit Teilnahme betrachtete. Er selbst hatte sein Gleichgewicht noch nicht wieder erlangt, und es berührte ihn angenehm, daß auch der Fremde so erschüttert war.

Ich muß in die Stadt fahren, um die Baronin vorzubereiten, sagte er.

Ein entsetzliches Unglück! murmelte Neumann. Und daß es gerade bei mir geschehen mußte! Meine Pistolen! Was werden die Leute sagen! Ich werde gewiß Unannehmlichkeiten haben!

Unannehmlichkeiten? Der Graf, der sich neben Neumann gesetzt hatte und manchmal leise aufstöhnte, sah ihn fragend an.

Nun ja, hier in Deutschland kommt bei allen solchen Fällen doch sofort das Gericht und steckt seine Nase hinein. Mit diesen Leuten mag ich nichts zu thun haben.

Neumann hatte heftiger gesprochen, als es sonst seine Gewohnheit war; nun stand er auf und ging im Zimmer hin und her. Der Graf sah ihn mit seinen scharfen Augen an und vergaß für einen Augenblick seine Trauer.

Das Gericht wird Ihnen nichts anhaben können, bemerkte er ruhig. Die Herren werden wohl herkommen und sich die traurige Geschichte von uns erzählen lassen; weiter kann aber doch gar nichts geschehen.

Sehr unangenehm! sagte Neumann stehen bleibend, indem er die Augen starr auf einen Punkt heftete.

Der Graf blickte ihn noch einmal an. Sind Sie so bange vor den Gerichten? fragte er etwas spöttisch.

Neumann biß sich auf die Lippen. Unsinn! Warum sollte ich bange sein! Ich mag nur mit diesen Leuten nichts zu thun haben, wie ich schon einmal sagte. Aber Sie haben Recht: ich muß leider Ihren Wagen bestellen.

Während Neumann das Zimmer verließ, legte der Graf beide Hände vor die Augen. Er war kein Gefühlsmensch und lachte oft über die Sentimentalität unsrer Tage. Aber wie er sich vorstellte, daß er nun mit der schrecklichen Botschaft vor Ada treten sollte, zitterte ihm doch das Herz in der Brust.

Aber es kam besser, als er gedacht hatte. Ada wollte zwar zuerst nicht fassen, daß das Entsetzliche wahr sei, war dann tieftraurig und gebeugt, aber doch von Anfang an gefaßt. Sie bekam keine Weinkrämpfe, wie sie der Graf allen Frauen bei einer Trauerbotschaft zutraute; sie warf sich nicht auf die Erde und raufte ihr Haar nicht: sie saß nach den ersten Schreckenslauten ganz still und faltete die Hände.

Er war immer sehr gut, wiederholte sie, während ihre Thränen leise flossen — mehr sagte sie nicht über ihren Mann.

Es war nur eine kleine Grabrede, aber sie gefiel dem Grafen doch nicht schlecht. Als nach einigen Tagen der Hauptpastor des Ortes dem Baron die Trauerrede hielt und es für seine Pflicht hielt, den Toten nach allen Richtungen zu loben, obgleich er ihn bei Lebzeiten nicht hatte ausstehen können, da mußte Rössing wieder an die Worte der Frau von Ravenstein denken, die so wenig und doch alles enthielten, was vom Baron gesagt werden konnte.

Ada war auch sonst keine untröstliche Witwe. Sie war eben für die Veränderung, und der Umstand, daß sie so viel Beileidsschreiben und Besuche erhielt, that ihrem Herzen wohl. Und obgleich ihre Finanzen durch den Tod ihres Mannes noch viel schlechter geworden waren, so bestellte sie doch gleich ein teures Grabmal für ihn. Stundenlang konnte sie jetzt sitzen und über die Inschrift darauf nachdenken. Sie las bei dieser Gelegenheit viele Kapitel der Bibel durch, und wenn sie nicht mehr lesen mochte, dann ging sie langsam in ihrem kleinen Garten auf und nieder. An dem Platz, wo Ravenstein nach Glaskugeln geschossen hatte, stand sie manchmal eine Viertelstunde und sah ernsthaft vor sich hin.

Als der Herbst kam, mußte Rössing seiner Gesundheit wegen nach dem Süden. Er that es widerstrebend; ihm kam es vor, als ließe er die Freundin sehr einsam zurück. Sie sagte aber kein Wort, als er Abschied nahm, und als er davon sprach, daß sie gewiß viel allein sein würde, nickte sie nur flüchtig.

Es ist manchmal ganz gut, allein zu sein und ein wenig nachdenken zu können! sagte sie.

Rössing hatte das unangenehme Gefühl, daß sie ihn nicht einmal entbehren würde. Da ging er denn verdrießlich fort und schalt auf alle Weiber.

Nachdem er abgereist war, machte Neumann bei Frau von Ravenstein einen Besuch, und sie nahm ihn freundlich auf. Er war nur zum Kondoliren bei ihr gewesen und hatte sich seitdem von der Stadt und ihrem Umgang ferngehalten. Mit dem Baron Ravenstein war ihm auch der beste Freund vom Stammtisch verloren gegangen; den andern Herren stand er unsicher gegenüber, und der Graf Rössing hatte etwas unheimliches für ihn bekommen. So hatte er in Zurückgezogenheit gelebt, obgleich ihn das Gericht, wie es natürlich war, wegen Ravensteins Tod nicht belästigt hatte, und erst als er hörte, daß der Graf abgereist sei, meldete er sich wieder bei der Baronin.

Seine Gedanken waren oft bei der liebenswürdigen, noch immer jugendlichen

Frau gewesen. Die Stunden bei ihr standen ihm in angenehmster Erinnerung, und auf Fresenhagen fühlte er sich einsam. Als er sie nun vor sich sah, in tiefe Trauer gekleidet und doch freundlich, da bewegte sich etwas in seinem Innern, das er schon lange vergessen geglaubt hatte. Es fiel ihm plötzlich ein, daß Ada seine Jugendliebe gewesen sei, daß sie noch sehr gut aussehe, und daß es für ihn nur angenehm sein könne, eine vornehme Frau zu heiraten. Seine Stellung würde in der ganzen Gegend eine andre werden, wenn er mit dem halben Adel versippt und verschwägert würde, er selbst wäre nicht mehr einsam, und außerdem thue er ein gutes Werk. Denn alle Welt sprach von Adas Schulden, die schon lange selbst das den vornehmen Leuten erlaubte Maß überschritten hatten.

Trotz seiner äußern Bedächtigkeit war Neumann doch ein Mann schneller Entschlüsse. Er besuchte Frau von Ravenstein eine Woche hindurch jeden Tag, und da er sich nicht anstrengte, unterhaltend zu sein und auch nicht lange blieb, so machte er keinen ungünstigen Eindruck auf sie. Er sprach jedesmal vom Baron, und seine ruhige, anscheinend mitfühlende Art rührte die verwitwete Frau. Nachdem die erste Neuheit von ihrer Trauer abgestreift war, bekam sie nicht mehr viel Besuch und hatte oft einsame Stunden. Nun kam Neumann und zeigte ihr seine Treue. Das war immerhin gut von ihm; und als er nun, nach achttägigem täglichem Sehen, alles Ernstes um ihre Hand anhielt, fiel Ada nicht gleich in Ohnmacht, wie sich dies für eine eben verwitwete Frau wohl geschickt hätte, sondern sie hörte ihm schweigend zu.

Für eine ältere Frau ist es nie ohne Reiz, einen Heiratsantrag zu bekommen, und Neumann sprach sehr vernünftig. Die Liebe ließ er ganz aus dem Spiel; nicht einmal von der ersten sprach er, weil er schon gar nicht mehr an sie dachte, aber seine Worte klangen doch wohlthuend. Er wollte nicht von einer baldigen Vereinigung reden, da diese keinesfalls vor Ablauf des Trauerjahres erfolgen durfte und auch dann noch hinausgeschoben werden konnte; er wollte nur das Recht haben, Frau von Ravenstein als Freund und Berater zu besuchen und ihr nahe zu stehen, bis sie ihn endlich vielleicht würdig finden würde, ihm ihre Hand zu reichen und Herrin von Fresenhagen zu werden. Er sprach wirklich gut und mit einer leichten Verlegenheit, die ihm nicht schlecht stand und die daher kam, daß er die Verbindung mit Ada augenblicklich sehr lebhaft wünschte und immer fürchtete, sie würde nein sagen. Aber das that sie doch nicht. Sie machte allerdings ein etwas zweifelndes Gesicht und seufzte mehreremal, als wenn sie sich nicht recht entschließen könnte; dann aber streckte sie Neumann zögernd die Hand entgegen. Sie dachte plötzlich an ihre erste Liebe und daran, daß es doch eigentlich lustig sei, ihr wieder zu begegnen. Was ihre Großmutter wohl gesagt haben würde! Das war eigentlich der Grundton ihrer Gedanken und stimmte sie heiter. Es war eine ruhige Verlobung. Weder Neumann noch die Baronin machte viel Gefühlsaufwand. Er war zufrieden, daß er bald in der adlichen Gesellschaft festen Fuß fassen würde, wie es sich für einen Gutsbesitzer gehörte, und als er sich von seiner Braut trennte und über die Straße nach dem Wirtshaus ging, wo sein Wagen stand, pfiff er ein Lied vor sich hin, was ihn selbst so überraschte, daß er einen Augenblick stehen blieb und nachdachte, was denn eigentlich passiert sei. Dann pfiff er weiter.

Die Baronin war, nachdem sie Neumann verlassen hatte, in das Zimmer ihres verstorbnen Mannes gegangen. Es war ein sehr einfach eingerichtetes Gemach, mit einem alten Schreibtisch aus Tannenholz und einem Reitstuhl davor, der ehemals vielleicht gute Tage gesehen hatte. Nun war er alt und schäbig wie die ganze andre Einrichtung. Nur an den Wänden hingen einige schöne Waffen, und

auf dem Schreibtisch lagen beschriebne Blätter. Das war das Buch über Waffenkunde, das der Baron seit zwanzig Jahren hatte schreiben wollen, über dessen Anfang er aber nie weit hinausgekommen war, obgleich auf einem der Blätter alle Kapitelüberschriften aufgezeichnet standen. Die Baronin wischte hier täglich den Staub ab, gerade so, wie bei Lebzeiten ihres Mannes, und gerade so wie sonst lachte sie auch in dieser Zeit gutmütig über die kleinen litterarischen Versuche, auf die Ravenstein so stolz gewesen war. Heute aber setzte sie sich in einen knarrenden Korbstuhl und weinte. Da aber niemand sie fragte, weshalb sie so traurig sei, so sagte sie es auch keinem.

Frau von Zehleneck war eine Zeit lang verreist; als aber der Herbst herannahte, kehrte sie zurück. Sie war sehr verstimmt weggegangen, weil sich Graf Rössing nicht um sie bekümmert hatte, ihre Laune wurde auch nicht besser, als sie bei ihrer Rückkehr erfuhr, er halte sich im Süden auf. Obgleich sie auf fünf Gütern zu Besuch gewesen war und ein ganzes Arsenal von Schönheitsmitteln verbraucht hatte, war es ihr doch schließlich klar geworden, daß diese Mittel ihren Zweck verfehlt hatten. Sie hätte mit ihrer Hilfe gern einen Mann gefangen, aber es hatte sich kein Mann fangen lassen.

Als sie nun an einem grauen Novembertage ihre Freundin Ada besuchte, lag die Welt ebenso grau vor ihr, und ihre Stimmung war so trübe, daß sie beinahe weinte.

Das Leben ist doch eine fatale Einrichtung! klagte sie nach der ersten Begrüßung. Man wird alt, die Kinder werden schauderhaft groß, und man weiß nicht, was man mit sich anfangen soll.

Ada fühlte sich selbst nicht ganz frisch, und wenn es ihr auch nicht ganz klar war, was ihr fehlte, so konnte sie doch begreifen, daß andre Menschen gerade so wie sie das Leben langweilig fänden,

Wo sind deine schönen silbernen Armleuchter geblieben? fragte Amelie, die Luchsaugen hatte und jede Lücke bemerkte.

Die Baronin zuckte die Achseln. Man muß sein Herz nicht an tote Gegenstände hängen, selbst wenn sie von Silber sind, sagte sie leichthin. Damit wußte Frau von Zehleneck, daß die alten, schön gearbeiteten Erbstücke verkauft seien. Dieser Gedanke heiterte sie etwas auf: sie hatte es gern, wenn es andern Leuten auch nicht besonders gut ging; und als sich nun vollends die Thür öffnete und Herr Neumann eintrat, wurde sie geradezu fröhlich. Reiche und ledige Gutsbesitzer waren für sie das anziehendste, was es auf der Welt geben konnte; sie bedauerte nur immer, daß auf dieser armen Welt nur wenig so bevorzugte Menschen zu finden seien.

Bald waren Herr Neumann und Frau von Zehleneck in angenehmster Unterhaltung. Obgleich sie sich nur einmal gesehen hatten, war es doch, als kennten sie sich schon lange, und sie fanden die verschiedenartigsten Gesprächsstoffe. Sehr bedeutend war ihre Unterhaltung nicht; die funkelnden Augen Frau von Zehlenecks thaten aber das ihrige, und Ada, die sich etwas abseits gesetzt hatte, seufzte erleichtert auf. Seit den vierzehn Tagen, die sie nun mit Neumann heimlich verlobt war, hatte sie sich schmählich mit ihm gelangweilt, ja manchmal war es ihr vorgekommen, als hätte er dasselbe öde und stumpfsinnige Gefühl, mit dem sie zu kämpfen hatte. Das war aber ein Irrtum gewesen. Neumann langweilte sich nicht bei der Baronin, oder wenn er es that, dann hatte er niemals etwas andres gethan. Aber er fühlte sich nicht ganz unbefangen in ihrer Gegenwart: es war ihm immer, als erwartete sie mehr von ihm, als er ihr geben konnte, und diese Empfindung trug

nicht zu seinem Behagen bei. In Frau von Zehleneck fühlte er mit richtigem Instinkt etwas verwandtes; er und sie verstanden sich schnell.

Du solltest mich bald einmal wieder besuchen! sagte Ada, als Neumann fort war und nun auch Frau von Zehleneck sich anschickte, Abschied zu nehmen.

Ich komme morgen wieder! rief Amelie und umarmte die Freundin gerührt. — Sie wurde immer gerührt und zärtlich, wenn sie einen Mann zu erobern hoffte. — Dieser Neumann ist wirklich sehr nett! fuhr sie fort. Wie hübsch von ihm, daß er dich oft zu besuchen scheint! Natürlich thut er es, weil dein guter Mann bei ihm gestorben ist. Wirklich sehr rücksichtsvoll! So etwas findet man nicht leicht bei der heutigen Männerwelt!

Als Frau von Ravenstein allein war, versuchte sie gleichfalls, günstiges über Neumann zu denken. Aber es wurde ihr schwer. Besonders, weil sie ungern an ihn dachte. Manchmal nahm sie sich fest vor, wenigstens zehn Minuten an ihn zu denken, aber länger als eine Minute hatte sie es noch nie fertig gebracht. Sie wußte es nach der Uhr. Die Gedanken zerflatterten ihr immer, und wenn sie sich besann, woran sie eigentlich gedacht hätte, war es immer ihr Mann gewesen. Sie sah ihn beständig vor sich: wie er mit seinen Pistolen geschossen, wie er so glücklich an seinem Buche geschrieben hatte, wie er immer zufrieden und immer gut mit ihr gewesen war. In den ersten Jahren ihrer Ehe war sie oft ungeduldig, launisch, verdrießlich gewesen. Das war damals, als sie noch Ansprüche ans Leben gemacht hatte, als dieses ihr viel geben sollte und ihr nach ihrer Meinung nichts gab als einen alten Mann. Aber dieser Mann war immer gut, immer geduldig gewesen. Er hatte sie nicht ausgelacht, wenn sie mit ihren kindischen Einfällen zu ihm kam, er war immer derselbe geblieben — immer — immer. Würde Neumann auch so gut, so geduldig sein? Würde er Verständnis haben für ihre veränderlichen Stimmungen und Ansichten, die von heute auf morgen wechseln konnten? Jetzt war er sehr höflich, sehr ruhig und gemessen; aber würde er so bleiben? War nicht manchmal ein sonderbar unruhiger Blick in seinen Augen, ein Zucken um seinen Mund, das ihr mißfiel? Wenn die Baronin bei diesem Punkte angelangt war, dann schob sie plötzlich alle Gedanken zurück, zündete sich eine Cigarette an und vertiefte sich in einen französischen Roman. Oder sie suchte den sonderbarsten alten Kram aus ihren Koffern hervor und breitete alles um sich aus. Es kam ja auch die Weihnachtszeit, wo sie billige Geschenke für die Armen haben wollte.

Frau von Zehleneck und Herr Neumann sahen sich nun öfter bei der Baronin. Zuerst wurde er sichtlich lebhafter; dann aber kam eine Zeit, wo er nachdenklich und still in seiner Sofaecke saß und auf das Gespräch der beiden Damen hörte, die sich hin und wieder mit einander unterhielten. Frau von Zehleneck war die interessantere. Sie wußte sehr viel gute Geschichten, sie war oft boshaft, und dann hatte sie eine sehr geschickte Art, die Unterhaltung auf ihre vornehmen Verwandten zu bringen, was Neumann sehr imponirte. Außerdem wurde sie täglich jünger und hübscher; wenigstens fand das Neumann. Die Baronin dagegen sah sehr angegriffen aus und war blaß geworden. Sie dachte auch augenblicklich nicht daran, über andre Menschen zu sprechen, und ihre vornehme Verwandtschaft war ihr immer gleichgiltig gewesen. Aber sie dachte viel an Weihnachten und daran, wie sie den armen Kindern eine Freude machen könnte, und wenn Frau von Zehleneck eine Geschichte beendet hatte, in der mindestens ein Graf vorkam, dann zog Ada Ravenstein ein Stück Wollenzeug aus einander und sagte zufrieden: Daraus kann noch eine kleine Unterjacke werden!

Um Weihnachten war sie immer so, etwas zerstreut und nachdenklich und in

einem gewissen Wohlthätigkeitsrausch befangen. Das ging um Neujahr vorüber; dann erzählte sie selbst die lächerlichsten Geschichten von sich und erklärte Weihnachten für die dümmste Einrichtung der Welt. Neumann wußte das natürlich noch nicht, und wenn Frau von Zehleneck nicht gewesen wäre, würde er sich sehr unbehaglich gefühlt haben. Es war ihm schon fast zur Gewohnheit geworden, wenn Amelie ging, sich auch zu empfehlen und sie nach Hause zu begleiten. Dann sprachen sie immer über Frau von Ravenstein. Das heißt, Amelie redete, und er hörte zu.

Natürlich fiel es Amelie nicht ein, gutes von Ada zu reden, das that sie über keinen Menschen; sie lachte über die Freundin und ihre Schwächen und hatte eine geschickte Art, ihre Fehler ins rechte Licht zu stellen.

Die arme Ada! sagte sie einmal. Sie hat ein merkwürdiges Talent, mit den größten Vermögen fertig zu werden. Rolf Ravenstein war reich, als er sie heiratete; nun ist kein Groschen da, und sie muß ihr Silberzeug verkaufen. Und dabei haben diese Menschen nichts von ihrem Gelde gehabt.

In Wahrheit hatte Rolf Ravenstein niemals Vermögen gehabt; er war ein ebenso schlechter Haushalter gewesen wie seine Frau, die nur mit Hilfe einiger kleinen Erbschaften den Hausstand immer über Wasser gehalten hatte. Das wußte Neumann natürlich nicht, und so begann er sich zu ängstigen. Er wollte ja gern eine vornehme Frau haben; aber mußte es gerade Ada Ravenstein sein? Diese Fragen beschäftigten ihn täglich mehr und mehr; und eines Morgens, als er ganz unerwartet zu Ada eintrat, war er noch blässer als gewöhnlich.

Es war eben vor Weihnachten, und die Baronin hatte aus alten Cigarrenkisten allerhand Puppenmöbel gesägt, die sie jetzt zusammenpochte und leimte. Dabei summte sie ein Weihnachtslied vor sich hin und schien ganz fröhlich zu sein.

Guten Morgen, Neumann! sagte sie freundlich. Wollen Sie mit kleben helfen? Das ist nett von Ihnen! Ich habe auch noch ein paar sehr schwierige Nägel einzuschlagen, bei denen Sie mir Ihre kräftige Hand leihen müssen! Sie geben Ihren Leuten doch auch einen Tannenbaum?

Aber Neumann saß ihr schweigend und unthätig gegenüber. Er fühlte sich so unbehaglich, daß er kaum wußte, was er antwortete, als ihn Frau von Ravenstein nach seinem Befinden fragte. Erst aus ihrem bedauernden Kopfschütteln entnahm er, daß er gesagt habe, es gehe ihm schlecht.

Luftveränderung ist immer gut, sagte sie freundlich. Sie sollten ein wenig reisen, denn Sie sehen wirklich schlecht aus. Ist das nicht eine allerliebste kleine Wiege? Nur aus Cigarrenholz? Können Sie nicht auch so etwas machen?

Nein! sagte Neumann. Er war aufgestanden und riß an seinem Hemdkragen, der ihm plötzlich zu eng wurde. Dann begann er in abgerissenen Sätzen zu sprechen. Was er sagte, wußte er später selbst nicht mehr; es ergab sich nur aus der Antwort der Baronin.

Sie hatte ihre kleinen Gerätschaften beiseite gelegt und war gleichfalls aufgestanden. Eine leichte Röte flog über ihr Gesicht, und sie streckte ihm beide Hände entgegen.

Lieber Herr Neumann, sagte sie, ich verstehe Sie — Ihr damaliger Wunsch war eine Übereilung. Ihr Wort gebe ich Ihnen zurück, und nicht wahr, wir wollen Freunde bleiben? Es ist auch besser so, setzte sie mit anmutigem Lächeln hinzu.

Neumann starrte sie mit dem dunkeln Gefühl an, eine große Dummheit begangen zu haben. Aber er war einmal im Zuge und wollte das thun, was er sich in der letzten schlaflosen Nacht ausgedacht hatte. Fünfzigtausend Mark! sagte er und legte ein großes Paket, das er schon die ganze Zeit unbeholfen unter dem Arm

getragen hatte, in Adas Hände. Zur Bezahlung der Schulden! setzte er in einem Tone hinzu, der zugleich wohlwollend und ermahnend klingen sollte. Er hatte sich eigentlich eine ziemlich lange Rede ausgedacht, sie aber in diesem Augenblick vollständig vergessen. Besinnen konnte er sich auch nicht weiter darauf, denn sein Paket flog ihm vor die Füße, und Ada stand so hoch aufgerichtet vor ihm, daß er unwillkürlich zusammenschrumpfte. Dann lachte sie hell auf und zeigte nach der Thür. Weiter that sie nichts. Aber Neumann verstand sie doch. Er ging und nahm das Paket wieder mit sich. Als er langsam über die Straße schritt, kam es ihm vor, als hätte er Prügel bekommen.

Ada stand einen Augenblick regungslos, dann ging sie schnell in das Zimmer ihres verstorbnen Mannes. Dort setzte sie sich vor den Schreibtisch und strich leise über die alte, häßliche Tischplatte.

Nun habe ich wirklich einmal etwas erlebt, Rolf! sagte sie leise. Aber es hat mir doch nicht besonders gefallen. Es wäre nicht geschehen, wenn du noch hier wärest, Rolf!

Sie weinte plötzlich bitterlich, und diesmal wußte sie, warum. Als aber der Weihnachtsabend kam, war sie doch wieder heiter und lachte herzlich bei ihrer Armenbescherung über die kleinen Kinder, die sich alle an sie herandrängten und ihr ein Verschen aufsagen wollten. Sie blieben meist stecken bei ihren Deklamationen, besonders die Knaben, und ein kleiner Junge stammelte unter hervorquellenden Thränen: Ich bin klein, und mein Herz ist gar nicht rein!

Der hat die Menschheit erkannt! sagte Graf Rössing, der plötzlich neben ihr stand.

Sie faßte mit einem kleinen Jubellaut nach seiner Hand. Ach, Wally, wie nett, daß Sie wieder da sind! Ist Ihre Gesundheit nun ganz in Ordnung?

Nein, sagte er verdrießlich. Ich fühle mich hundeelend und wollte mir schon zweimal das Leben nehmen. Nur über die Art und Weise war ich im Unklaren, und darüber hab ichs vergessen. Aber Weihnachten im Süden ist eine so langweilige Geschichte, daß ich wirklich nach dem Norden mußte, um mir den Schwindel hier wieder einmal mit anzusehen.

Es ist kein Schwindel, sagte die Baronin ernsthaft.

Er zuckte die Achseln, stellte sich aber doch unter den brennenden Lichterbaum und sah in alle die kleinen glückstrahlenden Gesichter um ihn. Es war keine großartige Bescherung, sie bestand nur aus Kleinigkeiten; alle Beschenkten aber waren froh und dankbar, und das Zimmer war voll von Weihnachtsduft. Die Baronin war überall bei ihren Schützlingen. Hier half sie eine neue Jacke anziehen, dort malte sie Figuren auf eine neue Schiefertafel; mit Rössing sprach sie erst wieder, als die kleine Gesellschaft nach Absingen eines Weihnachtsliedes von ihren Angehörigen abgeholt worden war.

Wie die Bande falsch singt! murrte er, als beide zusammen in dem kleinen Wohnzimmer saßen. Holsatia non cantat. Da sollten Sie mal die kleinen Italiener singen hören!

Es war gar nicht so falsch, verteidigte die Baronin ihre Schützlinge. Und selbst, wenn es falsch klang — an die richtige Adresse ists doch gekommen! Aber nun sagen Sie einmal, Graf, weshalb sind Sie immer so entsetzlich mißgestimmt? Sind Sie nur nach dem Norden gekommen, um über alles zu brummen?

Graf Rössing antwortete nicht gleich. Er fuhr mit der Hand durch sein borstiges Haar und rückte auf seinem Stuhle hin und her.

Ich bin gar nicht schlechter Laune, versetzte er dann mit dem beleidigten Ton, den die meisten Leute annehmen, wenn ihnen die Wahrheit gesagt wird. Ich

ärgere mich nur über allerlei. Zum Beispiel über die Klatschsucht dieser vorzüglichen Kleinstadt. Wissen Sie, daß von Ihnen gesagt wird, Sie würden Neumann heiraten — diesen Neumann!

Das war kein Klatsch, das war die Wahrheit, erwiderte die Baronin ruhig. Aber es ist Gott Lob! vorübergegangen. Er sah es schließlich eher ein als ich, aber ich glaube doch, ich hätte es auch nicht fertig bringen können.

Sie müssen mir alles erzählen, sagte Rössing herrisch.

Sie gehorchte, wurde bei der Erzählung immer heitrer, und als sie zu dem Hauptpunkte, den fünfzigtausend Mark gekommen war, lachte sie.

Denken Sie, fünfzigtausend Mark! Ich weiß noch immer nicht, was er eigentlich damit gewollt hat. Jedenfalls hat er es fertig gebracht, mich eine Viertelstunde lang nicht zu langweilen. Aber was haben Sie, Rössing?

Der Graf war aufgestanden, kreidebleich, und holte schwer Atem.

Ich will nach Fresenhagen! Ihn zur Rede stellen — Reitpeitsche — der Hallunke, der —

Er fand keine Worte, sodaß ihn die Baronin wieder in den Sessel zurückdrückte. Seien Sie kein Narr, Rössing! Der Mann hat mich nicht beleidigen wollen, und wenn er es gewollt hätte — er konnte es gar nicht: ich lasse mich nicht von ihm beleidigen. Er that mir überhaupt leid, als er so still mit seinem Mammon davonging; er kam mir vor wie ein geprügelter Hund. Hoffentlich findet er bald eine nette Frau.

Wie konnten Sie aber auch den Wahnsinn begehen und sich halb und halb mit diesem Kerl verloben! schalt der Graf, dessen Zorn sich nun gegen Ada wandte.

Sie senkte kleinlaut den Kopf. Es war sehr verkehrt von mir, aber ich dachte, es ginge vielleicht. Erinnern Sie sich nicht, daß ich immer meinte, ich würde noch etwas durch ihn erleben? Meine Ahnung hat mich nicht betrogen. Und dann war er doch meine erste Liebe.

Rössing mußte nun doch lachen. Da sehen Sie nun, was es mit der ersten Liebe auf sich hat!

Ihre erste Liebe — entgegnete Ada.

Aber er machte eine abwehrende Handbewegung: Verderben Sie mir den hübschen Abend nicht! Ich fühle mich schon bedeutend wohler und hätte nichts gegen ein Glas Punsch einzuwenden.

Und ich habe gestern in einem ganz versteckten Kästchen einen Diamantring gefunden, den ich lange verloren geglaubt hatte, rief die Baronin. Da habe ich einigen Gläubigern eine Weihnachtsfreude gemacht und mir eine gute Sorte Wein gekauft. Sie sollen sehen, mein Punsch wird Ihnen munden.

Worauf wollen wir denn anstoßen? fragte er, als die dampfende Kanne von Ada auf den Tisch gesetzt wurde.

Darauf, daß ich keine Dummheiten mehr mache! rief sie. Dann sah sie mit glänzenden Augen in die Ferne. Hoffentlich will mich kein Mensch mehr heiraten. Ich glaube, ich könnte ihn hassen. Rolf war doch der beste! Und sie trank hastig ihr Glas leer, weil ihr plötzlich die Stimme versagte. Dann aber wurde sie sehr heiter und konnte gar nicht begreifen, daß der Graf in sich gekehrt blieb.

Dieser reiste übrigens bald nach Neujahr wieder fort. Es wurde sehr kalt, und er wollte dem rauhen Wetter aus dem Wege gehen. So blieb denn die Baronin recht allein; Frau von Zehleneck kam plötzlich nicht mehr, und wenn sie einmal erschien, dann war es nur ein kurzer Besuch, den sie der Freundin machte. Aber Ada entbehrte den Verkehr nicht. Sie hatte angefangen, für Geld zu malen,

und freute sich wie ein Kind darüber, daß ihr eine Berliner Firma einige Schälchen und Gläser zu geringem Preis abgenommen hatte. Sie machte großartige Pläne, wie sie im Laufe des Frühlings und Sommers nach der Natur malen wollte, und entbehrte keinen Menschen. Auch nicht Herrn Neumann, der sich seit Weihnachten nur sehr selten in der Stadt zeigte und nicht ganz sicher schien, ob es ihm dort ferner gefallen würde. Im Februar aber erhielt er einen Brief von Frau von Zehleneck, die ihn fragte, ob er gestorben sei? Wenn nicht, dann möchte er sie doch einmal besuchen.

Neumann atmete tief auf, als er diesen Brief erhielt; dann schlug er in einem neu erworbnen Adelslexikon die Familie der Zehlenecks nach, grübelte lange und fuhr an demselben Nachmittag in die Stadt.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Byzantinisches. Wie wunderlich, daß gerade in den Blättern, die sich am meisten durch ihre Feindschaft gegen den Liberalismus hervorthun, fortwährend an unserm Reichstag herumgenörgelt wird! Es ist wahr, die Reichsboten schwänzen viel, aber das ist ja gerade vornehm. Die am exklusivsten aristokratische parlamentarische Körperschaft Europas, das englische Oberhaus, hat sich, um Beschlüsse zustande bringen zu können, schon längst genötigt gesehen, ihre Beschlußfähigkeitsziffer auf drei herabzusetzen. Und was liegt an der Zahl der Stimmenden, wenn nur die Gesetze schön sind, die man macht. Und wie schön sind die, wie müssen sie jedem Feinde modernen liberalen Unfugs das Herz erfreuen! Steht man doch im Begriff, der Börse, diesem schon in der Apokalypse so anschaulich beschriebnen Tier, die Hörner zu stutzen und den gefräßigen Rachen mit einem Maulkorb zu verschließen, was weder der Beschluß „Eines Ehrbaren Kaufmanns“ der freien Reichsstadt Hamburg noch der „Schutzverband gegen agrarische Übergriffe“ hindern wird, und gleichzeitig räumt man mit den letzten Resten der Gewerbefreiheit auf. Wenn wir die Zwangsinnung und den Befähigungsnachweis noch nicht haben, so liegt das nur daran, daß sich die Zünftler an das schwierige Geschäft der Abgrenzung der Gewerbe selbst nicht hinanwagen und diese interessante Aufgabe der Regierung zuweisen, die sich seit Jahren mit Organisationsplänen abplagt, ohne für ihre Entwürfe Dank zu ernten. Was wir noch weiter zu erwarten haben, das hat ein Pessimist in der Versammlung des Deutschen Handelstags vom 10. ausgesprochen. Der bekannte nationalliberale Generalsekretär Bueck meinte, für die beklagten Leiden der Landwirtschaft gebe es eine Radikalkur: man dürfe nur die Eisenbahnen zerstören und die Dampfer versenken, aber soweit würden die Vertreter der Landwirtschaft wohl nicht gehen wollen; einer aber aus der Versammlung rief: Das kommt noch!

Es ist nicht immer ganz leicht, den Gedankengängen der rückwärts revidirenden Patrioten unsers Reichstags zu folgen und im voraus zu erraten, was sie in einem

bestimmten Falle wünschen werden. So z. B., da sie doch allesamt sehr fromm sind, den Frommen aber die Kneipen als Kapellen des Teufels gelten, könnte man sich, in Norddeutschland wenigstens, recht wohl denken, daß eines schönen Tages einmal die Schließung aller Schankwirtschaften beschlossen, die Branntweinbrennerei verboten und der Genuß der unschädlichern unter den alkoholischen Getränken, des Weines und des Bieres, nur daheim gestattet würde, was den Flaschenbierhandel zur Notwendigkeit machen würde. In der That hat ja dieser Handel bis jetzt schon recht wohlthätig gewirkt; sehr viele Männer gehen seltener ins Wirtshaus, seitdem sie den Trunk für zehn Pfennige daheim haben können, für den sie im Wirtshause fünfzehn Pfennige und ein Trinkgeld geben müssen. Statt dessen erleben wir es, daß der fromme Herr Schädler dem Flaschenbierverkauf am liebsten den Garaus gemacht hätte, was doch nur den Sinn haben kann, daß er den Wirtshausbesuch zu fördern sucht. Gilt vielleicht in den bairischen Zentrumskreisen das Kneipensitzen für eine Art Andacht? Oder gehören die Gastwirte zu den besonders schutzbedürftigen Mitgliedern des Mittelstandes? Handelt es sich vielleicht gar um den Schutz irgend eines großen Münchner Brauers, der sich beim Ausschank auf seinem Keller besser steht als beim Verkauf ins Haus? Die neuen Beschränkungen werden viele Existenzen vernichten; armselige Existenzen, wenig achtungswerte Existenzen, Schmarotzerexistenzen — mag sein! Aber sie sind einmal da; wo werden sie für die verlorne unproduktive Arbeit Ersatz finden durch produktive Arbeit? Wahrscheinlich doch nirgends anderswo, als in Armenarbeitshäusern und Zuchthäusern; freilich, die Vermehrung der Strafanstalten, der Polizeibeamten, der Denunziationen, der Strafprozesse, die eine Wirkung der zahlreichen neuen Beschränkungen sein muß, entspricht ja wohl ebenfalls dem herrschenden antiliberalen Geschmack.

Also auf dem Standpunkte dieses Geschmacks ist an unserm Reichstage wirklich nichts auszusetzen, außer etwa, daß er noch zu bescheiden und zu schüchtern ist. Man hat diese Dinge in frühern Zeiten weit kräftiger betrieben. Das sieht man z. B. an einem byzantinischen Gesetzbüchlein, von dem vor zwei Jahren eine französische Übersetzung erschienen ist: Le Livre du Préfet, ou l'édit de l'Empereur Léon le Sage sur les Corporations de Constantinople. Traduction française du texte grec de Genève par Jules Nicole, professeur à la Faculté des lettres. Avec une introduction et des notes explicatives. Genève et Bale, Georg et Comp., 1894. Vorher schon hatte Nicole den griechischen Text herausgegeben unter dem Titel: *Λέοντος τοῦ Σοφοῦ τὸ ἐπαρχικὸν βιβλίον.* Die Korporationen standen nämlich unter dem Eparchen oder Stadtpräfekten. In der Einleitung schreibt der Herausgeber: „In welchem Lichte erscheint uns hier das gewerbliche Konstantinopel des neunten Jahrhunderts? Es ist das Paradies der Monopole, der Privilegien und des Protektionismus. Nicht allein sind die Gewerbe hermetisch gegen einander abgesperrt, sondern ihr Betrieb ist auch tausend Beschränkungen unterworfen. Der Staat mischt sich in alles, beaufsichtigt alles; so oft es ihm beliebt, dringt er in die Werkstättten ein, durchwühlt er die Vorräte, prüft er die Bücher. Alles reglementirt er. Er bestimmt, an welchem Tage, auf welchem Platze, zu welchem Preise eine jede Ware verkauft werden soll. Er setzt den Unternehmergewinn wie den Arbeitslohn fest. Der Fabrikant darf seine Rohstoffe nicht nach eignem Ermessen auswählen und einkaufen; die Korporation kauft ein, und jedem einzelnen wird nach dem Maße seiner Einzahlung zugeteilt. Die Korporation darf sich auch nicht nach Belieben durch neue Mitglieder ergänzen, ebenso wenig dürfen Unternehmer und Arbeiter unter sich und unabhängig von der Obrigkeit den Arbeitsvertrag schließen. Um der Haupt-

stadt die ausschließliche Ausnutzung gewisser Fabrikationsweisen zu sichern, werden die Fremden als Verdächtige behandelt; man weist ihnen bestimmte Herbergen an, stellt sie unter Polizeiaufsicht, beschränkt ihr Aufenthaltsrecht und setzt einen Höchstbetrag der Waren fest, die sie mitnehmen dürfen. Dem Präfekten steht zur Durchführung dieser Gewerbeordnung nicht allein ein ganzes Heer von Beamten zur Verfügung, sondern auch die Einrichtung, daß die Mitglieder der Korporationen strengstens verpflichtet sind, einander gegenseitig zu denunziren."

Leo — er regierte von 886 bis 911 — führt das Gesetz mit folgendem Vorwort ein. „Nachdem Gott das Weltall erschaffen und so eingerichtet hatte, daß Ordnung und Harmonie darin herrschen, grub er mit eignem Finger das Gesetz in Tafeln und machte es bekannt, um eine heilsame Zucht zu üben und zu verhindern, daß nicht die Mitglieder der großen Menschenfamilie schändlicherweise über einander herfielen und die schwächern von den stärkern erdrückt würden. Er wollte, daß einem jeden das Seine auf der Wage der Gerechtigkeit zugewogen würde. Deshalb hat es Unsrer Durchlaucht gefallen, Anordnungen zu treffen, die sich aus dem göttlichen Gesetz ergeben, damit das menschliche Geschlecht regiert werde, wie es sich ziemt, und damit keiner keinen unterdrücke."

Heben wir ein paar Proben heraus. „Die Goldarbeiter dürfen weder Kupfer noch Gewebe noch andre Stoffe kaufen, die andern Korporationen vorbehalten sind, außer zu ihrem persönlichen Gebrauch. — Wenn ein Goldarbeiter erfährt, daß eine Frau Gold, Perlen oder Edelsteine zum Verkauf anbietet, so hat er den Präfekten zu benachrichtigen, damit diese Gegenstände nicht etwa ins Ausland verschleppt werden. — Ein Goldarbeiter, der mehr als ein Pfund Gold anschafft, ohne es sofort dem Präfekten zu melden, wird, wenn er ein Sklave ist, Eigentum des Fiskus; wenn er ein Freier ist, wird er ausgepeitscht und zahlt ein Pfund Gold Buße. — Die Goldarbeiter dürfen nicht in ihren Wohnungen arbeiten, sondern nur in den ihnen angewiesenen Werkstätten in der Mittelstraße. — Die Seidenhändler dürfen andre als seidne Stoffe nur für ihren persönlichen Gebrauch kaufen und nichts dergleichen verkaufen. Auch dürfen sie solche Seidenstoffe, die den Bewohnern der Hauptstadt vorbehalten sind [es waren die roten und violetten Purpurstoffe] nicht an Auswärtige verkaufen. Die Fremden sind im Gasthaus zu überwachen, daß sie nicht verbotne Stoffe mitnehmen. Wer ihnen zur Gesetzübertretung behilflich ist, wird ausgepeitscht, geschoren und mit Konfiskation bestraft. — Bei Eröffnung des Marktes [heißt es in den Vorschriften für die Prandiopraten, die ausschließlich mit syrischen Stoffen zu handeln hatten] leistet jedes Mitglied der Korporation seine Beisteuer, und nach deren Maße teilt ihm dann der Exarch zu, was von der Zufuhr auf ihn kommt. — Ein Metaxoprat [so hießen die Rohseidehändler], der außerhalb der Stadt reist, um Einkäufe zu machen, wird aus der Korporation ausgeschlossen. — Der Metaxoprat, der Rohseide an Juden oder für die Ausfuhr aus der Stadt verkauft, wird ausgepeitscht und geschoren. — Wenn ein Katartarius [so hießen die Seidenzurichter] rohe Seide unzugerichtet wieder verkauft, so wird er ausgepeitscht, geschoren und aus der Korporation ausgestoßen. Ausgeschlossen wird auch ein Katartarius, wenn er geschwätzig, grob oder streitsüchtig ist. — Ein Seidenfabrikant (Serikarius), der dem Gewerbeinspektor den Eintritt in die Werkstatt wehrt, wird ausgepeitscht und geschoren. Wenn er Rohseide mit dem Safte der Purpurschnecke färbt, wird ihm die Hand abgehackt. Wenn er, ohne es dem Präfekten zu melden, an Auswärtige verkauft, erleidet er die Konfiskation. — Wer einen Gewerbegenossen durch Steigerung der Miete aus seiner Werkstatt verdrängt, wird ausgepeitscht, geschoren und aus der Zunft ausgestoßen. —

Ein Parfümeriehändler darf nicht mit Gewürzen handeln; man hat zwischen den beiden Gewerben zu wählen und sich für das eine zu entscheiden. — Die Wachszieher dürfen ihre Waren nicht zum Verkauf herumschicken; je zwei Wachszieherläden müssen mindestens dreißig Klaftern von einander entfernt sein. — Gewürzkrämer dürfen kein Wachs für den Wiederverkauf einkaufen. — Ein Seifensieder, der während der Fastenzeit und an Fasttagen mit tierischem Fett arbeiten läßt und so seine Arbeiter besudelt, wird ausgepeitscht, geschoren und aus der Zunft ausgestoßen. — Die Fleischer dürfen nur auf dem Strategionplatz und nicht in Nikomedien oder sonstwo Vieh einkaufen. — Zur Ausübung der Schweinemetzgerei wird ein gutes Leumundzeugnis erfordert. — Den Bäckern wird bestimmt, wieviel sie auf die ihnen zugewiesene Getreidemenge beim Brotverkauf an eignem Verdienst, Lohn für die Arbeiter und sonstigen Kosten draufschlagen dürfen.

Wir sind weit entfernt davon, zu behaupten, daß der Kaiser Leo durch diese Gewerbeordnung den Namen des Weisen verwirkt habe. Auch die an sich unvernünftigsten Beschränkungen können unter Umständen notwendig und damit vernünftig werden, und wir kennen Byzanz nicht genau genug, um beurteilen zu können, ob es eine solche Zunftordnung brauchte. Was wir hervorheben wollten, ist nur dieses, daß es eben der letzte verkümmerte Zweig der alten Kulturwelt war, der zur Zeit seines Absterbens eine solche Zunftpolizei brauchte, wie es dann, sechshundert Jahre später, auch wieder das mittelalterliche Bürgertum in der Zeit seines Niedergangs und seiner Auflösung gewesen ist, das sich selbst und dem der Staat mit solchen Mitteln zu helfen gesucht hat.

Die deutsche Übervölkerungs- und Auswanderungsfrage hat eine dankenswerte Behandlung erfahren in einer soeben (im 17. Heft der Statistik des Hamburgischen Staates) veröffentlichten Arbeit des Dr. W. Benkemann: Die Auswanderung über Hamburg in den Jahren 1887 bis 1894 nebst Beiträgen zur deutschen und internationalen Wanderung. Besonders anzuerkennen ist, daß der Hamburgische Statistiker über dem Zahlenwerk nicht die prinzipielle Frage der Auswanderung mißachtet, sondern gerade ihr eine so hervorragende Stelle anweist, wie es bei prinzipiellen Fragen in den statistischen Abhandlungen der Neuzeit leider sehr selten geschieht.

Ob es für das deutsche Reich nützlicher ist, daß Auswanderung stattfindet oder nicht und in welchem Grade, hängt nach dem Verfasser in erster Linie von dem Stande der Übervölkerungsgefahr ab, sodann aber von den besondern kolonialen Verhältnissen und von den fortlaufenden Beziehungen der Ausgewanderten zum alten Heimatlande. Die Hauptsache ist die Übervölkerungsfrage. Benkemann will zunächst von der beliebten Unterscheidung von „absoluter" und „relativer" Übervölkerung nichts wissen. Wenn „absolute" einen „Sinn" habe, meint er, so ist es „Unsinn." „Relative" Übervölkerung dagegen sei eine bloße Tautologie, denn wie auch die Frage der Übervölkerung im allgemeinen und im bestimmten Falle aufgefaßt werde, in welcher Form und in welchem Grade sie auftreten möge, immer werde darunter ein Verhältnis (eine „Relation") von Bevölkerung zu etwas anderm verstanden: zur Fläche, zum Kulturlande, zu den Unterhaltsmitteln, zum Volkseinkommen usw., und in dem Sinne, wie diese Frage vom volkswirtschaftlichen Standpunkte der Bevölkerungslehre zu betrachten sei, seien alle die vielfältigen Beziehungen und Bedingungen materieller, wirtschaftlicher, technischer, sittlicher, rechtlicher und sozialer Natur zusammengenommen in Betracht zu ziehen. Die Begriffsbestimmung könnte kurz gefaßt so lauten: „Übervölkerung liegt da und dann vor,

wenn — unter den gerade bestehenden Wirtschafts-, Rechts- usw. Verhältnissen — nicht alle auf Arbeitsverdienst angewiesenen Arbeitsfähigen auf dem erreichten Niveau der Lebenshaltung angemessenen eignen Erwerb und Unterhalt finden. Darunter fällt auch der Zustand, wo die Arbeitsgelegenheit zwar noch gerade ausreicht, das Einkommen aber nicht genügt, um den eignen Unterhalt, sowie den der zu zahlreichen Angehörigen und die Leistungen an die Allgemeinheit (Gemeinde, Staat usw.) zu bestreiten." Das deutsche Reich werde man zur Zeit als „übervölkert" bezeichnen müssen; was aber nicht bedeute, daß Deutschland seine Bevölkerung nicht mehr zu ernähren, oder daß es nicht „unter veränderten Verhältnissen" selbst eine weit größere Volksmasse aufzunehmen vermöchte.

Von entscheidender Wichtigkeit ist nach des Verfassers Ansicht, wie sich die „Wissenschaft," die „maßgebenden politischen Faktoren" und die „öffentliche Meinung" zu der Frage stellen. Hinsichtlich der Beurteilung der Gesamtfrage scheine sich erst in der „Wissenschaft" eine bestimmte überwiegende Auffassung geltend zu machen, während bei den andern Interessenten eine feste Meinung und bestimmte Maßnahmen in Betreff der Volksvermehrung oder Geburtenverminderung zur Zeit noch nicht hervorgetreten seien, wie es doch z. B. im siebzehnten und im vorigen Jahrhundert in einem der Volkszunahme günstigen und um die Mitte dieses Jahrhunderts vielfach im umgekehrten Sinne der Fall gewesen wäre. Was die Herabsetzung der Anzahl der Geburten betreffe, so seien der Natur der Umstände gemäß erfolgreiche Einwirkungen hierauf nicht so leicht ausführbar, wenigstens, wenn man sich auf „sittlich zulässige" Vorschläge beschränken und nicht mit den Neu-Malthusianern zu bedenklichen und verwerflichen Mitteln greifen wolle. Namentlich erwiesen sich gerade die Bevölkerungsschichten am unzugänglichsten, bei denen Enthaltsamkeit und geringere Geburtenzahl am wünschenswertesten erschiene.

Infolge dessen richte sich das Augenmerk der geistig und politisch leitenden Kreise in erster Linie oder auch ausschließlich auf die gleichsam positiven Seiten des Gegenstandes, insbesondre auf innere Kolonisation und Begünstigung besondrer Wirtschaftsformen (Rentengüter, Heimstätten), Steigerung des Absatzes am Weltmarkt, Sicherung des Absatzes durch eigne Kolonien, Handelsniederlassungen u. dgl., Auswanderung in der Weise, daß sie vermehrten Absatz inländischer Erzeugnisse und gesteigerten Handelsverkehr in Aussicht stelle.

Die Gesamtlage schildert der Verfasser wie folgt: „Wenn nicht der Überschuß der Gebornen über die Gestorbnen bald zu fallen beginnt, was nicht zu erwarten ist, zumal da die Sterblichkeit seit Jahren merklich geringer wird, so ist mit Wahrscheinlichkeit auf eine starke Auswanderung, und wenn dieser Hindernisse bereitet würden oder sich ihr wirklich oder vermeintlich günstige Ziele nicht mehr bieten sollten, wäre auf umfangreiche Arbeitslosigkeit, Verminderung der Löhne und Abwärtsbewegung der Lebenshaltung zu rechnen. Betrachtet man die Ausfuhr des deutschen Reichs, namentlich von Industrieerzeugnissen, sowie die Einfuhr, hier namentlich an Rohstoffen und Nahrungsmitteln, berücksichtigt man ferner, daß dieser Austausch fast ausschließlich mit fremden, souveränen Staaten geschieht, von ihrem Verhalten also wesentlich abhängig ist, so kann man nicht anders, als die allgemeine wirtschaftliche Lage als schwierig und gefahrvoll ansehen."

Der Verfasser hält also die Auswanderung, und zwar eine starke Auswanderung aus Deutschland für nötig mit Rücksicht auf die Übervölkerungsgefahr. In Bezug auf die für die Nützlichkeit der Auswanderung weiter in Betracht kommenden „fortdauernden Beziehungen der Ausgewanderten zum alten Heimatlande" glaubt er die tröstliche Ansicht Leroy-Beaulieus (im Economiste 1885 geäußert) wieder-

holen zu können, daß die im Auslande wohnenden Deutschen nicht für das Vaterland verloren seien, selbst wenn sie in der Völkerschaft, bei der sie sich niedergelassen hätten, aufgingen, denn sie blieben wenigstens lange Zeit hindurch „die besten Förderer der deutschen Industrie und des deutschen Handels, überzeugte und freiwillige Commis Voyageurs, entschiedne und willige Beschützer, zähe und interessirte Verbreiter."

Auf das interessante und mit vollster wissenschaftlicher Zuverlässigkeit vom Verfasser dargebotne, sehr umfangreiche statistische Material wollen wir hier nicht eingehen. Hoffentlich wird die ganze Arbeit nicht zu dem beschaulichen Dasein verdammt sein, das neunzig Prozent unsrer statistischen amtlichen „Veröffentlichungen" haben.

Die Gefahren, die für Deutschland aus einer unzureichenden Würdigung der Übervölkerungsfrage und einer ungenügenden Politik des Raumschaffens nach außen und im Innern erwachsen müssen, sind durch die Benkemannsche Arbeit jedenfalls allen, die es angeht, ernsthaft genug vor Augen geführt.

Ein Schutzverband gegen agrarische Übergriffe ist kürzlich in Berlin gegründet worden. Nach den darüber vorliegenden Zeitungsberichten scheint sich der kleine Überrest der deutschen Manchesterschule, wie er in der „Freisinnigen Vereinigung" des Reichstags und in der „Volkswirtschaftlichen Gesellschaft" noch fortbesteht und in der Stadt Berlin sogar noch eine herrschende Rolle spielt, in dem neuen Verbande zur Führerschaft für berufen zu halten. Wer die agrarischen Übergriffe ernsthaft bekämpft wissen und der Regierung in ihrem Widerstande gegen sie einen festen Rückhalt im Volke geschaffen sehen will, kann diese Erscheinung nur beklagen. Niemand ist weniger berechtigt und weniger befähigt, zum Kampfe gegen die Interessenwirtschaft, die besonders scharf in den agrarischen Ansprüchen zum Ausdruck kommt, aufzurufen, als jene orthodoxen Manchesterleute. Die Herren haben sich zur Patenschaft bei dem neuen Verbande gedrängt, sie werden seine Totengräber werden. Die Wissenschaft ist, Gott sei Dank, mit der Frage fertig, wie tief die Epigonen Adam Smiths gerade in Deutschland das sittliche Niveau des Wirtschaftslebens herabgedrückt haben. Für sie sind die Herren von der sogenannten „klassischen Nationalökonomie" tot und begraben, sie spricht nicht mehr von ihnen. Sie hat genug mit der Aufgabe zu thun, in dem Denken, Empfinden und Gebahren des Volkes die Schäden auszubessern, die in zwei bis drei Menschenaltern das Dogma von dem alleinseligmachenden Eigennutz angerichtet hat. Mit den Ladenhütern der Manchesterdoktrin, wie sie die „Freisinnige Vereinigung" jedem Fortschritt gegenüber noch immer auf Lager hat, kann sie sich nicht mehr abgeben. Aber auch im Volke haben denn doch diese Ladenhüter allmählich jede Zugkraft verloren. Die Kommune Berlin und die Kaufmannschaft von Berlin sind nicht das deutsche Volk, nicht einmal das Berliner. Also auch als Wahlmanöver ist es verkehrt, daß sich jene Herren zur Führerrolle vordrängen. Und vollends als Stütze der Regierung taugen sie gar nicht. Ein Verband soll die Regierung stark machen, dessen Führer die orthodoxen Vertreter der Lehre vom „schwachen Staat," vom „Nachtwächterstaate" sind? Davor möge uns der Himmel bewahren, daß die Regierung auf diesen Leim geht. Mehr könnte ihre Stellung und die Sympathien des deutschen Volkes für den rocher de bronce, an dem sich die Wogen eigennütziger Interessenpolitik mehr als einmal in Preußen gebrochen haben, nichts in der Welt erschüttern. Herr von Ploetz und seine Leute können sich freuen, daß das Ungeschick der Berliner nationalökonomischen Orthodoxie den berufnen Kämpfern gegen die agrarischen Übergriffe, vorläufig wenigstens, die Beteiligung an dem neuen Schutzverbande gründlich verleidet hat.

Dr. Peters im Reichstage. Der Kolonialetat hat am 13. und 14. d. M. im Reichstage zu einer Verhandlung Anlaß gegeben, die wieder die schon oft aufgetauchte Frage hervorruft: Ist es statthaft, daß in unsern öffentlichen parlamentarischen Versammlungen über außerhalb stehende Personen in einer Weise verhandelt und abgeurteilt wird, wie es hier geschehen ist?

Da ist ein Mann von einem Reichsboten schwerer Verbrechen angeklagt worden, öffentlich, so öffentlich, wie vor keinem Gericht, denn diese Verhandlungen werden in ganz Deutschland, in der ganzen Welt gelesen, die Verhandlungen selbst des Reichsgerichts nur von wenigen. Es erheben sich Verteidiger, es erheben sich neue Ankläger, der Mann wird aufs gröbste beleidigt mit Schimpfworten, er wird des Galgens für wert erklärt, ihm wird Verbrechen auf Verbrechen zur Last gelegt. Und der Mann ist nicht zur Stelle, er kann sich nicht verteidigen, er hat keinen berufnen Verteidiger. Wenn sich alles, was wider ihn vorgebracht worden ist, nachträglich als falsch herausstellte, welche Genugthuung würde ihm werden? So gut wie keine, denn wenn dann auch gelegentlich im Reichstag seine Unschuld anerkannt, in einigen Blättern davon Notiz genommen würde — darauf würde man kaum achten. Aber die mit allem Pomp und Lärm des gesetzgebenden Körpers erfolgte Verurteilung — die bliebe im Gedächtnis aller. Wenn elende Zeitungen verleumden, weil sie wissen: es bleibt doch was hängen, auch wenn nachher ein Widerruf kommt — nun, man nennt das Niederträchtigkeit. Aber solche Wirkungen können auch ohne Absicht von verständigen Blättern ausgehen, und auch von gesetzgebenden Versammlungen. Das müssen wir aufs tiefste bedauern, denn es tritt alle Gerechtigkeit mit Füßen. Diese Art von angemaßter Rechtsprechung ist weder mit dem Recht noch mit der Würde des Hauses vereinbar. Das Haus ist nicht kompetent dazu, in völlig formloser Weise zu Gericht zu sitzen und abzuurteilen in Sachen, auf die sonst die allerpeinlichsten Rechtsformen beim Verfahren in Anwendung kommen. Daß es thatsächlich aber auf eine Gerichtssitzung hinausläuft, was wir hier erlebt haben, ist zweifellos, nur ist es eine in den Formen unsers Volksgerichts vor tausend Jahren oder in den Formen der Gerichte, die Dr. Peters vielleicht in Afrika gesehen oder vielleicht selbst gar abgehalten hat. Für unser Land und unsre Zeit ist es unerträglich, zu wissen, daß man um Ehre und Namen gebracht werden kann ohne Form und Recht. Oder soll Dr. Peters bei den Herren, die ihn Mörder und wie sonst noch nannten, herumgehen und sich sein Recht suchen?

Nehmen wir an, Dr. Peters sei alles dessen schuldig, was gegen ihn vorgebracht worden ist. Auch dann ist es sein Recht und aller Recht, zu fordern, daß er vor ein ordentliches Gericht gestellt werde, und es ist zu verdammen, wenn er statt dessen hier öffentlich — beschimpft wird. Denn weiter ist es nichts, was hier geschehen ist. Aber Dr. Peters könnte ja auch weniger oder gar nicht dessen schuldig sein, was vorgebracht worden ist. Was dann? Werden diese Leute, die Ehre und Moral der Wilden in Afrika so schön verteidigen, dem Dr. Peters seine Ehre wiedergeben? Können das diese Leute? Es wäre zum Lachen, wenn nicht das, was Dr. Peters geschehen ist, jedem andern auch ganz Unschuldigen geschehen könnte, über den sich ein Herr Reichsbote Bebel oder Richter einmal geärgert hat. Haben wir noch Richter in Berlin, so mögen diese urteilen, nicht Herr Richter oder Herr Bebel.

Wie uns scheint, hat sich die Regierung durch frühere ähnliche Fälle auf einen falschen Boden drängen lassen. Ist es Sache der Regierung, den Verteidiger zu spielen vor dem Gerichtshof des Reichstags und gegenüber persönlichen Anklagen? Kann ich meine Ehre als Reichsbeamter für gesichert halten, wenn sie zur Diskussion

und mein amtliches Verhalten zur Untersuchung gestellt werden kann, nicht vor einem Disziplinarhof oder Kriminalgericht, sondern vor einer Versammlung von Volksvertretern in öffentlicher Sitzung? Wäre es nicht besser gewesen, wenn der Vertreter der Regierung sich jedes eignen Urteils über seine Beamten an diesem Orte enthalten und sich auf die kompetenten Gerichte berufen hätte? Müßte er nicht seinen Beamten, auch wenn er von dessen Schuld, die gerichtlich nicht festgestellt war, persönlich überzeugt war, gegen eine solche öffentliche Bloßstellung schützen? Sollte es seine Pflicht sein, solche Angriffe anders zu beantworten, als mit der Bestreitung der Kompetenz des Reichstags, die Diskussion solcher Sachen von ihm zu verlangen? Spricht die Tradition gegen ein solches Verhalten der Regierung, so hat sie doch die Möglichkeit, diese üble Tradition zu brechen. Und endlich, warum haben sich die Ordnungsparteien auf die Diskussion eingelassen? Wäre es nicht besser, wenn man in künftigen Fällen den Beschimpfungen Draußenstehender — da sie nun einmal gesetzlich gestattet sind — wohldisziplinirtes Schweigen unter Protest entgegensetzte? Wäre es nicht möglich, solche Beschuldigungen, wenn sie einmal erhoben sind, sofort an eine Kommission zu verweisen, in der über sie mit Ausschluß der Öffentlichkeit verhandelt werden könnte? Hier ist eine Lücke in unserm Verfassungsleben, die dringend der Ausfüllung bedarf.

Litteratur

In seinem Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen stellt Friedrich Meinecke in dem bis jetzt erschienenen ersten Bande (Stuttgart, J. G. Cotta) die Zeit von 1771 bis 1814 auf Grund ausgebreiteter archivalischer Studien dar. Eine Hauptquelle des Verfassers bildeten die Schätze des Boyenschen Nachlasses in dem Tümplingschen Familienarchiv in Thalstein bei Jena, die ihm durch Frau von Tümpling, geborne von Boyen, erschlossen wurden.

Mit großer Liebe und in ausführlichster Weise wird die Vorzeit Boyens dargestellt. Erstens war er ein überzeugter Verehrer der fridericianischen Kriegsweise und Soldatenausbildung, der in dem originellen General von Günther sein Vorbild sah. Günther war, wie Meinecke erzählt, einer von den Männern, die man dahin stellte, wo es galt, Schlendrian und Mißbräuche auszukehren. So schickte ihn Friedrich der Große als einen, der Haare auf den Zähnen habe, zu dem schwarzen Husarenregiment, mit dem er unzufrieden war: das Bosniakenregiment, schon durch seinen Ursprung ein origineller Truppenteil, wurde durch ihn eine in ihrer Art klassische Truppe, nicht elegante, aber zähe und ausdauernde Reiter, durch Kühnheit, Wachsamkeit und Behendigkeit vorzüglich geeignet zum kleinen Kriege, voll hingebenden Vertrauens zu ihrem Führer und von tüchtigem Korpsgeist erfüllt. Unter Günther kämpfte Boyen im Jahre 1794 in Polen und schloß sich dem Manne aufs engste an, dessen Charakter und Denkweise man am klarsten in den Worten ausgedrückt findet, die er einst zu Boyen sprach: „Sehen Sie, wenn man zu Pferde steigt, muß man nur militärische oder gottselige Gedanken haben."

Der andre Zug seines Wesens führte ihn auf ernsthaft betriebne theoretische militär- wie allgemeinwissenschaftliche Studien. Als denkender Offizier ließ er sich gern von der Strömung der Zeit mit forttragen; von der Vervollkommnung der Menschheit und der Möglichkeit des ewigen Friedens träumend, suchte er besonders den ersten dieser Gedanken praktisch in seinem Berufe auszuführen, und hielt es für nötig, sich dazu durch Erwerbung einer festern philosophischen Grundlage zu

befähigen. So begann er sich autodidaktisch mit dem Studium der Philosophie, besonders der Kantischen, zu beschäftigen. Die Soldaten schienen ihm das nächste und bequemste Material für die allmählich durchzuführende Vervollkommnung der Nation zu bieten. Von diesem Gedankengange bis zu dem der allgemeinen Wehrpflicht ist nur ein Schritt: Boyen nahm die Ideen auf, die gewissermaßen in der Luft lagen, und wurde Scharnhorsts treuester Mitarbeiter in jener Zeit, wo die allgemeinen Humanitätsbestrebungen durch die grausame Notwendigkeit, den Staat gegen Napoleon mittels Erweckung der geistigen Kräfte wehrhaft zu machen, philosophische Spekulationen in die harte Wirklichkeit umsetzten. Der Nachweis dieses innern, naturnotwendigen Zusammenhanges zwischen geistiger Bildung und praktischem Heerwesen, den neuen Gedanken und dem alten Staatswesen scheint uns einer der wertvollsten Teile des Werkes zu sein. Wird die Forderung der allgemeinen Wehrpflicht, wie es hier geschieht, als organisches Ergebnis der gesamten Bildungsbestrebungen der Zeit nachgewiesen, so verliert Scharnhorst nichts von seiner tragischen Größe; im Gegenteil erscheint er erst recht als einer jener schicksalvollen Männer, die ihr Genius zu Dolmetschern eines ganzen Volks gemacht hat.

Bis zum Freiheitskriege bewegte sich Boyens Thätigkeit mehr in der Stille, in den äußern Gang der Begebenheiten trat er nur ein, als er im Dezember 1812 mit wichtigen Depeschen des russischen Kaisers an Friedrich Wilhelm III. abgesandt wurde. Er mußte notgedrungen seinen Weg durch Österreich nehmen und wurde durch Metternichs Schurkerei an der Grenze aufgehalten. Sah doch Metternich in Boyens Patriotismus nichts weiter als „einen neuen Beweis der unbegreiflichen Leichtfertigkeit und Indiskretion, die diese ganze Klasse von Individuen bei allen Gelegenheiten an den Tag legt.“ Liest man die Geschichte jener Tage, so weiß man nicht, worüber man sich mehr wundern soll: ob über die unbegreifliche Verblendung Österreichs, in Napoleon einen Mann erblicken zu wollen, der sich jemals von den Ostmächten in seinem Ehrgeiz beschränken lassen würde, oder über die Gutmütigkeit der Verbündeten Österreichs, die Metternichs verräterisches Spiel mit Lammsgeduld ertrugen.

Wenig erfahren wir von Boyens Wesen und Persönlichkeit; die Gräfin Sophie Schwerin berichtet nur, Boyen habe lange auf dem Gute Kerkow bei ihnen im Quartier gelegen, und eine gewisse steife und zierliche Pedanterie, die dem Konversationston vieler damaligen preußischen Offiziere infolge ihrer gelehrten Beschäftigungen anklebte, habe sie veranlaßt, an ihm einige kleinen Lächerlichkeiten zu finden. Doch ihr Gemahl, Graf Wilhelm Zieten, verwies ihr das, da er diesen in Gesellschaft so steifen Mann an seiner wahren Stelle gesehen hatte: Boyen war damals Chef des Generalstabs im Hauptquartier Bülows, und der Graf konnte kaum fassen, wie man einen solchen Posten unter einem so starken Drange der Umstände und Geschäfte mit so viel Ruhe und Klarheit ausfüllen könne.

Ausführlich legt der Verfasser das Mißverhältnis dar, das sich zwischen Bernadotte und dem unter ihm kommandirenden General von Bülow ausbilden mußte. In wie idealistischem Sinne man damals auf preußischer Seite die Menschen beurteilte, sieht man wohl am deutlichsten daraus, daß Bülow zuerst meinte, Bernadotte dürfe am leichtesten dadurch zu exaltiren sein, daß man ihm vorstelle, er könne ein Gustav Adolf werden: Bernadotte, der die schwedische Krone nur als Notbehelf betrachtete für den Fall, daß ihm die Nachfolgerschaft Napoleons entginge, und dem überhaupt als echtem Napoleonischen Marschall auf niemand sonst etwas ankam, als auf sich selbst! Daß man von ihm irgend eine wirksame Förderung der Sache der Verbündeten erwarten konnte, erscheint geradezu als unbegreiflich, wenn man hört, daß er im Laufe einer Unterredung am 24. September

1813 ausrief: „Was habe ich denn für Interesse daran, mich auf dem Kontinent zu schlagen? Ich gehe zurück, nehme Norwegen und sehe mir von dort die Fehler an, die ihr machen werdet. Ich habe meine Armee gegen den Wunsch des schwedischen Volkes hergeführt und mir eine schwere Aufgabe aufgehalst; nichts andres kann mich dafür entschädigen, als die Liebe und der Gehorsam meiner Unterthanen."

Aus dieser Stimmung erklärt sich sein laues Verhalten am Tage von Großbeeren und sein völliger Verzicht darauf, den Sieg der preußischen Truppen durch energische Verfolgung des Feindes auszunutzen. Statt dessen hegte er, wie Meinecke sagt, bald für seine rechte, bald für seine linke Flanke Besorgnis. Bald fürchtete er von Davoust und der Niederelbe Schlimmes, bald beunruhigte ihn die Nachricht von dem Zurückweichen der schlesischen Armee, bald wieder fürchtete er einen Vorstoß Napoleons von Bautzen her. Darüber ließ er dann den vor ihm stehenden Feind wieder zu Kräften kommen und erklärte Bülow, der immer wieder zu schnellem Handeln drängte, es gelte, systematisch vorzugehen. Im schärfsten Gegensatz hierzu steht das Verhalten Bülows und seines Generalstabschefs mit ihren Truppen ebenso wie bei Großbeeren, so auch in der ruhmvollen Schlacht von Dennewitz.

Wir können der weitern Darstellung des Feldzugs bis zum Friedensschluß nicht folgen, sondern heben nur aus der Erzählung des Verfassers das kleine Stimmungsbild hervor, wie am 2. November 1813 zwei ältere Offiziere, in ihre Mäntel gewickelt, an der einen Ecke eines Tisches in Göttingen in ihr Gespräch vertieft sitzen, während die jungen Landwehroffiziere, die sonst um den Tisch sitzen, den tapfern Bülow und den klugen Boyen preisen und leben lassen, bis ihnen klar wird, daß die Gefeierten neben ihnen sitzen.

Nach dem ersten Pariser Frieden zum Kriegsminister ernannt, konnte sich Boyen mit voller Hingebung der Durchführung seines Lebenswerkes, des Wehrgesetzes, widmen. Wir setzen zum Schluß die Worte her, mit denen der Verfasser diese seine großartigste Leistung charakterisirt. Das subjektive Verdienst Boyens, sagt er, die Verbindung von Klugheit und Mäßigung mit tief innerer Überzeugung, erhält erst das rechte Licht durch den objektiven Wert seines Werkes. Eine geniale Verbindung von Altem und Neuem war geglückt. Boyen ließ sich nicht hinreißen von solchen, die ihm sonst innerlich sehr nahestanden, und die schon glaubten, daß der Militärgeist in dem Geiste des Volkskriegs untergehen, daß die stehenden Armeen zum Heile der Welt vernichtet werden würden. Er war ein Zögling des Heeres Friedrichs des Großen und wußte durch eigne Lebenserfahrung, welche kriegerische und sittliche Kraft in dem Geiste des Offizierkorps, in der festen Disziplin, in den Traditionen der Ehre und des Ruhmes lebte. Nichts wesentliches von diesem alten, ererbten Gute wurde jetzt preisgegeben; ein neues, großes kam hinzu, die Errungenschaft des achtzehnten Jahrhunderts, die in Deutschland am reinsten und keuschesten aufgeblüht war: die sittliche und geistige Entfaltung des Individuums und damit im engsten Zusammenhange die Entfaltung der Nation, des Volksgeistes. Noch war diese letztere erst in ihren Anfängen, das Wehrgesetz von 1814 wies ihr einen Weg, auf dem sie sich ohne gefährliche revolutionäre Zuckung mit den alten, fortbestehenden Mächten des öffentlichen Lebens vereinigen konnte. Es erzog den Staat für das Volk und das Volk für den Staat und schmolz ihre Kraft zusammen zu einer neuen Waffe, dauerhaft, gediegen und von unerhörter Wucht, die noch nach zwei Generationen zerschmetternd niedersauste auf die, die es versäumt hatten, sich eine gleiche zu schmieden.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die sozialen Zustände der Türkei und der Islam

Von A. Socin

Angesichts der Thatsache, daß der Gegensatz zwischen Christen und Muslimen neuerdings zu den bekannten Mordszenen geführt hat, wird vielfach darüber gestritten, welche Partei an diesem Ausbruch des Fanatismus die Hauptschuld trage. Derartige Ereignisse müssen tiefer liegende Ursachen haben; da die politische Frage dabei allzu stark betont wird, ist es angebracht, sie einmal zurücktreten zu lassen und mehr den sozialen und religiösen Gegensatz einer Betrachtung zu unterziehen. Ich räume zwar ein, daß eine richtige Politik der Türkei gegenüber, namentlich was die Stellung der Mächte zu ihr betrifft, in unsrer Zeit von hervorragender Bedeutung ist. Da gilt vor allem das Losungswort, den Zusammenbruch der Türkei und eine etwaige Teilung um jeden Preis von der Gegenwart abzuwälzen. Infolge des Grundsatzes, daß eine Einmischung in die innern Angelegenheiten dieses Reichs unter allen Umständen vermieden werden müsse, versteigen sich die Diplomaten aber auch so weit, an die Lebensfähigkeit der Türkei zu glauben, und die Tagespresse folgt ihnen blindlings, da sie die einschlägigen Fragen nicht vom allgemein menschlichen und sittlichen Standpunkt, sondern nur von dem der hohen Politik oder der Finanz zu betrachten geneigt ist. Die Diplomaten aber begnügen sich damit, gelegentlich einzeln — wie schwer war es, in der Dardanellenfrage eine Einstimmigkeit zu erzielen! — einigen türkischen Staatsmännern gute Ratschläge zu erteilen. Auch die bedeutendern Schritte, die der Türkei gegenüber gethan worden sind, indem man sie drängte, den berühmten Hatti Scherif von Gülchane 1839 und nach dem Krimkriege den Hatti Humajun mit zahlreichen Verheißungen von Reformen zu erlassen (man vergleiche darüber G. Rosen, Geschichte der Türkei, Leipzig, 1867), haben nur teilweise Erfolg gehabt. Es ist das durchaus natür-

lich; denn der Sultan, als Nachfolger der Khalifen, konnte mit den hergebrachten Staatsgrundsätzen und -gesetzen, die ja auf religiöser Grundlage beruhen, nicht mit einemmale brechen, und zur Durchführung der Reformen fehlten die dazu erforderlichen Beamten, teilweise auch freilich der gute Wille.

Es wäre jedoch unbillig, wenn wir nicht auch die Fortschritte, die gemacht worden sind, anerkennen wollten. Vor allem hat die Türkei darnach gestrebt, ihre Macht auch in den entlegnern Teilen des Reichs zu befestigen, teilweise sich auch neue Gebiete thatsächlich zu unterwerfen. So haben die Türken z. B. in Arabien, besonders auch im Süden, festen Fuß gefaßt. Vielfach wurde der türkische Einfluß in den asiatischen Provinzen auf Landstriche ausgedehnt, die bisher beinahe ganz unabhängig gewesen waren. Auch die Verwaltung und die Justiz wurden verbessert. Natürlich bekamen diese Zentralisationsbestrebungen auch die nichtmuslimischen Unterthanen zu spüren, deren Kirchenvorstände bisher oft auch weltliche Befugnisse und Rechte, ja sogar die Rechtsprechung gehabt hatten. Wie überall, wo eine Zentralisation durchgeführt wird, wurden auch hier Sonderinteressen geschädigt; freilich konnte die Frage aufgeworfen werden, ob mit den Neuerungen auch immer wirkliche Besserungen verknüpft waren.

Die Völker, die die Unterthanen des Sultans bilden, sind in Bezug auf Charakter, Anschauungen und Sitten zu verschieden, als daß es gelingen könnte, sie in kürzester Frist unter einen Hut zu bringen. Vor allem sind unter ihnen drei gänzlich verschiedne Völkerstämme vertreten; erstens die Türken, zweitens Indogermanen: Griechen, Kurden, Armenier, drittens Semiten, d. h. Araber und Aramäer, letztere die Reste der vorislamischen Bevölkerung Syriens und der Tigris- und Euphratländer. Die Türken und die Kurden sind sämtlich Muhammedaner, ebenso größtenteils die Araber; die Griechen und die Armenier und Aramäer dagegen Christen. Eine auch nur einigermaßen zuverlässige Statistik der Völkerstämme und Religionsgemeinschaften des türkischen Reichs giebt es freilich nicht. Im 42. Bande von Petermanns Mitteilungen (1896, I) ist der Versuch einer Statistik der armenischen Bevölkerung auf Grund der besten Angaben gemacht; darnach würden in den Provinzen, in denen die Armenier am zahlreichsten sind, 726750 Armenier neben 3619625 Muslimen und 283000 andern Christen wohnen; nach der Ansicht des Verfassers jenes Aufsatzes würde etwa ein Aufschlag von 25 Prozent dazu kommen. Auch ist dort der Nachweis versucht, daß selbst in den wichtigsten von Armeniern besetzten Bezirken diese bloß ein Viertel der Bevölkerung ausmachen.

Es steht außer Frage, daß, abgesehen vielleicht von gewissen geistig sehr verwilderten und verwahrlosten christlichen Sekten, z. B. den Jakobiten, die Christen in Bezug auf Kultur vielfach den Muslimen überlegen sind. Besonders in den Ländern und Städten, in denen schon seit längerer Zeit euro-

päische Missionare wirken und Schulen blühen, ist dieser Unterschied augenfällig; nicht nur machen sich die verschiednen christlichen Sekten in Bezug auf die Schulen in einer Weise Konkurrenz, die bloß der allgemeinen Bildung zu gute kommt, sondern selbst die Muslimen haben sich diesem wohlthätigen Einfluß nicht entziehen können. Übrigens ist auch von der Regierung für Schulunterricht einiges gethan worden. Auch in Handel und Gewerbe treten die Christen hervor, sie zeigen häufig mehr Unternehmungsgeist als ihre muslimischen Mitbürger; ob sie sich durch größere Ehrlichkeit vor ihnen auszeichnen, muß freilich dahingestellt bleiben. Man wird auch nicht verlangen können, daß die Christen, die zu Wohlstand gelangt sind, die geistigen und sittlichen Fähigkeiten haben, ihren Reichtum gut anzuwenden. Bei vielen Christen ist jedoch Genügsamkeit und Sparsamkeit ebenso zu finden, wie bei den Türken. Das gilt namentlich auch von den Armeniern; häufig verlassen sie zeitweilig ihr unfruchtbares Bergland, um sich in der asiatischen und europäischen Türkei einiges Geld zu erwerben. Selbst der armenische Lastträger, der um geringe Vergütung zu arbeiten gewohnt ist, kann übrigens in der Regel lesen und schreiben; des Abends sieht man ihn mit einer armenischen Zeitung beschäftigt. Überhaupt aber werden sich die orientalischen Christen schon bei der zunehmenden Berührung mit abendländischen Glaubensgenossen, der Katholik durch die Verbindung mit Rom, der Anhänger der orthodoxen griechischen Kirche durch die Verbindung mit Griechenland und Rußland, immer stärker des Zusammenhangs mit der europäischen Christenheit bewußt. Ebenso wissen die Protestanten, unter denen amerikanische, englische und deutsche Missionare wirken, viel besser Bescheid, wie es außerhalb der Türkei zugeht, als die Muslimen. Und doch sind diese die herrschende Rasse, die Träger des Staats. Es kann nicht ausbleiben, daß sie darum vielfach ihren Grimm gegen die aufstrebenden, ihnen wirtschaftlich so oft überlegnen Christen nur schlecht verhehlen können. Natürlich ist der Haß und Neid gegen die im Lande angesessenen Europäer im Grunde ebenso stark; da diese jedoch aber durch ihre Konsuln beschützt werden, kann er sich gegen sie nicht Luft machen und ladet sich mehr auf die eingebornen Christen ab. Diese sind dagegen geneigt, wo es nur immer angeht, die Hilfe der europäischen Konsulate in Anspruch zu nehmen.

Es ist somit kein erfreuliches Bild, das die sozialen Verhältnisse der asiatischen Provinzen des türkischen Reichs zeigen: mit den gewöhnlichen Mitteln wird die Regierung kaum Meister über ihre Unterthanen. In einem lehrreichen französischen Werke über Algier (Moeurs, coutumes et institutions des indigènes de l'Algérie par Le Lieutenant-Colonel Villot, 3 éd. Paris, 1888) ist auch von der Türkenherrschaft in Algier die Rede; da wird geschildert, wie trefflich es die Türken verstanden haben, ihre Herrschaft auszuüben, ohne für die beherrschten Völker irgend etwas nützliches zu schaffen, dadurch, daß sie die Zwietracht der Eingebornen benutzten und bald diese, bald jene Partei

unterstützten, und dadurch, daß sie alle fähigern Eingebornen unterdrückten. Das war ungeschminktes Türkentum; eine ähnliche Politik ist im Grunde heute noch maßgebend. Wie geschickt haben die Türken lange Zeit in Syrien die Feindschaft zwischen den Drusen und den Maroniten benutzt! im Jahre 1860 sind sie selbst nicht davor zurückgeschreckt, den Drusen das Signal zur Ermordung der Christen in Damaskus zu geben, ja sich daran zu beteiligen. Daß infolge der damaligen Einmischung Frankreichs der Libanon einen christlichen Pascha erhielt, hat in Verbindung mit der Zerbröcklung der europäischen Türkei die Ansprüche der Christen gesteigert. Von vornherein für unberechtigt kann man ihre Ansprüche nicht erklären; jedenfalls bezeugen sie, daß es der Türkei trotz aller Versprechungen und teilweise vollzognen Reformen nicht gelungen ist, die christliche Bevölkerung, von einzelnen Personen abgesehen, an sich zu ketten. Noch immer kennt der Orientale kein Vaterland, sondern er hat bloß Anhänglichkeit an seine besondre Nationalität oder seine Religionsgenossenschaft. Daher wäre das Bestreben, eine nationale Partei zu schaffen, aussichtslos, besonders solange sich die Fürsorge für das wirtschaftliche Wohlergehen der Bevölkerung auf das Notwendigste beschränkt. Die spärlichen Eisenbahnen, die die Türkei bis heute aufweist, sind den Europäern zu verdanken; die wenigen Straßen, die in der Nähe der Küsten angelegt worden sind, beweisen für ein Reich von so großer Ausdehnung nicht viel. Unter den Augen europäischer Konsulate ist in größern Verkehrsmittelpunkten endlich einmal eine Spur von Sanitätspolizei zu verspüren. Die Verpachtung der Steuern hat aufgehört; aber mit der Steuererhebung sind immer noch Übelstände verknüpft, die den wirtschaftlichen Aufschwung hindern. Während die Sicherheit durch festere Polizeimaßregeln zugenommen hat, ist andrerseits eine stramme Zensur eingeführt worden, die ohne absolut zuverlässige Beamte bloß lächerlich ist. Der Glaube, daß die Regierung einst den Bodenreichtum, überhaupt die natürlichen Hilfsquellen des Landes, deren alleinige Ausbeutung sie sich ängstlich vorzubehalten sucht, ohne fremde Hilfe zu heben imstande sein werde, ist nirgends stark. Daher rührt die Unzufriedenheit in allen Teilen des türkischen Reichs, es ist kein Wunder, daß sie sich in Schlägereien Luft macht. Gerade die vielfach bloß angebahnten, aber nicht mit Energie fortgesetzten und halb oder in falscher Weise ausgeführten Reformen regen die Bevölkerung auf und verschärfen nicht selten die vorhandnen Gegensätze. Ein moderner Staat könnte ja die Türkei erst werden, wenn sie dem Grundsatz, daß ihr Recht auf dem Islam aufgebaut sein müsse, völlig entsagte; damit würde sie aber die Muslinen tief verletzen. Längst ist z. B. die Zuziehung der Christen zum Militärdienst, sodaß diese auch hierin dieselben Pflichten und Rechte wie ihre muslimischen Mitbürger hätten, beschlossene Sache und im Hatti Humajun von 1856 verbrieft. Die alte Anschauung aber, daß jeder von der Türkei geführte Krieg ein Dschihad, d. h. ein Glaubenskrieg gegen die Ungläubigen, insbesondre die

Christen sei, überwiegt immer noch und vereitelt die Konskription der Nichtmuslimen; die Christen müssen „Militärpflichtersatzsteuer“ bezahlen. Daß übrigens gerade in militärischer Beziehung dank den zahlreichen europäischen Instruktoren und Generalen in der Türkei große Fortschritte gemacht worden sind, ist durchaus nicht in Abrede zu stellen; im allgemeinen ist Haltung wie Gesittung der türkischen Truppen bedeutend gebessert; einzelne Rückfälle in Barbarei kommen freilich, wie die neusten Ereignisse zeigten, noch immer vor.

Bekanntlich sind die türkischen Diplomaten, was geschicktes Ausweichen, Verschleppung unbequemer Fragen und Verhüllen der Thatsachen betrifft, den europäischen vielfach nicht bloß ebenbürtig, sondern sogar überlegen. Nach den Berichten unabhängiger Augenzeugen sowohl als aus innern Gründen können wir dem von den Türken vielfach ausgesprengten Gerücht, die Armenier hätten bei den jüngsten Ereignissen mit dem Angriff auf die Kurden und Türken begonnen, nicht recht Glauben schenken. Daß Kurden mit vollem Wissen der Türken schon mehr als einmal im tiefsten Frieden ohne Veranlassung auf die Christen losgelassen worden sind, mag hier nur wieder ins Gedächtnis zurückgerufen werden; man denke an die Greuelthaten Bedr Chans im Jahre 1843 (vergl. unter anderm G. P. Badger, The Nestorians and their Rituals. Bd. I. London, 1852, S. 268 ff.). Es ist geradezu undenkbar, daß die Armenier, wie nach Zeitungsberichten in dem Briefe des Sultans an die Kaiserin Viktoria gestanden hat, die Greuelszenen dadurch hervorgerufen hätten, daß sie im Gebete begriffne Muhammedaner durchgeprügelt hätten. Im ganzen sind die Armenier ein durchaus friedliches Volk, und wenn auch in gewissen Gegenden die Wildheit ihrer kurdischen Nachbarn auf sie übergegangen sein mag, so hüten sie sich wohl mit diesem als besonders grausam bekannten Gesindel anzubinden. Die Thätigkeit des armenischen Komitees, von dem soviel die Rede war, mag noch so verderblich gewesen sein, was Aufreizung und Beschaffung von Waffen betrifft, die Versprechungen der Engländer, die Ansprüche der Armenier unterstützen zu wollen — aus Gründen höherer Politik —, mögen Thatsache sein; dennoch wird es mir, wie ich die auf asiatischem Boden angesessenen Armenier kenne, schwer, daran zu glauben, daß sich diese hätten verführen lassen, den Streit zu beginnen und tapfer in ihr offenbares Verderben zu rennen. Ich glaube gezeigt zu haben, daß genügender Zündstoff in den innern sozialen Verhältnissen der Türkei liegt, um derartige Ausbrüche begreiflich erscheinen zu lassen, und zwar vor allem von muslimischer Seite. Den Anspruch der Armenier, vor dem rohen kurdischen Raubgesindel geschützt zu sein und ihm mit Waffen entgegentreten zu können, finde ich ebenso begreiflich, als daß sie, wenn sie angegriffen werden, sich zu wehren suchen. Sollen wir wirklich gegenüber barbarischen schuldlosen Abschlachtungen ganz gleichgiltig bleiben? Das geht doch noch weit über die Maßreglungen der Protestanten in Rußland hinaus! Und wenn auch diese Sympathien die Gewebe der europäischen Diplo-

matie durchbrechen, ist es doch angebracht, dem Gefühl Ausdruck zu geben, daß hinter der offiziellen Nichteinmischung, koste es, was es wolle, doch noch Leute vorhanden sind, die nicht bloß für alle möglichen guten Zwecke, für die man heutiges Tages in Anspruch genommen wird, den Tierschutz einbegriffen, einigen Sinn und einiges Gefühl bewahrt haben, sondern die derartige Greuel vom allgemein menschlichen und sittlichen Standpunkt zu betrachten geneigt sind, trotz dem Verdikt der Tagespresse.

Bei einer Erörterung der religiösen Fragen ist es nötig, etwas weiter auszuholen. Es kann nämlich geradezu die Frage aufgeworfen werden, ob der Islam mit den Grundgesetzen eines modernen Staates — dazu will man ja die Türken bringen oder giebt sie schon dafür aus — überhaupt vereinbar sei; wenn das nicht der Fall ist, so entsteht die weitere Frage, ob der Islam fähig ist, eine Weiterbildung über sich ergehen zu lassen. Zunächst gilt es, die Lage zu beleuchten, in der sich der Islam gegenwärtig befindet. Da ist zu betonen, daß das Mißgeschick aller Art, die Zerbröcklung des türkischen Staates, der Umstand, daß der Orient gegenüber Europa und Amerika wirtschaftlich in der Entwicklung zurückbleibt, bei den Muslimen größtenteils nicht etwa den Gedanken wachgerufen hat, es möchte bei ihnen das und jenes faul sein, sondern häufig nur ihre Verblendung vermehrt hat: diese Giauren verstehen alles, sie sind uns in der That auf dieser Welt überlegen, dafür aber werden sie einmal alle in der Hölle braten, während es uns im Paradiese wohl ergehen wird. Die Muslimen fühlen sich den Christen gegenüber heute wieder mehr und mehr als Einheit; die Kraft des Panslawismus und die Propaganda, die der Islam entwickelt, hat erst vor einigen Jahren ein ausgezeichneter Arabist, der Holländer Snouck-Hurgronje, der sich ein Jahr in Mekka aufgehalten hat, anschaulich geschildert (Mekka. II. Aus dem heutigen Leben. Haag, 1889). Es ist kein Geheimnis, wie unaufhaltsam der Islam in Afrika Boden gewinnt, überall sucht er sich nicht nur zu behaupten, sondern vorzudringen, auch in Indien steht er in hohem Ansehen. Wo er einmal Fuß gefaßt hat, ist er bekanntlich nicht auszurotten: die christliche Mission ist ihm gegenüber völlig machtlos. Das rührt hauptsächlich daher, daß der Muslim gelehrt wird, das Christentum — zunächst handelte es sich allerdings nur um die christliche Religion des siebenten Jahrhunderts — als Idolatrie, im Gegensatz zum Monotheismus befindlich, kurz als eine Vorstufe zu seiner Religion zu betrachten. Die orientalischen Kirchen aber, mit denen der Muslim des vordern Orients in Berührung kommt, sind wenigstens teilweise oder bis vor kurzem auf dem Standpunkte jener Zeit stehen geblieben. Eine Vergeistigung der Religion, wie sie das Christentum in Europa besonders durch die Reformation erfahren hat, kann der Muslim schon deswegen nicht annehmen, weil er unsre Religion bloß von der dogmatischen, nicht von der ethischen Seite zu betrachten gelehrt wird.

Wie sich ein mehr oder weniger gebildeter Muslim heutzutage dem Christentum und der europäischen Kultur gegenüberstellt, zeigen am besten zwei Bücher aus der jüngsten Zeit. Im Jahre 1893 erschien wieder einmal eines jener zahllosen Touristenbücher, in denen die Zustände des Orients, diesmal Ägyptens, in Bezug auf Wissenschaft, Kultur und Religion vom Standpunkt eines Mannes, der für fremde Anschauungen nicht den geringsten Sinn hat, sehr hart beurteilt werden; ich meine das Buch des Duc d'Harcourt, L'Egypte et les Egyptiens. Eine Inhaltsangabe des Werkes bitte ich mir zu erlassen. Viel interessanter und für meine Zwecke von Bedeutung ist die Gegenschrift eines ägyptischen Muslim, betitelt: Les Égyptiens, réponse à M. le Duc d'Harcourt par Kassem-Amin, conseiller à la cour d'Appel du Caire. Le Caire, 1894. Auch diese Schrift ist kein Meisterstück; aber sie ist von Bedeutung, weil sie zeigt, wie ein gebildeter Muslim die europäischen Zustände betrachtet. Kassem Bei, der in Montpellier studirt hat, verallgemeinert allerdings, da er ganz Europa nach seiner Kenntnis französischen Wesens beurteilt, noch viel stärker als sein Gegner, dem er solch falsches Verallgemeinern vorwirft. Es zeigt sich bei ihm, wie unmöglich es für einen Orientalen ist, sich in eine ihm fremde Kultur einzuarbeiten; die ist ihm wesentlich etwas rein äußerliches. Wie ganz andre Erfahrungen machen wir in dieser Beziehung gerade mit Armeniern, die sich an unsern Universitäten einfinden! Die scheuen in der Regel vor keiner Geistesarbeit zurück.

Auch bei Kassems Buch übergehe ich die ersten Kapitel, in denen der Verfasser mit seinem Gegner leichtes Spiel hat. Mit Recht kann Kassem darauf hinweisen, daß die muslimische Gesellschaft vorläufig den Sozialismus nicht zu fürchten hat. In stärkern Gegensatz zu unsern Anschauungen gerät Kassem erst vom sechsten bis zum neunten Kapitel, wo er die Frauenfrage behandelt. Da wirkt es geradezu erheiternd, wenn er die Polygamie, die übrigens aus wirtschaftlichen — nicht aus sittlichen — Gründen im Orient selten ist, wieder mit dem alten Schlagwort verteidigt, sie sei immer noch besser, als daß die meisten Europäer neben ihrer Frau noch eine Mätresse hielten! Den freien Umgang der beiden Geschlechter in unsrer Gesellschaft, besonders auf Bällen und dergleichen, kann er bloß unter dem Gesichtspunkt betrachten, daß der eine Europäer dem andern seine Frau zum Flirtage, woraus häufig Verführung und Ehebruch folge, überlasse! Ich will auf die Einzelheiten, die beweisen, daß der Verfasser von der Mehrzahl der Ehen in Europa keine Ahnung hat, sowie auf seine Lobpreisungen der muslimischen ehelichen Verhältnisse nicht weiter eingehen. Es stimmt mit seinem Standpunkt überein, daß Kassem auch das Eheleben Muhammeds als durchaus normal betrachtet und die vielen vom Propheten eingegangnen Ehen durch die Politik entschuldigt. Peut-on se figurer sérieusement, heißt es dann weiter, qu'un homme qui s'est donné la tâche de réformer la religion, les mœurs, les lois du monde entier, et

qui a réalisé cette gigantesque entreprise, ait le temps de mener la vie d'un petit crevé Parisien? ... Certes, Mohamed a dit „qu'il aime les femmes,“ mais on aurait tort d'induir qu'il les aime pour leur corps. Il les aime comme il aime la prière, puisqu'il a confondu les deux dans un même amour. — Sapienti sat. Im geraden Gegensatz dazu hebt A. Müller in seinem Werke „Der Islam im Morgen- und Abendland“ (Bd. I, Berlin, 1885) treffend hervor, wie Muhammed die Gelüste seines Herzens mit den Bestimmungen Allahs „verwechselte,“ und was für traurige Folgen dies für den ganzen Orient gehabt hat. Selbst der Anfang, der in Ägypten mit der Frauenbildung gemacht ist — nach der Statistik erhalten neben 155186 Schülern 2837 Schülerinnen Unterricht —, wird auf die allgemeine Anschauung, daß das Weib eine Ware, ein Ding ist, noch lange Zeit keinen Einfluß üben.

Diese Proben sollen nur den Beweis liefern, wie befangen selbst ein in Europa gebildeter Muslim heute noch sein und wie trefflich er es verstehen kann, dem Publikum Sand in die Augen zu streuen. Die letzten Kapitel des Buches führen uns nun wieder zu unserm eigentlichen Gegenstande zurück, da sie wesentlich eine Verteidigung des Islams als Religion enthalten. Verteidiger will übrigens Kassem nicht sein; nach ihm ist der Islam überhaupt die natürliche Religion, die beste Fahne, unter die sich die gesamte Menschheit scharen könnte, kurz die Religion der Zukunft. In dieser Beziehung giebt er auch nur der allgemeinen natürlichen Ansicht seiner Glaubensgenossen Ausdruck. Dem Anspruch, allgemeine Weltreligion zu werden, entsagt der heutige Islam weniger als je; neu und verblüffend sind nur die von ihm vorgebrachten Gründe. Gleichwohl verlohnte es sich wohl kaum der Mühe, sich weiter damit zu beschäftigen, wenn nicht in einer viel gelesenen Zeitschrift (Berliner Rundschau vom 10. Juli 1895) ein hervorragender Reisender, G. Schweinfurth, unter dem Titel „Die Wiedergeburt Ägyptens im Lichte eines aufgeklärten Islam“ Kassems Arbeit einem größern Leserkreise gegenüber mehr als nötig herausgestrichen hätte. Er sagt geradezu: „Die Thatsache, daß ein mohammedanischer Ägypter imstande war, in so vorurteilsfreier, so warmfühlender Weise und zugleich so philosophisch klar, wie es Kassem-Emin gethan, seine Ansichten niederzuschreiben, ist ein Ereignis von mehr als litterarischer Bedeutung und zugleich der beste Beweis für die Richtigkeit (sic) der in dem Buche verfochtenen Ansichten.“

Schweinfurth hat völlig Recht, wenn er betont, daß der Europäer die Tugenden, z. B. die Ehrenhaftigkeit, die Mäßigkeit, die Gastfreundlichkeit der Muslimen im Orient oft genug erprobt und schätzen lernt, auch im Grunde von Fanatismus nicht zu leiden hat. Mir ist es aber immer so vorgekommen, als sei im allgemeinen der Charakter diesen Orientalen angeboren und von der Religion unabhängig. Der Grundzug von dem, was der Araber murawa und hilm, d. h. virtus, Charakter in eminentem Sinne nennt, ist namentlich auch bei den Muslimen nicht zu verkennen, die mit sogenannter Kultur, oder besser

Halbkultur, also auch mit den Regierungskreisen in wenig oder gar keine Berührung kommen, ja vielleicht bei ihnen noch stärker entwickelt, als bei den zivilisirtern Orientalen. In dieser Beziehung verdienen namentlich die Zentralaraber hervorgehoben zu werden. Auch die Lernfähigkeit der Beduinen, mit denen übrigens die Bauernbevölkerung Zentralarabiens die größte Ähnlichkeit zeigt, wird von dem besten Kenner jener Gegenden, dem kühnen Reisenden Dougthy (Travels in Arabia Deserta, Cambridge, 1888) oft genug gerühmt; freilich ist ihm auch wilder Fanatismus nicht selten entgegengetreten, sodaß er in die Worte ausbricht: They can be banded only by the (new) passion of religion and their robber-like greediness of the spoil. Mit der Religion läßt sich eben auch ein Geschaft machen; das zeigt vor allem auch die Nachbildung des Islam, die wir unter dem Namen Mahdismus kennen und deren weltliche Antriebe uns neuerdings Slatin Pascha (Feuer und Schwert im Sudan, 1896) so deutlich vor Augen gestellt hat.

Wenn ich dies alles in Betracht ziehe, so fällt es mir in der That sehr schwer, Kassems Urteil beizupflichten, wenn er z. B. behauptet, die muslimische Religion habe die reinste Moral, die man je gekannt habe. Je öfter ich den Koran gelesen habe, um so fadenscheiniger ist mir immer die sogenannte Pflichtenlehre erschienen, besonders wenn man die stark in den Vordergrund tretenden rituellen Pflichten abzieht. Wenn Kassem vollends von Muhammed rühmt: Toute la vie de Mohamed est remplie de beaux exemples, so macht ja diese im Verlaufe der Entwicklung des Islams fortschreitende Tendenz, aus dem Propheten den höchsten Heros zu machen, der Idealisationsfähigkeit der Muslimen alle Ehre; aber bekanntlich beruht dieser Zug nur auf dem Vorbilde andrer Religionen, und es ist stark zu bezweifeln, daß diese Vergötterung — der Sache nach kann man es wohl so nennen — im Sinne des Religionsstifters selbst gelegen habe. Ich selbst denke freilich viel zu konservativ, als daß ich dem Islam zumutete, durch Preisgeben seiner Glaubensideale sich seiner eignen Stützen zu berauben. Aber ich protestire gegen die Zumutung, zu glauben, daß das, was uns Kassem bietet, ein „aufgeklärter Islam" sei.

Nach Kassem ist der Islam schon so, wie er ist, imstande, die geistigen Bedürfnisse der Menschheit zu befriedigen. Ganz besonders bemüht sich der Verfasser, d'Harcourts Urteilen gegenüber zu beweisen, daß der Islam niemals der Entwicklung der Wissenschaft im Wege gestanden habe. Er beruft sich dabei auf Stellen des Koran und Aussprüche des Propheten. Mit welcher eigentümlichen Logik Kassem dabei verfährt, kann man z. B. daraus ersehen, daß in dem Koranverse 6, 97: „Und Gott ist der, der für euch die Sternbilder hingestellt hat, damit ihr euch durch sie in den Finsternissen zu Land und zu Wasser leiten laßt," die Astronomie empfohlen sein soll. Es ist hier nicht am Platze, zu untersuchen, was Muhammed unser seinem „Wissen" eigentlich verstanden hat; galt ihm doch vor allem auch die Religion als

„Wissen"; daß er von „Wissenschaft" keine Ahnung hatte und haben konnte, kann nur ein Muslim leugnen. Aber auch die wissenschaftliche Thätigkeit der Araber überschätzt Kassem; den Satz Ex oriente lux in weitem Umfange auf alle Araber anzuwenden, kann bei dem heutigen Stande unsrer Kenntnisse nur jemand wagen, der von den Leistungen der verschiedensten Völker, vor allem auch des Altertums, keine Ahnung hat. Ich mache es Kassem nicht zum Vorwurf, daß er die eigentümliche Rolle, die die Araber in dem Ganzen der wissenschaftlichen Entwicklung gespielt haben, nicht begreift. Zu vermissen ist aber, daß man bei ihm nichts von den freidenkerischen Richtungen unter den Arabern hört; wenn diese gesiegt hätten, so wäre der Islam allerdings in Gefahr gekommen, Schiffbruch zu leiden. Aber seit dem endgiltigen Sieg der muslemischen Orthodoxie im zehnten Jahrhundert, der übrigens nicht ohne Kampf erfolgte, ist der Islam in der That verknöchert. Darin, daß seit einem Jahrtausend keine Veranlassung mehr vorgelegen hat, ketzerische Meinungen zu verfolgen, liegt bloß ein Beweis, daß das Denken der Orientalen sich seither großenteils in den hergebrachten, ausgefahrnen Gleisen bewegt und sich von den engen Fesseln der muslimischen Religion nicht zu befreien vermocht hat.

Der Islam kennt keinen eigentlichen geistlichen Stand. Ist das ein Mangel oder ein Vorzug? Triumphirend ruft Kassem aus: Cela fait que nous n'avons pas de question religieuse qui nous gêne dans notre marche. Nous n'avons pas à crier: le clergé, voilà l'ennemi! puis qu'il n'existe pas. Von der Thätigkeit eines christlichen Geistlichen hat er weder im protestantischen noch im katholischen Sinne eine Ahnung; er kann nur über die Charlatane spotten, die den Gläubigen Lourdes anpreisen. Der Islam braucht in der That keine „Seelsorge"; er ist ja so einfach; er wendet sich immer an die Vernunft des Menschen; ja es soll ein Ausspruch Muhammeds vorhanden sein: die Religion ist die Vernunft. Aber diese Phrase von der natürlichen Religion zeigt schlagend, daß sich der Verfasser noch immer in Gedankenkreisen bewegt, die bei uns infolge der Vertiefung religionsgeschichtlicher Forschungen nun wohl endgiltig aufgegeben sind. Der Gegensatz von Glauben und Wissen wird so auf die einfachste Weise aus der Welt geschafft. Da ferner der Rationalismus den Grundzug der Religion des Islam bildet, so ist es klar, daß der Gebildete wie der Ungebildete ihr in gleicher Treue anhängt, daß sie vermöge ihrer Einfachheit so weite Verbreitung gefunden hat und noch immer findet. Der Islam verlangt ja nur Anerkennung der Einheit Gottes und seines Gesandten, sodann die Erfüllung der Pflichten: das Gebet fünfmal am Tage zu verrichten, das Fasten im Ramadan zu halten, den vierzigsten Teil der Habe als Armenabgabe (!) zu geben und wenn irgend möglich nach Mekka zu wallfahren. C'est là toute notre religion, sagt Kassem mit Stolz. In der That ist diese „Religion der Zukunft" höchst einfach und verführerisch. Auch

der gelehrte Verfasser des Artikels der Rundschau scheint davon entzückt zu sein, er sieht „in dem rituellen Drill der Massen einen hervorragenden Kulturhebel und bewundert auch bei dieser anscheinend geringfügigen Veranlassung den weitausblickenden Geist des Religionsstifters."

Es wäre aber durchaus verkehrt, den Islam darnach zu beurteilen. Wenn diese Religion nur daraus bestünde, wovon Kassem spricht, so hätte jener andre deutsche Reisende Recht, der den Franzosen einst den Rat gab, den Islam mit Stumpf und Stiel auszurotten, wenn sie in Algier Ruhe bekommen wollten. Wer den Orient genauer kennt, wird nicht bei der Bewunderung des Rituals stehen bleiben, sondern anerkennen, daß der reine Monotheismus des Islam die schönsten Früchte wahrer Frömmigkeit und Gottergebenheit — das letztere bedeutet ja Islam — gezeitigt hat und noch zeitigt. In dieser Richtung der Verinnerlichung, ich möchte sagen Entrationalisirung, liegt die einzig mögliche Zukunft für diese „einfache" Religion, nicht auf dem Wege seichter Aufklärung. Die halte ich geradezu für ein Unglück. Durch einen solchen Ausbau würde auch der im Islam doch mehr oder weniger stark betonte Fatalismus beseitigt werden, ferner auch dem Hochmut entgegengearbeitet werden, der heute — man mag sagen, was man will — das Kennzeichen des Muslimen ist; wer die oben genannten Pflichten erfüllt, steht ja nach der landläufigen Ansicht weit über jedem Andersgläubigen.

Von der Notwendigkeit einer derartigen Entwicklung findet sich bei Kassem keine Andeutung, er ist durchaus ein Kind des vorigen Jahrhunderts: er erwartet alles Heil von der Schulbildung und dem Ausbau des Wissens. Andrerseits ist er wieder gläubiger Muslim und zweifelt nicht daran, es mit seinen Volksgenossen bleiben zu können. Glücklicherweise hat er keinen Schimmer von Verständnis für religiöse Aufgaben, für Kultur- und Religionsgeschichte. Der Koran ist für ihn das abschließende letzte Wort Gottes; daß die Frage, wie es mit dem Inspirationsbegriff eigentlich steht, einmal im Verlaufe der Zeit von der Wissenschaft aufgeworfen werden könnte, kommt ihm nicht in den Sinn. Er hängt noch an demselben sinnlichen Inspirationsbegriff, den Muhammed selbst zur Grundlage seiner Religion machte. Diese Inspirationslehre, die jede Ausscheidung des zeitlich Bedingten im Koran verhindert, ist ein schwerer Hemmschuh für die Entwicklung einer unabhängigen Wissenschaft gewesen; man denke nur an eine ernsthaftere Geschichtsforschung. Es ist schwer, zu denken, daß der Islam, sobald an dem Glauben seiner unbedingten Autorität gerüttelt wird, noch Bestand haben kann; denn wenn die Anhänger Muhammeds erst sollten einsehen lernen, wie sehr ihr Prophet im Grunde von irdischen Gewährsmännern abhängig war und wie schwer bei ihm die Grenze zu ziehen ist zwischen Selbstbetrug und wissentlicher Täuschung andrer Leute, fällt der Islam dahin. Das Schlimmste ist, daß Muhammed aus Politik vielfach sogar dem arabischen Heidentum Zugeständnisse machte, um die Bekehrung

der Mekkaner zu erzielen, sodaß sein vielgepriesener Monotheismus stark mit Fetischismus versetzt wurde. Muhammed war neben dem Politiker ein sehr mittelmäßiger Religionsstifter. In dieser Beziehung stand er, von anderm zu schweigen, tief unter den großen israelitischen Propheten, wie Amos, Hosea, Jesaia. Die geschichtlichen Ansichten, denen ein Religionsstifter huldigt, können ja durchaus irrig sein, und doch kann sein Werk Nutzen stiften; es ist auch für die große muhammedanische Welt weder möglich noch wünschenswert, daß sie zu geschichtlicher Erkenntnis, zu einer klaren Anschauung über die Entstehung ihrer Religion gelange. Ich werde aber Kassem niemals zugeben, was er behauptet: L'œuvre que Mohamed a accomplie, au double point de vue religieuse et politique, dépasse en grandeur, en difficultés, en résultats, tout ce que l'esprit humain a produit dans le passé et le présent.

Aus allen diesen Gründen stelle ich in Abrede, daß der Islam einer Aufklärung in dem guten Sinne unsrer Reformation fähig sei. Jedenfalls ist die muhammedanische Welt noch lange nicht reif dazu, eine solche Aufklärung zu ertragen. Die Bewegungen, die im Verlaufe von etwas mehr als hundert Jahren im Islam hervorgetreten sind, weisen nach einer ganz andern Weiterbildung hin; sie waren großenteils reaktionär und hatten eine politische Spitze. Auch Kassem ist im Grunde, ohne es zu merken, reaktionär, trotzdem daß er die Bildung und die durch sie erreichten wie die zu hoffenden Vorteile preist: eine ernsthaftere Bevormundung der islamischen Welt lehnt er ab, da er weder die Fähigkeit noch den Willen hat, sich ein Verständnis für europäische Geistesarbeit, sagen wir auch für das Christentum, zu erringen.

Ich habe mich nur deshalb so eingehend mit seinen Ansichten beschäftigt, weil wir ihn als Typus eines modernen Muslims betrachten dürfen. Auf religiösem Gebiet ist heute der Gegensatz des Islams gegen die christliche Welt stärker als je. Aber auch auf politischem Gebiete zeigt sich der Ausfluß solcher Denkweise; in den armenischen Wirren sehen wir nur ein weiteres Anzeichen davon. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen kommt jedes Stützen der ottomanischen Herrschaft dem Islam zu gute, den die Türkei unverhüllt auf ihre Fahnen schreibt. Nur durch wirkliches Zusammenhalten könnten die sogenannten christlichen Mächte die Türkei dazu zwingen, thatsächlich ihre innern Verhältnisse so zu ordnen, daß solche Greuel nicht wieder vorkämen. Den Diplomaten kann es freilich gleichgiltig sein, ob irgendwo in der Ferne so und so viel wehrlose Menschen hingeschlachtet oder dem Hungertode preisgegeben werden; der Diplomat hat bloß zu verhindern, daß daraus größere Verwicklungen zwischen den europäischen Mächten entstehen. Ob sich aber nicht dieser Grundsatz der Nichteinmischung in die innern Angelegenheiten der Türkei doch noch einmal rächen wird, und ob es nicht angebracht wäre, der berechtigten Unzufriedenheit der christlichen Unterthanen nicht aus humanen — die kann man nicht verlangen —, sondern aus politischen Gründen Rechnung

zu tragen, wird die Zukunft lehren; vorläufig können sich die Türken ins Fäustchen lachen.

Der Zweck des Vorstehenden ist erfüllt, wenn hin und wieder einem Leser die Folgen der heutigen Politik, vor allem die enge Verbindung der sozialen und der religiösen Frage in der Türkei in eine von dem gewöhnlichen Urteil der Tagespresse etwas abweichende Beleuchtung gerückt worden ist.

Daniel Chodowiecki

Zeiten einer raschen Aufklärung, deren Denken namentlich durch die Naturwissenschaften angeregt zu werden pflegt, bedeuten für die Kunst gewöhnlich Zeiten eines überwiegenden Realismus, wo nicht eines mehr oder weniger fröhlichen oder groben Naturalismus. Ein Naturalismus der deutschen Malerei läuft z. B. im fünfzehnten Jahrhundert neben dem ersten eindringenden naturwissenschaftlichen Denken her, das wir überhaupt erlebt haben, in unserm Jahrhundert siegte der Realismus in der Kunst über die Romantik gleichzeitig mit dem Empordringen der Naturwissenschaften über die romantische Philosophie, und auch die Aufklärungszeit des achtzehnten Jahrhunderts hat ihren Realisten, ja bescheidnen Naturalisten gehabt: Daniel Chodowiecki. So konventionell uns die Gestalten und Szenen seiner schlichten kleinen Bilder zur Minna, zum Werther unwillkürlich anmuten, in ihrer Zeit stellten sie doch einen großen Fortschritt zu freierer Komposition, zu unmittelbarer Wiedergabe der Natur dar gegenüber den Rokokopüppchen und -grüppchen, wie sie in seiner Jugend mode waren, und wie er sie selbst als junger Handwerker in Menge gemalt hat, und gegenüber den unwahren weichlichen klassizistischen Idealgestalten vieler seiner Zeitgenossen. Nachdem ihm einmal die Schuppen von den Augen gefallen waren, zeichnete er unablässig nach der Natur. Akte zwar zu zeichnen — er begann damit, als er bereits über dreißig Jahre alt war und schon seit zehn Jahren als ein guter Maler galt — ist ihm nur wenige Jahre möglich gewesen.*) Dafür suchte er sich zu entschädigen und zugleich seine Fertigkeit zu ergänzen dadurch, daß er sich daran machte, was ihm die Natur so bot,

*) Das erzählt er selbst und fügt hinzu: „Und das wäre nicht genug? wird ein schon ausgelernter Künstler fragen. — Nein, lieber Mann! Wenn du dein ganzes Leben lang nach dem Leben zeichnest, so mußt du am Ende desselben fühlen, daß dir noch vieles zu lernen übrig blieb, und du nicht zuviel gezeichnet hast."

stehend, gehend oder reitend mit Bleistift und Skizzenbuch zu erhaschen; davon berichtet er in seiner Selbstbiographie in schlichten, herzlichen Worten: „Ich zeichnete nebenher. War ich in Gesellschaft, so setzte ich mich so, daß ich die Gesellschaft, oder eine Gruppe daraus, oder auch nur eine einzige Figur übersehen konnte, und zeichnete sie so geschwind, oder auch mit so vielem Fleiß, als es die Zeit oder die Stätigkeit der Personen erlaubte: bat niemals um Erlaubnis, sondern suchte es so verstohlen wie möglich zu machen, denn wenn ein Frauenzimmer (und auch zuweilen Mannespersonen) weiß, daß mans zeichnen will, so will es sich angenehm stellen und verdirbt alles, die Stellung wird gezwungen. Ich ließ es mich nicht verdrießen, wenn man mir auch, wenn ich halb fertig war, davonlief; es war doch so viel gewonnen. Was habe ich da zuweilen für herrliche Gruppen mit Licht und Schatten, mit allen den Vorzügen, die die Natur, wenn sie sich selber überlassen ist, vor allen den so gerühmten Idealen hat, in mein Taschenbuch eingetragen! Auch des Abends bei Licht habe ich das oft gethan; kein besseres Studium, um große Partien, Licht und Schatten hervorzubringen. Ich habe nach Gemälden wenig, nach Gips etwas, viel mehr nach der Natur gezeichnet. Bei ihr fand ich die meiste Befriedigung, den meisten Nutzen; sie ist meine einzige Lehrerin, meine einzige Führerin, meine Wohlthäterin. Wo ich sie finde, werfe ich ihr einen Kuß, wenn es auch nur in Gedanken ist, zu: dem reizenden Mädchen, dem prächtigen Pferde, der herrlichen Eiche, dem Strauche, dem Bauernhause, dem Palaste, der Abendsonne und dem Mondlicht — alles ist mir willkommen und mein Herz und Griffel hüpfen ihm entgegen. Aber wie sehr werde ich betrübt, wenn mit aller Mühe und Sorgfalt ich das nicht zu erreichen vermag, was sie mir vorzeigt. Dann entschuldige ich mich mit dem so richtigen Ausspruche: All unser Wollen, all unser Streben ist Stückwerk. Und das Bild, das ich mit meinem in sich selbst gekehrten Auge an der innern Kugel meiner Hirnschale sehe, ist ganz anders als das, was meine schwache Hand durch den unvollkommnen Griffel aufs Papier bringt.“ Diese Ehrlichkeit des Empfindens, das demütige Suchen in der Natur und sein unermüdlicher Fleiß haben ihn an die Spitze der deutschen Zeichenkunst seiner Zeit gerückt und ihr als Führer den Weg vorwärts zeigen lassen, haben ihm geholfen, daß er, wie sein neuer Biograph*) sagt, seinen Beruf erfüllte, dem Realismus in seiner Kunst zum Durchbruch zu verhelfen und damit seine Zeitgenossen, die Künstler wie das Publikum aus dem Bann überlebter Formen zu befreien. Indem er sich zum Darsteller seines Zeitalters, wie es wirklich war, und also zum treuen Interpreten der mannichfaltigsten Charaktere machte, gab er der Kunst einen neuen Inhalt von unendlicher Keimfähigkeit. Was andre deutsche Maler und Zeichner

*) Daniel Chodowiecki. Ein Berliner Künstlerleben im achtzehnten Jahrhundert. Von Wolfgang von Oettingen. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, 1895.

damals nur wie zufällig, bruchstückweise und unvollkommen, ohne Konsequenz und ohne Energie zu bringen wußten und daher verloren gehen ließen, das hielt er fest zusammen und rundete es zu einem einheitlichen Werke ab.

Chodowiecki gehört zu den vielen deutschen Künstlern, die aus dem Kunsthandwerk emporgewachsen sind, und zwar ist es die Familie der Mutter, der er seine Anlage und seinen Trieb zu danken hat. Wohl hat er selbst wiederholt nicht ohne Stolz auf seine polnische Abkunft hingewiesen, sich oft genug die richtige Aussprache seines Namens Cho-do-wi-ez-ki ausgebeten, und sein Vater, der Kaufmann Gottfried Chodowiecki in Danzig, hatte sich nicht nur als Kaufmannslehrling am Farbenkasten vergnügt, sondern liebte auch noch in spätern Jahren, in Miniatur zu kopiren. Aber Daniel Chodowieckis Art ist deutsch, und wie sein Vorname auf den Großvater mütterlicherseits weist, so auch seine Begabung. Während Herr von Oettingen das Geschlecht der Chodowiecki an der Hand einer alten Familienchronik bis in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hinauf verfolgt, mögen daher hier aus Quellen des Leipziger Ratsarchivs einige Angaben über die Ayrer folgen, denen des Künstlers Mutter entstammt. Am 29. Mai 1661 wurde der Zuckerbäcker Daniel Arnold Ayrer Bürger von Leipzig. 1669 kaufte er hier von den Erben Kaspar Anckelmanns ein Haus. Anckelmann war Gold- und Silberarbeiter gewesen und 1652 ganz jung gestorben. Seine Witwe hatte den Danziger Handelsmann Joachim Dünkler geheiratet. So kam Ayrer wohl mit den Gold- und Silberarbeitern und mit Danzig in Beziehungen. Am 8. September 1697 starb der alte Ayrer siebzigjährig in Leipzig. Bei dem Erbvergleich, zu dem es zwischen den drei Söhnen und der Tochter kam, handelte es sich außer um das Leipziger Haus noch um eine Gold- und Silberwarenfabrik in Zerbst und eine in Danzig. Der jüngste Sohn, Daniel Adrian Ayrer, der in Zerbst seine Frau, eine Réfugiée, kennen gelernt hatte und 1696 mit ihr nach Danzig gegangen war, behielt auch nach dem Vergleich, bei dem er sich vertreten ließ, das Danziger Geschäft. Den künstlerischen Sinn, der sich mit der andauernden Beschäftigung mit Gold- und Silberarbeiten immer mehr in der Familie entwickeln mußte, bethätigten von seinen Kindern der Sohn Antoine André, der bereits in den dreißiger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts ein eignes Berliner Quincailleriegeschäft leitete, und Fräulein Justine, Chodowieckis Tante, deren kleine Miniaturmalereien gelegentlich im Geschäfte ihres Bruders vertrieben wurden. Des dritten Geschwisters der beiden, der Maria Henriette ältester Sohn ist Daniel Chodowiecki. Wie sein jüngerer Bruder Gottfried, wurde er für den Handel, die Thätigkeit des Vaters, bestimmt, aber bei beiden Brüdern hat sich der Ayrersche Kunstsinn dadurch Bahn brechen können, daß beide in das Berliner Geschäft kamen. Gottfried wurde schon unmittelbar nach dem frühen Tode des Vaters, im April 1740 zu seinem Paten, dem Onkel Ayrer, gegeben, drei Jahre später folgte ihm der sechzehnjährige

Daniel, und damit waren beide auf die schon zu Hause gern geübte Miniaturmalerei gewiesen, namentlich das Kopiren von allerhand verwendbaren kleinen Kupferstichen auf Tabaksdosen, Putzschächtelchen, Stockknäufe und andre Schmucksachen dieser Art. An einen geregelten Unterricht, eine gründliche Weiterbildung im Zeichnen und Malen dachte der Onkel dabei nicht.

Ein erster Anstoß kam von außen. Um 1740 kam in Berlin die Technik der Emailmalerei auf, und die Mode förderte alsbald ihre Anwendung zum Schmucke von kostbaren Kleinodien wie von solchen billigern Waren, wie sie das Ayrersche Geschäft in der Hauptsache erzeugte und vertrieb. 1746 oder 1747 entschloß sich darum Antoine Ayrer, seine Neffen die neue Technik lernen zu lassen, die ihren Farbensinn auch für andre Malereien anregen konnte, denn die Emailfarben nehmen im Feuer und durch die Glasur eine prachtvolle Lebhaftigkeit an und lassen, wo sie durchsichtig sind, das Metall, worauf sie sitzen, wirksam durchschimmern. Ein erster Versuch schlug fehl; der Lehrer, ein ehemaliger Goldschmied, verstand das Brennen nicht. Desto besser gelang ein zweiter 1749. Diesmal war ein Haid aus Augsburg, ein Verwandter und Schüler des Pferde- und Schlachtenmalers Georg Philipp Rugandas ihr Lehrer, ein Meister im Brennen, der die Brüder bald soweit vorwärts brachte, daß sie der Onkel aus dem Geschäft fast ganz in die Malerstube übersiedeln ließ: ihre Leistungen im Emailliren waren einträglicher geworden als ihre Kommisdienste. Seinem engern Anschluß an Haid und seiner Gründlichkeit verdankte es der ältere Daniel, daß er jetzt seinen Bruder auf einmal überflügelte: Haid hatte ihm akademische Aktfiguren zum Studiren und Nachzeichnen gegeben, er selbst hatte sich dazu Stiche nach Watteau und Boucher angeschafft und namentlich an diesen für genauere, charakteristischere Zeichnung und leichtere Komposition viel gelernt. Er wurde ganz von der Beschäftigung mit dem Handel befreit, wagte sich dafür zum Entzücken seines Onkels an Dosen von Gold, die dann mit Brillanten besetzt wurden, und verwandte dabei statt der Kopien auch eigne Erfindungen, die er mit großer Lust ausführte und teuer bezahlt erhielt. Diese selbständige Weiterentwicklung führte in den nächsten Jahren zu einer Lockerung des Verhältnisses zu dem Onkel, wonach auch Gottfried trachtete, und im Sommer 1754 kam man überein, daß das Ayrersche Geschäft, das bereits in der Schuld der Brüder stand, herauszahlen sollte, was es ihnen schuldete, und fortan ihre Kunstwaren gegen ein Drittel des Erlöses vertreiben sollte. Auch dieses Band löste sich bald, als der Onkel nach wenigen Jahren starb. Damit waren die Brüder völlig auf sich gestellt.

Beide bezeugen das gute Zutrauen, das sie zu ihrer Zukunft hatten, dadurch, daß sie sich im nächsten Jahre verheirateten, beide mit Mädchen der französischen Kolonie Berlins, in deren fördernde Kreise sie damit eintraten. Die meisten Juweliere und Quincailleriehändler Berlins waren Mitglieder der Kolonie, und so fehlte es den beiden nicht an Absatz ihrer Miniaturen und

Emaillen, der ältere, zugleich der begabtere und fleißigere, erhielt auch bald Aufträge, Tabatieren für den Hof des Königs und der Prinzen zu malen. Aber neben der Beschäftigung in diesem nach französischen Mustern arbeitenden Kunsthandwerk und unter ihr wurde der Drang nach einer selbständigern und wahrern Kunst in Chodowiecki immer energischer. Immer fleißiger machte er sich daran, die Natur selbst, namentlich die Menschen aller Stände und Alter in unablässigen Privatstudien und Skizzen nachzubilden, in die nächsten Jahre fallen auch seine Aktzeichnungen, immer entschiedner trieb es ihn, den Schritt vom Kunsthandwerker zum Künstler zu thun. Deutlich im Begriff dazu erscheint er uns zum erstenmal in drei Miniaturporträts, die um 1760 entstanden sind und von denen eins ihn selbst darstellt: sie tragen zum erstenmal in voller Ehrlichkeit den Stempel jener schlichten, unmittelbaren Auffassung, die allen seinen spätern gelungnen Werken zu Grunde liegt.

Freilich sollte es ihn immer noch einmal von dem Pfade abdrängen, den ihm der bürgerlich aufklärende Geist der Zeit, der auf breite Schichten wirken wollte, und seine eigne nur in der Kleinkunst geübte Entwicklung wiesen. Das Ideal, in höherm Stile zu schaffen, ein Meister der Tafelmalerei, des historischen Ölgemäldes zu werden, zog ihn abseits auf eine Bahn, die nicht die seine war, auf der sich ihm in Farbe und größerm Maßstab Schwierigkeiten entgegenstellten, die er nicht mehr bewältigen konnte. Soweit diese Ölbilder nichts andres sind als künstlerisch verhüllte Porträtgruppen, wie der „Federball," eine bürgerliche Gruppe im Parke, auf der unter andern er selbst und seine Frau, diese den Federball schlagend, dargestellt ist, oder das „Charpiezupfen" oder der „Winterabend," die durchaus auf seinen Studien beruhen und fast nur Menschen darstellen, denen er nahe stand und für die er den wahren Ausdruck in sich fand, so weit leistete er auch hier erfreuliches. Seinen übrigen Gesellschaftsstücken kann man nachsagen, daß sie zu französisch und doch nicht französisch genug sind, auch der „Abschied des Jean Calas von seiner Familie" hat nicht aus technischen Rücksichten ein berühmtes Bild werden können, sondern seines Inhalts und seiner seelischen Auffassung wegen. Berühmt und bekannt geworden ist er aber auch nicht als Ölbild, sondern in den beiden Radirungen Chodowieckis.

Etwa gleichzeitig mit dem Beginn seiner Ölmalerei hatte sich Chodowiecki zuerst mit der Radirnadel versucht, doch hatte er das Radiren lange nur als künstlerische Zerstreuung getrieben, fast während des ganzen siebenjährigen Krieges. Von da an aber, als ihm die Aufträge von Miniaturen etwas mehr Zeit ließen, als er begann, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß er zu einer großen Historienmalerei nicht berufen sei, nahm er die Nadel öfter zur Hand. Und rasch trat sie nun fast ganz an die Stelle des Bleistifts. Die reizenden Blättchen der Skizzenbücher werden seltner, dafür mehren sich die Radirungen entsprechender Gegenstände. Den ersten großen Erfolg beim

Publikum und darauf eine Menge Aufträge von Verlegern und Unternehmern brachte ihm die erste Radirung seines „Abschied des Calas“ in Originalgröße. Immer mehr arbeitete er nun darauf hin, den Übergang vom Maler zum Radirer zu vollziehen. Aber erst etwa 1775 steht der Künstler als das da, wozu ihn seine Begabung berufen hatte, wozu ihn seine gewissenhafte Kleinarbeit schließlich schaffen mußte. Nun begannen die illustrirten Almanache und Kalender seinen Namen durch ganz Deutschland zu tragen, die siebziger Jahre verknüpften ihn mit einer reich emporquellenden und drängenden Zeit der deutschen Litteratur, und in den Bildern zu Basedows Elementarwerk schuf er ein Bilderbuch, das eine außerordentlich große Zahl von Zeitgenossen unterrichtet und herangezogen hat, und das zu uns noch höchst eindringlich von des Künstlers ehrlichem und anspruchslosem Realismus redet. Die Größe seiner Wirksamkeit in der bürgerlichen Kultur jener Zeit läßt sich nur mit der unerhört breiten Wirkung der Aufklärung vergleichen, in deren Dienst er ja auch vielfach bewußt arbeitete; u. a. hat er Nicolais Roman „Sebaldus Nothanker“ illustrirt, ja sich gerade dieser Arbeit mit ganz besonderm Nachdruck gewidmet, obgleich sein eignes Gewissen, dessen Tiefe die Plattheiten des Rationalismus abstießen, dabei gelegentlich beunruhigt wurde. Die meisten übrigen von ihm illustrirten Romane sind längst vergessen, nur ein kleiner Teil hat heute noch Verehrer, etwa Jung-Stillings Leben, Hippels Lebensläufe, Pestalozzis Lienhard und Gertrud, Campes Robinson der Jüngere, Jean Pauls Unsichtbare Loge. Eine Menge Gedichtsammlungen gingen mit seinen Bildern hinaus, von Bürger, den Brüdern Stolberg und Gotter bis zu Matthisson und der Romantik, Schwänke, wie die von Langbein, Märchen, unter andern die der Kaiserin Katharina von Rußland, auch die vielgelesenen Schriften des Wandsbecker Boten. Von unsern Klassikern ist ihm nur Herder entgangen; Gellerts Fabeln, Klopstocks Hermannsschlacht, Lessings Minna, Wielands Idris, Schillers Räuber und Kabale und Liebe hat er mit Bildern ausgestattet, ja auch Bilder zum Werther, Götz, Clavigo, zur Stella, zum Triumph der Empfindsamkeit, zu Claudine, zu Erwin und Elmire und zuletzt zu Hermann und Dorothea teils selbst radirt, teils nach eignen Zeichnungen von andern radiren lassen. Dazu kamen noch die Arbeiten für Lavaters Physiognomische Fragmente, jahraus jahrein Illustrationen für Kalender, überdies endlich eine stattliche Anzahl von Einzelblättern auf Bestellung und auf Spekulation — Chodowiecki hat nach langem Emporarbeiten schließlich zwischen 1770 und 1795 eine schöne Zeit der Ernte gehabt.

Er hätte es nicht gekonnt ohne das heitere ruhige Heim seiner Familie, ohne eine bürgerlich geordnete und sittlich durchleuchtete Lebensführung. Seine Ehe ist so schön verlaufen, wie sie 1755 froh begonnen hatte. Von sieben Kindern wuchsen fünf auf, schlichte, glücklich angelegte Wesen, die drei ältesten künstlerisch begabt und dementsprechend vom Vater, doch ohne Nachdruck, ge-

fördert. Das ganze glückliche Behagen, das ihm die Familie gab, spricht sich prächtig in einer seiner vorzüglichsten Radirungen aus, dem Cabinet d'un peintre, das er 1771 der alten Mutter im fernen Danzig widmete, als sie ihn um Bilder der Seinigen gebeten hatte. Er selbst, an seinem Maltischchen am Fenster rechts hinten sitzend, lugt durch die große Brille nach dem Mitteltisch herüber, um den die übrigen beschäftigt sind, und ist wohl eben dabei, eins seiner Kinder zu zeichnen. Die beiden Jungen sitzen rechts am Tisch, dem Vater zunächst, der ältere zeichnet mit kindlicher Emsigkeit einen Reiter, der jüngere guckt gemütlich zu, den Kopf auf den Arm gelegt, und plaudert dabei in den Bruder hinein. Dann folgt dem Beschauer gerade gegenüber in dem großen Lehnstuhl der Familie das Nesthäkchen, an der rechten Hand von der zweiten Tochter gehalten, die sich stehend an die sie streichelnde auch stehende und die ganze kleine Gesellschaft froh und treu überschauende Mutter lehnt, während die älteste Tochter, der Mutter Ebenbild, am linken Ende des Tisches ein großes Bilderbuch gespannten Auges und mit einem heitern Spiel um den Mund betrachtet. Welcher Fortschritt in der Zeichnung, der Komposition und vor allem in der intim-naturalistischen Auffassung der Gruppe gegenüber dem nur neun Jahre ältern Seekatzschen Bilde der Familie Goethe! Bei Seekatz ist alles Pose oder Spielerei, Personen wie Szenerie sind unnatürlich durch und durch, und vor der Menge von Zeichenfehlern kommt das Auge gar nicht zur Ruhe, bei Chodowiecki ist alles schlichte Wahrheit, und jedes Antlitz spiegelt eine Seele wieder.*)

Seit dem Ende der siebziger Jahre riß der Tod manche Lücke in Chodowieckis Familienkreis. Die Mutter, der Bruder, eine Schwester starben ihm, schwer traf ihn der Heimgang seiner Frau im Juni 1785. Eben hatte sich die zweite Tochter verheiraten wollen, die erste war es schon seit Jahr und Tag, und wie sie heranwuchsen, folgten den beiden seine übrigen Kinder. Als das Haus leer war, hat Chodowiecki zuletzt in Pension in der eignen Wirtschaft gelebt, Kinder und Enkel zu Fuße und zu Pferde besuchend und mit

*) Es ist kein Zufall, daß Chodowiecki gerade von dem Physiognomiker Lavater unter allen Schriftstellern der Zeit das entschiedendste Lob gespendet wird. „Seine Zeichnungen alle schmeicheln sich durch eine leichte, athmende Natürlichkeit jedem Auge ein. Unter so vielen bekannten Mahlern ist er beynahe der einzige, der nie blos akademische Figuren liefert, nie unhandelnde Repräsentanten handelnder Wesen. Beynah ist er der einzige, der fast allen seinen Figuren die volle ungehemmte Freyheit, die dem Leben eigen ist, einzuhauchen weiß." Es ist auch kein Zufall, daß sich seine besten Kalenderbilder in dem Göttinger Taschenkalender finden, wo ihm der witzige Psychologe Lichtenberg als Freund und Helfer mit Vorschlägen und Kommentaren zur Hand ging. Alle seine Bilder sind mehr oder weniger moralische Seelengemälde, auch darin ist Chodowiecki ein echtes Kind der bürgerlichen Aufklärung seiner Zeit. Ganz natürlich auch, daß er es gerade war, der bei der geplanten Erweiterung der Berliner Kunstakademie durch neue Klassen und Kurse im November 1786 eine Classe d'expression vorschlug, in der der Ausdruck der Gemütsbewegungen behandelt werden sollte.

reger Teilnahme die Schicksale seines Geschlechts überblickend, bis ihn am 7. Februar 1801 ein sanfter Tod hinwegnahm.

Das ausgeführte Bild des Mannes, von dem wir hier eine Skizze gegeben haben, finden unsre Leser in dem sorgfältigen, mit Liebe geschriebnen Buche Oettingens. Viele werden es zur Hand nehmen, ohne dem Verfasser im einzelnen seine Arbeit nachzufühlen und sich an ihr Zug für Zug zu erfreuen; genug, daß diese an dem Ganzen ihren Genuß haben. Wer das Buch zugleich als Kunstwerk eines gemütvollen und gewissenhaften Arbeiters betrachtet, wird obendrein auf jeder Seite seine kleine besondre Freude haben. Von der Doppelaufgabe allerdings, die sich der Verfasser setzt, die Persönlichkeit Chodowieckis darzustellen und ihre Beziehungen zu dem Geiste ihres Jahrhunderts, kommt der zweite Teil entschieden zu kurz trotz der sorgfältigen Darstellung der Berliner Kunstverhältnisse unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II., trotz der eingestreuten Betrachtungen über Klassizismus und Realismus und trotz den vielen saubern Porträts zeitgenössischer Künstler. Die Aufgabe, Chodowiecki als Erzeugnis und Ausdruck seiner Zeit darzustellen, ist nur gestreift. Desto liebenswürdiger ist seine Person behandelt worden. Wie fein hat der Verfasser aus der That allemal auf den Trieb zurückgeschlossen und nun rein historisch, scheinbar naiv aus der Seele des Künstlers heraus erzählt! Wie hat er sich in sein Sehen hineingelebt, und wie unbefangen steht er ihm doch auf der andern Seite gegenüber! Wie geschickt sind die Bilder, von denen das Buch eine große Anzahl als Illustrationen enthält, neben den schriftlichen Quellen als Quellen herangezogen worden! Von der Anordnung dieser Illustrationen sagt der Verfasser im Anhang bescheiden: „Es war nicht möglich, für jedes Kapitel nur solche Abbildungen zu verwenden, die genau in die gerade behandelten Jahre fallen. Die Reihe unsrer Illustrationen zeigt daher die künstlerische Entwicklung des Meisters nicht ganz in ihrer richtigen Folge.“ Aber man sehe nur, mit wie viel Lust und feinem Sinn die nicht den Jahren des Malers entsprechenden Bilder mit Beziehung auf ihren Inhalt verteilt sind! Auch die Sprache des Buches lädt weitere gebildete Kreise zum Lesen ein, sie fließt zwar nicht leicht, zeugt aber dafür von gewissenhafter Behandlung.

Wandlungen des Ich im Zeitenstrome

10. Die Exkommunikation

(Schluß)

Mein Bruder Robert, der Kaplan, kam, sobald er vernommen hatte, was in seinen Augen das größte Unglück war. Er redete nicht viel, wollte nur wissen, wie alles stehe, machte keinen Versuch, auf mich einzuwirken, und sprach über die brennenden Fragen gar nicht. Dafür eröffnete er uns, daß er ins Kloster gehen wolle, und zwar ins Kloster der unbeschuhten Karmeliter in Graz. Warum denn gerade dahin? fragte ich, warum nicht lieber in einen der Orden, die sich mit den Wissenschaften beschäftigen, zu den Benediktinern oder den Jesuiten? Eben darum, erwiderte er, weil dort die Wissenschaften nicht betrieben werden, und weil ich da nicht zu predigen brauche. Er schwankte nämlich im Glauben und wollte sich selbst entfliehen. Seinen Entschluß hat er ausgeführt; er studirt aber doch fleißig und schriftstellert auch.

Am 4. März wurde dem Landtage das Sperrgesetz vorgelegt, dessen Annahme im voraus sicher war. Da war ich denn einerseits froh, daß ich den Bruch vollzogen hatte. Denn da meine Besoldung aus der Regierungskasse floß, so hätte ich, um sie fortbeziehen zu können, mich schriftlich zur Befolgung der neuen Gesetze verpflichten müssen und hätte mich also dem Bischof und der Gemeinde gegenüber genau in derselben Lage befunden wie nach der Exkommunikation. Hätte ich aber die von der Regierung geforderte Erklärung verweigert, so wäre mir mein Gehalt gesperrt worden, und ich hätte mich in der dümmsten Lage befunden, die man sich denken kann, Märtyrer zu werden für eine Sache, die ich mißbilligte. Andrerseits that es mir sehr leid, daß nun die Gemeinde um die Aussicht kam, einen Geistlichen zu erhalten. An die Regierung schrieb ich am 30. März, daß ich, da ich unter diesen Umständen unmöglich auf einen Nachfolger warten könnte, nur noch bis zum 1. Mai dazubleiben gedächte, und bat, mir den Beamten zu bezeichnen, dem ich übergeben könnte. „Wäre es ein weltlicher Beamter, fügte ich bei, so würden die beiden Kirchenvorsteher wahrscheinlich in der Mitwirkung zur Übergabe einen Bruch ihres Amtseides sehen; da ich den beiden braven Männern die daraus für sie entstehenden Gewissensbedrängnisse und möglichen Unannehmlichkeiten ersparen möchte, so bitte Eine usw. ich gehorsamst, falls es zulässig

erscheint, einen Geistlichen, vielleicht den Herrn Erzpriester Aust, beauftragen zu wollen.“ Der Oberpräsident trug dem Regierungspräsidenten und dieser dem Landrat auf, mich zu sondiren, ob ich nicht lieber in Harpersdorf bleiben wolle. Der Landrat ersuchte den Herrn von Kamptz, ihm die heikle Aufgabe abzunehmen, und dieser sagte: Ich werde ihn geradezu fragen. Meine Antwort fiel so aus, wie er vermutet hatte, daß ich auch dann nicht bleiben würde, wenn mein Herz an Harpersdorf hinge, wovon das Gegenteil der Fall war. In einem Privatschreiben an einen Herrn bei der Regierung bemerkte ich noch, das Anerbieten, mich nach Möglichkeit zu schützen, sei ja sehr freundlich, könne mir aber nichts nützen; denn die Regierung habe nicht die Macht, auch nur ein einziges altes Weib, geschweige denn die ganze Gemeinde andern Sinnes zu machen, und darauf allein komme es an; Schutz sei nicht nötig, da mir ja niemand nach dem Leben trachte oder Schaden zufüge. Dann wurde noch der Landrat geschickt, mich zu Protokoll zu vernehmen, wie ich es mit dem Stelleneinkommen halten, ob ich es fortbeziehen oder darauf verzichten wolle; eine höchst überflüssige Belästigung des Landrats, nachdem ich selbst um baldige Wiederbesetzung der Stelle gebeten hatte; natürlich erklärte ich, daß ich vom Tage meines Weggangs an auf keinen Pfennig mehr Anspruch machte. Die Regierung ordnete dann an, daß ich dem Rittergutsbesitzer von Kamptz zu übergeben hätte, und gestattete die Mitwirkung des Erzpriesters Aust; ich bat daher diesen, am 30. April die Übergabe vorzunehmen. Er antwortete am 27., vor zwei Uhr nachmittags könne er nicht erscheinen; „doch muß ich zuvor in Breslau anfragen, resp. mir das Kommissorium erbitten, ob und bevor ich Herrn von Kamptz übergeben darf, im verneinenden Falle gebe ich durch einen expressen Boten Nachricht. Mit vielen Grüßen und aufrichtiger Teilnahme usw.“ Aust mußte dann melden, daß er nicht kommen dürfe. Am Übergabetage waren daher nur der Herr von Kamptz, der Kantor und die beiden Kirchenvorsteher gegenwärtig. Diese beiden weigerten sich zwar nicht, die Kassenschlüssel herauszugeben, enthielten sich jedoch nach der ihnen zu teil gewordnen Instruktion jeder weitern Mitwirkung. Dem Gutsherrn wurden die Gebäude und Grundstücke, das Inventar, die Registratur und die Kassen ordnungs- und vorschriftsgemäß übergeben, den Kirchenschlüssel aber behielt der Kantor in Verwahrung.

Abschiedsbesuche konnte ich natürlicherweise nur den wenigen Gemeindemitgliedern machen, die mich nicht in den Bann gethan hatten. Dazu gehörte auch eine alte Tagelöhnerin in Neudorf am Gräditzberge, zwei Stunden von Harpersdorf, eine jener sinnigen Frauen, die ein inneres religiöses Leben haben, und die sich den Inhalt der Predigten merken. Sie gab mir zart zu verstehen, daß sie meine Handlungsweise keineswegs billige, wenn sie auch noch in meinen Gottesdienst komme. Mit einem bedeutungsvollen Blick auf das Kruzifix und einem andern auf mich sagte sie: Wenn man die Leiden des Herrn

betrachtet, dann versteht man alles. Ohne Zweifel wollte sie damit sagen, dann versteht man, daß die christliche Wahrheit und die Sache Gottes niemals auf der Seite der Welt zu finden sein können, die Welt aber in jedem Sinne war es doch, was im Kulturkampfe hervortrat. Daß meiner Ansicht nach auch das Gottesreich der Kirche mit sehr viel Welt versetzt sei, mochte ich der guten Frau nicht sagen. Herzbrechend war der Abschied beim Nachbar Gottlieb Grüttner, obgleich der nicht zu meiner Gemeinde gehörte. Seine Frau hielt die Schürze vors Gesicht und schluchzte laut. Hätte man in dieser hagebüchnen Frau eine so tiefe Empfindung gesucht, dachte ich, und fing an, sie zu trösten. „Was nutzt das olls, stieß sie unter strömenden Thränen hervor, wenn Sie wern (werden) fort sein — do werd nimme geläut warn (werden) — und wenn ma das Gleckla nimme hiert — do weeß ma gar nimme me — wenn ma vom Felde rei giehn sohl — die Aperna (Erdbirnen, Kartoffeln) zusetzen." Da war ich nun in der glücklichen Lage, in die man sonst nicht so leicht kommt, ihre Thränen augenblicklich trocknen zu können, da ja der Kantor sein Läutamt auch ferner versehen sollte. „Is das wohr? Nu do is schun gutt."

In der letzten Woche brachte ich die Mutter nach Landeshut. Die Tante saß an der Maschine wie immer, klapperte weiter wie immer und sagte bloß: Ich kann dich nicht verurteilen. Der Abschied fiel der Mutter sehr schwer; war es doch sehr unwahrscheinlich, daß sie mich noch einmal wiedersehen würde. Und bald darauf nahm auch der jüngste Sohn für immer Abschied. Am Nötigen hat es ihr ja nicht gefehlt in ihren letzten beiden Lebensjahren — sie starb im Frühjahr 1877 —, da auch der andre Bruder, der Apotheker, seine Schuldigkeit that, aber daß sie keinen ihrer Söhne mehr wiedersehen sollte, war doch hart für sie. Am 1. Mai, es war ein Sonntag, las ich früh um fünf Uhr noch einmal die Messe in der Kapelle und fuhr dann ab. Es war eine interessante Fahrt. Wir hatten einen schlimmen Winter hinter uns, der bis in den April gedauert hatte. Der 1. Mai begann mit einem heitern Frostmorgen; das Gefilde war mit Reif bedeckt; die Natur war noch tot. Am andern Tage sah ich um Bamberg ausgeschlagne Bäume, und in Erlangen, wo ich bei Otto Haßler, dem altkatholischen Pfarrer der fränkischen Gemeinden (er ist vor kurzem als christkatholischer Pfarrer von Basel gestorben), einen Tag blieb, war es ganz Frühling; in Baden dann hatte der Wonnemond schon seine volle Pracht entfaltet. Das Ziel meiner Fahrt war Offenburg. Die dortige altkatholische Gemeinde hatte mich eingeladen, an Himmelfahrt Gottesdienst zu halten. Sie stand noch mit einem andern Geistlichen in Unterhandlung und wollte dann wählen. Die Wahl fiel auf mich.

Von den Erfahrungen, die ich als altkatholischer Geistlicher und dann als Publizist gemacht habe, gedenke ich später einmal Rechenschaft abzulegen; dabei wird auch das Bild der in den letzten Jahren gewonnenen konfessionslosen

Weltansicht zu ergänzen sein, das ich in den Geschichtsphilosophischen Gedanken gezeichnet habe. Für diesmal will ich mit einer kurzen Darlegung meiner Auffassung des Altkatholizismus schließen. Da ich im Jahre 1875 noch keine ernstlichen Zweifel an den christlichen Grundwahrheiten hegte, in den katholischen Gedankenkreis eingelebt war und die Seelsorgethätigkeit lieb hatte, so wünschte ich mir nichts, als eine Stelle, wo man die gewohnte Thätigkeit ausüben könnte, ohne mit ultramontanen Zumutungen geplagt zu werden. Dazu wäre Gelegenheit geschaffen worden, wenn die altkatholische Bewegung zu einem Schisma geführt, d. h. größere Volksmassen von der römischen Kirche abgesprengt hätte. In Schlesien war daran gar nicht zu denken; ich schrieb denn auch 1875 an Reinkens, in Schlesien finde die Bewegung keinen Boden, was er mir ein wenig übel nahm. Aber in Baden schien es den Zeitungsberichten nach werden zu wollen; ganze Gemeinden, hieß es, träten der Altkatholikengemeinschaft bei, viele warteten nur auf einen Geistlichen, um den Schritt zu thun, an nichts fehle es, als an Geistlichen. Und in Privatbriefen aus Baden wurde mir bestätigt, daß die Aussichten vortrefflich seien; überall habe man in den städtischen Vertretungskörpern die Mehrheit. Wie es um diese Mehrheiten stand, sollte ich sehr bald erfahren. Da in den Städten katholischer Gegenden die geistig regern und die durch Besitz und Bildung einflußreichern Leute, namentlich die Beamten, die Rechtsanwälte, die akademisch gebildeten Lehrer, die Ärzte, die Kaufleute, die Fabrikanten und — die Gastwirte meistens teils Protestanten, teils liberale oder indifferente Katholiken sind, so versteht sich ihre Mehrheit in den Stadtverordnetenversammlungen und Gemeinderäten, bei denen ja durch den Wahlmodus für das Vorherrschen von Besitz und Bildung, oder doch von Besitz, gesorgt ist, von selbst; nur in Rheinland und Westfalen scheinen die Dinge nicht ganz so ungünstig für den Katholizismus zu liegen. So lange zwischen den Konfessionen ein leidlicher Friede herrschte, ließen sich die Katholiken diesen Zustand gefallen, wenn sie auch manchmal ein wenig murrten. Als aber der Kulturkampf den Katholizismus in seiner Existenz zu bedrohen schien und Altkatholiken anfingen, den Römischkatholischen ihre Kirchen „wegzunehmen," wurde die Sache anders. Zwar bewilligte das preußische wie das badische Altkatholikengesetz den Altkatholiken bloß den Mitgenuß der Kirchen, aber da den römischkatholischen Geistlichen verboten wurde, Amtshandlungen in Kirchen zu verrichten, die durch den „sakrilegischen" Gottesdienst der neuen Ketzer „exekrirt" seien, so wurde die Mitbenutzung zum Alleinbesitz. Gelehrte wie Reusch mochten Bände zusammenschreiben, um nachzuweisen, daß dieses Verfahren wider das kanonische Recht sei, da sakrilegische Messen nicht zu den Handlungen gehörten, durch die eine Kirche exekrirt*) werde, die Bischöfe thaten,

*) Der amtliche Ausdruck ist nicht execrare, sondern violare oder polluere. Wenn eine Kirche pollnirt worden ist, dann darf in ihr nicht mehr Messe gelesen werden, bis sie durch eine feierliche Segnung rekonziliirt worden ist. Als Handlungen, die eine Kirche violiren,

was der Augenblick gebot, und dieser gebot ein solches Verfahren, denn da sich die altkatholischen Geistlichen anfänglich nicht die geringste Abweichung vom römischen Ritus gestatteten, so würden, wenn beide Parteien dieselbe Kirche benutzt hätten, viele aus Neugier oder der bequemern Zeit wegen den altkatholischen Gottesdienst besucht und sich daran gewöhnt haben; es ist ja ganz dasselbe, würden sie sich gesagt haben. Zu diesen Gefährdungen des Katholizismus kamen die täglichen Beschimpfungen in den großen Zeitungen wie in den kleinsten Blättchen. Natürlich ließen es die Katholiken am Wiederschimpfen nicht fehlen, aber da sie anfänglich nur sehr wenig Organe hatten, so vermochten sie den gewaltigen Chorus der Gegner nicht zu überschreien, und dieser wurde von den meisten Ohren im deutschen Vaterlande allein gehört. Dadurch aber sahen sich auch solche indifferente Katholiken der gebildeten Stände, die nicht sofort der Altkatholikengemeinschaft beigetreten waren, zur energischen Parteinahme für eine ihnen an sich gleichgiltige und vielleicht sogar widerwärtige Sache gedrängt. Wie das Schimpfen psychologisch wirkt, das war mir schon vor 1870 an einem an sich ganz unbedeutenden Falle in Liegnitz klar geworden. Vier Rechtsanwälte, drei Katholiken und ein Jude, sitzen beim Wein. Der Jude unterhält seine Kollegen mit schlechten Witzen über Papst, Pfaffen und katholischen Aberglauben. Von den drei Katholiken weiß keiner mehr, wie es in einer Kirche aussieht, und der angesehenste unter ihnen, Justizrat P., ist als erklärter Freigeist bekannt. Trotzdem spricht dieser nach einer Weile: Meine Herren, wenn ich nicht irre, sind Sie beide ebenfalls katholisch; ich sehe nicht ein, warum wir von diesem Juden unsre Konfession beschimpfen lassen sollen; wenn Sie einverstanden sind, verbitten wir uns das. Und sie waren einverstanden. Mit der Konfession ist es wie mit dem Stande; mag man ihr auch innerlich entfremdet sein, so lange man ihr noch äußerlich angehört, empfindet man ihre Beschimpfung als eine persönliche Beleidigung. So schlossen sich denn in den katholischen Gegenden die ultramontanen Mehrheiten der Gemeinden zu energischer Gegenwehr zusammen, und um die halb protestantischen, halb liberal katholischen Mehrheiten in den städtischen Körperschaften war es überall da geschehen, wo nicht der Zensus für Protestanten, Altkatholiken oder Juden den Ausschlag gab.

Die Altkatholikengemeinden waren Honoratiorengesellschaften. Eine Dame sagte mir einmal: Wenn man sich in der Kirche so umsieht — wir sind doch eine recht gewählte Gesellschaft. Ich erwiderte ihr, daß mir an dieser gewählten Gesellschaft gar nichts liege, und daß mir Handwerker, Fabrikarbeiter und Tagelöhner lieber sein würden. Bei den paar gewöhnlichen Leuten, die zu so einer

bezeichnet das Kirchenrecht: 1. homicidium voluntarium et injustum, 2. effusio sanguinis hominis ex percussione, 3. sepultura non baptizati und eine vierte, die hier nicht genannt werden kann, und zwar müssen diese Handlungen innerhalb des für den Gottesdienst bestimmten Raumes begangen werden und notorisch sein.

Gemeinde gehörten, wurde einem sehr rasch klar, wie sie zu ihrer „altkatholischen Überzeugung“ gekommen seien, wenn man sich nach ihren Erwerbsverhältnissen erkundigte; der war Schreiber beim Rechtsanwalt A., jener Haushälter beim Kaufmann B., ein dritter hatte städtische Arbeit, und der Bürgermeister war altkatholisch usw. Freilich sind in Baden auch eine Anzahl ländliche Altkatholikengemeinden entstanden. Das ist in Dörfern geschehen, deren Oberhäupter in regem und engem Verkehr mit städtischen Autoritäten standen. Die Bauern waren in Baden weniger widerstandsfähig als anderwärts, weil damals der Wessenbergische Sauerteig noch nicht ganz ausgefegt war.

Also mit einem großen Schisma, in dessen Schoße man ein gemütliches Stilleben hätte führen können, wie es die Angehörigen des kleinen holländischen Schismas anderthalb hundert Jahre geführt hatten, war es auch in Baden nichts. Ich sah demnach in der Altkatholikengemeinschaft nur noch einen Notbau für Katholiken, die weder ultramontan sein noch sich entschließen konnten, Protestanten zu werden. Und dieses Obdach schien sehr bald durch die „Jungen,“ die Stürmer und Dränger in der kleinen Gemeinschaft, gefährdet werden zu sollen. Da der Fortgang der Sache den hochgespannten Erwartungen und kühnen Prophezeiungen nicht entsprach, so behaupteten diese Herrn, das liege nur an der greisenhaft furchtsamen, feigen, zögernden Kompromißpolitik der ältern Führer, namentlich der Münchner und der Bonner Professoren; wenn man das Volk fortreißen wolle, müsse man kühn reformiren. Zunächst forderten sie die deutsche Messe und die Aufhebung des Zölibats. Ich trat dieser Richtung ganz entschieden entgegen. Ich fand, daß die Bonner Professoren schon viel zu viel reformirt hätten. Wie lag denn die Sache? Die Altkatholiken behaupteten, sie hielten „am alten katholischen Glauben“ fest, während die „Vatikaner“ von ihm abgefallen seien. Dieser Behauptung hatten die Staatsregierungen geglaubt, und darauf hin hatten sie den Altkatholiken den ihnen nach der Kopfzahl gebührenden Anteil am örtlichen Kirchenvermögen und den Mitgebrauch der Kirchen zugesichert. Wenn nun aber die Reformer aus ihrem Kirchenwesen etwas ganz andres machten, wie konnten sie da noch die Rechte beanspruchen, die den „im alten katholischen Glauben treu verharrenden“ zugesichert worden waren? Das war die juristische Seite. Nicht minder bedenklich stand es um die ideelle. Am Katholizismus festhalten, wie er bis zum Jahre 1870 geworden war, aber das neue Dogma als der Tradition und den alten Konzilien widersprechend zurückweisen, das mochte ein recht beschränkter Standpunkt sein, aber es war ein wirklicher fester Boden, auf dem ein beschränkter und eigensinniger Mensch stehen und sich halten konnte. Folgert man dagegen: wie dieses letzte Dogma seinen Ursprung nicht dem Geist Gottes, sondern menschlicher Gewalt, List und Selbstsucht verdankt, so ist es auch schon mit frühern Dogmen ergangen, dann befindet man sich eben nicht mehr auf dem katholischen Boden der Autorität und Tradition,

sondern auf dem protestantischen Standpunkte des subjektiven Urteils, und für solche, die auf diesem Standpunkte stehen, eine neue Kirchengemeinschaft gründen wollen, ist das überflüssigste von der Welt, da wir ja den Protestantismus haben. Reinkens hatte dieser Richtung schon viel zu viel nachgegeben, indem er die altkatholische Episkopalkirche des dritten Jahrhunderts, wie sie von Cyprian beschrieben wird, als das zu verwirklichende Ideal hinstellte. Abgesehen davon, daß man ebenso leicht das römische Reich des Valerianus, unter dem Cyprian enthauptet worden ist, wie die Kirche jener Zeit wiederherstellen könnte, ist es ganz willkürlich, bei Cyprian stehen zu bleiben. Wenn die Entwicklung der Kirche von Cyprian abwärts dem Willen Gottes und der Idee Christi nicht entsprochen hat, warum sollte es von Cyprian aufwärts anders gewesen sein? Wenn der Papst und die Ohrenbeichte nicht göttliche Einrichtungen, sondern geschichtliche Produkte sind, warum sollen der Bischof und die Messe nicht auch geschichtliche Produkte sein? Soviel steht doch wohl fest, daß die Apostel und ihre Schüler, die als die ersten Bischöfe angesehen werden, weder mit Salböl zu ihrem Amte eingeweiht worden sind, noch eine hohe spitze Mütze und einen vergoldeten Hirtenstab getragen haben.*) Geht es einmal ans Aufräumen mit dem Menschenwerk in der Kirche, dann darf man nicht bei Cyprian halt machen; steckt doch schon das Neue Testament voll Menschenwerk; oder giebt es einen protestantischen Universitätsprofessor in Deutschland, der es wagen würde, die Geschichte von den Teufeln, die mit Christi Erlaubnis in eine Herde Schweine gefahren sein sollen, für eine göttliche Offenbarung zu erklären, die man zu glauben verpflichtet sei? Fängt man erst einmal an, das göttliche Kleinod des Glaubens rein zu putzen vom Rost menschlicher Zuthat, dann geht das Putzen so lange fort, bis dem Säuberer zuletzt — nichts mehr in der Hand bleibt. Diese Erfahrung hatte man im Protestantismus längst gemacht, und es war wirklich überflüssig, sie noch einmal von neuem machen zu wollen.

Indes die Reformbewegung verlief nicht so gefährlich, wie sie sich angelassen hatte. Nachdem die jüngern Geistlichen die Aufhebung des Zölibats durchgesetzt hatten, legte sich der Reformeifer, die Verdeutschung der Messe führte nicht zu der naheliegenden Kritik der katholischen Lehre von der Messe, und aus der kritischen Behandlung der Kirchengeschichte, die Janus (Döllinger-Huber) angebahnt hatte, und die von einigen kleinern Geistern noch eine Zeit lang fortgesetzt worden war, wurden weiter keine praktischen Folgerungen ge-

*) Da fällt mir eine Anekdote ein, die uns Ritter im Kolleg erzählt hat. Bonifacius, der Apostel der Deutschen, soll einmal nach Rom geschrieben haben: ehemals hatte man goldne Bischöfe und hölzerne Bischofsstäbe, jetzt haben wir goldne Bischofsstäbe und hölzerne Bischöfe. Die hölzernen Stäbe der ältesten Zeit werden wohl bloß apostolische Wanderstäbe gewesen sein. Ob die Stelle in den anerkannt echten Briefen des Bonifacius vorkommt, weiß ich nicht.

zogen. Man begnügt sich jetzt in den altkatholischen Gemeinden mit einem verdünnten Katholizismus, der ebenso kritiklos genossen wird, wie der inhaltreichere der alten Kirche, und ist schon froh, nur von Rom losgekommen zu sein. Natürlich haben sich auch in diesen kleinen Gemeinden die soziologischen Gesetze bewährt. Wie es meistens Gruppen befreundeter Familien gewesen waren, die sich seinerzeit dem Altkatholizismus angeschlossen hatten, so haben dann das Gemeindeleben und die gesellschaftliche Absonderung von den römisch-katholischen Mitbürgern die Gemeindeglieder noch näher mit einander verbunden; Gemeindefamilienabende, Vortragsabende und Vereine sorgen für einen lebhaften und zum Teil recht herzlichen Verkehr. Aber die Aussicht, daß die deutsche Altkatholikengemeinschaft das Jahr 2000 erleben könnte, ist sehr gering. Eine kleine zerstreute Religionsgemeinschaft wird mit der Zeit von den großen Gemeinschaften, in deren Schoße sie lebt, aufgesogen. Da sich die Zahl der Altkatholiken zur Bevölkerung Deutschlands wie 1 : 1000 verhält, so beträgt die Wahrscheinlichkeit für altkatholische junge Leute, ein Ehegespons derselben Konfession zu erhalten, nur eintausendstel, in gemischten Ehen aber werden die Kinder, wie man sich denken kann, meistens in der Konfession des andern Gatten, also evangelisch oder römisch-katholisch erzogen. Nur solche kleine Kirchengemeinschaften (von Nationalitäten und Sprachgemeinschaften gilt dasselbe) können sich halten, deren Mitglieder auf einem Haufen beisammen wohnen (dieses Vorteils erfreuen sich die Altkatholiken nur in einigen Gegenden Badens, wo denn auch ungemischte altkatholische Ehen vorkommen), oder die sich, wenn sie zerstreut wohnen, durch auffällige Eigentümlichkeiten von ihrer Umgebung absondern. Die Altkatholiken pflegen es sehr übel zu nehmen, wenn sie eine Sekte genannt werden. Allerdings sind sie das nicht, aber um ihre Zukunft würde es besser bestellt sein, wenn sie eine wären, wenn sie sich entweder durch einen fanatisch festgehaltnen absonderlichen Glaubenssatz, oder durch auffällige Gebräuche oder Kleidung von ihrer Umgebung absonderten und auf Heiraten mit Glaubensgenossen angewiesen wären, denn nur dadurch könnte dem Aufsaugungsprozeß vorgebeugt werden.

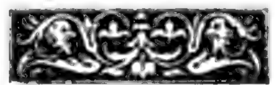
Auch sieht es nicht darnach aus, als ob der kleinen Gemeinschaft in ihrem kurzen Leben noch die Lösung großer Aufgaben zufallen sollte, von denen einige ihrer Mitglieder und wohlmeinende protestantische Freunde immer noch zu träumen scheinen. Die altkatholische Gelehrsamkeit, deren bedeutendste Vertreter außer Döllinger Reusch und Langen sind, hat die theologische Wissenschaft, namentlich die Kirchengeschichte, mit einer Anzahl wertvoller Spezialforschungen bereichert, aber einen neuen, epochemachenden Gedanken nicht zu Tage gefördert, und von den Epigonen ist, seitdem die Führer teils tot, teils dem Tode nahe sind, nichts mehr zu erwarten. Der kirchlichen Gährung unsrer Zeit eine Bahn gewiesen und im Dunkel der theologisch-philosophischen Wirrnisse ein Licht aufgesteckt zu haben, kann sich der Altkatholizismus auch nicht rühmen;

worten begründet und in Form von Dogmen verkündigt werden, die man um der ewigen Seligkeit willen zu glauben habe, das ist für einen klar sehenden und dabei einigermaßen feinfühligen Mann unerträglich. Aber freilich, bei längerer Beschäftigung mit den kirchlichen Dingen bemerkt man wohl, daß es sich mit vielen andern Dogmen nicht anders verhält. Und so zieht man denn, wenn man folgerichtig denkt, den Schluß, nicht daß eine neue Kirchengemeinschaft zu gründen sei, sondern daß man sich von allen kirchlichen Streitigkeiten zurückzuziehen habe.

Nicht wenige haben den Altkatholizismus, wie vordem schon den Deutschkatholizismus, als Vorstufe zur Gründung einer deutschen Nationalkirche begrüßt. Eine Zeit lang gestehe ich selbst diesem Trugbilde nachgejagt zu sein. Ihm schließlich den Rücken zu kehren, bewog mich nicht allein die geringe Ausdehnung der Bewegung, bei der an einen Einfluß auf die Geschicke des deutschen Volkes gar nicht zu denken ist, sondern auch ein andrer, viel wichtigerer und viel tieferer Grund. Nachdem der betäubende und berauschende patriotische Lärm der siebziger Jahre verklungen war, besann ich mich wieder darauf, daß ja die Idee der Nationalkirchen durch und durch unchristlich, unbiblisch sei. Das gehört ja eben zum Wesen der christlichen Idee, daß die Scheidewand zwischen den Völkern, sofern sie Christen sind, aufgehoben sein soll, und daß es in Christo weder Juden noch Griechen giebt, sondern daß sie alle eins sind in ihm. Nationalkirchen wie die spanische, die russische, die abessynische können unter Umständen recht nützlich sein und sind, wo sie bestehen, ohne Zweifel unvermeidliche geschichtliche Produkte gewesen, aber im Namen Christi darf sie der denkende Geist nicht fordern. Auch wenn man das Neue Testament nicht mehr im orthodoxen Sinne für eine göttliche Offenbarung hält, ist es doch etwas so erhabnes, daß die Ehrfurcht vor ihm abhalten sollte, in seinem Namen eine Forderung zu erheben, die offenbar schnurstracks wider seinen Geist und sogar wider seinen Buchstaben geht.

So bin ich denn bei der Auffassung der Altkatholikengemeinschaft als einer Nothütte stehen geblieben, benutze das Obdach, das sie mir gewährt, noch heute, und gedenke es nicht zu verlassen. Ich schätze das Christentum zu hoch, als daß ich ihm durch förmliche Trennung vom Leibe der Christenheit Verachtung bezeugen sollte, und da ich mit meinen Überzeugungen in der römisch-katholischen Kirche nicht geduldet werden könnte, unter den evangelischen Kirchen aber keine finde, zu der ich mich hingezogen fühlte, so liegt für einen nochmaligen Konfessionswechsel kein Grund vor. Selbständig denkende Männer haben, wenn sie nicht frivol sind, in den Kirchen wie den Kirchen gegenüber immer einen schweren Stand. Man kann selbständig zu denken gewöhnt sein, ohne ein großer Gelehrter oder ein epochemachender Philosoph zu sein, daher braucht es nicht als Anmaßung ausgelegt zu werden, wenn ich mich auf Leibniz berufe. Ihn hatte der Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels (ihr Brief-

wechsel ist von Chr. von Rommel herausgegeben worden, Frankfurt, 1847) einmal gefragt, warum er der katholischen Kirche, deren Glauben seiner innern Überzeugung entspreche, nicht auch äußerlich beitrete. Leibniz antwortete: „Es kann kommen, daß in der Kirche, so untrüglich sie in den zur Seligkeit notwendigen Glaubensartikeln ist, einige andre Irrtümer oder Mißbräuche in die Seelen sich einschleichen, und indem man von denen, die ihr anzugehören wünschen möchten, die aber den Beweis des Gegenteils jener Irrtümer zu haben glauben, die Annahme eben dieser Irrtümer fordert, versetzt man sie in die Unmöglichkeit, in der äußern Gemeinschaft zu sein, so lange sie aufrichtig sein wollen.“ Er führt dann einige Fälle aus frühern Zeiten an und bekennt von sich, daß er einige philosophische Ansichten hege, die von der herrschenden Theologie verworfen würden, obwohl sie seiner Überzeugung nach weder der Schrift, noch der Tradition, noch den Beschlüssen der Konzilien widersprächen. Diese seine Ansichten verschweigen, das gehe nicht an; da müßte er auf das verzichten, was er für seine Lebensaufgabe ansehe. „Wäre ich in der römischen Kirche geboren, so würde ich nur dann austreten, wenn man mich ausschlösse und mir auf die Weigerung, gewisse herkömmliche Meinungen zu unterschreiben, die Gemeinschaft versagte. Jetzt aber, da ich außerhalb der Gemeinschaft Roms geboren und erzogen bin, wird es weder aufrichtig noch sicher sein, sich zum Eintritt zu melden, wenn man weiß, daß man vielleicht nicht aufgenommen würde, wenn man sein Herz entdeckte. Man würde eine ausdrückliche Beistimmung zu Dingen verlangen, die mir mißfallen. Solch ein Eintretender müßte stets seine Gedanken verbergen, oder sich dem Spruch aussetzen: turpius ejicitur quam non admittitur hospes.“ Was von dem gebornen Protestanten gilt, das gilt in noch höherm Grade von dem „abtrünnigen“ Katholiken, und doppelt, wenn er katholischer Priester gewesen ist. Hat er sich gar der Publizistik gewidmet, so kann er ja nicht eine Woche leben, ohne sein Herz aufzudecken.



Die erste Liebe

Von Charlotte Niese

(Schluß)

Auf einmal war es wieder Frühling geworden, Graf Rössing ging in dem grünenden Buchenwalde spazieren und hörte auf den Schlag der Nachtigall. Er ärgerte sich halb und halb über die süßen Laute, die ihn von Buche zu Buche verfolgten, und dann stand er doch wieder still und horchte auf sie.

Rössing hatte keinen sehr guten Winter gehabt, trotz der Riviera und der musikalischen Italiener. Das Podagra hatte ihn gequält, und sein Sohn, der

eben zur Universität gegangen war, hatte die Weihnachtsferien benutzt, um mit einer niedlichen Tänzerin auf Reisen zu gehen. Das war gewiß recht unterhaltend für den jungen Mann gewesen, der Vater aber mußte den Beutel ziehen und fluchte. Er war so mißmutig geworden, daß er, obgleich er schon vierzehn Tage heimgekehrt war, die Baronin erst ein einziges mal besucht hatte. Da hatte er sie sehr heiter vor ihrer Staffelei getroffen, den Kopf voller Pläne und dabei sehr entzückt von einem neuen Roman, den ihr eine Bekannte geschickt hatte. Über des Grafen Rückkehr freute sie sich sehr, aber nicht so, wie er es im Stillen noch immer gehofft hatte. Er hatte nach Neumann und der Zehleneck gefragt. Sie wußte von beiden nichts, entsann sich aber dann doch, daß Herr Neumann in vielen Familien der Stadt verkehren sollte. Sie ging noch nicht wieder in Gesellschaft und schien es auch nicht zu entbehren.

Rössing mußte heute viel an sie denken, obgleich er sich vorgenommen hatte, es nicht zu thun. Sie war doch sehr einsam, wenn sie auch nicht darüber klagte, und diesem Neumann, diesem Spitzbuben, der es gewagt hatte, sie zu beleidigen, dem ging es gut, viel besser als andern Leuten! Als der Graf bei diesem Gedanken angelangt war, befand er sich mitten im Walde vor einem kleinen Buchenunterholz, in das ein schmaler Pfad hineinführte. Er schlug ihn ein und sah erst wieder um sich, als er an einer Lichtung stand. Hier war eine Bank unter mehreren hochragenden Buchen, und auf dieser Bank saßen Neumann und Frau von Zehleneck. Ob sie sich zärtlich umschlungen hielten, konnte der Graf zu seinem Bedauern nicht sehen, obgleich er sich eine Lorgnette vor die Augen hielt, aber er nahm es sofort an. Einen Augenblick stand er regungslos und hörte auf Amelie Zehlenecks Lachen. Es klang triumphirend durch den stillen Wald, und die Nachtigallen schienen zu erschrecken und schwiegen still. Dann aber sangen sie weiter, und auch der Graf wandte sich leise ab. Niemand hatte ihn bemerkt, und als ihn wieder das Waldesdunkel umfing, konnte er seinem Zorn nach Belieben Luft machen, wenn er welchen empfand. Aber er sagte kein Wort. Langsam und mit gefurchter Stirn wanderte er weiter. Erst nach einer Stunde kehrte er um und ging der Stadt wieder zu, und als er jetzt zum zweitenmale an dem Unterholz vorüberkam, trat Neumann gerade heraus. Er schien etwas zu erröten, grüßte aber mit großer Liebenswürdigkeit, fragte nach Rössings Befinden und schloß sich ihm ohne weiteres an. Dabei hatte er etwas siegesbewußtes im Auftreten, was den Grafen um so mehr ärgerte, als er früher bescheiden gewesen war.

Sie sollten doch bald einmal nach Fresenhagen kommen, Herr Graf, sagte er während des Gesprächs. Ich baue jetzt, und es wird sehr hübsch dort.

An Fresenhagen knüpft sich für mich gerade keine angenehme Erinnerung, ererwiderte Rössing etwas scharf.

Neumann zuckte die Achseln und veränderte ein wenig die Farbe. Nun ja, daß Herr von Ravenstein bei mir sterben mußte, war traurig, sehr traurig. Kein Mensch beklagt es mehr, als ich. Aber sterben müssen wir doch alle einmal, und der alte Herr hatte doch schließlich sein Leben ausgelebt!

Er hatte mit höflicher Gleichgiltigkeit gesprochen, und der Graf, der sich auch manchmal alt und nutzlos vorkam, sah ihn mit einem bösen Blick von der Seite an. Wenn er einmal tot wäre, würde Neumann ähnlich über ihn sprechen, dachte er.

Kannten Sie nicht Frau von Ravenstein von früher her? fragte er nach einer Weile.

Neumann stutzte, dann begann er etwas zu stottern. Gewiß — gewiß! Sie war ja sozusagen meine erste Liebe. Na, aber die erste Liebe — er stockte und

wischte sich über die Stirn. Die erste Liebe —, wiederholte er noch einmal, die hat ja meistens keinen Bestand!

Es fiel ihm noch ein andrer Satz ein, den er über die erste Liebe sagen wollte, aber Rössing kehrte ihm ohne Gruß den Rücken, und Neumann sah ihm mit unbehaglichen Gefühlen nach.

Als der Graf an diesem Nachmittage die Weinstube betrat, war sie, wegen des schönen Wetters, fast leer. Nur in einer Fensternische saß der dicke Bürgermeister und brütete über einem Brief, den er fortwährend hin und her wandte. Rössing beachtete das Stadtoberhaupt nicht weiter. Seitdem die Bürgermeister nicht mehr studirte Leute zu sein brauchten, verachtete er sie alle. Der Bürgermeister gehörte eigentlich gar nicht an seinen Stammtisch; nur gelegentlich, wenn er etwas ganz neues wußte, durfte er dort sitzen. Heute aber schien er nichts zu wissen und hatte sich deshalb sofort ans Fenster gesetzt.

Der Graf trank langsam sein Glas Portwein und griff nach der Zeitung, aber er hatte keine Lust zu lesen, daher setzte er sich plötzlich zum Bürgermeister.

Nun, Stadtväterchen, haben Sie einen Liebesbrief bekommen, daß Sie ihn so oft lesen müssen?

Das nicht, Herr Graf! erwiderte der Gefragte, den Brief vorsichtig glättend. Ich glaube nur, daß er französisch ist, und es ist schon so lange her, daß ich das in der Schule gelernt habe. Nun wollte ich eigentlich einen der Herren hier fragen, ob sie mir nicht ein wenig bei der Übersetzung helfen wollten. Alles kann ich wirklich nicht verstehen!

Da der Bürgermeister ein ehemaliger Gutsverwalter war, so war seine Unkenntnis der fremden Sprachen verzeihlich, und Rössing nahm ihm ohne weiteres den Brief aus der Hand.

Er ist ja englisch geschrieben, bemerkte er nach einem flüchtigen Blick in das Schreiben.

So, englisch, sagte der Bürgermeister. Früher konnte ich es sehr gut, jetzt bin ich etwas aus der Übung.

Rössing hörte nicht auf ihn. Er hatte das Schreiben überflogen und faltete es langsam wieder zusammen.

Der Brief ist von dem amerikanischen Generalkonsulat in Hamburg, das will von Ihnen erfahren, ob hier in der Nähe oder in der Stadt ein gewisser Fritz Neumann lebt, der früher in Nebraska, in Sandy Bluffs gewohnt hat. Wissen Sie, ob Herr Neumann auf Fresenhagen einmal in Nebraska gewesen ist?

Der Bürgermeister schüttelte den Kopf. Er machte ein ehrerbietiges Gesicht, denn der reiche Herr Neumann flößte ihm Hochachtung ein. Nein, ich weiß es nicht und habe auch nie etwas darüber gehört, sagte er. Das heißt — er besann sich plötzlich — es ist schon einmal ein Brief an mich gekommen. Der war wohl auch englisch, aber sehr schlecht geschrieben. Wir konnten ihn nicht entziffern, weder mein Sekretär noch ich. Der Schreiber nahm nachher noch die Briefmarke, weil es eine amerikanische war, und der Brief wanderte in den Papierkorb. Wir hielten die Sache für eine Bettelei, denn die jungen Leute sagten, der Brief wäre wohl von einer Frau geschrieben.

Der Graf hatte scharf zugehört, nun trank er seinen Wein aus, bestellte sich noch ein Glas und steckte das Schreiben des Konsulats in die Tasche. Beantworten Sie diesen Brief noch nicht, sagte er. Ich muß doch in diesen Tagen Geschäfte halber nach Hamburg und kann mich einmal beim Konsulat erkundigen, was die Sache eigentlich bedeutet. Ihre Antwort kommt noch immer früh genug.

Gewiß thut sie das! — Der Bürgermeister beantwortete deutsche Briefe nicht sehr eilig, fremdsprachige mußten noch ganz anders warten, wenn sie überhaupt erledigt wurden, und bei diesem Schreiben hoffte der Bürgermeister, der Graf würde auch die Antwort übernehmen. Man plauderte noch ein Weilchen zusammen, dann trat der Graf langsam den Heimweg an. Er war etwas heiterer gestimmt als vorher, deshalb ging er noch einen Augenblick bei seiner Kousine, der Komtesse Isidore, vor, die bei ihrem Thee saß und dabei Patience legte. Sie war sehr zufrieden, denn schon zum drittenmale war alles gut ausgegangen.

Gut, daß du kommst, Wally! rief sie ihrem Vetter entgegen. Du sollst heute in acht Tagen bei mir zu Abend essen. Ich gebe eine größere Gesellschaft: dreizehn Personen. Du weißt, ich nehme immer dreizehn Personen, weil ich die gerade setzen kann. Einer sagt ja auch meistens ab, und wenn nicht, dann schadet es nichts; ich bin nie abergläubisch gewesen, und dreizehn Personen haben sich immer gut bei mir amüsirt.

Wer kommt denn? fragte Rössing.

Die Komtesse nannte einige Namen. Amelie Zehleneck und Neumann muß ich übrigens auch einladen, setzte sie etwas kleinlaut hinzu. Gegen Neumann hast du natürlich nichts einzuwenden — er ist still und reich, das sind Eigenschaften, gegen die kein Mensch etwas sagen kann. Aber Amelie — die alte Dame hustete etwas — ich mußte sie wirklich einmal nehmen, weil sie doch durch ihren Vetter Bodo halb und halb mit mir verwandt ist. Du sollst auch nicht bei ihr sitzen.

Ich werde wohl nicht kommen, murrte Rössing.

Aber Wally, ich habe neun Damen und vier Herren, du mußt kommen! Was thut es eigentlich, daß Amelie —

Meine erste Liebe war? ergänzte der Graf wieder heiter. Nein, es thut auch nichts. Wenn ich hier bin, erscheine ich, sonst aber darfst du nicht böse sein, wenn der Dreizehnte ausbleibt.

Er ging und nickte nur noch flüchtig, als ihm die Kousine nachrief, daß er nicht zu spät kommen solle, da sie einen Fischauflauf geben wolle, der das Warten nicht vertragen könne.

Sind Sie Donnerstag bei Isidore? fragte er andern Tags die Baronin, die er eigentlich noch lange nicht hatte wieder besuchen wollen; jetzt saß er doch neben ihr, weil er sie doch fragen mußte, ob er ihr in Hamburg etwas besorgen könne.

Sie schüttelte den Kopf. Ich bin nicht eingeladen.

Neumann ist dort und Amelie. Man ladet sie schon zusammen ein, es wird also wohl bald eine Verlobung geben.

Wirklich? Frau von Ravenstein, die an ihrer Staffelei saß, mischte einige Farben und sah träumerisch auf ihre halbfertige, etwas unwahrscheinlich aussehende Landschaft.

Freuen Sie sich darüber, oder wundern Sie sich? fragte Rössing, der sie gespannt beobachtet hatte.

Keins von beiden! erwiderte sie ruhig. Vielleicht werden sie glücklich mit einander.

Meine erste Liebe und Ihre erste Liebe! spottete er.

Sie lachte. Sie sind eifersüchtig, Wally. Mir scheint doch, daß Sie Neumann beneiden.

Nein, versetzte er kurz. Wenn mir einer von beiden Teilnahme einflößt, dann ist es nicht er — ich habe sogar ein Gefühl — er stand plötzlich auf. Haben Sie

etwas in Hamburg zu besorgen? fragte er leichtern Tones. Ich habe dort eine Zusammenkunft mit meinem Bruder und werde wohl einige Tage fort sein.

Aber die Baronin hatte nichts zu besorgen, wie sie lachend versicherte. Er sah sie argwöhnisch an und ging mit verdrießlichem Gesicht davon. Sie aber hatte nur gelacht, weil sie augenblicklich gar kein Geld hatte, um etwaige Besorgungen damit zu bezahlen. Sie hatte gerade diesen Morgen ihr letztes Markstück einem Bettler gegeben, und aus Frankfurt, wohin sie ihr letztes Porzellan geschickt hatte, war noch keine Antwort gekommen.

Als Rössing aus Hamburg zurückkehrte, war es gerade Donnerstag, also der Tag, wo er bei seiner Kousine essen sollte. Aber er hatte keine Lust, hinzugehen. Erstens hatte er sich in Hamburg mit seinem Bruder gezankt, was ihn nachträglich noch verstimmte, und dann war noch ein andrer Grund, der es ihm geraten erscheinen ließ, den Abend nicht in die Gesellschaft zu gehen. Er schrieb eine Absage und bekam sofort einen sehr aufgeregten Brief von der Komtesse, daß er sie nicht im Stich lassen dürfe. Drei Gäste hatten noch kurz vorher abgesagt, darunter ein Herr; Rössing mußte kommen.

Komtesse Isidore hatte in ihren Briefen öfters eine gewisse beschwörende Art, die ihre Wirkung selten verfehlte. Wenn man nicht that, was sie wollte, dann rief sie das Gedächtnis verschiedner Verstorbnen an, die doch ganz gewiß auf ihrer Seite gewesen wären. An Rössing schrieb sie, sein guter Vater würde sich im Himmel darüber wundern, daß sein Sohn so ungefällig wäre, und sie erreichte denn auch mit diesen Worten, daß der Sohn mit einem sehr mürrischen Gesicht bei ihr erschien.

Es war schon spät. Die Gesellschaft war vollzählig zusammen, und die Köchin stand schluchzend in der Küche vor dem zusammengefallenen Fischauflauf. Die Komtesse, die von dem Schicksal des Vorgerichts schon durch verschiedne drohende Botschaften unterrichtet worden war, faßte hastig ihres Vetters Arm, um sich von ihm zu Tische führen zu lassen, und Rössing hatte erst Gelegenheit, die andern Gäste zu begrüßen, als sich alles gesetzt hatte. Steif verbeugte er sich nach allen Seiten: vor den Stiftsdamen, die aus dem benachbarten Fräuleinkloster gekommen waren, vor dem kleinen Leutnant, der mit einer kaum erwachsenen Tischdame das junge Element in dieser soliden Gesellschaft bildete, und vor Frau von Zehleneck und Neumann, die ihm gegenüber saßen und sehr strahlend aussahen.

Amelie hatte eine neue Haarfrisur, die ihr einen sehr jugendlichen Anstrich gab und Neumann betrachtete sie mit einem ganz verliebten Ausdruck. Er hatte den steifen Gruß des Grafen mit derselben Steifheit erwidert; da er jetzt ziemlich festen Fuß in der Gesellschaft gefaßt hatte, so fand er es nicht notwendig, gegen Rössing besonders artig zu sein. In den Wochen seines Verkehrs mit Frau von Zehleneck hatte er sich schon ein festeres Auftreten angewöhnt, konnte auch schon etwas durch die Nase sprechen, was ihm vornehm erschien. Heute Abend unterhielt er sich besonders gut mit seiner neuen Freundin, und wie er in dem hübschen kleinen Eßzimmer der Komtesse Isidore an ihrer Seite saß, kam ein wunderbares Gefühl des Behagens und Geborgenseins über ihn, ein Gefühl, das sich auch in seinen Zügen ausprägte, denn Isidore flüsterte ihrem Vetter zu: Der gute Herr Neumann sieht wirklich gar nicht schlecht aus. Zuerst fand ich ihn häßlich.

Nun, schön ist auch etwas andres, erwiderte Rössing verdrießlich.

Isidore schlug ihn auf die Hand. Schönheit vergeht, lieber Wally, und ich wünschte, deine schlechte Laune verginge auch! Es ist doch sonderbar, setzte sie klagend hinzu, wenn wir nicht dreizehn sind, dann habe ich immer das Gefühl, es müsse

etwas schreckliches passiren, oder die Leute amüsirten sich nicht bei mir. Das ist eigentlich noch schrecklicher. Wally, sei brav! Wie war dein alter Vater immer reizend!

Der Graf mußte lachen, dann wandte er sich an seine Nachbarin zur Linken, eine Klosterdame, und sprach eifrig mit ihr, während Komtesse Isidore hier und dort ein Wort einschaltete. Das Fischgericht schmeckte gut, trotz seiner eingesunknen Form, und der Rheinwein dazu belebte die Geister. Die Unterhaltung wurde allgemein, die beiden Klosterdamen, auf die der Graf einredete, sprachen schon nicht mehr von ihrem Pastoren, mit dem sie sonst jede Unterhaltung einleiteten, sondern erzählten von einem Ballfest, das ihre „Priörin" geben wollte, und Neumann und Frau von Zehleneck drückten sich unter dem Tisch verstohlen die Hände, während der kleine Leutnant seiner Tischdame einige zarte Andeutungen über das Mädchen machte, das er sich dereinst als Lebensgefährtin wünschte.

Nach dem Fischgericht kamen die Schnepfen, ein andrer Wein und mit ihm die Pause, von der man sagt, daß ein Engel durchs Zimmer fliege.

Wie geht es eigentlich Ada Ravenstein? fragte eine der Klosterdamen über den Tisch, ins allgemeine hinüber.

Sehr gut, gab Komtesse Isidore halb zerstreut zur Antwort. Sie geht noch nicht aus, sonst würde ich sie eingeladen haben. Aber, bitte, liebe Baronesse, Sie nehmen ja fast gar nichts!

Ja, die arme, arme Ada! sagte Frau von Zehleneck in klagendem Tone zu der Fragerin gewandt. Sie soll fast alle ihre Sachen verkauft haben. Schrecklich, nicht wahr?

Aber sie lachte bei dieser Frage und sah Neumann kokett von der Seite an.

Dieser hatte schon ziemlich viel getrunken, sonst würde er sich wohl nicht an der Unterhaltung beteiligt haben. Nun lachte er ziemlich laut, lehnte sich in seinen Stuhl zurück und erwiderte in seinem angenommnen näselnden Ton: Schrecklich, wirklich schrecklich! Was macht man zuletzt mit diesen vornehmen Herrschaften, die nichts mehr haben? Kommen sie ins Armenhaus, oder was wird mit ihnen?

Seine Frage klang gesucht unangenehm, und obgleich Frau von Zehleneck lachte und einige lustige Worte erwiderte, wurden doch die andern alle still. Die Klosterdamen richteten sich sehr steif in die Höhe, und selbst Komtesse Isidore, die durch ihre Pflichten als Wirtin sehr in Anspruch genommen war, blickte unwillig zu dem Sprecher hinüber.

Haben Sie auch alles, Herr Neumann? rief sie. Bitte, essen Sie doch und vergessen Sie den Rauenthaler nicht! — Es klang, als wollte sie ihrem Gast den Mund stopfen.

Herr Neumann mag deinen Wein wahrscheinlich nicht, sagte Graf Rössing plötzlich mit scharfer Stimme. Er ist in Amerika gewohnt gewesen, Petroleum mit Whisky vermischt zu trinken. Oder war es Whisky mit Petroleum?

Die kleine Gesellschaft wurde totenstill. Nur Herr Neumann stotterte einige Worte, aber kein Mensch verstand sie.

Ein famoses Land, dieser Westen von Amerika! fuhr Graf Rössing fort. Ich war eben in Hamburg und habe mich mit dem amerikanischen Konsul über mancherlei unterhalten, das mich sehr interessirte Ein sehr netter Herr und sehr unterrichtet. Er kannte Sie übrigens auch, Herr Neumann, und ist auch einmal in Ihrer Schnapsschänke in Sandy Bluffs in Nebraska gewesen, der Sie jahrelang mit so viel Erfolg vorgestanden haben. Damals waren Sie aber nicht zu Hause; Herr Reed meinte, Sie wären wohl gerade im Gefängnis gewesen, wo Sie ja einigemal waren, weil

Sie zuviel Petroleum in den Schnaps gegossen hatten. Das mochten die Leute selbst dort nicht und hatten nicht übel Lust, Sie zu teeren und zu federn!

Um Gottes willen! Komtesse Isidore wurde ganz fassungslos. Du erzählst schreckliche Geschichten, Wally! Laß doch die Schnepfen noch einmal herum gehen.

Der Graf gehorchte. Sie sind ausgezeichnet, sagte er dabei. Bitte, Herr Neumann, nehmen Sie doch auch noch ein Stück! Unsre Schnepfen sind besser als die amerikanischen, obgleich das Leben dort allerdings viel abwechslungsreicher ist. Es muß sehr interessant sein, nicht allein die Bekanntschaft des Volkscharakters in ausgiebigster Weise zu machen, während man den Leuten Branntwein verkauft, sondern auch in nahe Berührung mit den Gefängnis- und Zuchthausautoritäten zu kommen. Herr Reed erzählte, Sie wären auch im Zuchthaus gewesen, Herr Neumann, weil Sie mit einigen Bankräubern gemeinsame Sache gemacht hätten. Aber Sie hätten den Zuchthausdirektor bestochen und wären bald wieder herausgekommen.

Neumann war kreideweiß geworden, und seine Lippen zitterten.

Das ist ein — ein Mißverständnis! brachte er endlich mühsam heraus, während die übrige Tischgesellschaft anfing, leise mit einander zu flüstern.

Ein Mißverständnis? wiederholte der Graf. Er hatte sich ein Glas Wein eingeschenkt und nippte jetzt leise daran. Nun, das mag sein. Die Leute lügen heutzutage ja alle. Vielleicht auch die Dame, die sich Frau Sally Neumann nennt und schon mehrere Briefe an Herrn Reed in Hamburg geschrieben hat, weil ihr Mann nach Deutschland gegangen sei und nichts wieder von sich habe hören lassen. Die Briefe sollen nicht gerade sehr orthographisch geschrieben sein; Frau Neumann scheint früher Sängerin bei einem herumziehenden Theater gewesen zu sein, wie man aus einigen Andeutungen schließen kann, aber —

Frau von Zehleneck hatte bis dahin regungslos und wie erstarrt dagesessen. Jetzt fuhr sie auf, und ihre Augen sprühten. Sie faßte Neumann am Arm.

Neumann, weshalb schweigen Sie zu diesen unerhörten Behauptungen? So sprechen Sie doch, so fordern Sie ihn doch, den — den —

Wollen Sie vielleicht Verleumder sagen? fragte Graf Rössing lächelnd. Er nahm wieder einen Schluck Wein.

Der Wein ist wirklich sehr gut, liebe Isidore, kannst du mir vielleicht einige Flaschen davon überlassen? Es kann ja sein, Frau von Zehleneck, daß Frau Sally Neumann auf diesen Namen keinen Anspruch hat, ihren Trauschein hat Herr Reed nicht gesehen. Aber da sie beschlossen hat, ihren Gatten selbst in Deutschland aufzusuchen, so werden wir uns vielleicht später von der Wahrheit ihrer Angaben überzeugen können, wenn nicht Herr Neumann die Freundlichkeit hat, uns über diesen interessanten Fall aufzuklären.

Herr Neumann, nehmen Sie doch noch ein Stück Schnepfe! jammerte Komtesse Isidore, die die Worte des Grafen kaum noch verstanden hatte und mit Entsetzen bemerkte, daß niemand mehr aß. Nur der Leutnant und das junge Mädchen naschten Kompot und flüsterten mit einander, in dem beruhigten Gefühl, daß sie die ganze Sache doch nicht verstünden. Auch Neumann hörte nicht auf die Aufforderung der Wirtin. Er lehnte regungslos in seinem Stuhl und warf einen hilfesuchenden Blick zu Frau von Zehleneck hinüber. Diese aber rückte plötzlich von ihm weg und richtete mit lauter Stimme eine Frage an eine der Klosterdamen. Da der Graf nicht mehr sprach, wurde die Unterhaltung plötzlich lebhaft. Jeder quälte sich, so gut er konnte, über etwas zu sprechen, an das er gar nicht dachte, und unter dem Schutze dieses Stimmengesumms konnte sich Fritz Neumann still entfernen. Er preßte ein Taschentuch vors Gesicht. Jeder nahm stillschweigend an, daß er Nasen-

bluten habe, und selbst Komtesse Isidore verlangte keinen Abschied von ihm. Sie wollte ihm allerdings in ihrer Zerstreutheit nachrufen, er solle bald einmal wiederkommen; dann aber fiel ihr doch noch rechtzeitig ein, daß es wohl besser wäre, wenn er fortbliebe.

Amerika ist doch ein sonderbares Land, sagte sie klagend zu einer der Klosterdamen. Da passirt immer so viel, wovon man hier keine Ahnung hat. Und Wally sagt alle diese Sachen vor der Eistorte! Ich kann Neumann wohl nicht mehr einladen, aber ein Stück Eistorte hätte ich ihm doch gegönnt. Die macht Schiemann so gut. Aber das kommt davon, wenn wir nicht dreizehn bei Tische sind. Dann wird es immer ungemütlich.

Ungemütlich war die Gesellschaft allerdings, denn Frau von Zehleneck wurde plötzlich unwohl und mußte nach Hause. Sie sagte, es käme davon, daß sie kein Eis vertragen könnte, und man glaubte ihr natürlich, aber die Stimmung blieb doch gedrückt, und die Komtesse sagte, sie wollte niemals wieder eine Gesellschaft geben, in der ein Mann wäre, von dem man nicht wüßte, was er in Amerika gethan hätte.

Am folgenden Tage besuchte Graf Rössing die Baronin Ravenstein. Er traf sie nicht an der Staffelei, sondern vor einem alten Spinnrade.

Können Sie nicht spinnen? fragte sie ihren Besuch. Ich möchte es so gern lernen und weiß doch niemand, der mirs zeigen könnte. Nur die alten Frauen im Armenhause verstehen die Kunst noch, aber vor der Zeit möchte ich nicht mit diesen Damen Bekanntschaft machen.

Weshalb malen Sie nicht mehr? fuhr Rössing sie heftig an.

Ada zuckte die Achseln. Ich mag es nicht mehr, ich habe auch nicht genug Talent — der Kunsthändler aus Berlin hat mirs geschrieben. Ich glaube es fast selbst. Nun will ich spinnen, wie meine Großmutter, und ebenso wenig denken wie sie. Sie kannte nur das Handbuch des dänischen Adels und ist glücklich dabei gewesen. In ihren letzten Jahren las sie auch etwas in der Bibel, aber weil ihre Familie nicht drin vorkam, fand sie sie nicht unterhaltend.

Sie sind heute böse, Ada! sagte der Graf.

Sie schob das Spinnrad hastig von sich. Ja, ich bin böse — auf Sie, Wally! rief sie. Was haben Sie gestern dem armen Geschöpf, dem Neumann gethan? Isidore war heute bei mir, und obgleich sie mehr von ihren Schnepfen als von Ihnen sprach, so habe ich doch genug gehört.

Ich habe nur die reine Wahrheit gesagt, erwiderte der Graf finster. Meinen Sie, daß ich das aushalten konnte, ihn glücklich und frech da sitzen zu sehen und mit der Zehleneck über Sie lachen zu hören?

Lachte er über mich? Bah — weshalb ließen Sie ihn nicht gewähren? Ich freue mich aufrichtig, wenn ich andern Menschen zur Unterhaltung dienen kann.

Er ist ein Schurke, begann Rössing wieder.

Aber Ada machte eine ungeduldige Bewegung. Ich glaube es ja — aber nur Sie hätten es ihm nicht sagen sollen, gerade Sie nicht. Sie stehen mir zu nahe, und es kann aussehen wie eine Rache von mir — eine unedle Rache. Ich habe aber keine Veranlassung, mich an Herrn Neumann zu rächen, dazu ist er mir zu gleichgiltig.

Sie haben Fischblut! rief der Graf. Ich aber sage: Auge um Auge, Zahn um Zahn —

Bitte, kommen Sie mir nicht mit der Bibel, Graf! Sie wissen übrigens ja gar nicht, was drin steht, sonst würden Sie nicht so rachsüchtig sein!

Nein, ich weiß gar nichts mehr! rief er aufgeregt. Nur eins, nur eins, daß —

Daß der arme Wurm doch immerhin meine erste Liebe war? unterbrach sie ihn lachend. Gerade deswegen hätten Sie ihn doch ein wenig schonen müssen. Schon aus Mitleid mit meiner Dummheit und Schwäche. Und nun muß ich Sie verabschieden, denn dort kommt meine Waschfrau über die Straße. Sie will zu mir, ich sehe es an ihrem Gesicht, und da sie nach armen Leuten und nach ihren vielen Kindern riecht, wie Sie selbst einmal gesagt haben, so dürfen Sie nicht mit ihr zusammentreffen. Gehen Sie und seien Sie ein andermal braver!

Als der Graf nach wenigen Minuten über die Straße ging, atmete er tief auf.

Sie ist klüger als ich, murmelte er, wenigstens zwanzigmal vernünftiger. Das hätte eine schöne Geschichte geben können!

Er blieb stehen und schlug sich heftig auf die linke Brust. Stille, du da drinnen! Ich will mich freuen, daß ich so davongekommen bin. Hast du mich verstanden? Ich will mich freuen!

Aber er ging doch langsam, wie ein ganz alter Mann, seinem Hause zu und sah gar nicht freudig aus.

Am folgenden Tage verreiste er auf längere Zeit, und da auch Frau von Zehleneck nach Dänemark ging, was sie immer that, wenn sie etwas unangenehmes erlebt hatte, so mochten die Weisen des Städtchens Recht haben, wenn sie behaupteten, in der Gesellschaft bei Komtesse Isidore sei etwas sehr merkwürdiges geschehen. Und dabei kamen sie erst allmählich dahinter, daß Herr Neumann plötzlich von Fresenhagen verschwunden war und nichts mehr von sich hören ließ. Sein Gut stand zum Verkauf, und ein reicher Herr aus Bremen erwarb es, ehe die Leute ganz genau wußten, was eigentlich mit Neumann geschehen war. Sie erfuhren es auch niemals ganz genau; nur später, viel später tauchte das Gerücht auf, er sei in Nebraska oder noch weiter im Westen Amerikas von einer eifersüchtigen Frau erschossen worden. Aber es war nur ein Gerücht, das niemals seine Bestätigung gefunden hat, und es ist leicht möglich, daß Herr Neumann noch heute seine Mischung von Petroleum und Whisky weiter verschenkt. Jedenfalls sprach man nur sehr flüchtig von ihm, da gerade in dem Frühling, in dem er verschwand, eine Typhusepidemie in der Stadt ausbrach, die viel von sich reden machte und alle andern Ereignisse gleichgiltig machte. Besonders in der ärmern Bevölkerung forderte die Krankheit ihre Opfer, und die Wohlhabenden packten ihre Koffer und reisten in aller Stille ab.

Auch an die Baronin gelangte die dringende Aufforderung einer Verwandten, schnell zu ihr auf ihr Gut zu kommen, aber Ada telegraphirte ein kurzes Nein. Sie hatte die kranken Kinder ihrer Waschfrau zu sich ins Haus genommen. Der eine kleine Junge, der nach ihrem verstorbnen Manne Rolf hieß, war in Lebensgefahr. Aber sie pflegte ihn wieder gesund, ebenso die andern Kinder; an dem Tage aber, wo sie wieder allein war und gerade darüber nachdachte, ob sie nicht unter die Schriftsteller gehen und das Buch ihres Mannes vollenden sollte, ergriff sie ein Schwindel. Sie mußte zu Bette gehen, und obgleich sie sich die beschriebnen Blätter unters Kopfkissen legte, um sie gleich beim Besserwerden zur Hand zu haben, kam sie doch nicht mehr dazu, sie zu lesen. Sie verlor bald die Besinnung und starb nach wenigen Tagen, ohne Kampf und ohne Schmerzen. Nur einmal, kurz vor ihrem Tode, griff sie mit einem Ausruf des Schreckens nach dem kleinen Manuskript unter ihrem Kissen. Sie glaubte wohl, es sei nicht mehr da —

da gab man es ihr in die Hand, und dort ist es geblieben, als sie in den Sarg gelegt wurde.

Es war ein sonniger Maientag, als die Baronin zur letzten Ruhestätte gebracht wurde. Die Leute, die sie dort hingeleiteten, bedauerten, daß sie den blauen Himmel nicht mehr sehen und die Vögel nicht mehr singen hören könnte — sie würde sich daran gefreut haben. Verwandte und Freunde waren nicht mit unter den Leidtragenden, die kamen alle erst später. Auch Graf Rössing konnte erst einen Tag nach der Beerdigung kommen. Er war in der kurzen Zeit sehr alt geworden, und nun stand er finster vor dem frischen, unter Blumen begrabnen Hügel. Von allen Seiten waren Kränze gekommen, von reichen und armen Leuten, von vornehmen und geringen. Selbst die, denen die Baronin Geld schuldete, und ihrer waren nicht wenige, hatten Rosen auf ihr Grab gestreut. So erzählte der Totengräber dem Grafen, der schweigend zuhörte und kein Wort erwiderte. Er war so in Gedanken versunken, daß er nicht bemerkte, wie Frau von Zehleneck leise neben ihn getreten war, und er fuhr zusammen, als sie ihn anredete.

Wir haben einen großen Verlust gehabt, lieber Graf, sagte sie weinerlich. Meine arme, liebe Ada! Wie werde ich sie entbehren! Heute Morgen erst bin ich hier angekommen; sonst, wie gern hätte ich sie gepflegt!

Die letzten Sätze hatte Amelie etwas stockend hervorgebracht; der Graf sah sie zu starr an. Als er aber gar nicht antwortete und sich nur schweigend abwandte, trat sie an seine Seite.

Wally, sagte sie hastig und leise. Warum sind Sie immer so schlecht gegen mich! Wir standen ehemals doch anders mit einander! Haben Sie das ganz vergessen?

Nein, erwiderte der Graf ruhig, vergessen habe ich es nicht. Er war stehen geblieben und sah Frau von Zehleneck fest in die Augen. Ich weiß es noch ganz genau, und ich schäme mich noch immer vor mir selbst. Aber dann tröste ich mich mit dem Gedanken, daß jeder die erste Liebe durchmachen muß. Gerade so, wie die erste Cigarre und den ersten Rausch. Zuerst ist es schön, und die Folgen sind abscheulich.

Sie beleidigen mich! murmelte die Dame.

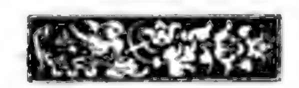
Er zuckte die Achseln. Sie haben es nicht besser gewollt. Auch möchte ich Ihnen noch etwas sagen. Man spricht immer so viel von der ersten Liebe, als wenn sie etwas heiliges wäre, und doch ist sie gewöhnlich die erste große Dummheit des Lebens, wie man an Ada Ravenstein und an mir bemerken kann. Sie liebte einen Fritz Neumann, und ich — nun Sie wissen ja! Aber man spricht niemals von der letzten Liebe. Vielleicht deswegen, weil man uns arme, alte Menschen eines tiefern Gefühls nicht mehr für fähig hält. Aber da Sie noch Gefühl zu haben scheinen, so möchte ich Ihnen doch erzählen, daß die da — er wies auf den Hügel —, die dort unter den Rosen schläft, für mich sehr reizend, sehr liebenswert, sehr anziehend war. Trotz ihrer Schulden, trotz ihrer verschiednen Stimmungen und trotz ihrer falschen Freunde, die sie gleichgiltig ins Armenhaus hätten gehen sehen. — Sie werden jetzt einen Kaffee geben und erzählen, ich hätte sie unglücklich geliebt. Thun Sie das; man wird den Geschmack des ältern Mannes bedeutend besser finden, als den des jungen. Leben Sie wohl!

Der Graf war langsam den Kirchhofsweg hinuntergegangen. Frau von Zehleneck sah ihm sprachlos nach. Sie wollte lachen, aber sie konnte nicht; dann versuchte sie es mit Thränen, und diese flossen reichlich. Sie wurde sogar so gerührt, daß sie sich vornahm, ein andrer, besserer Mensch zu werden, aber sie vergaß

dabei ganz, daß sie diesen Vorsatz schon hundertmal gefaßt und niemals ausgeführt hatte.

So war es auch diesmal; nach acht Tagen gab sie wirklich den Kaffee und verlästerte den Grafen nach allen Regeln der Kunst. Er machte sich nichts daraus; ihm war das Leben sehr gleichgiltig geworden, obgleich er es mit einer gewissen vornehmen Würde weiter trug.

Vor einigen Jahren ist er gestorben, während Frau von Zehleneck noch lebt. Sie ist noch ganz wie früher, bis auf die Veränderungen, die das Alter an ihr hervorgebracht hat. Niemand liebt sie; jedermann aber fürchtet sie. Sie gehört zu den Leuten, von denen man, wie der landläufige Ausdruck ist, Geschichten schreiben kann. Sie weiß viel, und sie erzählt noch mehr, als sie weiß; nur von einem Gegenstande schweigt sie beharrlich: von der ersten Liebe.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Unhaltbare Fiktionen. Seit jener Niederlage des Christentums, die gewöhnlich als sein Sieg bezeichnet wird, leidet die Kulturwelt an dem ungeheuern Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit, der in unsern Tagen so weit gediehen ist, daß sogar das christliche Ideal nur noch dem Namen nach unser Ideal ist, und daß Kierkegaard berechtigt war, die Christlichkeit der Christenheit eine Selbsttäuschung zu nennen. Voltaire hat diese Selbstbelügung — z. B. im Ingénu — mit blutigem Hohne gegeißelt, und Hartpole Lecky hat mit wissenschaftlichem Ernst die tiefe Schädigung dargelegt, die sie dem Charakter der europäischen Völker zugefügt hat; sie hat ihn mit Unwahrhaftigkeit durchtränkt und die edle, stolze, männliche Offenheit und Wahrhaftigkeit der Alten verbannt. Der wahrhaftige und offne Luther hat diesen Zustand zwar für seine Person überwunden, aber für die christlichen Völker konnte er ihn nicht überwinden, weil ihn die Ereignisse von seiner ursprünglichen Absicht, inmitten der getauften Heidenschaft eine Gemeinde der wirklich Gläubigen zu sammeln, abgedrängt und zur Gründung neuer Staatskirchen gezwungen haben. Ohne Zweifel wird diese Schädigung der Völker, die doch im Rate der Vorsehung beschlossen sein muß, von anderweitigen Vorteilen überwogen, indes mit diesen haben wir es heute nicht zu thun, sondern nur mit einem andern Nachteil, der aus jenem ersten fließt, mit den Verlegenheiten, die die sogenannte Christlichkeit den Politikern bereitet. Nachdem man einmal bis zu der verkehrten Idee des christlichen Staats fortgeschritten war, konnte es nicht fehlen, daß schließlich auch an die Politik das Ansinnen gestellt wurde, sie müsse christlich sein. Hölzernes Eisen, kühlendes Feuer, lebendige Leiche, steinerner Geist — was immer man sich ungereimtes denken mag, es wird kaum ein so widerspruchsvolles und unmögliches Ding sein wie die christliche Politik. Denn das Wesen der christlichen Gesinnung besteht in der Selbstverleugnung und opferwilligen Liebe, in dem Verzicht auf irdischen Genuß und Besitz um des Himmelreichs willen, die Politik aber ist der geordnete Kampf der irdischen Interessen. So wird denn dem Kladderadatsch täglich Stoff geliefert zu Satiren gleich der auf den Reichsboten

in der Nummer vom 15. März, und so kann es denn nicht fehlen, daß, wenn Bebel der deutschen Christenheit, wie in den Peterstagen wieder einmal, den Spiegel der christlichen Moral vorhält, ein blitzdummes Gesicht herausschaut.

Die Kolonialpolitik läßt ihrer Natur nach den Unsinn am schärfsten hervortreten. Die spanischen Konquistadoren, hinter die sich der Regierungsvertreter in seiner Verlegenheit flüchtete, huldigten einem mit jeder Barbarei verträglichen rohen Aberglauben, den sie für die christliche Religion hielten, den aber heute kein Mensch mehr dafür hält. In einer Zeit dann, die auch noch einigermaßen naiv war, hüllten sich die englischen Kattunhändler in das Apostelgewand, das aber längst aller Welt zum Gespött geworden ist. Man nimmt es ihnen trotzdem nicht weiter übel, wenn sie es beibehalten, wie ihr Speaker im Parlament seine Allongenperücke beibehält, und wie man die Gewohnheit beibehält, Her Majesty sagen zu lassen, was die Parlamentsmehrheit dem Lande zu sagen hat; man läßt sie von Humanität und Christentum salbadern, wenn sie einen neuen Raubzug vorhaben, ohne groß zu protestiren, denn niemand wird mehr dadurch getäuscht, man weiß, daß das zum Kostüm gehört. Aber wenn sich ein andrer Staat im Lichte unsers kritischen Jahrhunderts das Apostelgewand erst anziehen will für koloniale Unternehmungen, so blamirt er sich nicht bloß, sondern bereitet sich ernstliche Verlegenheiten. Durch Kolonisation wird manchmal Kultur verbreitet, wie es durch die griechische, durch die römische in Barbarenländern und durch die deutsche im slawischen Osten geschehen ist, manchmal auch nicht. Die Kolonisation mag hie und da die Lage der Eingebornen verbessern, öfter bewirkt sie das Gegenteil. Mag sie aber Kultur schaffen oder Kultur zerstören, die Unterworfnen beglücken oder zu Grunde richten, niemals ist Kulturverbreitung oder Beglückung der Unterworfnen ihr Zweck, niemals verfolgt sie andre Zwecke als selbstsüchtige: die Befriedigung gewisser Bedürfnisse oder Leidenschaften der Kolonisatoren. Ohne Zweifel, es giebt wirkliche Christen und wirkliche Apostel, die zu den Heiden gehen aus keiner andern Absicht, als um Seelen zu retten und das Reich Gottes auszubreiten. Aber die verbitten sich den Beistand der Politik. Kommen sie zu bösartigen Heiden und werden sie umgebracht, so freuen sie sich des Märtyrertodes, dessen sie gewürdigt werden, und kommen sie zu gutartigen Naturmenschen, so gelingt es ihnen wohl, ein Paradieschen folgsamer, glücklicher Kinder zu schaffen, das Bestand hält, so lange es klein bleibt, und — so lange es die weißen Christenbrüder mit ihrem Besuch verschonen. Wo Missionare und Kolonisatoren zusammenwirken, da hat bis jetzt noch immer zu guter letzt der Missionszweck dem Kolonisationszweck geopfert werden müssen. Der Kolonisationszweck ist selbstsüchtiger Art, und nicht an der christlichen Moral können die Mittel zu seiner Verwirklichung gemessen werden, sondern nur an ihm selber.

Damit soll nicht etwa eine Billigung der Roheiten und Grausamkeiten ausgesprochen werden, die sich einige Deutsche in unsern Kolonien haben zu Schulden kommen lassen. Daß solche Ausschreitungen nicht allein unnötig, sondern geradezu zweckwidrig, also schon vom Standpunkte der nationalen Selbstsucht aus verwerflich sind, wissen wir aus vielen Zeugnissen von Sachverständigen, unter anderm aus dem offnen Schreiben des Herrn von Eltz an Peters, von dem man sich nur wundern muß, daß es nicht gleich nach seinem Erscheinen im Oktober 1892 allgemein verbreitet und von den Behörden beachtet worden ist. Dagegen ist hervorzuheben, daß diese Ausschreitungen in einem ursächlichen Zusammenhange mit dem trostlosen Zustande unsrer amtlichen Moral stehen, und daß es gar nicht zu verwundern wäre, wenn sie im größten Maßstabe überhand nähmen. Die natürliche

Moral der edlern Heidenvölker enthält einen starken Gerechtigkeitssinn, Menschenfreundlichkeit und Mitleid, Wahrhaftigkeit und Treue, den Trieb der nützlichen Thätigkeit und den Grundsatz des Maßhaltens. Diese Moral verbietet weder das Streben nach Reichtum noch den sinnlichen Genuß innerhalb der von der Gerechtigkeit und Mäßigung gezognen Grenzen, noch tausend andre Dinge, die das Neue Testament verbietet, die sich aber im bürgerlichen und im politischen Leben von selbst verstehen. Wohl aber verbietet diese natürliche Moral unnütze Grausamkeiten und andre Bestialitäten, Schuftigkeit und Niederträchtigkeit, und ein Volk von gesundem sittlichem Instinkt unterscheidet mit unfehlbarer Sicherheit zwischen einem Manne, der fremde Menschenleben dem berechtigten Selbsterhaltungstriebe oder einem vernünftigen politischen Zwecke geopfert hat, und einem brutalen Wüterich oder einem Schurken. Der deutsche Christ aber erlernt in der Schule die Moral der Selbstverleugnung, und dann tritt er hinaus in eine Welt, worin der Kampf selbstsüchtiger Interessen grimmiger tobt, als je in einer frühern Zeit, wenn auch meistens in weniger gewaltthätigen Formen. Ist er ein denkender Kopf — und wer würde heute nicht zum Nachdenken gezwungen —, so zieht er den Schluß, daß die christliche Moral nur eine fable convenue sei, und da er zugleich predigen hört, daß es eine andre als die christliche Moral nicht gebe, so schließt er weiter, daß die Moral überhaupt nichts sei als ein Gewebe von Redensarten und konventionellen Formen, mit denen man seine selbstsüchtigen Bestrebungen zu verhüllen habe, wenn man in der Welt fortkommen wolle. Da solchergestalt der Widerspruch zwischen dem Handeln und dem Moralgesetz selbstverständlich und unvermeidlich ist, so kommt es auf ein Mehr oder Weniger des Widerspruchs nicht an. Die natürliche Moral stellt den Unterschied auf zwischen dem Menschen und dem Unmenschen, dem ehrlichen Manne und dem Schurken; das erste kann man ohne übernatürlichen Gnadenbeistand sein, das zweite braucht man nicht zu sein. Die christliche Lehre dagegen unterscheidet zwischen dem Sünder und dem Heiligen, und da der Durchschnittsmensch ein Sünder, also so wie so vor dem Richterstuhl d i e s e r Moral nichts wert ist, so verschwindet ihm der Unterschied zwischen Mensch und Unmensch, zwischen dem ehrlichen Manne und dem Schuft. So verliert der Einzelne für sich selbst den sittlichen Halt und verliert das Volk, verliert zuletzt auch die Obrigkeit den Maßstab der sittlichen Beurteilung, und man darf sich nicht wundern, wenn unter der schützenden Hülle der aus Redensarten und Umgangsformen bestehenden christlichen Gesittung nicht selten greuliches geschieht.

Die Kirchen sind Staatssache, ganz gewiß, denn sie sind mit Besitz und andern Machtmitteln ausgerüstete Körperschaften; aber die Religion ist wirklich allerprivateste Privatsache, und Privatsache ist es auch, wie ein Mann, der weder auf sein weltliches Bürgerrecht und auf irdischen Besitz und Genuß noch auf sein Christentum verzichten will, den Kompromiß zustande bringt; kein andrer hat sich darum zu kümmern, und keiner hat über seines Nächsten Gewissen zu richten. Aber dem Staate, wenn er sich als Vertreter des Christentums aufspielen will, zu sagen: Du machst dich lächerlich und bringst dich selbst, die Religion und die Moral in Gefahr, dazu sind wir berechtigt. Doch verkennen wir nicht die Schwierigkeit seiner Stellung; ein vielhundertjähriger geschichtlicher Prozeß hat Religion und Kirche, Kirche und Staat mit einander verflochten, und was so mit einander verwachsen ist, das kann nicht auf einen Ruck von einander loskommen. Wir werden uns also gedulden müssen. In Frankreich und in Italien hat man dieser Fiktion bereits entsagt; keins von beiden macht auf den Titel eines christlichen Staates Anspruch. Dafür leiden sie ab und zu an andern Fiktionen, die jedoch, wie sie das Bedürfnis des

Tages erzeugt, auch rasch und leicht wieder überwunden werden können. Italien ist soeben mit zwei Fiktionen auf einmal fertig geworden, mit der Fiktion, daß seine Ehre die Eroberung von Abessynien fordre, und mit der Fiktion, daß eine den Staat bedrohende große sozialistisch-anarchistische Verschwörung die unumschränkte Gewaltherrschaft Crispis notwendig mache. Mit der Erklärung der ersten und dem Zusammenhange zwischen beiden beschäftigen wir uns wohl noch einmal. Was die zweite anlangt, so ist sie durch so grobe Täuschungen zustande gebracht worden, daß man sich dabei wieder einmal versucht fühlte, zu rufen: Es giebt wirklich keine Öffentlichkeit! Colajanni hat am 7. März 1894 im Secolo nachgewiesen, daß Crispi Depeschen gefälscht hat, um die ganz planlose sizilianische Hungerrevolte als das Ergebnis einer großen Verschwörung erscheinen zu lassen. Der Marchese di Rudini, der nicht ein alter Verschwörer und Revolutionär wie der Advokat und Geschäftchenmacher Crispi, sondern ein reicher Grandseigneur von uraltem Adel ist, war gegen den Verdacht, ein Bundesgenosse von Sozialdemokraten und Anarchisten zu sein, gefeit und durfte daher die „Zuchthäusler“ befreien, ihre drei vornehmsten vom jubelnden Volke in Rom feierlich empfangen und sie in die Deputirtenkammer einziehen lassen, ohne für seine Person einen Tadel zu fürchten. Und indem dieser Einzug ohne die geringste Störung erfolgt ist, hat er damit bewiesen, daß die angeblich den Staat bedrohende Gefahr nicht vorhanden war. Die Gefahr, die den Staat wirklich bedroht, ist die verzweifelte wirtschaftliche Lage des Volkes, und ob Rudinis unbestreitbar guter Wille und seine klare Einsicht in die Natur der Übelstände hinreichen werden, diese Gefahr zu überwinden, das darf allerdings bezweifelt werden, wenn man es auch gern hoffen möchte.

Unsre Ausländerei. In Nummer 44 des Jahrgangs 1895 brachte die Gartenlaube auf der ersten Seite ein Bild mit der Unterschrift „Der Heimat zu“: ein junges Mädchen sitzt sinnend auf dem Achterdeck eines Schiffs, das den Newyorker Hafen verläßt. In dem Text zu diesem Bilde heißt es, das junge Mädchen habe einige Jahre bei lieben Verwandten, die einst von Deutschland eingewandert seien, zugebracht und in dem Verkehr mit seinen Kousinen „selbst etwas vom Schliff einer jungen Amerikanerin angenommen.“ Dieser offenbar ohne alle Hintergedanken niedergeschriebne Satz ist wieder einmal recht bezeichnend für unsre Selbstachtung. Zunächst ist es dem deutschen Michel über jeden Zweifel erhaben, daß ihm die Ausländer, mit Ausnahme etwa der Patagonier, Hottentotten, Eskimos und ähnlicher Zeitgenossen, in gleichen Lebensverhältnissen von vornherein an Feinheit und Vornehmheit ungeheuer überlegen sind. Als charakteristisches Beispiel für diese Ansicht wird mir immer eine Äußerung eines akademisch gebildeten Deutschen in der Erinnerung bleiben, die ich vor etwa drei Jahren einmal hörte: als er hörte, daß sich der deutsche Kaiser Charleys Tante habe vorspielen lassen, sagte er: „Ein vornehmer Engländer würde das nie thun.“ Natürlich, so eine stocksteife englische Familie, in der der Hausherr selbst zum einfachen Mittagessen im Familienkreis im Frack und die Damen tief ausgeschnitten erscheinen, in der die ganze Gesellschaft vor lauter shoking Krämpfe bekommt, wenn ein kleines Kind einmal vom Tischbein oder gar von Leibweh redet, kann uns gewiß als nachahmenswertes Vorbild dienen!

Geradezu empörend ist es aber, daß der Schreiber des Gartenlaubentextes die Töchter der einst eingewanderten lieben Verwandten ohne weiteres als Amerikanerinnen bezeichnet, und doch kann man ihm leider nicht Unrecht geben. Solch „liebe Verwandte“ selbst pflegen im Auslande noch halbwegs Deutsche zu bleiben.

Sie beschaffen sich, nicht selten mit großen Kosten, zu Weihnachten einen Tannenbaum, sie feiern den Geburtstag des deutschen Kaisers, telegraphiren begeisterte Glückwünsche, lassen was drauf gehen, um sich einen guten Trunk deutschen Bieres zu verschaffen, singen in rührseliger Stimmung wohl auch einmal „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten," aber damit scheint es genug zu sein. Im übrigen passen sie sich dem Lande, worin sie wohnen, mit unheimlicher Geschwindigkeit an in Sitten, Gebräuchen, Anschauungen und Kleidung. Der guten deutschen Vornamen, die sie mitgebracht oder dort ihren Sprößlingen gegeben haben, scheinen sie sich nicht schnell genug entledigen zu können. Ist es nicht aber auch eine erhaben schöne Zusammenstellung: Paolo Meyer, Charles Schulz, Frank Müller? Und die Kinder der lieben Eingewanderten? Nun, meist pflegt nur noch deren ehrliches deutsches Gesicht daran zu erinnern, wes Stammes sie sind; viel ist es schon, wenn sie ihre Muttersprache noch radebrechen lernen!

Bringt ein Deutscher eine von den beliebten „schweren" Engländerinnen oder Amerikanerinnen als Frau nach Deutschland, so wird, wenn es die Verhältnisse nicht völlig unmöglich machen, der Haushalt ganz nach den Gewohnheiten der Frau zugeschnitten: um die Mittagszeit giebt es ein lunch, und das dinner wird gegen Abend eingenommen. Geben sie eine Gesellschaft, so wird den Gästen mit den ausländischen Gerichten aufgewartet. Im häuslichen Verkehr unterhalten sich die Eheleute englisch; dabei freut sich der Mann sehr, daß er den englischen Unterricht auf der Schule nun doch nicht ganz umsonst gehabt hat. Heiratet dagegen eine Deutsche nach England, so hat sie ihr Deutschtum im Nu abgelegt wie ein altes Kleid. Das vortreffliche deutsche „Anpassungsvermögen" unterstützt sie dabei außerordentlich. Daß sie sich etwa ihren Haushalt auf deutsche Weise einrichtete, davon ist gar keine Rede. Es dauert nicht lange, so kann die teure Mutter in Deutschland ihren Kaffeeschwestern glückstrahlend erzählen: „Meine Tochter ist schon ganz Engländerin geworden."

Wie anders die Amerikaner und Engländer! Sie sind und bleiben, wo sie sich auch aufhalten mögen, Stockamerikaner und Stockengländer. Wir Deutschen finden das selbstverständlich und machen es ihnen dadurch leicht, daß wir alles Ausländische an ihnen unbändig bewundern und sie damit in ihrem Selbstgefühl nur bestärken.

Wie schrieb doch Lessing vor hundertunddreißig Jahren in seiner „Minna von Barnhelm"? Riccaut: „Nit? Sie sprek nit Französisch, Ihro Gnad?" Das Fräulein: „Mein Herr, in Frankreich würde ich es zu sprechen versuchen. Aber warum hier?" Es scheint, daß wir Heutigen diese Lehre ganz vergessen haben. Es braucht nur einmal ein Fremdling mit Deutschen im Eisenbahnwagen zu fahren und bei seinen Verhandlungen mit dem Schaffner zu erkennen zu geben, daß er des Deutschen nicht mächtig ist, sofort pflegt sich einer der deutschen Mitreisenden mit seinem bischen Englisch oder Französisch — die übrigen lebenden Sprachen sind der überwiegenden Mehrheit der Deutschen nicht geläufig — dem Fremden zur Verfügung zu stellen. Er begnügt sich nicht damit, was bei diesem Samariterdienst doch völlig ausreichend wäre, dem Zugbeamten auf Deutsch zu sagen, was der Fremde will, nein, er wendet sich an den Fremden selbst und knüpft nur gar zu gern mit ihm in dessen Muttersprache ein Gespräch an, und ein Hochgefühl zieht in seinen Busen ein, wenn er, vollends vor Bekannten, mit seinen Sprachkenntnissen renommiren kann.

Im Sommer 1891 machte ich in größerer Gesellschaft eine Reise über Land von Bergen nach Christiania. In eigens gemieteten Wagen fuhren wir vom Morgen

bis zum Abend die vorher bestimmten Strecken. Es traf sich, daß ein französischer Geistlicher, der mit der Post fuhr, einigemale in denselben Gasthof, wie wir, einkehrte und seine Mahlzeiten in demselben Zimmer einnahm, worin uns der Tisch gedeckt war. Obwohl wir mit dem Franzosen in keinerlei Berührung gekommen waren, konnte es sich einer von uns, ein Großindustrieller und Reichstagsabgeordneter dazu, doch nicht versagen, sich einmal unaufgefordert zu dem abseits sitzenden Fremdling zu setzen und ihn auf Französisch anzureden, um? ja, um uns andern zu zeigen, daß er Französisch plappern könnte. Das Beste bei der Sache war, daß sich der Franzmann schließlich als ein wütender Deutschenhasser bekannte und es dem deutschen Reichstagsabgeordneten überließ, sich wie ein begossener Pudel zurückzuziehen.

Durch viele drastische Beispiele ist längst dargethan, daß mancherlei in Deutschland hergestellte Waren ins Ausland gehen, um von dort in seiner „Aufmachung" wieder zu uns zurückzukehren und mit entsprechendem Preisaufschlag dem deutschen Publikum als ausländische Erzeugnisse aufgehängt zu werden; es hat, wie es scheint, erst dieses Nachweises bedurft, um die Deutschen wenigstens einigermaßen zur Besinnung zu bringen. Daß aber die schwächliche Vorliebe für ausländische Waren noch nicht ganz ausgerottet ist, liegt jetzt nicht so sehr an dem großen Publikum, als an den Händlern und Fabrikanten. Man braucht nur in ein größeres Geschäft zu gehen und „bessere" Sachen zu verlangen, so wird einem alles als „beste englische" oder „feinste französische Ware" und „echt amerikanisches Fabrikat" empfohlen. Mit einigen rühmlichen Ausnahmen kann man gewisse Sachen, wie Seife, Wohlgerüche, Pomaden, Briefpapier, Hüte usw., mit deutschen Bezeichnungen mit dem besten Willen nicht haben. Besteht man darauf, deutsche Waren zu kaufen, so versichert einem der Kaufmann manchmal ganz naiv, daß die Sachen in Deutschland hergestellt, aber nur mit französischen, englischen oder amerikanischen Bezeichnungen versehen seien, „weil es das Publikum nun einmal so wolle." Das Publikum würde aber ganz anders wollen, wenn nicht durch das gekennzeichnete Thun der Fabrikanten und Händler die deutsche Ware systematisch in Mißkredit gebracht würde. Damit auch hier die Gegenüberstellung nicht fehle, wollen wir auf das Vorgehen Englands hinweisen, das durch sein bekanntes made in Germany alle deutschen Erzeugnisse zu brandmarken und von sich und seinen Ausfuhrländern fernzuhalten sucht.

Prügelstrafe in den Gefängnissen? Im 9. Hefte der Grenzboten wird, wohl von einem Strafanstaltsbeamten, die Einführung der Prügelstrafe in den Gefängnissen verlangt. Aber die Ansichten, die der Verfasser geltend macht, scheinen mir so einseitig vom Standpunkte des Beamten entwickelt, daß ich versuchen möchte, eine abweichende Meinung in dieser wichtigen Frage kurz zu begründen.

Die Prügelstrafe ist in Deutschland nur als Disziplinarstrafe (in England z. B. noch jetzt als gerichtliche) in Zuchthäusern zulässig. Sie wird dort nur angewendet bei besonders schweren Verstößen gegen die Hausordnung — besonders bei Thätlichkeiten gegen die Beamten — unter Beobachtung bestimmter Vorschriften und nur gegen männliche Verbrecher, denen die bürgerlichen Ehrenrechte durch richterliches Urteil aberkannt sind (was bei jeder Verurteilung zu Zuchthaus als Nebenstrafe verhängt werden kann). Daß sie aber auch für solche Fälle nicht unentbehrlich ist, wird schon dadurch bewiesen, daß z. B. Baiern, Württemberg, Baden, Bremen sie auch hier nicht kennen; allerdings ist mir nicht bekannt, ob in diesen Staaten dafür nicht Lattenarrest und andre körperliche Strafen angewendet werden, die aber doch von der Prügelstrafe wesentlich verschieden sind. Es handelt sich

hier aber nicht um ein Entweder — Oder, sondern um ein Mehr oder Weniger. Nicht nur dann müßte allerdings die Prügelstrafe als schwerste Disziplinarstrafe bestehen bleiben, wenn ohne sie ein Zuchthaus zu leiten unmöglich wäre (was nicht der Fall ist), sondern schon dann, wenn ihr Wegfallen im ganzen mehr Schaden als Nutzen bringen würde. Ob dies der Fall ist, darüber haben vor allem — aber nicht allein — die Praktiker des Fachs zu entscheiden. Ich erwähne hier nur, daß eine Autorität wie Krohne (in seinem Lehrbuch der Gefängniskunde) sich sehr entschieden gegen diese Strafe ausspricht, da sie kein unfehlbares Mittel sei, von empörender Roheit sei und den letzten Rest von Ehrgefühl aus dem Bestraften hinaustreibe. Der allgemeine Entwicklungsgang der Strafmittel, der eine fortschreitende Milderung dieser Mittel ist, würde ihm Recht geben.

Aber in dem betreffenden Aufsatz handelt es sich nicht um das Zuchthaus, sondern um das Gefängnis, und der Verfasser denkt auch nicht nur an die schwersten Disziplinarvergehen; er will im Gegenteil die Prügelstrafe zur bessern Erhaltung der gewöhnlichen Disziplin haben und zugleich — oder vorher? — zur Sicherung der Stellung des Beamten. Statt daß dieser heute auch dem frechsten Lümmel gegenüber keine augenblickliche Strafgewalt hat, sondern an den Direktor Bericht erstatten muß, sodaß die Strafe erst dann vollzogen werden kann, wenn Zorn und Ärger des Beamten verraucht sind, soll er die Erlaubnis bekommen, in solchen Fällen durch einige Hiebe sich Respekt zu verschaffen und zugleich seinem Ärger Luft zu machen. Auch werde von vielen Beamten heute doch geprügelt, und diese Ungesetzlichkeit erzeuge ein häßliches Vertuschungssystem. Also soll man dem Aufseher die Vollmacht geben, die er nicht gut entbehren kann, und auch nicht stets entbehrt — wenigstens thatsächlich — durch gesetzliche Erlaubnis.

Man sieht, der Verfasser verlangt die Strafe für ganz andre Fälle, als für die sie im Zuchthaus heute angewendet wird. Nicht ausnahmsweise bei besonders schweren Vergehen auf Anordnung des Direktors mit ärztlicher Genehmigung, sondern nach Ermessen des einzelnen Aufsehers (dem natürlich bestimmte Normen vorzuschreiben wären) soll sie angewendet werden, und auch wohl mit geringerer Heftigkeit.

Für die Beamten gewiß sehr bequem. Dagegen kann aber nicht scharf genug protestirt werden. Welche Roheiten würden wir bei dieser Einrichtung erleben! Es kommen wahrlich schon heute in Deutschland mehr als genug Ausschreitungen von Beamten vor, und es gehört ein starker Optimismus dazu, die traurigen Vorgänge in Brauweiler so milde zu beurteilen und die Behauptung aufzustellen, daß, wenn einmal ein Schutzmann in der Notwehr gegen einen frechen Zuhälter von der blanken Waffe Gebrauch machen müsse, dies erst durch die „Soldschreiber der sozialdemokratischen, demokratischen und freisinnigen Presse" zu einer Roheit aufgebauscht werde. Kein vernünftiger Mensch wird etwas dagegen einzuwenden haben, wenn ein Schutzmann in der Notwehr sich hilft, wie er kann — das ist das Recht eines jeden.*)

Aber daß auch außer dem Falle der Notwehr derartige Handlungen vorkommen, ist durchaus nicht nur die Ansicht der demokratischen Zeitungsschreiber.

*) Der Verfasser meint, gegen rohe Beschimpfungen und Thätlichkeiten, die der Polizist in seinem Berufe oft erdulden müsse, würde ihm durch die Verurteilung des Thäters zu einigen Monaten Gefängnis keine Genugthuung gewährt. Mag sein; aber in dieselbe Lage kann jeder Privatmann kommen, ohne daß jemand für ihn das Recht der Selbsthilfe fordert. Ist für den Polizisten ein verstärkter Rechtsschutz wirklich nötig, so kann er nur in einer Verschärfung der gerichtlichen Strafe, aber nicht in einem Prügelprivilegium geschaffen werden.

Ein Mann, dem man demokratische Gesinnungen nicht vorwerfen kann (im offiziellen Deutschland ist das heutzutage ein Vorwurf!), Karl Jentsch, schreibt z. B.: „Wie häufig Mißhandlungen von Unterthanen durch die Polizei vorkommen, davon erfahren die Anhänger der »Ordnungsparteien« wenig oder nichts, weil sie sozialdemokratische und demokratische Blätter nicht lesen, ihre eignen Parteizeitungen aber diese Dinge grundsätzlich totschweigen. Es muß anerkannt werden, daß brutale Polizeibeamte hie und da bestraft werden. Aber das kommt doch äußerst selten vor; im allgemeinen schenken die Gerichte grundsätzlich der Polizei mehr Glauben als dem Gemißhandelten, und dieser kann schon froh sein, wenn er nicht noch wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt verurteilt wird.“ (Betrachtungen eines Laien S. 100.) Solche Fälle kommen sicherlich viel öfter vor, als sie gerichtlich verhandelt werden. Wie viel mehr würde nun in den Gefängnissen die ärgste Rohheit Platz greifen, wenn der Aufseher prügeln dürfte! Welch verkehrter Grundsatz, eine Strafe deshalb zu fordern, weil sie dem Strafenden gerecht wird! Die Beamten sind doch um der Gefangnen willen da, nicht umgekehrt. Und welche Pädagogik, eine Strafe von dem Verletzten im Zorn vollziehen zu lassen! Wenn Fälle berichtet werden, wo sich zur Vollziehung der Prügelstrafe statt eines Beamten zehn melden, so spricht das nicht eben gegen die Roheit dieser Leute. Und wie machtlos würden die Gefangnen den Unterbeamten ausgeliefert sein! Man weiß, was heutzutage die Beschwerde beim Militär für den sich Beschwerenden bedeutet. Steht es damit im Gefängnis besser? Die Feigheit der Sträflinge, von der der Verfasser erzählt, spricht nicht dafür — oder waren diese Leute in der Freiheit schon ebenso feige? In einem neulich in München verhandelten Prozeß erklärte es ein Offizier ausdrücklich für unmöglich, zu verhindern, daß ein Unteroffizier einen Mann eine Beschwerde entgelten lasse. Die Nutzanwendung davon auf einen Strafanstaltsdirektor und seine Beamten liegt auf der Hand. Und der Unteroffizier darf doch nicht prügeln! Allerdings muß man zugeben, daß es ein Mißstand ist, wenn die Beamten thatsächlich die Prügelstrafe ohne gesetzliche Ermächtigung anwenden; aber sie ihnen darum zu geben, hieße eine strafbare Handlung ganz freigeben, weil sie öfter begangen wird.

Endlich ist aber auch der Optimismus bezüglich des Erfolgs der Prügelstrafe nichts weniger als unanfechtbar. Wäre die Disziplin in unsern Gefängnissen so arg, wie sie z. B. im vorigen Jahrhundert durchgängig war, und wäre die Prügelstrafe wirklich das Allheilmittel, das eine musterhafte Disziplin verbürgte, so könnte ihre Einführung mit gewissem Recht verlangt werden. Das ist aber nicht der Fall. Die Disziplin in unsern Gefängnissen mag zu wünschen übrig lassen, sie ist aber jedenfalls niemals besser gewesen als heute. Und die Erfolge der Prügelstrafe in früherer Zeit sind nicht geeignet, für sie Propaganda zu machen. So hat man in verschiednen Strafanstalten das Schweigegebot mit den härtesten Strafen durchzusetzen gesucht, unzählige Prügel sind ausgeteilt worden — vergeblich. Wir würden mit der Prügelstrafe im Gefängnis vermutlich dieselbe Erfahrung machen. Da sie aber schon früher gemacht worden ist, so sollten wir uns auch den Versuch schenken.

Die Prügelstrafe ist aber nicht nur im höchsten Grade brutal, sie ist auch eine ehrenrührige Strafe, und diesen wichtigen Umstand muß man vor allem berücksichtigen, wenn man vom Standpunkt des Sträflings aus, der maßgebend für die Art der Strafvollziehung sein muß, unsre Frage betrachtet. Unser Strafrecht kennt ja Ehrenstrafen, die der Richter bei jeder Verurteilung zu Zuchthaus und unter bestimmten Voraussetzungen auch bei Verurteilung zu Gefängnis aussprechen kann. Es

würde zwar nicht dem Buchstaben, aber dem Geiste des geltenden Rechts widersprechen, die Ehre eines Verurteilten der Strafgewalt der Gefängnisverwaltung auszuliefern. Natürlich könnte ja das Gesetz geändert werden, sodaß dieses Hindernis wegfiele. Aber die Insassen unsrer Gefängnisse sind nicht durchweg Leute, denen man ihre Ehre schädigen darf. Es wäre das ungerecht, weil sie durchaus nicht alle wegen ehrloser Handlungen verurteilt sind; und es wäre unklug, weil man den so Bestraften amtlich aus der Gesellschaft der anständigen Menschen ausstößt, in die zurückzukehren schon heute dem Entlassenen schwer wird. Wie soll er es können, wenn das letzte Gefühl von Ehre so geschädigt worden ist?

Nun könnte man ja daran denken, die Prügelstrafe nur für die einzuführen, denen die bürgerlichen Ehrenrechte aberkannt sind. Dann bliebe aber ein so großer Teil von dieser Maßregel unberührt, daß an eine allgemeine Besserung der Disziplin nicht zu denken wäre; ja wenn sich diese Trennung auch nicht aus technischen Gründen als undurchführbar erwiese, so würden doch leicht die nicht der Peitsche unterworfnen die Disziplin jetzt um so mehr verletzen.

Das alles mag nun dem Praktiker sehr theoretisch erscheinen; aber ich kann durchaus nicht zugeben, daß die Praktiker über solche Fragen allein entscheiden sollen. Freilich soll die Thätigkeit des Praktikers nicht durch büreaukratische Vorschriften auf Schritt und Tritt gehemmt werden. Aber die Verwaltungsbehörde hat dafür zu sorgen, das sämtliche Verwaltungszweige von einheitlichem Geiste durchdrungen sind. Sie kann es z. B. nicht jedem Strafanstaltsdirektor überlassen, welche Disziplinarstrafen er anwenden will. Sie hat ferner dafür zu sorgen, daß nicht in einzelnen Gebieten Maßregeln ergriffen werden, die unsern allgemeinen Anschauungen widersprechen. Und die Prügelstrafe, so wie sie in jenem Aufsatz verlangt wird, wäre eine solche Maßregel.

Der Verfasser will aber die Prügelstrafe nicht nur zur Aufrechterhaltung des Disziplin: er meint, in ihr, verbunden mit Deportation und Strafkolonien, zugleich ein Mittel gegen das Anschwellen der Verbrechen gefunden zu haben. Die Internationale kriminalistische Vereinigung stehe dem Übel ratlos gegenüber, die Auffassung der Strafe als Erziehung wiederspreche dem Empfinden des Volkes, so bleibe also nur die Rückkehr zu schärfern Strafmitteln übrig. Ich glaube aber nicht, daß die Auffassung der Strafe als Erziehung dem deutschen Volke unsympathisch sei; wir haben ja mit dieser Auffassung noch gar nicht Ernst gemacht! Und die Internationale kriminalistische Vereinigung steht doch wahrlich in Deutschland erst am Anfang ihres Wirkens. Sicherlich aber wird sie niemals erreichen, daß die Verbrechen aufhören. Das ist, wenn überhaupt, nur durch eine vernünftige Sozial-, nicht durch Kriminalpolitik zu erreichen. Aufgabe der letztern ist nur, das Verbrechen in seiner Abhängigkeit von den allgemeinen sozialen Verhältnissen zu erforschen, darnach die Wirkung der Strafmittel zu berechnen und die Sozialpolitik auf die Ursachen der Verbrechen hinzuweisen. Es ist das Verdienst der Internationalen kriminalistischen Vereinigung, das Verbrechen als soziale Erscheinung ins Auge gefaßt zu haben. Eine solche Betrachtung aber, die uns die Ursachen des Verbrechens zeigt, warnt uns auch vor der Anwendung roher Strafmittel als ungerecht und nutzlos. Viel barbarischere Strafen als die Prügelstrafe haben früher das Verbrechen nicht zu beseitigen vermocht — die Prügelstrafe würde sich heute nicht als wirksamer erweisen.

Paragraphenregen und Volksbeglückung. Nach den dem Reichstage vorliegenden Entwürfen enthält das bürgerliche Gesetzbuch für das deutsche Reich

2359 Paragraphen, das Einführungsgesetz 217 Artikel. Gleichzeitig mit dem bürgerlichen Gesetzbuche sollen eingeführt werden eine Grundbuchordnung, ein Gesetz über die Zwangsversteigerung und Zwangsverwaltung des unbeweglichen Vermögens, ein Gesetz über die freiwillige Gerichtsbarkeit einschließlich der Vormundschaftsordnung, ferner Änderungen des Gerichtsverfassungsgesetzes, der Zivilprozeßordnung, der Konkursordnung und des Handelsgesetzbuchs. Die Grundbuchordnung umfaßt nach dem Entwurfe vom Jahre 1889 79 Paragraphen, das Gesetz über die Zwangsversteigerung usw. des unbeweglichen Vermögens nach dem Entwurfe von demselben Jahre 245 Paragraphen. Von dem Gesetze über die freiwillige Gerichtsbarkeit ist noch kein Entwurf veröffentlicht; auf mindestens 400 Paragraphen wird man es aber schätzen dürfen. Die Änderungen des Gerichtsverfassungsgesetzes werden etwa 40 bis 50 Paragraphen ausmachen. Eine vorliegende Zusammenstellung der Änderungen der Zivilprozeßordnung, die unmittelbar mit dem bürgerlichen Gesetzbuche zusammenhängen, ergiebt 106 geänderte und 153 neue Paragraphen; dazu kommen die geplanten, aber noch nicht veröffentlichten Änderungen des Zustellungswesens, die mindestens auf 60 Paragraphen zu veranschlagen sind. Die Änderungen der Konkursordnung umfassen nach der Vorlage 48 Paragraphen. Die Änderungen am Handelsgesetzbuche sind noch nicht zusammengestellt; bei einem mäßigen Anschlag kommt man auf etwa 100 Artikel. Summa Summarum: 3817 Paragraphen und Artikel!

Wenn das deutsche Volk, nachdem sich dieser Paragraphenregen ergossen haben wird, immer noch nicht ganz glücklich sein sollte — die Herren an den grünen Tischen sind dann wirklich nicht schuld daran; denn noch mehr Paragraphen kann man billigerweise nicht von ihnen verlangen. Ich lasse meinen Sohn, der bisher die Rechtswissenschaft studirte, Papiermüller werden!

Entgegnung. In Heft 10 der Grenzboten wird Seite 496 Dr. Trillings Schrift: Die soziale Lage der deutschen Ärzte usw. von einem ungenannten Berichterstatter anerkennend besprochen. Aber in zwei Punkten wird Trillings zweckmäßigen Vorschlägen auffallenderweise widersprochen, nämlich hinsichtlich der Einschließung der Familien der Versicherten und der festen Anstellung der Kassenärzte. Die staatliche Fürsorge für den erkrankten Arbeiter wird als berechtigt anerkannt, vor dem Einschluß seiner Familie wird gewarnt, weil dem Arbeiter dadurch jede eigne Willensbethätigung zur Bewahrung der Seinen vor Not und Elend abgenommen würde. „Wir thun nicht nur gut, solche Geschwindschritte in den kommunistischen Staat hinein möglichst zu vermeiden, sondern wir müssen uns auch hüten, die Charakterentwicklung des Einzelnen durch übermäßige Bevormundung noch mehr zu schwächen.“

Nun, wenn dieser neue Schritt auf der längst betretnen Bahn Kommunismus ist, dann war schon die ganze soziale Gesetzgebung Kommunismus, dann war auch die Einführung der allgemeinen Schulpflicht und die Ersetzung der Privatschulhalter durch angestellte Lehrer verderblicher Kommunismus, dann ist unser ganzes Volksleben seit alten Zeiten von kommunistischen Einrichtungen erfüllt. Will aber der Verfasser etwa nur vor der allzuschnellen Reform warnen, vor dem Geschwindschritt in den doch unvermeidlichen kommunistischen Staat hinein, dann meine ich: Was doch geschehen muß, soll man ausführen, sobald die Notwendigkeit erkannt ist. Geschwindschritt ist besser, als Immer langsam voran! Der gehemmte Fortschritt der vierziger Jahre hat das tolle Jahr gezeugt. Notwendig aber ist der Einschluß der Familienmitglieder zum Wohle der Arbeiter. Das haben einzelne Kassen längst erkannt, und haben darnach gehandelt. Anderswo aber sind die ver-

Digitized by Google

heirateten Arbeiter, die für die gleiche Maßregel eintraten, überstimmt worden durch die Kurzsichtigkeit der Unverheirateten und die Engherzigkeit der Arbeitgeber. Darum soll man auch hier den wohlthätigen Gesetzeszwang anwenden, der bei Schulpflicht, Wehrpflicht, Separation so heilsam gewirkt und auch in der sozialen Gesetzgebung, trotz ihrem Stückwerk, gut gethan hat. Aber das Stückwerk genügt nicht, es muß ganze Arbeit gemacht werden. Die Charakterentwicklung des Einzelnen schwächen, das will niemand. Davon kann auch hier gar nicht die Rede sein? Selbstsucht und Unverstand werden durch den Zwang gelähmt. Charakter und Einsicht erhalten durch ihn nur freie Bahn. Zu Anfang dieses Jahrhunderts hat mein Großvater in Soldin mit bewundernswürdiger Zähigkeit für die Separation gekämpft. Als endlich 1822 das Separationsgesetz erschien, hat er mit seinen sieben Kampfgenossen darin keine Hemmung seiner Charakterentwicklung gesehen, sondern hat es mit Freuden als Mittel gebraucht, sein Ziel zu erreichen. So werden auch die verheirateten Arbeiter ein Gesetz, das die Ihrigen in die Krankenkassen einschließt, nicht als eine Schwächung empfinden, sondern als eine Stärkung für den Kampf ums Dasein, der immer noch hart genug bleiben wird. Die Unverheirateten aber werden sich leicht fügen und sagen, wie so oft: „Ach wegen dem Pfeng!" Murren werden nur gewisse Arbeitgeber.

Wie will man es aber rechtfertigen, den Industriearbeitern eine gesetzliche Wohlthat vorzuenthalten, die für die Bahnbeamten längst besteht? Man vergleiche den Aufsatz von Dr. Herzfeld, Bahnarzt in Berlin, über die Neuregelung der bahnärztlichen Verhältnisse in Nr. 10 der Deutschen medizinischen Wochenschrift vom 5. März d. J., Seite 158 und 159. Da wird u. a. mitgeteilt: Die Angehörigen der Kassenmitglieder haben gemäß den Satzungen Anspruch auf ärztliche Behandlung. Ist das dort etwa auch Kommunismus? Ja oder nein, gleichviel! Ein solcher Kommunismus soll uns auch bei den Industriearbeitern keinen Schrecken einjagen.

Mit der staatlichen Zusammenfassung der Krankenversicherung erklärt sich der Berichterstatter einverstanden. Nur von der Anstellung der Ärzte mit festem Gehalt nach Trillings Vorschlag will er nichts wissen. Dabei scheint er Trilling teilweise mißverstanden zu haben. Denn dieser will den Ärzten gar nicht einen festen Gehalt zu gleichen Teilen zahlen, sondern er spricht von einer durchschnittlichen Besoldung von 3000 Mark. Darin liegt schon, daß es auch höhere und geringere Besoldung geben soll, und wie in andern Beamtenklassen, wird ja wohl auch beim ärztlichen Stande der Wunsch, in eine bessere Stelle aufzurücken, ein Sporn zu pflichttreuer Thätigkeit sein. Wenn dabei der Herr Verfasser von manchem trägen und nachlässigen Arzte spricht, dem Trillings Vorschlag wie Engelsmusik in den Ohren klingen werde, so muß man doch billig fragen: Ist wirklich der ärztliche Stand vor andern gelehrten Berufen so ganz besonders mit Trägheit gesegnet? Werden nicht auch andre Beamte mit festem Gehalt angestellt, ohne daß ihnen für jede einzelne Leistung eine Art Stücklohn angerechnet wird? Und ist endlich vom Staate zu erwarten, daß er sein Aufsichtsrecht gegen den ärztlichen Beamten weniger streng üben werde als gegen andre Beamtenklassen? Davon, daß jeder Arzt mit festem Gehalt angestellt werden müsse, wann und wo er will, soll ja gar nicht die Rede sein, sondern der Staat schreibt die Stellen mit bestimmtem Wohnsitz aus, in der Weise, daß immer auf 1600 Versicherte ein Kassenarzt kommt. Natürlich hat er die Auswahl unter den Bewerbern. Und gerade dann, wenn, wie der Berichterstatter meint, außer einigen Koryphäen der Wissenschaft alle deutschen Ärzte die Anstellung als Kassenärzte wünschen sollten, wird es ihm auch für die entlegensten Orte nicht an einigen Bewerbern für die Auswahl fehlen. Freilich kann er bei

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064095571

einer solchen Verteilung nur etwa 15000 Kassenärzte anstellen. Die übrigen 5000 bis 6000 müßten leer ausgehen und warten, bis wieder Stellen frei werden, wie das in andern Berufen auch ist. Aber ob das wirklich so viel sein werden, wie der Berichterstatter annimmt, ist doch sehr fraglich. Denn nicht bloß die Koryphäen der Wissenschaft werden auf die Staatsanstellung verzichten, sondern auch die Badeärzte, Spezialärzte, Universitätsdozenten und die Inhaber einer reichen Praxis. Trilling rechnet auf alle diese ungefähr 6000, und so kommt er zu dem Schluß, daß zunächst für alle Bewerber gesorgt werden kann. Dabei werden sich entlegne Gegenden mit jungen Anfängern begnügen müssen und junge Anfänger mit entlegnen Gegenden. Aber das ist für beide Teile weit besser als die jetzige Not.

Litteratur

Das Danziger Theater im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Von Johannes Bolte. (Theatergeschichtliche Forschungen, Heft XII.) Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 1895

Diese Forschungen zur Geschichte des Dramas und der Bühne in Deutschland werden außerordentlich fleißig gefördert, und die Güte der Bände steigert sich erfreulicherweise mit der raschern Folge. Die vorliegende Arbeit, bereits der zweite Beitrag Boltes, dient nicht etwa nur der Ortsgeschichte. Erstens sind die Danziger Verhältnisse ein leidliches Durchschnittsbeispiel für das Theaterwesen der größern deutschen Städte jener Zeit überhaupt — z. B. für die Art, wie die Aufführungen der jungen Bürger und Handwerksgesellen, die von Schülern und die von auswärtigen wandernden Berufsschauspielern damals einander abgelöst haben —, und zweitens verfolgt Bolte stets Schauspieler und Stücke, die vor der Danziger Bürgerschaft in jenem Zeitraum erschienen, rückwärts und vorwärts, soweit es heute möglich ist, und bietet auf diese Weise trotz der annalistischen Anordnung eine ganze Reihe abgeschlossener kleiner Bilder. Überdies teilt er aus dem Nachlaß eines Danzigers zwei bisher unbekannte Schauspiele der englischen Komödianten nach der Handschrift mit, die diesem von dem Hamburger Truppenleiter Paulsen überlassen worden sein werden, als sich (um 1670) die besten Schauspieltruppen von der englischen Dramatik abwandten und dafür mehr und mehr französische und italienische Stücke aufführten.

Esaias Tegners Frithjofssage. Verdeutscht von Fr. Ohnesorge. Leipzig, Th. Knaur

Diese vorzügliche Übertragung der Frithjofssage sei allen Freunden der schönen Dichtung herzlich empfohlen, es ist die beste, die wir in Deutschland haben. Vor allen Dingen haftet ihr nichts von der Augenblicksarbeit an, deren Stempel die allermeisten Übersetzungen dem Original gegenüber tragen, sie ist frei von diesem flüchtigen, zufälligen Charakter, sie trägt endgiltige Züge. Trotz der strengen Beibehaltung der mannichfaltigen Originalformen haben die Strophen und Verse etwas natürlich gesättigtes, wie man es in einer Übersetzung selten findet.

Das Bändchen ist auch so freundlich ausgestattet, daß es sich gut zu einem Geschenk eignet.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google